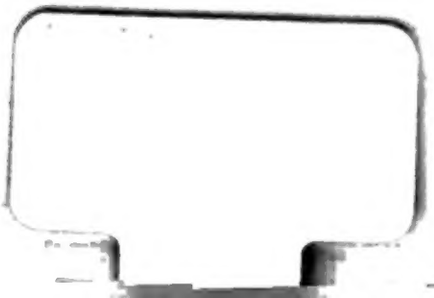
0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 40.

Ausgegeben am 27. September 1867.

Inhalt:

Horváth's ungarische Geschichte von A. Springer . . . . Seite 1
Ein Beitrag zur Baugeschichte des alten Rom 14
Zur deutschen Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts . . . 21
Politischer Monatsbericht. (Ende September) 26
Vermischte Literatur 38

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

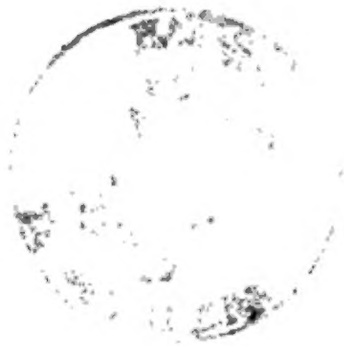
Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.



26. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1867.

Digitized by Google

ANNEX A

0902
.407
Sch/s. 26
pt. 4
1867

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1867. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Der Nationalverein. S. 103.
Eine ultramontane Versammlung. S. 116.
Die Reform in der Türkei. S. 121.
Ein Wort über den „Allgemeinen deutschen (Lassalleschen) Arbeiterverein. [Correspondenz vom Rhein.] S. 137.
Die baltischen Provinzen Rußlands. 1. Prolog. S. 165.
2. Land und Leute. S. 205.
3. Bürgerthum und Städteleben. S. 325.
4. Die brennenden Fragen der Gegenwart. S. 365.
Die 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a/M. S. 183.
Das zwölfte (sächsische) Bundesarmeecorps. S. 197.
Die Stellung der Hansestädte im neuen Deutschland. S. 222.
Rettung von Menschen oder Bergung der Sachen? S. 405.
Napoleon und der norddeutsche Bund. S. 279.
Die römisch-italienische Frage. S. 351.
Vom linken Mainufer. (Correspondenz aus Darmstadt.) S. 358.
Die nordschleswigsche Frage. S. 427.
Die katholischen Vereine. (Von einem Oestreicher.) S. 431.
Aus Schwaben. Anf. Oktober. S. 111.
Aus Schwaben. Mitte October: Die Lage Süddeutschlands. S. 145.
Aus Schwaben. Mitte November. S. 307.
Briefe vom Reichstage. 1—4. S. 77. 118. 160. 238.
Die sächsische Parlamentsreform. S. 478.
Die Grundlagen der Lehre von den Staatseinnahmen. S. 487.
Londoner Correspondenz. (Anf. December.) S. 476.
Politischer Monatsbericht. (Ende September.) S. 26.
Politischer Monatsbericht. (Ende October.) S. 230.
Politischer Monatsbericht. (Ende November.) S. 389.
Politische Rundschau. Mitte Oktober. Die innere Lage Frankreichs. S. 151.
Politische Rundschau. (Mitte November.) Der französische Congreßvorschlag. S. 314.
Politische Rundschau. (Mitte Dezember.) S. 509.
Die russischen Ostseeprovinzen und die deutsche Presse. S. 485.

Bilder und Schilderungen.

Die Marine Preußens und Deutschlands:
Kleinere Fahrzeuge zum Schutze des Handels und der Küsten. S. 65.
Die Avisos und Transportschiffe. S. 94.
Die Panzerschiffe: technischer Wettkampf der Panzer und der Artillerie. S. 245.
Panzerschiffe: der „Arminius". S. 291.
Panzerfahrzeuge: der „Prinz Adalbert". S. 380.

611938

Digitized by Google

Zur deutschen Sittengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts. S. 21.
Abseit der Heerstraße. 1. Eine erstarrte deutsche Stadt. S. 49.
Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. S. 81.
Das Mausoleum zu Halikarnass. S. 254.
Novelletten aus Apulejus. (Von Otto Jahn.) S. 445.

Literatur und Kunst.

Horváths ungarische Geschichte von A. Springer. S. 1.
Ein Beitrag zur Baugeschichte des alten Rom. S. 14.
Der Apoll von Belvedere. Von Otto Jahn. S. 41.
Springers Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. S. 75.
Franz Bopp. S. 285.
Die Uebersetzung Moliere's durch Graf Baudissin. S. 434.
Zu Winckelmanns 150. Geburtstage. (Justi W. in Deutschland.) S. 438.
Julian Schmidt's Literaturgeschichte 5. Aufl. S. 387.
Aus dem Musikleben Wiens. S. 469.
Herder über Leopold II. S. 504.
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate. (Mitte November.) S. 343.

Anzeigen und Kritiken.

Geschichte, Biographie und Politik E. Curtius: Griech. Gesch. Bd. 3. S. 321. — Sugenheim: Gesch. d. deutsch. Volks. Bd. 1—3. S. 322. — Erdmann: Gesch. d. Philosophie. S. 324. — Busch: Das Uebergangsjahr in Hannover. S. 362. — Otto Jahn: Mozart, 2. Ausg. S. 202. — Treitschke: Historische und politische Aufsätze. S. 520.
Staats- und Volkswissenschaft. Oppenheim: Völkerrecht. S. 443. — Hocker: Großindustrie. S. 444. — Berghaus: Pommersches Landbuch. S. 521.
Literaturgeschichte, Aesthetik. Strodtmann: H. Heine's Leben und Werke. S. 282. — Beyer: Rede über Rückert. S. 403. — Wentzel: Göthe in Schlesien. S. 404. — Scherer: Deutsche Volkslieder. S. 403. — Neue Classiker-Bibliothek. S. 522. — Gödeke, Kritische Schillerausgabe S. 517. — Nachlaß der Frau von Wolzogen. S. 519. — Lemcke: Populäre Aesthetik. S. 524.
Uebersetzungen und Antiquitäten. Westphal: Catulls Gedichte. S. 242. — Plutarch üb d. Musik. S. 243. — Benndorf und Schöne: Die antiken Bildwerke d. Lateran. S. 240.
Dramen und Novellen. Dulk: Konrad d. II. S. 38. — A. Ewald: Nach 15 Jahren. S. 39. — Reichenau: Liebesgeschichten. S. 484.
Kunstblätter. Per aspera ad astra (Berl. v. Loeillot). S. 400. — F. Prellers Studienblätter in Photogr. Neue Folge. S. 401. — Carstens' Zeichnungen in Phot. S. 401. — G. Koch's Rafael-Galerie. S. 402.
Vermischtes. Hirth's Parlamentsalmanach. S. 40. — Krenkel: Der sächs. Religionseid. S. 242.

Digitized by Google

Horváth's ungarische Geschichte.

(Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823 — 1848 von Michael Horváth. Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli. 2 Bde. Brockhaus, 1867.)

Ein historisches Werk, welches die Ereignisse der Gegenwart im liberalen Sinne auffaßt und sie zur Freude der liberalen Parteien erzählt, welches auf politischem Gebiete durchaus dem Fortschritte huldigt, auf kirchlichem Boden diesen wenigstens duldet und doch aus der Feder eines katholischen Bischofs stammt, ist gewiß eine große Seltenheit, ja geradezu ein Unicum. Nur die ungarische Abstammung Michael Horváth's erklärt diese räthselhafte Erscheinung. Gehörte er einem großen Volke an, dessen nationales Dasein gar nicht in Frage gestellt werden kann, dessen Existenz so gewiß ist, wie die Sonne am Himmel, wo es sich nicht mehr darum handelt, eine sichere Grundlage für das Leben und Wirken zu gewinnen, sondern wo die einzelnen Classen und Stände sich um den größern Antheil an der Regierung streiten: so würde wahrscheinlich die Kirche ihre Ansprüche auf Horváth behauptet haben. Als Sohn eines kleinen in seiner Existenz bedrohten Stammes hängt er zuerst und mit wahrhaft religiösem Eifer an der Nationalität; diese zu vertheidigen erscheint ihm als die wichtigste Pflicht, welcher alle besonderen Standesrücksichten weichen müssen. Horváth ist ist zunächst nur Magyar, dann erst Priester und Bischof; er trägt nicht gerade eine unkirchliche Gesinnung zur Schau, er hat aber für die ultramontane Doctrin der deutschen und französischen Priester, nach welcher überall das Interesse der Kirche ausschließlich gewahrt werden muß, kein Verständniß. Horváths Gesinnungsgenossen sind unter dem slawischen und magyarischen Klerus nicht selten. Gebildeter als durchschnittlich der Mittelstand, mit dem Kern des Volkes in unmittelbarer Berührung, verhältnißmäßig unabhängiger als die Beamten, haben bei den Polen, Czechen, Kroaten und Magyaren die Kleriker vorzugsweise sich für die nationalen Rechte begeistert und selbst den Kampf für die Nationalität nicht

Digitized by Google

geſcheut. So wurde auch Horváth bereits im frühen Alter ein enthuſiaſtiſcher Verfechter nationaler Politik und mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit für die Forderungen der Magyaren einzutreten gewohnt. Die eigenthümlichen Verhältniſſe des Landes und zufällige Beziehungen erleichterten ihm die politiſche Laufbahn. Den einundzwanzigjährigen Prieſter wählt der Cſongrader Comitat zum Notar und führt ihn auf dieſe Art in das öffentliche Leben ein. Später, als Erzieher in adeligen Häuſern lernte er die Hoffnungen und Ziele der ungariſchen Großen kennen und den politiſchen Liberalismus, welcher in den ariſtokratiſchen Kreiſen Peſths keineswegs verpönt war, verſtehen. Zum Lehrer der ungariſchen Literatur an der thereſianiſchen Ritteracademie in Wien ernannt, brachte es ſein Amt mit ſich, für die Macht ſeines Volkes, für die Größe ſeines Vaterlandes zu ſchwärmen. Wie hätte er ſonſt den Eifer der Schüler für die Erlernung der magyariſchen Sprache entzünden ſollen? Im Jahre 1847 wurde ſein Name zuerſt in weiteren Kreiſen genannt. Auserſehen, bei der Leichenfeier des Palatinus in Wien die Rede zu halten, benutzte Horváth dieſe Gelegenheit, um alle Beſchwerden ſeiner Nation, gleichzeitig auch alle Wünſche und Hoffnungen unumwunden auszuſprechen. Die Rede durfte nicht gedruckt werden, erregte bei der Umgebung des Hofes kein geringes Mißfallen, gewann ihm dafür aber die Herzen ſeiner Landsleute. Bald nach den Märztagen 1848 finden wir Horváth in Peſth, dem nationalen Miniſterium unbedingt ergeben, das ihn für ſeine Anhänglichkeit mit dem gerade erledigten Czanader Bisthum belohnte. Wie ſo viele an ſich gemäßigte Männer ließ ſich auch Horváth von dem Strom der Ereigniſſe weiter treiben, als es urſprünglich ſein Wille war. Die wiener Regierung, durch die erſten günſtigen Kriegserfolge, die unblutige Eroberung der Hauptſtadt übermüthig geworden, baute ihren Gegnern keine goldenen Brücken. Wenn Ludwig Batthyáni, zum Danke für ſeine Mäßigung, für ſein beharrliches Widerſtreben gegen Koſſuths radicale Pläne dem Henker überliefert wurde, ſo war es klüger, die ferneren Chancen der Revolution zu benutzen. Schlimmeres als der Tod konnte ja auch, fiel man ſchließlich in die Hände der Oeſtreicher, mißlang der Aufſtand, niemanden treffen. Horváth wurde, theilweiſe gegen ſeinen Willen, Anhänger Koſſuths. Er übernahm 1849 das Portefeuille des Cultus, von ihm ging die Kreuzzugspredigt gegen die Ruſſen, die Anordnung des Bußtags, um die Gefahr vom Vaterlande abzuwenden, aus. Nach dem Tage von Vilagos und Arad flüchtete Horváth. Im Hauſe der Wittwe Batthyánis zu Zürich fand er ein Aſyl. Literariſch unermüdlich thätig, erlebte er noch die Wiederherſtellung der ungariſchen Verfaſſung und kehrte, nachdem das Unglaubliche wahr geworden, der in effigie gehenkte Andráſſy, der Leiter der Regierung, Deák gewiſſermaßen Nebenkönig geworden war, in ſein Vaterland zurück. Sein Bisthum iſt ihm aber bis jetzt noch nicht zurückgegeben worden.

Dieſe biographiſche Skizze erleichtert das Verſtändniß des Werkes, welches

Digitized by Google

unbedingt die beste Leistung des Verfassers, auch weit über Ungarns Grenzen hinaus Interesse erregt: fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns 1823—1848. Wir haben nicht zu fürchten, daß Horváth ad maiorem ecclesiae gloriam die Thatsachen verdreht, die Ereignisse unrichtig zeichnet, falsch färbt. Der Kleriker tritt vollkommen in den Hintergrund zurück. Desto ausschließlicher macht sich der enthusiastische Ungar, der Stockmagyare, wie die Wiener sagen würden, geltend. „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita," lautet ein altes ungarisches Sprichwort. Frei übersetzt bedeutet dasselbe, daß der echte Magyar für alles Außerungarische kein rechtes Verständniß besitzt, daß, wie seine Theilnahme, so auch sein Begriffsvermögen gern an der Landesgrenze stehen bleibt. Der Ungar ist zu stolz, als daß er sich um das Treiben der Nachbarn ernstlich kümmerte, er ist viel zu sehr von dem Glauben an die Wichtigkeit der Vorgänge in seiner Heimath durchdrungen, als daß er der übrigen Welt irgend welche Bedeutung zugestehen könnte. Auf diese Weise erklären sich manche Naivitäten in Horváths Buche. Die schlimmste ist wohl die Charakteristik des Kronprinzen (des spätern Kaisers Ferdinand) als eines „energischen Menschen, der mehr Verstand besitzt als man erzählt und als er von sich selbst glauben machen will. Seine Stellung ist sehr delicat und erklärt alles." Kaiser Ferdinand, ein zweiter Brutus, der Verstellungskünste übt und der Gegenstand mannigfacher Hofintriguen wurde — das übersteigt doch alles Maß der Leichtgläubigkeit. Und dennoch erscheint Horváth diese einem Briefe Desseroffy's entlehnte Schilderung so richtig, daß er sie zweimal (I, 197 und 404) wiederholt. Eine kurze Besinnung hätte den Verfasser von der Unrichtigkeit derselben überzeugt, wozu aber die Mühe der Besinnung, wenn es sich um eine nichtungarische Persönlichkeit handelt? Aehnlich flüchtig und unbedacht sind noch viele andere Aeußerungen über fremde Staatsmänner und allgemeine europäische Verhältnisse. Sie verringern nicht unmittelbar den Werth des Buches — niemand wird aus Horváth die moderne Geschichte studiren wollen — sie sind aber bezeichnend für die in Ungarn weithin herrschenden Anschauungen, als deren treuen Vertreter uns der Czanader Bischof gilt. Aus demselben Grunde finden wir auch Horváths nationalökonomische Irrthümer lehrreich. Wären dieselben nur einer falschen persönlichen Ansicht entsprungen, so verdienten sie allerdings eine scharfe Rüge. Die Vertheidigung der Zwischenzolllinien, eines starren Schutzsystems, die Verwerflichkeit des Luxus und aller fremden Industrie, in einem systematischen Werke vorgetragen, erscheint unbedingt verwerflich. Anders wenn das nationale Vorurtheil sich darin ausspricht, ein ganzes Volk in solchen Anschauungen und Maßregeln das Ziel erblickt. Dann erhalten wir durch sie den Schlüssel zum Verständniß seiner Geschichte, zur Würdigung seiner Schicksale. Was die Ungarn wollten und was sie fürchteten, lernt man am besten aus ihren nationalökonomischen Wün-

ſchen und Bedenken kennen. Wir leſen I. S. 143, wo Horváth die Gründe für und gegen den Anſchluß Ungarns an den deutſchen Zollverein angiebt und die Sorge Einzelner, die ungariſche Induſtrie würde durch den Anſchluß gelähmt werden, hervorhebt: „Andere bezweifelten, nicht ohne Berechtigung, das Zutreffende ſolcher Sorgen, dagegen glaubten ſie um ſo feſter, daß der Anſchluß unſerer noch nicht genug gekräftigten Nationalität zum Nachtheile gereichen würde. Der deutſche Zollverein hat zur politiſchen Einigung des deutſchen Volkes ſo viel beigetragen, daß man behaupten darf: Jedes Land, welches ſich dem deutſchen Zollvereine angeſchloſſen hat, iſt ein Glied der deutſchen Nation geworden, muß früher oder ſpäter deutſch werden. Ein großer Theil der Induſtriellen Ungarns iſt deutſch. Wenn Ungarn mit Deutſchland in finanziellen und commerziellen Intereſſen gleichſam zu einer Familie verſchmilzt, ſo wird das deutſche Element unſeres Vaterlandes, von der ungeheuren moraliſchen Macht des Zollvereins getragen, ein ſolches Uebergewicht erlangen, daß die ungariſche Nation über kurz oder lang ihren ſichern Untergang fände."

Unverhüllt ſchauen wir hier das Ziel der neuen ungariſchen Politik: Erhaltung der Nationalität. Aber ſo einfach wie es ausgeſprochen wird, ließ ſich daſſelbe nicht erreichen. Die ſicherſte Gewähr für die Fortdauer der ungariſchen Nationalität bildete die alte Verfaſſung. So lange dieſe von dem wiener Hofe und den öſtreichiſchen Staatsmännern bedroht und nach Kräften verletzt wurde, ſo lange alle Anſtrengungen der Patrioten auf die Deckung der Verfaſſungsgrundlagen gerichtet waren, hatte es keine Gefahren, daß ſich in Ungarn ſelbſt ein kritiſcher Geiſt regen und die Verfaſſung nach ihrem innern Werthe werde geprüft werden. Als aber der hitzigſte Kampf vorüber und, Dank dem zähen Widerſtande der Ungarn, die Verfaſſung wenigſtens theilweiſe in Wirkſamkeit geſetzt war, merkten gerade die beſten Vaterlandsfreunde, daß die Zeit der avitiſchen Conſtitution vorüber, ohne gründliche Verfaſſungsänderungen die Wohlfahrt der Nation nicht zu erreichen ſei. In der ungariſchen Conſtitution hatte ſich ein prächtiges Stück Mittelalter unverſehrt erhalten; eigenthümlich iſt derſelben kaum etwas anderes, als daß noch im neunzehnten Jahrhundert in ihr galt, was überall ſonſt im fünfzehnten Jahrhundert und noch früher abgeſchafft worden war. Die Verfaſſung noch länger zu conſerviren war kaum möglich, die Wandlung aber der mittelalterlichen Staatsform in moderne Inſtitutionen in Ungarn mit beſonderen Schwierigkeiten verknüpft. In Italien, in Frankreich, in Deutſchland gewann nur die Nation an Rechten, das Volksthum an Macht und Glanz, was die Munizipien, die Provinzen und einzelnen Landſchaften an Vorrechten und beſonderen politiſchen Eigenthümlichkeiten verloren. Hier überall umſpannt eine Nationalität mehre politiſche Kreiſe und es galt, die nationale Einheit auch auf den ſtaatlichen Organismus auszudehnen. Anders in Ungarn. Die ungariſche Nationalität kann nicht über politiſche Zerſplitterung klagen, ſie exi-

Digitized by Google

ſtirt außerhalb des ungariſchen Reiches nicht, ihre politiſche Bedeutung iſt größer als die materielle Grundlage, ihr Streben iſt nicht darauf gerichtet, daß im nationalen Sinne verbundene, politiſch getrennte Länder feſter geeinigt werden, ſondern daß ihre Herrſchaft in dem von mehren Stämmen bewohnten Reiche erhalten bleibe. Gerade dieſe Herrſchaft wurde aber durch den Uebergang vom Mittelalter in das moderne Leben, das nur einfache Majoritätsrechte kennt, einer gewiſſen atomiſtiſchen Anſchauung huldigt, gefährdet. Politiſche Offenſive gegen die wiener Fraction, nationale Defenſive gegen die Anſprüche der Slowaken, Kroaten, Serben und Romunen, ſo lautet ſeit zwei Menſchenaltern das Programm der magyariſchen Staatsmänner und Patrioten. Die Kämpfe, zuerſt um die Wahrung der Verfaſſungsrechte, dann die Verſuche, die Conſtitution zu reformiren, den Lebenszwecken der Gegenwart gemäß zu geſtalten, ohne die Nationalität zu gefährden, bilden den Inhalt der neuern ungariſchen Geſchichte. Die Erzählung derſelben füllt auch die Blätter des Horváth'ſchen Buches. Wir müſſen dem Autor das Zeugniß geben, daß er ſeine Aufgabe richtig erfaßt hat, und ſie, ſoweit es einem Magyaren möglich iſt, auch unbefangen löſt. Wo er der ſtreng hiſtoriſchen Kritik Blößen giebt, feſſelt er doch wenigſtens das politiſche Intereſſe, giebt er klaren Aufſchluß über die Taktik der Parteien, über ihre Ziele und Zwecke.

Von dem langen Reichstage v. J. 1825 hebt Horváth ſeine hiſtoriſche Erzählung an. Mehr als ein Jahrzehnt war ſeit dem letzten Zuſammentritt der Stände vergangen. In Wien hatte man gehofft, durch Zaudern und Zögern durch eine rein negative Politik die unbequeme ungariſche Verfaſſung beſeitigen zu können, an die zähe Widerſtandskraft der Magyaren aber nicht gedacht. Die Reichsſtände ſchwiegen, deſto lauter und ungeſtümer ſprachen die Comitatsſtände. Gerade jetzt erwies ſich das mittelalterliche Weſen der ungariſchen Verfaſſung, ſonſt ſpöttiſch verurtheilt, überaus zweckdienlich. Die Vermengung adminiſtrativer und legislativer Gerechtſame, die Vielgliedrigkeit des politiſchen Organismus, das durch traditionelles Mißtrauen entſtandene Syſtem formaler Schwierigkeiten und Schwerfälligkeiten legte die Angriffe des Hofes, der über kein abhängiges Beamtenheer verfügte, lahm. Derſelbe mußte einen Staatsſtreich wagen oder in das conſtitutionelle Geleiſe mit einlenken. Die Scheinheiligkeit Kaiſer Franz I. entſchied ſich für das letztere, natürlich mit dem geheimen Vorbehalte, die Verfaſſung ſo wenig ernſt als möglich zu nehmen. Der Reichstag 1825 trat zuſammen. Nach einer beinahe zweijährigen Dauer liefert er kein anderes Reſultat, als daß dem Fürſten die Anerkennung der Conſtitution abgerungen, die Beſtätigung der alten Landesrechte abgepreßt wurde. „Allerhöchſtdieſelben, heißt es im Reichstagabſchiede, betrachten es als ihre größte Sorge, die durch den Krönungseid bekräftigte Verfaſſung des Landes zu allen Zeiten zu vertheidigen und einzuhalten und werden daher Allerhöchſtdieſelben die Geſetzartikel 10, 12

Digitized by Google

und 19 vom Jahre 1790—1791 nicht nur selbst beständig einhalten, sondern auch durch andere einhalten lassen." Gerade so schlossen in früheren Zeiten die Reichstage, auf welchen die Stände den Sieg über den Hof davon trugen. Die alte Verfassung wurde garantirt, aber nicht reformirt. Die Reform, von deren Nothwendigkeit die Patrioten überzeugt waren, blieb besseren Zeiten vorbehalten. Vorläufig wurde eine Deputation eingesetzt, welche die bereits 1792 entworfenen Reformpläne zu prüfen und neu zu bearbeiten hatte. Sie trat in der That in Wirksamkeit, prüfte, arbeitete, beschäftigte die politischen Geister, unterhielt im Lande die Gährung und Aufregung, unmittelbare Resultate lieferte sie aber nicht. Während die Deputation an eine Reform innerhalb des Rahmens der Verfassung dachte, machte sich allmälig die Meinung geltend, daß dieser Rahmen gesprengt werden müsse, um eine wirkliche Reform durchzuführen. Bis in die zwanziger Jahre sind die Liberalen die eifrigen Vertheidiger der Constitution; seit den dreißiger Jahren stehen die Conservativen für dieselbe ein, denken die Liberalen an ihre gründliche Verwandlung. Dieser Prozeß ist bei Horváth eingehend und richtig geschildert. Er giebt uns ein deutliches Bild der literarischen Bewegung, welche, wie bei allen anderen kleineren Völkern, mit der politischen Thätigkeit in enger Beziehung steht, sie theilweise ersetzt und einleitet. Je eifriger das Studium der Volkssprache betrieben, diese gebessert und geregelt, in den Kreis der Wissenschaften und der Poesie eingeführt wurde, desto mehr sank die Bedeutung der alten diplomatischen Sprache, des Lateinischen, in welcher die konservativen politischen Gedanken allein richtig ausgedrückt wurden. So lange man im öffentlichen Leben lateinisch sprach, fand man von Verbőczy keinen Anstoß, war die Geschäftsordnung, die Verhandlungsformen, der ganze politische Apparat vollständig und praktisch. Mit dem Schwinden der Staatssprache erschien auch alles Uebrige lästig, schwerfällig und veraltet. Die Pflege der Literatur durchbrach ferner die starren Standesunterschiede, verlieh den gebildeten Männern, auch wenn sie unadeligen Ursprungs waren, das Recht, in öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken, während der Anspruch roher Adeliger auf politische Wirksamkeit zweifelhafter wurde. Der simple Landedelmann, in den alten politischen Traditionen allein heimisch, mit den Chicanen der Constitution wohl vertraut, aber der occidentalen Cultur bar, früher eine achtenswerthe Persönlichkeit, erscheint jetzt lächerlich. Auch der Gedankenkreis der Nation erweiterte sich und nahm, da kein Schriftsteller sich auf die magyarische Ureigenthümlichkeit beschränken konnte, immer mehr das im übrigen Europa herrschende Gepräge an. Dem literarischen Anschluß an den Westen folgte der wirthschaftliche.

Man möchte der Schilderung Stephan Széchenyis bei Horváth wärmere Farben wünschen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß einem Ungarn, der auch noch an der unmittelbaren Tagespolitik regen Antheil nimmt, sich für die

Digitized by Google

neueſte Wendung der ungariſchen Verhältniſſe intereſſirt, die Charakteriſtik zweier Männer nothwendig Schwierigkeiten bereiten muß. Dieſe ſind Stephan Széchenyi und Ludwig Koſſuth. Kein Magyare, in welchem noch hiſtoriſche Erinnerungen lebendig ſind, kann leugnen, daß Koſſuth ein Jahrzehnt lang der angebetete Führer des Volks war, daß in dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit ſich die Empfindungen, Wünſche, Gedanken der Nation am ſchärfſten und glänzendſten verkörperten. Aber die Konſequenzen der Koſſuth'ſchen Politik will gegenwärtig kein ungariſcher Patriot mehr anerkennen. Den Schluß der Wirkſamkeit des einſt allmächtigen Dictators bildet bekanntlich die Proclamation einer Bundesverfaſſung, welche Magyaren, Donauſlaven und Romänen gleichberechtigt einſchließt. Er trat vom Schauplatze mit dem Eingeſtändniſſe ab, daß die Alleinherrſchaft des magyariſchen Stammes ſich auf die Dauer nicht halten laſſe. Solche Folgerungen kann weder ein Altconſervativer noch ein Anhänger Deáks heutzutage als richtig anerkennen. Ebenſo ſehr ſcheut er auch Széchenyis Inconſequenzen, darf er deſſen politiſche Wege und Ziele nicht billigen, wenn anders das eigne Streben nicht verdammt werden ſoll.

„Sie haben Unrecht, ruft Széchenyi in ſeiner erſten Flugſchrift (Hitel, der Credit), die da ſagen, der Ungar ſei geweſen; ich meine, daß er erſt ſein wird." Kein Wunder, daß dieſer Ausſpruch als ein revolutionärer galt, Széchenyis Anſichten ſeiner Zeit als ausſchweifend und übertrieben bezeichnet wurden. Einen größeren Gegenſatz als den zwiſchen der herrſchenden politiſchen Anſchauung in den dreißiger Jahren und Széchenyis Wirken kann man ſich kaum denken. In der Wiedereroberung der alten Verfaſſung erblickte alle Welt das Heil des Landes, die Wiederherſtellung des alten Landesrechtes bedeutete für Jedermann das Glück des Volks und nun wurde die ganze Vergangenheit gleichſam als null und nichtig hingeſtellt, der Ungar mit ſeinen Hoffnungen ausſchließlich auf die Zukunft verwieſen. Aber Széchenyis revolutionäre Geſinnung beſchränkte ſich auf das wirthſchaftliche Gebiet. Reich wollte er ſein Vaterland machen und darum kämpfte er ſo heftig gegen die Privilegien des Adels, ſoweit ſie die Production hemmten, den Verkehr feſſelten, ſprach er der Annäherung Ungarns an den induſtriellen Occident das Wort, ſchwärmte er insbeſondere für die engliſchen Sitten und Einrichtungen. Unmittelbar die Verfaſſung anzutaſten, eine ſtreng politiſche Agitation in das Leben zu ſetzen, lag nicht in ſeiner Abſicht. Die Steuerfreiheit des Adels greift er nicht mit Gründen des Rechtes an, ſondern beſtreitet ſie aus wirthſchaftlichen Motiven und auf vorſichtigen Umwegen. Bekanntlich verdankt die Peſth-Ofener Kettenbrücke dem Grafen Széchenyi ihr Daſein. „Durch die Brücke beabſichtigte er unmittelbar die materielle Hebung Peſths und die Verwandlung deſſelben in eine Handelshauptſtadt, aber mittelbar erwartete er keinen geringern Erfolg davon, als daß, wenn die Brücke von einer Actiengeſellſchaft gebaut und demnach die von allen Paſſanten zu

Digitized by Google

entrichtende Mauth den Zauber des Princips der Steuerfreiheit des Adels brechen würde, es ihm gelingen werde, den Adel zur Steuerzahlung für allgemeine Zwecke zu gewöhnen." Aehnlich war Széchenyis Plan einer Zweigroschensteuer. An eine Zustimmung des Adels zu einer allgemeinen Steuerpflicht konnte nicht gedacht werden. Die Comitate wiesen 1841 den Antrag, zu den Domesticalkosten beizutragen, mit sittlicher Entrüstung zurück. Szechenyi hoffte vom nationalökonomischen Eigennutze zu erhalten, was der politische Egoismus verweigerte. Er ersann eine Zweigroschensteuer, welche die Privilegien des Adels nicht grundsätzlich berührte. „Jeder Adelige und Nichtadelige zahlt jährlich von jedem Morgen Land zwei Groschen, was etwa die Summe von 5 Millionen Gulden betragen würde. Hierauf wurde eine Anleihe von 100 Millionen aufgenommen, deren Interessen (zu 3½ %) jährlich mit 3½ Millionen und die zur Amortisation dienende 1½ Million von jener Zweigroschensteuer abgezahlt werden sollten. Auf diese Weise wird das Reich 35 Jahre lang — so lange sollte diese Steuer dauern — über ein Anlagecapital von 100 Millionen verfügen. Da man aber diese Summe nur nach Verlauf mehrerer Jahre zweckmäßig investiren kann, so wird der Ueberschuß zur Errichtung einer Bodencreditbank verwendet und den Grundbesitzern gegen einen um 1 % erhöhten Zins als Darleben ausgegeben, wodurch dem Lande noch nebenbei 50—60 Millionen Gulden erworben werden. Und so wird die Nation in 35 Jahren im Stande sein, etwa 160 Millionen Gulden auf Investitionen zu verwenden. Wenn das Anlehen getilgt ist, würde auch die Steuer aufhören."

Wenn die Steuer nicht aufgehört, der Adel nach 35 Jahren dieselbe noch ferner getragen hätte, würde Szechenyi sich gewiß beruhigt haben. Er war durchaus kein Freund der avitischen Verfassung, kein blinder Verehrer der „Hundshäute" wie er die Adelspergamente spöttisch nannte. Er besaß aber die Ueberzeugung, daß Ungarn nicht kräftig genug sei, zu gleicher Zeit eine politische und eine wirthschaftliche Revolution durchzuführen, daß die letztere die unbedingt wichtigere sei und auch den politischen Fortschritt nach und nach mit sich bringen werde. Sociale Reformen, welchen keine politische Bewegung zur Seite geht, können nur durch eine providentielle Regierung in das Leben gerufen werden. An eine solche dachte und glaubte Széchenyi. Und wenn er, für die Realisirung seiner Pläne, leider viel zu spät, ein Regierungsamt annahm, so brach er dadurch keineswegs mit seinen alten Ueberzeugungen, verfuhr er ganz folgerichtig. Nur von einer weisen, maßvollen Regierung konnte Széchenyis Ideal den lebendigen Körper empfangen. Persönlich ist er daher von der Inconsequenz freizusprechen, nicht so die Sache selbst, die er verfocht. Er konnte und durfte nicht erwarten, daß die einmal aufgerüttelte Nation die Natur von Schachsteinen annehmen werde, die sich ruhig und geduldig jeden Zug gefallen lassen; seine Bemühungen scheiterten an der Beschränktheit der östreichischen Regierung, an dem schlechten

Digitized by Google

Willen des ungarischen Adels, an der Leidenschaft des Volkes. Die Wahrung der Nationalität lag diesem doch näher als der Erwerb materieller Reichthümer, an dem Widerstand des Adels gegen Szechenyis Pläne offenbarte es sich, daß die Reform der Verfassung dennoch dringender und nothwendiger sei, als die Regulirung der Theiß und die Hebung des Bodencredits. Széchenyi, in den dreißiger Jahren der populärste Mann Ungarns, trat allmälig zurück gegen Kossuth den politischen Agitator und gegen die Partei des Pesti Hirlap, welche den Parlamentarismus an die Stelle der altständischen Verfassung, die Centralisation der Verwaltung an die Stelle der halbsouveränen Comitate setzte, im Strafrecht, im Kirchenrecht u. s. w. die modernen humanitären Ideen zu Ehren brachte.

Auf diesen Wechsel der Parteistellung, auf die Wandlung der politischen Ziele übte die slavische Bewegung den größten Einfluß. Horváth ist zu sehr patriotischer Magyare, um dieselbe unbefangen und billig zu beurtheilen. Nachdem in ganz Europa das nationale Princip als staatenbildend und in der politischen Welt ausschließlich berechtigt auf die Fahnen geschrieben worden war, konnte man nicht einem einzelnen Volksstamme zumuthen, sich selbst als unfruchtbar und todt vom Ringkampfe auszuschließen. Auch die Slaven durften sich in träumerischen Hoffnungen ergehen und von der nächsten Zukunft die größten Dinge, Macht, Ruhm erwarten. Horváth wie alle Magyaren sind im Unrecht, wenn sie an den Idealismus der slavischen Stämme schlechthin nicht glauben und von Hause aus Neid, Intriguen u. s. w. als die Wurzel ihrer Bestrebungen hinstellen. Nur das Eine muß man den Ungarn zugeben, daß ihnen gegenüber das idealistische Element nicht zur Geltung kam, sie im Interesse der Selbsterhaltung feindlich gegen die Ungarslaven auftreten mußten. Sie konnten nicht ihre glorreiche Geschichte verleugnen, nicht in übel angebrachtem Wohlwollen alle historischen Rechte zu Gunsten von kleinen Völkerschaften, Slovaken, Kroaten, Serben, aufgeben, die arm, unselbstständig, ungebildet, im politischen Leben ungeschickt, nothwendig eine Beute des Hofes werden mußten und damit auch die Einheit des Landes, die Wirksamkeit der Verfassung gefährdet hätten. Ein Sieg der Slaven, das hat das Jahr 1849 bewiesen, war mit einem Siege des Wiener Hofes, mit der schimpflichsten Knechtung Ungarns, gleichbedeutend. Die Ahnung davon beschlich die Ungarn schon frühzeitig, sie haßten die slavischen Landsleute wie nur ein wohlhäbiger Bürger einen zudringlichen Bettler hassen kann, sie fürchteten sie auch als die unwillkürlichen Werkzeuge der wiener Reaktion. Doppelt kräftig betonten sie die Rechte und Vorzüge der eigenen Nationalität — dieser Tendenz verdankt Kossuth sein Ansehen. Kein Ungar hat so leidenschaftlich die Slaven bekämpft, dem Ehrgeize und der Eitelkeit der Magyaren so unbedingt geschmeichelt, den nationalen Wunsch so unermüdlich gepflegt und genährt wie Kossuth. Doppelt bemühten

Digitized by Google

ſie ſich die Sympathien des liberalen Weſteuropa zu gewinnen. Daher ſtammt die theilweiſe überſtürzte Haſt, ſich alle modernen Inſtitutionen anzueignen, das politiſche Reformfieber, ohne die Reife des Volks für die beabſichtigten Veränderungen abzuwarten, die beinahe kokette Sucht, als eine Art politiſches Muſtervolk zu gelten, an Liberalismus mit allen Völkern Weſteuropas zu wetteifern. Doppelt verhängnißvoll wurde für Ungarn der ſogenannte Panſlavismus. Er beſtimmte ſchon in den vierziger Jahren die Richtung der politiſchen Bewegung und half 1849 das magyariſche Volk und das ungariſche Land zu Boden ſchlagen.

Die Abwehr der ſlaviſchen Anſprüche, die Angriffe auf die Verfaſſung, um ſie im modernen liberalen Sinne zu reformen, bilden den Inhalt der ungariſchen Geſchichte in den Jahren 1840—48. Mit großem Fleiße hat Horváth dieſen Abſchnitt behandelt, alle wichtigeren Actenſtücke ſorgfältig reproducirt, den Gang der Reichstagsverhandlungen und die journaliſtiſchen Kämpfe eingehend, genau und im Ganzen richtig geſchild[illegible] Selbſt in der hier und da etwas holperigen deutſchen Ueberſetzung ſeines Werkes bleibt die Aufmerkſamkeit des Leſers dauernd gefeſſelt und das Intereſſe an den wechſelvollen Kämpfen wach erhalten. Der Ausgang der letzteren blieb nicht lange zweifelhaft. Wie gewöhnlich zu ſpät, nahm der wiener Hof erſt 1845 die Principien Széchenyis und auch dann noch nicht vollſtändig und ehrlich an. Georg Apponyis Berufung zum Kanzleramte hätte ein Jahrzehnt früher gute Früchte getragen, ehe Koſſuths Agitation den Boden aufgewühlt, der Peſti Hirlap Centraliſation und Parlamentarismus als unauflöslich verbunden dargeſtellt hatte. Jetzt ſtieß auch die beſtgemeinte Maßregel der Hofkanzlei auf das von dem populären Agitator genährte Mißtrauen und fand der Plan einer ſtarken centraliſirten Regierung in dem Rufe nach einem verantwortlichen Miniſterium und einem Parlament ſein Gegengewicht. Noch andere Umſtände, die eitle Schwäche des neuen Palatin, die Zerfahrenheit der wiener Staatsmänner traten hinzu, um den Sieg der liberalen Oppoſition zu ſichern. Am Schluſſe des Reichstages 1847—1848 hatte ſie alle ihre Ziele erreicht. Die national-magyariſche Grundlage des Staats war anerkannt, eine verantwortliche Regierung errichtet, ein Parlament an die Stelle des ſtändiſch-gegliederten Reichstages getreten, zahlreiche Verwaltungsreformen, alle beſtimmt, Ungarn zu moderniſiren und das orientaliſch-mittelalterliche Gepräge von ihm abzuſchleifen, waren vorbereitet, wenigſtens verſprochen. Die Ungarn haben volles Recht zu behaupten, alle dieſe politiſchen Aenderungen wären bereits vor dem Einbruche der Revolution in der Durchführung begriffen und ihnen verbürgt geweſen. Die Märztage 1848 kürzten nur die Debatten ab und ſchoben die letzten Schwierigkeiten und Hinderniſſe bei Seite. Sie betrachten die neue Verfaſſung als das nothwendige, naturgemäße Reſultat eines hundertjährigen Kampfes, als den organiſchen Schlußſtein ihrer politiſchen Entwicklung. Trotz-

Digitized by Google

dem wurde dieſelbe die längſte Zeit als ein Product revolutionären Schwindels verurtheilt, mußte ſich, kaum proclamirt, bereits wieder außer Wirkſamkeit geſetzt ſehen und trat nach einer neunzehnjährigen Unterbrechung, Dank der preußiſchen Siege und der Beuſt'ſchen Taucherpolitik, erſt in dieſem Jahre in das Leben.

Ueber dieſen letzten Zeitraum ſeit 1848 berichtet nicht mehr Horváths Buch; doch drängt es unwillkürlich jeden Leſer, das politiſche Reſultat des Kampfes, von welchem Horváth ausführlich erzählt, zu ziehen und wie ſich der gegenwärtige Zuſtand zu der früheren Entwicklung verhalte, zu unterſuchen. Mit einigen beſcheidenen Andeutungen, die ſich auf dieſen Punkt beziehen, mag die Anzeige des verdienſtlichen Horváth'ſchen Werkes ſchließen.

Das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Provinzen Oeſtreichs war bis zum Jahre 1848 ein ziemlich unklares und verworrenes, doch lag es nicht im Intereſſe der einen oder andern Partei, daſſelbe ernſtlich zu löſen. Als Dualismus mußte daſſelbe eigentlich definirt werden. Verfaſſungsmäßig hing Ungarn nur durch die Perſon des Königs mit den Erbländern zuſammen, daß es nicht in der Weiſe der letzteren regiert werde, gehört zu den wichtigſten Privilegien des Reiches. Conſequent wurde aber dieſer Dualismus keineswegs durchgeführt. Der Abſolutismus der im übrigen Oeſtreich unbedingt herrſchte, machte ſich auch in der Behandlung der ungariſchen Angelegenheiten vielfach geltend, auf die äußere Politik, auf die Reichsfinanzen übten die ungariſche Hofkanzlei und der Preßburger Reichstag nicht den geringſten Einfluß. Anders geſtaltete ſich die Sache, als auch in Wien an die Stelle des todten Abſolutismus ein lebendiges conſtitutionelles Regiment trat. Dieſes konnte ſich nicht mit der gemeinſamen perſönlichen Spitze begnügen, ſondern verlangte noch eine ſachliche Gemeinſamkeit, dehnte den öſtreichiſchen Staatsbegriff auch auf Ungarn aus. Im Namen der öſtreichiſchen Staatseinheit ſollte der ungariſche Dualismus gebrochen werden, der in Wien nur als eine Abwehr des alten Abſolutismus betrachtet wurde, nach dem Sturze des letztern wenig zeitgemäß mehr erſchien. Die conſtitutionelle öſtreichiſche Einheitspartei eröffnete den Kampf gegen das ſpröde Ungarn; nachdem jene, impotent wie ſie war, von der unitariſchen Centraliſationspartei bei Seite geſchoben wurde, ſetzte dieſe den Kampf fort. Wie mühſelig ſie endlich den Sieg errang, wie brutal und unmenſchlich ſie ihn mißbrauchte, iſt bekannt. Der ungariſche Dualismus, das Haupthinderniß des öſtreichiſchen Einheitsſtaats war gebrochen, der Einheitsſtaat aber darum noch nicht aufgebaut. In den nächſtfolgenden fünfzehn Jahren zeigt ſich die Tüchtigkeit und politiſche Kraft des magyariſchen Volksſtammes, ſeine Integrität und Ueberzeugungstreue im glänzendſten Licht. Schade, daß dieſer Zeitraum 1850—1865 noch keinen Hiſtoriker gefunden. Er iſt ebenſo reich an dramatiſchen Scenen, wie an politiſchen Lehren. Auch der Hartherzigſte kann ſich der Thränen kaum erwehren, wenn er von den namenloſen Leiden lieſt, die über Ungarn

Digitized by

hereinbrachen, auch der Trübsinnigste muß lachen, wenn ihm zur Abwechslung die unerhörten Dummheiten der wiener Staatsmänner und ihrer Sendlinge vorgeführt werden. Die Ungarn erduldeten alles, sie ertrugen die brutale Herrschaft Haynaus wie die kleinlichen Intriguen und Plackereien der späteren Diktatoren. Die Raubthiere und das Ungeziefer brachen nicht ihren Muth, nicht ihre Geduld. Daß das Treiben der Auditöre, das an die schlimmsten Zeiten Caraffas erinnerte, auch nicht einen Act der Selbsthilfe hervorrief, spricht besser als jedes andere Factum von der politischen Sittlichkeit der Magyaren. Die ganze Zeit über beharrten sie bei der Forderung des strengen Rechtes. Dieses konnte unterdrückt werden, niemals aber gaben sich die Ungarn dazu her, es auf höhern Befehl oder des zeitlichen Vortheiles wegen als Unrecht anzuerkennen. Sie duldeten viel und warteten lange. Endlich wurden sie ihrer Gegner Herr. Was freier Wille, die Ueberzeugung vom Recht, die politische Klugheit nicht zuwege brachten, dazu zwang endlich die bittere Noth. Herr von Beust fischte den „Ausgleich mit Ungarn" als Rettungsanker auf und fand in der Befriedigung der magyarischen Ansprüche den einzigen Ausweg, dem drohenden Sturze der östreichischen Macht zu entgehen. Die Ungarn besitzen jetzt ihre Verfassung, ihr verantwortliches Ministerium, ja sogar wieder den legitimen König, der durch einen förmlichen Eid, durch Krönung und Salbung an die Constitution gebunden ist. Der Dualismus ist ein östreichisches Grundgesetz geworden, anerkannt für die eine Reichshälfte ebensogut wie für die andere.

Noch wäre es aber voreilig zu triumphiren, noch hat der Dualismus sich nicht in politischen Stürmen bewährt, noch kann man nicht mit der gleichen Zuversicht behaupten, die politische Weisheit ist bei den Ungarn eben so ausgebildet, wie ihr Rechtssinn, im positiven Wirken sind sie eben so stark wie in der der Abwehr und Zurückweisung. Daß sie unter den übrigen östreichischen Stämmen theils geheime Neider, theils offene Gegner, keinen einzigen Freund besitzen, ist ihnen wohl bekannt, aber an und für sich kein Gegenstand bänglicher Sorge. Sie fühlen sich sowohl den einzelnen Slavenstämmen, wie namentlich den Deutschöstreichern mit guten Gründen weit überlegen und da zwischen Slaven und Deutschen in Oestreich keine Verbindung denkbar ist, so fürchten sie die Angriffe derselben nicht. Die Gefahr liegt vielmehr in der Lässigkeit, welche die Ungarn selbst, gegenüber der Pflicht, ihr Verhältniß zu Oestreich, die „gemeinsamen Angelegenheiten" praktisch zu regeln, offenbaren. Es giebt in Ungarn viele Menschen, namentlich in ländlichen Kreisen, welche die wiedereroberte Verfassung mit der Steuerfreiheit für gleichbedeutend halten, am liebsten ihr Land von den anderen Provinzen ganz isolirten, weil jede Verbindung mit finanziellen Opfern verbunden ist. Es giebt andere, die das Verhältniß Ungarns zu Oestreich, wie jenes Serbiens zur Pforte auffassen. Man muß vorläufig dem Kaiser in Wien einen Tribut entrichten, bis es gelingt, das

Digitized by Google

Land ganz von der öſtreichiſchen Oberherrlichkeit zu befreien. Je geringer der Tribut ausfällt, deſto beſſer. Die herrſchende Partei hält wohl Ungarn für ein lebendiges Glied des Kaiſerſtaates, glaubt an eine dauernde Verbindung, wagt aber mit den Vorurtheilen der Landsleute nicht zu brechen, ſieht nicht ein, daß nur in der Abſtraction der Dualismus die gegenſeitige Gleichgiltigkeit bedeutet, daß in Wirklichkeit das ungariſche Intereſſe nur dann gewahrt bleibt, wenn der ungariſche Standpunkt auch in den allgemeinen öſtreichiſchen Angelegenheiten mit zur Geltung kommt.

In der Erörterung des ungariſchen Beitrags zu den Reichsfinanzen, der gegenwärtig die Deputirten des ungariſchen Reichstags beſchäftigt, wird, wie uns ſcheint, ein bedenklicher Weg eingeſchlagen. Es mag für den Augenblick bequemer ſein, die Quote recht niedrig zu ſtellen, ſich ein Präcipuum zu bedingen, im Uebrigen es den Erbſtaaten zu überlaſſen, wie ſie den Reſt aufbringen. Das geringfügige Anbot iſt in Ungarn populär, die Nichteinmiſchung in die „cisleithaniſchen“ Finanzen entſpricht dem formalen Rechte. Aber unpolitiſch iſt und bleibt es in hohem Grade. Man kann zugeben, daß die politiſche Halbirung des Reichs nicht füglich auf die Finanzen übertragen werden kann, Ungarn an Leiſtungsfähigkeit hinter der andern Reichshälfte zurückſteht. Dann aber mußte nicht achſelzuckend geſagt werden: Wir können nur ſo viel oder ſo wenig bieten, ſeht zu, wie ihr das andere herauspreßt. Gerade die Ungarn müßten ſich der ohnehin hartbeſteuerten Erbländer annehmen und ſo argumentiren: Weil wir nicht mehr geben können, die Ergänzung des Fehlenden aber die Erbländer zu hart träfe, ſo muß das Geſammterforderniß herabgeſetzt werden. Statt um die Höhe der eigenen Quote zu feilſchen, müſſen die Ungarn auf eine durchgreifende Finanzreform dringen. Staatsbankerott iſt freilich ein häßliches Wort, und daß die magyariſchen Staatsmänner daſſelbe nicht gern im Munde führen, begreiflich. Iſt denn aber die ſtetige Steigerung des Deficits, die periodiſche Vermehrung des Staatspapiergeldes eine lachende Perſpective? Den gegenwärtigen Machthabern in Wien iſt es nur darum zu thun, den Credit ſo lange ſich zu erhalten, bis beſſere politiſche Conjuncturen die Wiederaufnahme der alten Politik, das deutſche Primat und die Centraliſation in Oeſtreich möglich zu machen. Wollen die Ungarn dazu helfen, dann muß man ihnen die heilliche Schonung der Staatsſchuld empfehlen; wollen ſie aber ihre Verfaſſung ſichern, wollen ſie den notoriſchen Velléitäten der wiener Regierung einen Riegel vorſchieben, dann dürfen ſie auch vor der Frage, wie die Koſten der Staatsſchuld zu mindern ſind, nicht ängſtlich ſtehen bleiben. Das gegenwärtige Geſchlecht außerhalb Ungarns wird, wenn ſie es aus ſeinen Bequemlichkeiten aufrütteln und Opfer verlangen, ihnen fluchen, gewiß; im andern Falle werden ſie aber die künftigen Geſchlechter innerhalb und außerhalb Ungarns verdammen.

Anton Springer.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Baugeſchichte des alten Rom.

Es iſt eine auffallende und ſehr bemerkenswerthe Thatſache, daß bei dem großen Intereſſe, welches dem Studium des claſſiſchen Alterthums in den weiteſten Kreiſen der Gebildeten gewidmet wird, bei der hohen Stufe der Vollkommenheit, auf welcher die politiſche Geſchichte, die Philologie, die Epigraphik, die Alterthümer ꝛc. Roms ſich jetzt befinden, die Kunde der römiſchen Baukunſt auf einer verhältnißmäßig ſo niedrigen Stufe ſteht, daß eingehende wiſſenſchaftliche Darſtellung derſelben ſeit Hirt nicht einmal verſucht worden iſt. Und doch haben die römiſchen Ruinen als bedeutendſte und beredteſte Zeugen der Macht des Herrſcherſtaates der alten Welt ſeit Jahrhunderten das lebhafteſte Intereſſe auf ſich gezogen, ſind ſie oft beſchrieben, gezeichnet, gemeſſen und ſeit dem funfzehnten Jahrhundert wiederholt ganz oder theilweiſe nachgebildet worden. Aber eine gründliche, wiſſenſchaftliche Erforſchung der in Rom vorhandenen baulichen Ueberreſte, deren faſt täglich neue ans Tageslicht kommen, und oft eben ſo ſchnell und ohne daß der richtige wiſſenſchaftliche Gebrauch von ihnen gemacht worden, wieder verſchwinden, ja ſelbſt gewiſſenhafte, genaue Aufnahmen der meiſten Monumente fehlen noch immer. Ohne eine bis in alle Einzelnheiten gehende ſorgfältige und genaue, auf literariſchen Hilfsmitteln, beſonders Inſchriften und Kritik der Kunſtformen beruhende monographiſche Behandlung aller einzelnen Denkmale iſt aber eine wirkliche Geſchichte der Baukunſt nicht möglich.

Nach A. Hirt haben zunächſt Bunſen und ſeine Freunde viele verdienſtvolle Unterſuchungen gemacht; ihr gemeinſames großes Werk, die „Beſchreibung der Stadt Rom“ wird ſtets ein Quellen-Werk bleiben. Später hat A. Nibby während einer langen Reihe von Jahren in einer ſehr begünſtigten Stellung in Rom mit großem Fleiß eine Menge neuen, beſonders literariſchen Materials zur Erklärung der Denkmale zuſammengetragen, und in ſeinem ſehr nützlichen Werke „Roma nell' anno 1838“ in Form von Monographien über alle bedeutenderen römiſchen Denkmale publicirt. Auf den Schultern Nibby's ſtehend hat kürzlich Franz Reber in ſeinem verdienſtvollen Buche „die Ruinen Roms“ die vornehmſten antiken Bauten der Stadt monographiſch behandelt, Nibbys Aufſätze durch die Reſultate deutſcher Forſchungen und mannigfacher ſelbſtändiger Unterſuchungen bereichert und den, freilich noch mangelhaften, Verſuch gemacht, die Reſultate aller Einzelforſchungen in einer Baugeſchichte Roms zuſammenzufaſſen. Außerdem haben mehre andere bedeutende Gelehrte manches Einzelne von großem Werthe geliefert. Doch fehlt noch viel zu einer „Geſchichte

Digitized by Google

der Baukunſt in Rom", geſchweige denn zu einer „Geſchichte der römiſchen Baukunſt", da zu einer ſolchen alle in den einzelnen Provinzen Europas, Aſiens und Afrikas zerſtreuten, oft noch wohl erhaltenen Baudenkmale in Betracht gezogen werden müſſen.

Eine Geſchichte der Baukunſt in Rom läßt ſich — das iſt gegenüber manchen neueren Arbeiten zu erinnern nicht überflüſſig — nur in Rom ſelbſt, im Angeſicht der Monumente ſchreiben. Die reichſten Mittel dazu hatte der mit vielen Kenntniſſen und genaueſter Kunde des Lokals ausgeſtattete L. Canina. Doch ſind ſeine großen und ſehr koſtbaren, daher wenig verbreiteten, Werke — manche Verdienſte unbeſtritten — wiſſenſchaftlich geradezu unbrauchbar. Seine meiſt ungenauen, ganz fabrikmäßig angefertigten Zeichnungen, ſtellen leider niemals das Monument dar wie es iſt, ſondern wie Canina es ſich zur Zeit ſeiner Vollendung dachte. Seine Reſtaurationen ſind keineswegs immer im Geiſte des Alterthums erfunden. Ja es kommt vor, daß er daſſelbe Bauwerk — z. B. den ſogenannten tempio del Dio Rediculo — in zwei verſchiedenen Werken auf zwei gänzlich verſchiedene Weiſen reſtaurirt darſtellt, ohne im Text jemals anzugeben, wie viel von dem Dargeſtellten alt, wie viel nach eigener Idee hinzugefügt iſt. Canina liefert ſogar Zeichnungen von Bauwerken — ſ. Edifizj dei contorni di Roma tab. 20 — davon keine Spur vorhanden iſt, welche wahrſcheinlich auch gar nicht exiſtirt haben. Seine Werke ſind daher geeignet, die größeſte Verwirrung hervorzurufen, und haben in der That ſchon manchen, welcher der Autorität des berühmten Mannes traute, getäuſcht. Man darf ſie daher nur vor den Monumenten ſelbſt und immer nur mit der größeſten Vorſicht benutzen.

Alle dieſe Werke enthalten nur Vorarbeiten für eine Geſchichte. Es ſind mehr oder weniger bearbeitete faſt nie fertige Bauſteine. Von einer wiſſenſchaftlichen Geſchichte der römiſchen Baukunſt verlangen wir aber eine möglichſt klare Darlegung der den Architekten in den verſchiedenen Perioden geſtellten Aufgaben, eine Beſchreibung der denſelben zu Gebote ſtehenden Mittel an Material ꝛc., eine Unterſuchung, auf welche Weiſe die Architekten ihre Aufgaben unter Berückſichtigung des Klimas, der Sitten und Gebräuche des Volkes und der ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel gelöſt haben, alſo beſonders eine Entwickelung der Grundrißformen von Baulichkeiten für beſondere Zwecke (Baſiliken, Thermen, Privathäuſer ꝛc.), ferner eine Darſtellung der Entwickelung und Ausbildung der auf dem Material und der jedesmaligen Ausbildung der Technik beruhenden Conſtructionen, der an die Conſtructionen ſich anſchließenden einzelnen äſthetiſchen Kunſtformen u. ſ. w. Conſtructive und äſthetiſche Formen ſind oft durch Einflüſſe von auswärts modificirt worden. Solche Einflüſſe, mögen ſie durch den Cultus, durch Handelsverbindungen oder politiſche Ereigniſſe, durch bedeutende einflußreiche Männer (Auguſt, Hadrian, Apollodor),

Digitized by

durch Epoche machende Werke z. B. den Bau des Pantheon, (von welchem mehre antike Nachahmungen in Rom selbst sich noch erhalten haben) verursacht sein, sind sorgfältigst aufzusuchen und nachzuweisen. Ferner ist zu ergründen, in welcher Weise die Architektur in den Provinzen von denen der Hauptstadt, welcher sie doch nachahmten, abweichen, endlich welches Schicksal die römischen Bauten während der Zeit des Mittelalters bis auf unsere Tage gehabt haben. Daß die Werke von Kugler (noch am besten, weil sie auf Hirt beruhen) Lübke, Reber, Friedrichs ꝛc., welche nur eine Zusammenstellung und mehr oder weniger sachgemäße, meist nur kurze Besprechungen der hervorragendsten und bekanntesten Baudenkmale gaben, eine Geschichte der Baukunst in diesem Sinne nicht sind und sein wollen, sieht jeder Kundige. Aber die besten dieser Compendien machen das Verlangen nach einer Geschichte der römischen Baukunst, welche als die Mutter der während vier Jahrhunderten die ganze Welt beherrschenden Renaissance von besonders hoher Wichtigkeit ist, um so reger.

Um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, scheint es vortheilhaft, mit einer tiefer eindringenden Bearbeitung der Denkmale aus den ältesten Zeiten zu beginnen, von welchen verschiedene, sehr wichtige Ueberreste erst vor kurzem ans Licht gekommen sind. Die ältesten Verhältnisse sind die einfachsten, die Constructionen noch primitiv, aber es hat auch hier seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, aus unseren complicirten Verhältnissen sich in diejenigen so früher Entwickelungsperioden zurück zu versetzen. Daher kommt es denn, daß z. B. die Art und Weise der Befestigung der ältesten Städte nur sehr selten richtig verstanden worden ist, obgleich die Dinge seit Jahrhunderten klar vor aller Augen liegen, und in Latium z. B. die einfachsten sind, die man sich denken kann. Die Befestigung der ältesten, stets auf Bergen erbauten Städte Mittelitaliens, bestand eben in den von Natur schroffen Felswänden, bei welchen nur an einzelnen Theilen die Kunst ein wenig nachzuhelfen hatte. Wo die Natur diese Verhältnisse nicht bot, suchte man sie auf künstlichem Wege durch Anlage von Futtermauern u. dgl. nachzuahmen. Ein längs der Anhöhe aufsteigender, daher von der Höhe selbst leicht zu vertheidigender Clivus bildete den einzigen Zugang zu solchen Städten. Das ist alles. Abeken hat in seinem trefflichen Buch „Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft" schon auf diese Verhältnisse hingewiesen, ohne daß man später davon den rechten Gebrauch gemacht hätte. — Die älteste Stadt Rom bestand aus fünf solcher einzelnen, nahe bei einander belegenen Bergstädten, Palatin, Capitol, Quirinal, Caelius und Aventin, welche durch tiefe Thäler und Sümpfe von einander getrennt waren. Jede dieser Städte war einzeln befestigt; anfangs befehdeten sie sich untereinander. Als sie sich aber verbunden, beschloß man (der Sage nach unter Tarquinius Priscus), diese fünf Städte mit einer gemeinsamen Befestigung zu versehen, sie also zu einer einzigen Stadt zu vereinigen. Man verband also

Digitized by Google

die Festungsmauern untereinander durch Hinzufügung kleiner Strecken von freistehenden Mauern, welche dann aber mit Wall und Graben versehen werden mußten. Später (der Sage nach unter Servius Tullius) wurde auf den Höhen des Esquilin und Viminal der große, nach diesem Könige benannte Wallbau ausgeführt, welcher den Mauerring schloß. Damit erst war die Gründung Roms als Stadt vollendet.

Dieser servische Mauerbau ist vielfach von den bedeutendsten Gelehrten behandelt worden. Er bildete ein Lieblingsthema des um die Topographie der Stadt Rom hochverdienten Becker, war bisher seiner Anlage und Construction nach, aber noch niemals gründlich untersucht worden, in Folge dessen denn auch die Angaben über den Lauf der Mauern und ihre Thore mannigfach von einander abweichen. Die meisten Topographen äußern sich über die Beschaffenheit der Mauern gar nicht. Canina nahm an, daß die servische Mauer freistehend, nach Art der acht Jahrhunderte später erbauten aurelianischen Stadtmauer, auf den Höhen die Hügel umzogen habe. Seine Restauration ist durchaus willkürlich und falsch. Der Wahrheit am nächsten kam Niebuhr und nach ihm Schwegler in seiner leider unvollendeten „Römischen Geschichte."

Unsere Kenntniß von der Art und Weise der Beschaffenheit der servischen Befestigung trat in ein neues Stadium als im Jahre 1852 am Fuße des Palatin Reste der ältesten Befestigung der palatinischen Stadt ausgegraben wurden. Darauf folgten dann bald die Entdeckungen anderer Mauerreste am Aventin und am Quirinal. Im April des Jahres 1862 endlich wurde gelegentlich bei der Anlage des Centralbahnhofes für Rom in der Villa Negroni der Agger des Servius Tullius durchstochen. Man fand die Futtermauer, welche den Wall stützte und konnte den Wall selbst in seinen Dimensionen erkennen. Von dem archaeologischen Institut zu Rom mit der Aufnahme dieser ehrwürdigen Reste beauftragt, habe ich dieselben im Frühjahr 1862 genau vermessen und die Resultate meiner Untersuchungen in Gemeinschaft mit meinem Freunde E. Pinder veröffentlicht.*)

Während des Winters 1865—66 endlich habe ich alle ächten oder zweifelhaften Ueberreste dieser alten Mauer einer genauen vergleichenden Untersuchung unterzogen, habe die Terrainverhältnisse der Stadt Rom genau studirt und die erhaltenen Mauerreste mit den Befestigungsmauern anderer benachbarter Städte und den betreffenden Nachrichten der alten Autoren verglichen und bin auf diese Weise zu einer Reihe von Resultaten gekommen, welche mit allen anderen beglaubigten Nachrichten über die Urzeit Roms übereinstimmen und auch über manche andere Verhältnisse neues Licht verbreiten.

---

*) S. Annali dell' Instituto di corresp. archeol. Tom. XXXIV.

Digitized by Google

In meiner Abhandlung „die Befestigung Roms durch Tarquinius Priscus und Servius Tullius“ (Philologus Bd. XXV. Heft 4) war ich bemüht, alle diese Befestigung betreffenden Verhältnisse, den Gang der Mauer, ihre architektonische Gliederung, ihre Geschichte und erhaltenen Reste möglichst vollständig darzustellen. Zwei Momente mögen hier erwähnt werden. Aus dem Princip der Construction läßt sich erweisen, daß es nicht bloße Willkür war, wenn Servius Tullius die zu seiner Zeit noch unbewohnten Hügel Viminal und Esquilin, Ausläufer desselben Hochplateau, dem auch der Quirinal angehört, in den Stadtbezirk hineinzog, sondern constructive Nothwendigkeit. Eine die fünf Bergstädte umfassende Ringmauer nach dem damals in Mittelitalien üblichen und für jene Zeit sehr praktischen System wäre auf andere Weise nicht zweckmäßiger d. h. nicht fester und kürzer herzustellen gewesen. In Betreff der Thore ferner weicht meine Ansicht wesentlich von denen anderer Forscher ab. Die Anzahl derselben ist bisher stets viel zu groß angegeben worden. Dem nachgewiesenen Princip der Befestigung gemäß mußte dieselbe aber möglichst klein sein. Ich habe wahrscheinlich gemacht, daß der größeste Theil der Thore, deren Namen uns die alten Autoren überliefert haben, deren Lage sich aber nur in den seltensten Fällen mit Sicherheit nachweisen läßt, zur Zeit als die servische Befestigung vollendet wurde, noch nicht vorhanden war, sondern daß dieselben erst, als seit den punischen Kriegen die Furcht vor Feinden verschwunden war, nach und nach im Laufe der Jahrhunderte, je nachdem das Bedürfniß nach freierer Communication sich herausstellte, angelegt sind. Die Zeit der Entstehung dieser später hinzugefügten Thore ließe sich in einigen Fällen vielleicht mit Hülfe der Ereignisse, bei deren Erzählung sie zuerst genannt worden, feststellen.

Im Anschluß an jene Untersuchungen der größten baugeschichtlichen That des ältesten Rom hoffe ich nun nach und nach zunächst die anderen Bauten aus der Zeit der Könige, welche in Gemeinschaft mit der servischen Mauer die Gründung der Stadt Rom in architektonischer Hinsicht darstellen, in ihren charakteristischen Eigenschaften zu beschreiben und dann die nur sparsam erhaltenen und chronologisch sehr schwer zu bestimmenden Denkmale aus der Zeit der Republik zu untersuchen, um auf diese Weise ein Gerüst herzustellen, in welches die Resultate späterer Entdeckungen sich leicht einfügen lassen.

Ein Kapitel der Geschichte der römischen Baukunst, welches bisher fast noch gar nicht bearbeitet worden ist, und doch zu den allerwichtigsten derselben gehört, ist der römische Backsteinrohbau. Man hat meist nur auf die großen Monumente in Travertin und Marmor Rücksicht genommen, hat wohl gelegentlich der kurzen Besprechung der in Rom zur Verwendung gekommenen Baumaterialien auch der Ziegel gedacht, ohne jedoch zu bemerken, daß gerade sie das in Rom am meisten zur Anwendung gekommene Baumaterial sind, welches uns in den Ruinen noch heute überall entgegentritt. Freilich ist der gebrannte

Digitized by Google

Thon unscheinlich, kann mit der Pracht des carrarischen weißen und den fremden farbigen Marmorarten sich nicht messen, aber die Ziegel sind ein höchst bedeutender Factor der ganzen architektonischen Entwickelung Roms, sowohl in constructiver als ästhetischer Beziehung.

Die Anwendung des gebrannten Thon für Zwecke der Bau- und Bildkunst war im alten Etrurien allgemein verbreitet und zu hoher Vollendung ausgebildet. Von den Etruskern lernten die Römer diese Technik. Thon findet sich in der nächsten Umgebung Roms in sehr vorzüglicher Qualität und in großen Massen. Gute gebrannte Ziegel waren daher leicht herzustellen und in allen Fällen brauchbar, während alle anderen Baumaterialien Roms nur mit Auswahl verwendbar sind. Der Tuff, aus welchem die Hügel Roms bestehen, ist nicht hart genug, um tectonische Formen aus demselben herzustellen. Er wird meist nur für Unterbauten, Futtermauern und dergleichen verwendet. Peperin, welcher schon zu den Zeiten der Könige für Staatsbauten (Agger des Servius Tullius), und später sehr oft verwendet wurde, mußte erst von Albano oder Gabii herbeigeschafft werden und war für feinere decorative Ausbildung doch nicht genügend. (Sarkophag des Scipio Barbatus im Vatican.) Den Travertin, ein sehr vorzügliches Baumaterial, mußte man erst von Tivoli herbeiholen; er war deßhalb nur für Staatsbauten (Colosseum, Grabmal des Bibulus) und für die reichsten Privatleute (Grabmal der Caecilia Metella) zugänglich. Man war daher vorzugsweise auf gebrannte Ziegel angewiesen. Sie bildeten in Rom zu allen Zeiten das am leichtesten zu erlangende und deßhalb billigste Material. Dazu kam noch die nahe Verwandtschaft der Römer mit den Etruskern, welche in Arbeiten in gebranntem Thon in hohem Grade geschickt waren. Der Backsteinrohbau war nicht nur bei Privatbauten und kleinen Staatsbauten im Gebrauch, sondern kam sogar bei den Haupttempeln Roms zur Anwendung, war daher wohl die eigentliche national-römische Bauweise. Vitruv (II, 3) spricht ausführlich von ihm.

Als seit den Zeiten Augusts Marmor in größerer Menge nach Rom kam, wurden die äußerlich sichtbaren Kunstformen, namentlich Capitelle, Gesimse, Wandbekleidungen ꝛc. aus Marmor gemacht. Den Kern derselben stellte man aber nach wie vor aus Gußmauerwerk mit kleinen Tuffstücken, die Gewölbe und alle constructiv wichtigeren Theile aber aus Ziegeln her, wie solches die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Thermen ꝛc. noch heute zeigen. An ihnen sieht man deutlich, auf welcher hohen Stufe der Vollkommenheit die Bereitung der Ziegel, die man in außerordentlich großen Dimensionen anwendete, sich befand. Erst zur Zeit des Constantin wendete man in übertriebenem Luxus zum Theil kolossale massive Marmorblöcke an, (Janus quadrifrons im Velabrum, Bogen des Constantin) während der Kern der Basilica des Constantin noch aus Ziegeln besteht. Es kann demnach nicht befremden, daß neben den

Digitized by Google

Bauten aus Marmor auch der Ziegelrohbau, als der eigentlich nationale, noch immer fleißig cultivirt worden ist. Daß die Formgebung im Ziegelbau vielfach verschieden von den Bauten in Marmor, daß im erstern, besonders bei Grabesbauten, sich noch mancherlei alterthümliche Formen bis in die spätesten Zeiten erhalten haben, liegt in der Natur der Sache.

Die nicht sehr zahlreichen uns noch heute erhaltenen Reste von künstlerisch durchgebildeten Ziegelrohbauten — das bekannteste und schönste Beispiel ist ein Grabmal, der sogenannte Tempio del Dio Rediculo im Thal der Cafarella, ferner die Kirche S. Urbano in der Nähe der Via Appia, einige Gräber an der Via Latina u. s. w. — sind, wie schon angedeutet, bisher wenig beachtet worden. Man hielt sie, die hohe Bedeutung des römischen Ziegelbaues verkennend, für Werke geringern Ranges. Die Beschreibungen Roms von Kugler, Nibby, Canina und Reber besprechen dieselben nur ganz vorübergehend, ohne besondern Hinweis auf die abweichende Technik. Nur Gualtani und Uggeri sind näher darauf eingegangen. Bei genauerer Betrachtung wird man aber finden, daß ein decorativ so reich ausgestatteter Bau wie z. B. der sogenannte Tempio del Dio Rediculo nicht billiger sein konnte als ein Bau in Marmor. Es scheint vielmehr, daß der hieratisch-alterthümliche Ziegelrohbau für Grabbauten, besonders bei einigen altrömischen Geschlechtern sehr beliebt gewesen. Auf diese Weise erklärt sich auch leicht, daß ein so außerordentlich reicher Mann, wie Herodes Atticus, bei Einrichtung eines Grabtempels für seine Gemahlin Annia Regilla, aus dem erlauchten Geschlecht der Julier, so nahe dem prächtigen Grabmal der Caecilia Metella, den Ziegelrohbau wählen konnte.

Ueber die Zeit der Errichtung dieser Bauten sind die Gelehrten sehr verschiedener Ansicht. Nibby setzt sie — es ist dabei stets besonders von dem Tempio del Dio Rediculo die Rede — in das erste, de Rossi in das zweite, Kugler und Burgeß in das dritte Jahrhundert nach Christus. Es dürfte demnach ein Fortschritt sein, daß es mir gelang, den ursprünglichen Zweck eines der besterhaltenen dieser fraglichen Bauten, die heutige (verlassene) Kirche S. Urbano, zwei Miglien vor Porta S. Sebastiana zu bestimmen und damit zugleich eine genauere Datirung zu gewinnen. Ich glaube in meinem Aufsatz „über das Grabmal der Annia Regilla" (Philologus Bd. XXIV. Heft 3) nämlich nachgewiesen zu haben, daß diese Kirche im siebenten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts nach Christus von Herodes Atticus als Grabtempel für seine Gemahlin erbaut worden ist.*) Mit der sichern Datirung dieses Gebäudes erhal-

*) In Deutschland ist, obgleich de Rossi (Bulletino di archeol. christ. 1863 Nr. 3.) auf anderm Wege zu ganz ähnlichem Resultate gelangte, meine Ansicht bei ausgezeichneten Forschern wie v. Quast und F. Adler (bis jetzt allerdings nur brieflich) auf Widerspruch gestoßen. Genannte Herren halten die Kirche S. Urbano aus stilistischen Gründen für jünger,

Digitized by Google

ten wir aber zugleich einen Anhalt für Bestimmung der meisten anderen sehr ähnlichen. Ein Grabmal an der Via Latina z. B. wird in derselben Zeit, der oft genannte Tempio del Dio Rediculo und ein Grabmal an Porta Pia, (die sogenannte Sedia del diavolo) werden aber früher, wahrscheinlich noch im ersten Jahrhundert erbaut worden sein. —

Datirte Ziegelstempel habe ich trotz eifrigster Nachforschungen bei keinem dieser Bauten auffinden können. Einige andere Arbeiten über römische Architekturwerke in Ziegelrohbau hoffe ich binnen kurzem publiciren zu können. —

R. Bergau.

Zur deutschen Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts.

Aus archivalischen Quellen von Dr. K. G. Helbig.

Im Juni des Jahres 1590 berichtete der dresdener Stadtrath an den Kurfürsten Christian den Ersten, daß ein sich Hans Frank nennender Handelsmann aus Magdeburg, der im goldenen Löwen herbergend von Leitmeritz auf der Elbe Wein erwartet habe, verhaftet worden sei, da ein junger Mann Rudolf Blank aus Gratz ihn als einen Schwindler erkannt und angezeigt hatte, daß er sich als Graf von Schwarzburg mit steiermärkischen Edelleuten herumgetrieben und, nachdem er viele Schulden gemacht, verschwunden sei. Die vom Kanzler Dr. Nikolaus Crell angeordnete Untersuchung klärte durch die Geständnisse des gütlich vernommenen aber mit der Schärfe bedrohten Inculpaten sowie durch einen schriftlich aufgesetzten Bericht desselben über eine zur Sprache gekommene Schwindelgeschichte in Spandau, einige Partien seines Lebens in so eigenthümlicher Weise auf, daß eine gedrängte Mittheilung seiner Erlebnisse, soweit sie actenkundig wurden, für die Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts ganz beachtenswerth ist. Man lernt aus derselben neben der Starkgläubigkeit jener Zeit eine naive Rohheit und Gemeinheit der Sitten auch in den höheren

---

eine Ansicht, die ich früher auch hatte, weil die Kunstformen in gebranntem Thon vielfach abweichen von den Formen in Marmor, roher, willkürlicher, daher jünger erscheinen. Durch genaueres Studium aller antiken Backsteinbauten Roms bin ich aber davon zurückgekommen. Möchten jene Gelehrten die Gründe für ihre Ansicht im Interesse der Forschung doch öffentlich aussprechen.

Digitized by Google

Lebenskreiſen kennen, wie ſie ſo klar und charakteriſtiſch in ſolchen Abſchnitzeln des geſchichtlichen Materials ſelten zur Anſchauung kommt. Man ſieht ferner, wie die religiöſe Bewegung, ſo tief ſie auch viele Gemüther ergriffen und viele Geiſter erregt haben mochte, doch auf die Sitte in den höheren Kreiſen nicht nachdrücklich einzuwirken vermocht hatte. Erſt die wunderbar großartige Arbeit der Vertreter der Humanitätsentwickelung des achtzehnten Jahrhunderts, die freilich nur bei der in der religiöſen Bewegung gewonnenen Freiheit möglich war, hat in unſerm Vaterlande eine ſittliche Reform im Familienleben der höheren Kreiſe angeregt, welche in den politiſchen Stürmen und Wandelungen der letzten achtzig Jahre immer weiter und reicher wirkſam geworden iſt. — Nach dieſen Bemerkungen möge die Geſchichte jenes Schwindlers, ohne weitere Erläuterung, hier und da, wo es zur Charakteriſtik der Zeit dient, mit ſeinen eigenen Worten kurz zuſammengefaßt einfach erzählt werden. Für die Zuverläſſigkeit der Ausſagen bürgt der Umſtand, daß dieſelben von der Behörde durch Berichterſtattung nach Spandau und Graz leicht controlirt werden konnten.

Der angebliche Hans Frank hieß Gottfried Strauber und war aus der Grafſchaft Schwarzburg. Sein Vater, ein kleiner Handelsmann, war verſchuldet geſtorben, die Mutter diente als Kinderfrau beim Grafen Albrecht von Schwarzburg. Gottfried Strauber war einige Jahre vorher Bedienter bei einem Grafen von Hohenſtein geweſen und ſcheint dann in Norddeutſchland mit Erfolg ſein Glück geſucht zu haben. Denn dort war er, als er ſchwer krank geworden, in Lübeck im Hauſe eines Kaufmanns ein halbes Jahr lang beherbergt und von deſſen Frau verpflegt worden und hatte ſich zu einer angeblichen Geſchäftsreiſe nach Polen 300 Thaler zu verſchaffen gewußt. Eine Epiſode aus dieſer Reiſe nach Polen iſt es, über welche Strauber genauen Bericht giebt. Auf dem Wege nach Berlin kam er, — natürlich in ſtattlichem Aufzuge, wie ihn die Edelleute trugen — nach Ruppin und erhielt hier bei einem Tuchmacher, den er nach einer guten Herberge gefragt hatte, gaſtfreundliche Aufnahme. Den andern Tag kam er in dem Wagen, den ihm der Tuchmacher beſorgt und mit einem Jungen, den dieſer mitgegeben, zum Bürgermeiſter von Spandau, dem Bruder des Tuchmachers, der ihn, ohne ſeinen Namen zu kennen oder ſpäter darnach zu fragen, bei ſich aufnahm und gut verpflegte. Den andern Morgen — eines Sonntags — ging der Bürgermeiſter mit ſeinem Gaſte in die Kirche und zwar zur Orgel hinauf, weil ſich dieſer für Muſik zu intereſſiren ſchien. Dies erregte die Aufmerkſamkeit der Familie des Generals Grafen Rochus von Lynar, des Commandanten von Spandau: das Fräulein zumal verwendete keinen Blick von dem fremden Herrn. Mittags waren beim Bürgermeiſter Gäſte: es ging luſtig zu: der Cantor und die Schüler mußten ſingen. Als Strauber fortfahren wollte, hielt ihn der Bürgermeiſter zurück und ließ ſich beim Grafen „das Inſtrument“ holen. Während deſſen hatten die Gräfin und das Fräulein

den Jungen des Fremden fragen lassen, wer sein Herr sei: der hatte keine Auskunft geben können. Nach der Vesper in der Kirche waren die Herren im Garten des Bürgermeisters und dann bis 11 Uhr in seinem Hause, wo, wie zu der Zeit immer, tüchtig gezecht wurde. Auch hierbei sangen die Schüler. Darauf, Nachts 11 Uhr, ging der ganze Zug auf der Straße spazieren — sie gingen ein wenig „gassatum", wie sich der Bürgermeister ausdrückte. Da begegnete ihnen auf dem Kirchhofe der Gräfin Bruder, tractirte sie vor des Grafen Haus mit Bier, wobei wieder die Schüler singen mußten. Der Gräfin Bruder ging dann mit zum Bürgermeister, wo in Wein fortgezecht wurde. Auf Befragen desselben nannte Strauber sich Dietrich von Wirben. Den dritten Tag zeigte „mit Erlaubniß der Gräfin" der Bürgermeister seinem Gaste die Festung und behielt ihn bei sich. Nachmittags kam der alte Graf: es wurde bis 1 Uhr Nachts beim Bürgermeister „gefressen und gesoffen." Dann geleiteten sie den Grafen nach Hause, der den Fremden seinem Sohne, dem Grafen August vorstellte und sie beim Becher noch zurückhielt. Der Cantor und die Schüler waren immer dabei gewesen und mit herumgezogen. Am vierten Tage wurde früh 10 Uhr der Herr von Wirben der Gräfin und dem Fräulein vorgestellt: auch hier mußten die Schüler singen. Er blieb mit dem Bürgermeister den ganzen Tag beim Grafen: es wurde geschmaust, gezecht und getanzt bis 1 Uhr Nachts und für den nächsten Morgen wurden sie zum Frühstück eingeladen; wie gewöhnlich gaben die Schüler den Heimkehrenden das Geleite und sangen vor des Bürgermeisters Hause noch einige Motetten. Den fünften Tag früh wollte Strauber fort. Da erhielt er von einem „Bildhauer" Kupferstiche verehrt und eine Büchse mit seinem und des Fräuleins Portrait in Wachs — wahrscheinlich mehr Speculation des gräflichen Hauses als des Bildhauers, der zwei Goldgülden zur Verehrung erhielt. Nun mochte es aber dem Schwindler unheimlich werden. Darum schickte er des Bürgermeisters Jungen zum Grafen, um Dank und Abschied zu sagen, „er bedanke sich höchlich des erzeigten Willens und alles Guten, und lasse bitten, wenn er sich ungebührlich gehalten, wollten sie es dem Trunke zurechnen". Da kam wieder Botschaft mit schönen Complimenten, das Fräulein ließ sagen: „der fremde Herr und der Herr Bürgermeister müßten rechte Nachtraben sein." Zugleich schickte der Graf sein Stammbuch. Da aber Strauber sich einzuschreiben ablehnte, so kam die dringende Einladung für Nachmittags zum Grafen und nachdem der Bürgermeister und Strauber dort bis 1 Uhr geschmaust und gezecht, mußte letzterer beim jungen Grafen zur Nacht bleiben. Auch den andern Morgen hielt ihn dieser mit „Seet" zurück, bis sie von der Gräfin zum Frühstück gerufen wurden; der Bürgermeister wurde geholt, Strauber mußte dableiben, den andern Tag wollte ihn die Gräfin nach Berlin fahren lassen. Doch denselben Abend kam der andere junge Graf, der kurbrandenburgische Regierungsrath Johann Casimir zu

Digitized by Google

den Aeltern nach Spandau. Er erzählte, daß ihm die Mütter von den Gästen nach Berlin geschrieben und trank sofort mit dem angeblichen Herrn von Wirben Brüderschaft. Das Fräulein mußte „eine Gaillarde schlagen" und dann wurde getollt und getanzt; auch die alte Gräfin tanzte mit. Ebenso ging es den siebenten Tag, da Johann Casimir den Tag darauf den neuen Freund selber mit nach Berlin nehmen wollte. Als die Gräfin hörte, wie ihr Sohn den Gast duzte, sagte sie, wenn der Herr mit ihrem Sohne Bruder wäre, müßte er auch ihr Sohn sein und sie Frau Mutter nennen, und sie nannte ihn von nun an ihren Herrn Sohn, fand auch einen Ring, den er trug, so hübsch, daß Strauber ihr denselben verehrte. Des Nachts mußte er mit Johann Casimir in einem Bette schlafen. Der stand aber den andern Morgen früh auf, weil er nach Berlin mußte. Strauber wollte mit, doch ließ es Casimir nicht zu, er wollte ihn den zweiten Tag holen. „So bin ich blieben," berichtet Strauber, „und habe mich wieder zu Bette gelegt, denn ich bin von wegen großen Saufens gar krank gewesen. Ist Graf Augustus, seine Frau Mutter und das Fräulein kommen und sich vor's Bett gesetzt und mich gefragt, ob ich nicht essen wollen. Doch ich habe nichts gewollt als ein wenig Hühnerbrühe und dann mit dem Grafen Karte gespielt." Dann hat er beim Goldschmied ein Armband geholt, und es dem Fräulein geschenkt, welche ihm darauf bei Tische einen „Näglein-kranz" (Nelkenkranz) mit zwei verschlungenen Händen und seinen und ihren Namen verehrt hat. Nächsten Tag aber erhielt er von ihr solidere Geschenke, nämlich 2 Ringe, einen mit einem Smaragd, den andern mit einem Demant und der Umschrift: Amor vincit omnia. Jetzt aber wurde Straubers Lage immer bedenklicher und da Graf Casimir nicht kam, reiste er den zehnten Tag nach Berlin. Als er sich hierbei Casimir verabschieden wollte, hielt ihn dieser zurück. „Er habe noch etwas in der Regierung zu thun und dann wollten sie lustig sein"; auch schenkte er ihm einen Ring mit „einem Krötenstein" und zwei Rubinen. Sie waren überaus lustig und den folgenden Tag mußte Strauber — wieder mit nach Spandau zurück, was die Gräfin und das Fräulein überaus gern sahen. „Hier bin ich noch etzliche Tage geblieben und ich wußte nicht, wie ich davon kommen sollte." Abends nahm das Fräulein eine goldene Kette von ihrem Halse und hing sie ihm um und als sie den nächsten Tag zusammen Gevatter standen, zog Casimir die Kette dem Dutzbruder unter dem Wams hervor mit den Worten: „Trage sie doch vor den Leuten, Du hast sie ja nicht gestohlen." Nun rückte der Graf Casimir dem Strauber ernstlicher auf den Leib. Er fragte nach seinen Lebens- und Vermögensverhältnissen. Strauber schwindelte von vieler Beute, die er bei der Niederlage der spanischen Armada gemacht und von seinen Gütern im Niederlande. Da meinte Casimir, er solle durch ein paar Cavaliere seiner Bekanntschaft beim Vater um seine Schwester anhalten, sie erhalte 10,000 Thlr. Mitgift. Strauber mußte Briefe schreiben

Digitized by Google

und durch Gelegenheiten, wie sie sich damals zufällig boten, absenden, nach Hamburg, um seine erbeuteten Kostbarkeiten holen zu lassen, sowie zu seinen angeblichen Vettern, damit dkse zur Brautwerbung nach Spandau kämen und seine Güter für ihn einrichteten. Unterdeß kamen gelockt durch die interessanten Nachrichten auch vornehme Frauen von des Grafen Bekanntschaft aus Berlin nach Spandau, um den fremden Herrn kennen zu lernen und das Fräulein zu „vexiren", die Frau Kanzleim und die Frau Schenkin. Letztere schien namentlich an dem Fremden Wohlgefallen zu finden, sie trank mit ihm Brüderschaft und wollte ihn mit nach Berlin nehmen, was Graf Casimir nicht zuließ. Es war für Strauber hohe Zeit sich zu entfernen mit der Versicherung baldiger Rückkehr. So kam er nach einem lustigen Abend wirklich fort nach Berlin und dann nach Frankfurt a. O., wo er die Kette für 90 Ducaten verkaufte und sich nach Polen zu aus dem Staube machte. Was Strauber in Polen gemacht hat, davon berichten die Acten nichts. Nach Jahresfrist tauchte er zu Gratz in Steiermark auf und kam als Fuhrmann in eine Herberge, wo er sich Cavalierkleidung zu verschaffen wußte. Er kam als „guter Gesell" mit dortigen Edelleuten in Verkehr, die ihn für einen vornehmen Herrn hielten, weil er so viel von Königen und Fürsten sprach. Bald darauf wollte man aus Briefen, deren Verbreitung er klüglich veranlaßt hatte, wissen, daß er Hans Georg Graf zu Schwarzburg hieß. Als solchen nahm ihn ein Herr Caspar zu Hermsdorf zu sich ins Haus und er galt jetzt überall als ein Graf von Schwarzburg, nachdem er bei einem Herrn von Wolfersdorff einen Edelmann, der wegen seiner Herkunft bedenklich wurde, tüchtig angeschnarcht hatte, „er hätte niemanden gebeten, mit ihm zu fressen; so jemand was wider ihn hätte, möchte er mit ihm hinausgehn." So wuchs sein Credit. Er kaufte sich bei verschiedenen Kaufleuten Tuch und Waaren, theils mit einem Wechsel auf Linz als Graf zu Schwarzburg, theils auf bloßen Credit. Ja er wurde so unverschämt, daß er dem Kaufmann, der ihn vor seinen guten Gesellen ziemlich grob an Zahlung mahnte auf der Straße Ohrfeigen gab und jene waren gutmüthig genug, beide bei einem guten Trunke wieder mit einander zu versöhnen. Als aber Herr von Hermsdorf erfuhr, daß bei einem Herrn in Gratz ein Hauslehrer lebe, der aus der Grafschaft Schwarzburg sei, wollte er mit seinem vornehmen Gaste denselben aufsuchen. Da verschwand plötzlich der Herr Graf; auch der Musiklehrer des Herrn von Hermsdorf, welcher „das Fräulein das Instrument schlagen lehrte," hatte dem Schwindler 10 Kronen geliehen, die er nicht wieder erhielt. Er war darauf nach Wien und von da mit einem Apothekergehilfen in dessen Fuhrwerk nach Prag gereist. Dort hatte er in der Herberge mit einem Edelmann Händel bekommen und war verwundet worden. Darnach war er von Leitmeritz aus auf der Elbe mit einem Schiffe, das Wein führte, nach Dresden gefahren.

Digitized by

Was aus dem jedenfalls gewandten Abenteurer geworden, berichten die Acten nicht. Die Unterſuchung wurde ſiſtirt, weil man zunächſt Auskunft von Graz erwarten mußte. —

Politiſcher Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende September.

Die günſtigen Auſpicien, unter denen ſich der Zuſammentritt des norddeutſchen Parlaments vollzogen hat, ſcheinen demſelben treu bleiben zu wollen. Obgleich die Fractionsbildung noch nicht zum Abſchluß gelangt iſt und die Thätigkeit der Verſammlung nur ſehr allmälig in Fluß kommt, läßt ſich bereits abſehen, daß das Gewicht der Entſcheidung bei den Mittelparteien liegen wird und daß dieſe Willen und Fähigkeit zur rechten Benutzung deſſelben behaupten werden. Daß die Beſchlüſſe der Fortſchrittspartei ſich mehr und mehr mit denen der offenen und directen Gegner der nationalen Sache decken, und daß das Verhältniß des Centrums zur Rechten ein gegen früher durchaus verändertes iſt, ließ ſich nach den Ereigniſſen der letzten Monate bereits ziemlich ſicher vorausſehen und kann uns nicht befremden. Der Natur der Sache nach fühlen ſich diejenigen, welche die norddeutſche Bundesverfaſſung geſchaffen haben, auch wenn ihre Wege diametral auseinander gehen, ſobald es ſich um innere Fragen handelt, enger mit einander verbunden, als mit denjenigen ihrer früheren Freunde, mit denen ſie in der Hauptſache jetzt verſchiedener Meinung ſind. Daß die Nation dieſe Hauptſache in der nationalen Einigung ſieht, das hat ſie ihren Vertretern ſo deutlich und ſo wiederholt geſagt, daß dieſelben wiſſen müſſen, was ſie zu thun haben. Die Annäherung zwiſchen den Mittelparteien und der Rechten gereicht allerdings nicht nur dem Radicalismus zum Aergerniß, ſie iſt auch zahlreichen national geſinnten Freiheitsmännern bedenklich geworden. Bei allem Bedauern darf uns das nicht irre machen; es liegt einmal auf der Hand, daß Compromiſſe über äußere Fragen nur ad hoc geſchloſſen werden, und ohne Conſequenzen für die Behandlung innerer Principienfragen ſind, und es iſt zweitens an der Zeit, daß man ſichs angelegen ſein laſſe, die Vorſtellungen, welche herkömmlich mit dem Ausdrucke „conſervative Partei“ verbunden werden, einer ernſthaften Reviſion zu unterziehen. Das Exiſtenzrecht

Digitized by Google

einer conservativen Partei als solcher und ihre Gleichberechtigung mit anderen Parteien in Zweifel zu ziehen, die Begriffe „conservativ" und „volksfeindlich" mit einander zu identificiren, vermag nur der Radicalismus alter Doctrin. Das Schlimme an den preußischen Conservativen und der Grund dafür, daß dieselben zeitweise außerhalb des parlamentarischen „Comment" waren (wenn dieser burschikose aber zutreffende Ausdruck anders gebraucht werden kann), bestand darin, daß die Ziele dieser Fraction wesentlich nicht conservativer Natur waren, d. h. daß dieselbe nicht auf dem Boden der Verfassung stand, sondern diese zu Gunsten des Absolutismus umzudeuten versuchte. Davon kann im norddeutschen Parlament, dessen rechtliche Basis von den Conservativen mitgeschaffen worden ist, nicht die Rede sein, zu Suppositionen dieser Art fehlt es vollständig an Grund und Veranlassung. Einen weitern Unterschied zwischen den Parteiverhältnissen der preußischen Conflictszeit und der Gegenwart bildet das Vorhandensein einer Gruppe von Männern, welche ihre Aufgabe wesentlich in der Vermittelung zwischen den conservativen Interessen und den liberalen Principien sehen; die Kluft zwischen dem linken Centrum und der Rechten, welche in den preußischen Kammern der Conflictsjahre unüberbrückt dastand und jede Verständigung unmöglich machte, besteht mithin nicht mehr. Die Brücke bildet das Bekenntniß zu der Bundesverfassung und auf dieser Brücke stehen die freien Conservativen. Die Bedeutung dieser und ihrer bisherigen Leistungen zu überschätzen sind wir weit entfernt, wir wissen sehr genau, daß noch viel daran fehlt, damit dieselben der Aufgabe entsprechen, welche naturgemäß an sie gestellt ist — daß der Platz zwischen den preußischen Conservativen und der alt-liberalen Gruppe aber nicht mehr leer steht, scheint uns von großer Wichtigkeit zu sein. Es geht uns mit diesen Vertretern eines Conservatismus, der sein Programm grundsätzlich den Anforderungen der Zeit offen halten will, wie weiland Voltaire mit dem être suprême: wie der pariser Philosoph behauptete: „wenn kein solches da wäre müßte man eines erfinden", so muß der Consolidation dieser Fraction, weil dieselbe unentbehrlich ist, möglichster Vorschub geleistet werden. — Die bisherige Haltung der rechten Seite des norddeutschen Parlaments hat es der radicalen Demokratie übrigens nicht leicht gemacht, ihre schwarzen Ahnungen von einer Aussaugung aller liberalen Elemente durch die conservative Nachbarschaft für bewahrheitet auszugeben. Zu den wichtigsten der bisher gethanen Beschlüsse des Hauses haben die Nationalliberalen die Initiative ergriffen und die Conservativen sind ihnen gefolgt; das gilt sowohl von dem Beschluß, das Budget sofort im Plenum zu berathen, wie von der Adresse. Daß der nationalliberale Adreßentwurf von dem der Conservativen verschieden ist, daß die Sprache des erstern durch den letztern abgeschwächt und paraphrasirt wird, kommt Angesichts der Thatsache, daß die genannten beiden Gruppen überhaupt und im Gegensatz gegen die Linke eine Adresse wollen und

Digitized by

zwar eine ſolche, die die Beziehung zum Süden behandelt, kaum in Betracht, und es wird für die „Zukunft“, die „Volkszeitung“ und ihre neue Verbündete „die Sächſiſche Zeitung“ (die über die mangelhafte Vertretung der Fortſchrittspartei im Bureau, wie über ein ſpecifiſch ſächſiſches Unglück jammerte) eines großen Aufwandes von Sophiſtik bedürfen, um in dieſer Adreſſe einen feudalen Verrath an der Sache des „deutſchen“ Volks und der „deutſchen“ Freiheit nachzuweiſen.

Ueberblicken wir die auf den Süden bezüglichen Ereigniſſe, welche dem Zuſammentritt der norddeutſchen Volksvertretung vorhergegangen waren, ſo werden wir uns davon überzeugen, daß es an Veranlaſſungen dazu, das Kind beim eigentlichen Namen zu nennen und mindeſtens den Eintritt Badens in den norddeutſchen Staat herbeizuführen, nicht gefehlt hat und das für die Opportunität einer Adreſſe zahlreiche Gründe ſprechen. Die Zolleinigung, das Fiasko des Verſuchs, die ſüddeutſchen Fürſten auf die Straße nach Salzburg zu führen, die ungünſtige Aufnahme des Fröbelſchen Programms, die badiſche Thronrede und ihre Beantwortung, die bedeutſame Lücke in der Rede König Wilhelms, vor allem das Bismarkſche Circular an die ſüddeutſchen Höfe, laden die Volksvertretung dazu ein, die Regierung in Form einer Adreſſe über ihre Stellung zum Süden zu interpelliren und zu weiteren Schritten zu veranlaſſen. Daß dieſe Adreſſe dem Bundespräſidium unwillkommen ſein werde, ſcheint nach dem Geſchehenen wenig wahrſcheinlich und die ablehnende Notiz der Kreuzzeitung ſieht — abgeſehen davon, daß ſie vor der Zuſtimmung der conſervativen Partei zu dem Adreßgedanken erſchien — einem zu größerer Kühnheit ermuthigenden Sträuben ziemlich ähnlich. Auch wenn das Bundespräſidium einer directen Antwort aus dem Wege zu gehen für nothwendig hält, können wir uns von der Adreſſe nur Vortheile verſprechen. Zu dieſen zählen wir in erſter Reihe die Nöthigung Frankreichs, mit der Sprache herauszurücken und uns definitiv zu ſagen, ob die Ueberſchreitung der Mainlinie ein Casus belli wäre oder nicht. Dem Kriegsgeſchrei der preußenfeindlichen Blätter wird dieſes Mal ſicherlich von einem bedeutenden Bruchtheil der gemäßigten Liberalen Frankreichs energiſch begegnet werden; die letzten Aeußerungen Olliviers, Lemoines, ja ſelbſt Girardins und Neffzers ſind von der Sprache, welche noch vor ſechs Monaten in denſelben Kreiſen geführt wurde, ſo verſchieden, daß wir mit einiger Sicherheit darauf rechnen können, die pariſer Preſſe werde Napoleon dem Dritten die Entſcheidung über Krieg und Frieden beträchtlich erſchweren. Dazu kommt, daß Frankreichs Rüſtungen noch nicht beendet ſind, während die unſrigen nicht erſt zu beginnen brauchen; nach den Reden von Arras, Lille und Amiens dürfte es mit der plötzlichen Wiedereröffnung des napoleoniſchen Janustempels überdies ſeine Schwierigkeiten haben, zumal wenn vor der Hand nur der Eintritt Badens in den norddeutſchen Bund in Wendung kommt. Läßt Frankreich dieſen geſchehen

Digitized by Google

oder auch nur offen discutiren, desto besser, — dann hat es sich für die Zukunft selbst captivirt. Die moralische Wirkung eines Schrittes, der — wenn auch ohne wirklichen Grund — ziemlich allgemein für eine Provocation des Tuileriencabinets angesehen würde, müßte ferner der Kräftigung der nationalen Sache in Deutschland unschätzbare Dienste leisten und die Feinde derselben ins Herz treffen. Aus diesem Grunde, und nicht aus Parteilichkeit für die speciellen Vorschläge unserer politischen Freunde, geben wir der Adresse der Nationalliberalen unbedingt den Vorzug vor dem conservativen Entwurf. Schon die Aufschrift dieses letztern will uns nicht gefallen; so lange der Particularismus noch so keck sein Haupt erhebt, wie gegenwärtig, kann keine Betonung des föderativen Characters unsers norddeutschen Staats von heilsamer Wirkung sein und weil jedes öffentlich gesprochene Wort über die Nothwendigkeit der Heranziehung des Südens in Paris Anstoß giebt, liegt kein Grund dafür vor, nicht möglichst deutlich und energisch zu reden. Ist das ein Mal geschehen, so ist mindestens das Gerede der Schwarzen und Rothen in München und Stuttgart, welche immer wieder darauf zurückkommen, daß der norddeutsche Kleinmuth gegen Frankreich nicht zu den Ansprüchen eines Großstaats stimme — ein für alle Mal auf den Mund geschlagen und der ungünstige Effect der Entscheidung über Luxemburg aus der Welt geschafft. Seit Menschengedenken hat das norddeutsche Volk zum ersten Male einen preußischen Minister des Auswärtigen an seiner Spitze, der den besten Theil der Tapferkeit nicht in der Vorsicht sieht; wenn der officielle und verantwortliche Repräsentant der preußischen Politik ein kräftiges Wort wie das des national-liberalen Adreßentwurfs für nicht unzulässig hält, so liegt für das Volk und dessen Vertretung absolut kein Grund dafür vor, für seinen Theil die Rollen der Bedächtigen und Aengstlichen zu übernehmen, welche sonst in entscheidenden Zeiten an der Spitze unserer Geschäfte standen.

Von den Vorlagen, an deren Bearbeitung der Reichstag in nächster Zeit gehen wird, verdient der Miquelsche Antrag auf Erlaß eines allgemeinen Wahlgesetzes für alle Bundesstaaten, unseres Erachtens, besondere Berücksichtigung, denn er füllt eine thatsächlich vorhandene Lücke aus, deren Unzuträglichkeiten bereits wiederholt fühlbar geworden sind. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum kleinstaatliche Eigenthümlichkeiten vom Schlage der mecklenburgischen, dem Volk die Freiheit seines Wahlrechts wenn nicht verkürzen, so doch einengen, und das Bewußtsein nehmen sollen, daß allenthalben im Bundesstaat wenigstens in Bundesangelegenheiten nach einer Elle gemessen werde. Wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß die Conservativen dieses Mal mit der „constitutionell-föderativen" d. h. particularistischen Gruppe gegen die Nationalliberalen Front machen werden, so dürfte an der Annahme dieses Antrags doch nicht zu zweifeln sein, denn die Fortschrittspartei kann demselben ihre Unterstützung nicht versagen, um für Mecklenburg, Reuß oder Waldeck Partei zu nehmen. Von

Digitized by Google

den übrigen Vorlagen weiß die Presse noch zu wenig um über sie reden zu können. Nimmt doch zur Zeit die Zusammensetzung des Reichstages und was mit dieser zusammenhängt, immer noch den Haupttheil des öffentlichen Interesses in Anspruch, besonders so lange die Nachwahlen nicht beendet sind. Für diese ist, seit die Versuche zur Durchbringung gemäßigter Candidaten in Berlin noch ein Mal gescheitert sind, nur der eine Wunsch berechtigt, daß die noch nicht gewählten Veteranen des preußischen Parlamentarismus, vor allem Vincke, Lette und Gneist berücksichtigt werden. Daß Namen von so erprobtem Klang fehlen können, zeugt von der Jugendlichkeit und Unreife unseres gesammten politischen Lebens und ganz besonders des neuen Wahlapparats; daß einem englischen Parlament Männer wie d'Israeli, Gladstone oder Roebuck fehlen sollten, auch wenn dasselbe unter dem Eindruck eines Erfolges ihrer Gegner zusammengetreten wäre, ist undenkbar, weil ihre Nichtberücksichtigung für einen Verstoß gegen die Ehre des Hauses gelten würde. Es giebt auch bei uns parlamentarische Männer, die nicht mit dem, was sie thun oder zuletzt gethan haben, sondern mit dem was sie sind, zahlen und das Gewicht dieser Art von Zahlung zu unterschätzen, haben wir Deutsche am wenigsten Grund.

Mag der Ausgang dre Verhandlungen des Parlaments sein, welcher er wolle, die Entscheidung über die Adresse — wir müssen darauf zurückkommen, wird unter allen Umständen zu den wichtigsten, dem Hause vorgelegten Fragen gehören. Der Zeitpunkt für einen entscheidenden Schritt zur Annäherung des Südens dünkt uns in jeder Rücksicht ein glücklich gewählter. Seit in eilfter Stunde in die Regelung der Verhältnisse der annectirten Provinzen durch directe Ausflüsse des königlichen Willens und durch Einberufung von Vertrauensmännern eingegriffen worden ist, hat sich die Stimmung in diesen unerwartet rasch gebessert, sogar in Hannover und Schleswig-Holstein, wo das „Stammesbewußtsein" unüberwindlich und die einzige Form des Vaterlandsgefühls zu sein behauptete. Die vor einigen Tagen stattgebabte Eröffnung des hannoverschen Provinziallandtags, (dessen große Majorität sich entschiedener gegen das vorlaute und anspruchsvolle Gebahren königlicher „Diener" aus welfischer Schule ausgesprochen hat, als sich irgend erwarten ließ), bat zugleich dem neuen Oberpräsidenten Grafen Stolberg Gelegenheit zur Abhaltung seines maiden-speach und zur Bekanntschaft mit dem Lande gegeben, das er künftig im Namen und Geist des Königs und seines Ministers verwalten soll. Die Versuche der radicalen und particularistischen Opposition, den neuen Statthalter von Hause aus zu discreditiren und in ächt bureaukratischer Manier aus mangelnden Examinationszeugnissen auf mangelnde politische Fähigkeiten desselben zu schließen, werden wenig ausrichten, wenn es sich bestätigt, daß der Graf nach erhaltener Instruction und eigener Neigung bestrebt ist, im Einverständniß mit Männern wie Miquel und Benningsen, dem neuen Vicelandmarschall, zu wirken. Mit

Digitized by Google

Spannung und Intereſſe wird den Provinzialverſammlungen der neuen Provinzen allenthalben gefolgt werden und der alte Katechismus der Radicalen iſt, nach welchem ſtändiſch-provinzielle Verſammlungen immer nur vom Uebel ſind, iſt demnach wiederum um einen ſeiner Glaubensartikel ärmer geworden. Auch an dieſem Stück zeigt es ſich, daß unſere liberale Parteidogmatik — Dank ihrem Urſprung in den Tagen der Manteuffel und Weſtphalen — der Reviſion und Ergänzung ſehr viel bedürftiger iſt, als man geglaubt hat; die Fähigkeit zu lernen und zu beſſern hat ſich aber — wenigſtens in einer der freiſinnigen Fractionen, ſo raſch entwickelt, daß dieſe Schäden alle Ausſicht haben, in Bälde gut gemacht zu ſein. In der Politik iſt die Erfahrung eben die einzige zuverläſſige Lehrerin und von der Schule, durch welche der deutſche Liberalismus, dem die Möglichkeit praktiſcher Thätigkeit faſt immer gefehlt hat, gehen mußte, liegen ja erſt die unterſten Curſe hinter uns. Wenn man bedenkt, daß die engliſchen Whigs nach eigenem Geſtändniß trotz ihrer langjährigen Herrſchaft im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch das dreißigjährige Toryregiment der Pitt-Caſtlereagh-Wellingtonſchen Periode um einen großen Theil ihres Geſchicks für die praktiſche Behandlung der Geſchäfte gebracht worden waren, ſo wird man um die Erklärung für den doctrinären Character, den der deutſche Liberalismus in den Herbſt 1866 mitbrachte nicht verlegen ſein und den Werdezuſtand des nationalliberalen Programms für einen Vorzug anſehen müſſen.

Während alles, was für die nationale Sache Herz und Verſtändniß hat, ſeine Blicke nach Berlin richtete und die außerdeutſchen Staatsmänner die Spannung theilten, mit welcher in Deutſchland dem Zuſammentritt des norddeutſchen Parlaments entgegengeſehen wurde, waren die europäiſchen Revolutionäre anderweitig beſchäftigt; ſie wallfahrteten nach Genf und Lauſanne, wo der Friedenscongreß und eine ſocialiſtiſche Arbeiteraſſociation tagten, indeſſen gleichzeitig in Belgien ein Katholikencongreß verſammelt war, um in ſeiner Weiſe radicale Politik zu treiben. Selbſt die anfangs blos lächerlichen, zuletzt ſcandaleuſen Auftritte der Genfer Verſammlung ſind nicht im Stande geweſen, unſeren „Entſchiedenen“ über die wahre Natur des Radicalismus die Augen zu öffnen, von welchem dieſelben die Wiedergeburt Europas und Deutſchlands erwarten. Unbekümmert um Thatſachen, welche die ganze gebildete Welt zur entrüſteten Zeugin gehabt haben, verkünden die Propheten der „Zukunft“ und „die Volkszeitung“ noch immer, daß das Heil von denen zu erwarten ſei, welche außerhalb des Bodens der gegebenen Verhältniſſe ſtehen und daß der Fauſtkampf, mit welchem die Friedensliga ihre diesjährige Thätigkeit abſchloß, das Werk von Muckern, Jeſuiten und aus Aengſtlichkeit händelſüchtig gewordener Bourgeois ſei. Eine Verſammlung, in welcher Ludwig Simon die äußerſte Rechte repräſentirt, Fanny Lewald neue zehn Gebote verkündet, und der Kriegsmann Garibaldi zu ſeiner Freunde Entſetzen Theorie der Politik treibt, ſoll der wahre Ausdruck

Digitized by

des Willens der europäischen Nationen, die deutsche mit einbegriffen, sein, während die dritthalbhundert Volksvertreter, welche sich in Berlin zur Wiedergeburt Deutschlands die Hände reichen, nichts weiter sind als die Handlanger einer „fein ausgedachten geistreichen Reaction", deren Ende identisch sein wird mit dem der norddeutschen Bundesverfassung! Und das wird in der „Hauptstadt der Intelligenz" gedruckt und von einem Journal ausgesprochen, auf dessen Blättern der Name eines Mannes steht, dessen Ansprüche auf die Achtung seines Volks in der That unverjährbare sind, der ohne die Ereignisse des Jahres 1866 noch heute für den Führer einer Partei gelten würde, deren Herrschaftsrecht ein halbes Jahrzehnt lang ebenso zweifellos dastand, wie der Anspruch auf dasselbe. — Die Erkenntniß, daß mit Anschauungen dieser Art, mögen ihre Vertreter Namen haben, welche sie wollen, kein Bund zu flechten ist, wenn nicht auf die Verwirklichung der politischen Wünsche unsers Volks für ein Menschenalter verzichtet werden soll, muß uns schadlos halten für das an und für sich berechtigte Bedauern darüber, daß unserer gegenwärtigen Aufgabe das Opfer langjähriger Beziehungen und Sympathien unwiderruflich gebracht werden muß. Wir haben kein Recht, Particularisten und Großdeutschen aus ihrer politischen Sentimentalität und aus der Unfähigkeit liebgewordenen Illusionen den Rücken zu kehren, einen Vorwurf zu machen, so lange wir nicht selbst durch die That beweisen, daß uns die Sache des Vaterlandes über Freunde und Brüder, über Sympathien und Traditionen geht. Der Dienst der Freiheit ist von je ein schwerer gewesen und hat niemals Arbeiter brauchen können, die zurückschauen, wenn sie die Hand an den Pflug legen.

Wenden wir uns von der Betrachtung dessen, was am heimischen Heerde geschehen, den Nachbarstaaten zu, so sehen wir dieselben — vielleicht Frankreich allein ausgenommen — von inneren Fragen eingenommen, die die Freiheit der Action Preußens sichtlich begünstigen. Oestreich ist durch die Schwierigkeiten des Ausgleichs mit Ungarn zu ernster Beschäftigung mit seinen Finanzen gezwungen worden und sieht es auf nichts weniger, als auf eine gänzliche Umgestaltung seines Staatscredits und auf Unification seiner Staatsschuld ab. In Europa ist der letzte Versuch zur Ordnung zerrütteter Finanzen durch dieses schwierige und gefährliche Auskunftsmittel, unseres Wissens, von der Türkei im Jahre 1865 unternommen worden. Es hieß damals, fortan beginne für die hohe Pforte eine neue Aera geordneter und consolidirter Geldverhältnisse und wenige Monate später wurde zum Erstaunen aller europäischen Börsen bereits eine neue, durch die Ottomanische Bank vermittelte Anleihe versucht, die trotz einer Prämie von 11¾ Procent nur theilweise realisirt werden konnte. Ob es in Oestreich ebenso geschehen wird, wissen wir nicht; die wiener Finanzmänner selbst scheinen minder optimistisch zu sein, als es damals die Türken

Digitized by Google

waren, — von einer neuen Aera ist nicht die Rede und die Verschmelzung der vorhandenen Staatsschulden soll nur „so weit als möglich“ vorgenommen werden d. h. unvollständig bleiben. Der Reichskanzler von Beust, der seine Reise nach Sachsen mit Trostreden an die Industriellen Mährens bezeichnet hat, ist seinen Zuhörern leider jede Andeutung darüber schuldig geblieben, wie er zu der Schuldenverschmelzungsfrage steht und doch könnte es leicht geschehen, daß der Ausgang derselben für seine eigne Zukunft entscheidend wird. Wir fürchten des Herrn v. Beust Stellung zu technisch-finanziellen Fragen ist ebenso unverändert dieselbe geblieben, wie sein Verhältniß zum „deutschen Liede“. Daß sich keines der Systeme, mit denen man es seit 1859 in Wien versucht hat, auf die Dauer behaupten konnte, daran hat der Umstand, daß weder Schmerling noch Belcredi ein eigenes lebensfähiges Programm für die Finanzfragen des Kaiserstaats oder ihrer Aufgabe gewachsene Finanzminister mitbrachten, seinen beträchtlichen Antheil gehabt. Mit einer wirklichen Regelung des östreichischen Finanzwesens würde ein k. k. Staatsmann wenigstens die große Partei derer auf seine Seite bringen, denen eine Besserung der wirthschaftlichen Zustände wichtiger oder ebenso wichtig ist, als die Auffindung einer Staatsform die zugleich Centralisten, Föderalisten und Dualisten befriedigt und die Zahl der Leute, welche zu dieser Partei gehören, ist in Oestreich größer, als sonst irgendwo. So lange das Verhältniß zu Ungarn eine offene Frage war, Schleswig-Holstein und Venetien jeden Augenblick zu casus belli werden konnten, ließen sich die Ungunst der Geldverhältnisse und die Zunahme des Deficits mit den Schwierigkeiten der politischen Lage entschuldigen. Seit die Elbherzogthümer, die adriatische Hafenstadt und das berühmte Festungsviereck nicht mehr in Frage kommen und die Grundlinien für das künftige Reichsgebäude gezogen sind, steht es anders oder könnte es anders stehen; die Geschäftswelt des Kaiserstaats ist aber immer noch darauf angewiesen von Hoffnungen und Versprechungen zu leben und der leitende Staatsmann ist nichts weniger als Financier, sondern ein Mann der großen Politik, der die Fragen, welche technische Kenntnisse verlangen, kleinen Leuten überläßt. So lange man die Besserung der Finanzen in Wien nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zur Wiederaufnahme eines hohen Spiels in der großen Politik ansieht, wird das Beustsche System aber die Unterstützung der Leute, welche das Fortbestehen des Staats nur für berechtigt halten, wenn dasselbe zu einer erträglichen Existenz der Staatsbürger führt, entbehren müssen. An den ernsthaften Entschluß der Hofburg, den Staatszweck nicht mehr in der Erreichung traditioneller Ziele der auswärtigen Politik zu suchen, sondern dem Wohl der eignen Völker zu leben, werden auch die Bösenleute erst glauben, wenn man in Wien einen ehrlichen Frieden mit dem norddeutschen Bunde schließt und Preußen die Möglichkeit bietet, fortan wo anders als in Rußland Verbündete zu suchen.

Was man aus Wien über die neuesten Stadien der orientalischen Ange-

Digitized by Google

legenheiten hört, ist ebenso unzuverlässig wie das, was aus einseitiger Kenntnißnahme der russischen Auslassungen über Candioten und Bulgaren gefolgert werden könnte. Während die N. Fr. Pr. von Verhandlungen in Livadia berichtet, die ein russisches Bündniß mit der Pforte betroffen haben sollen, bläst der „Russische Invalide" mit vollen Backen in die Lärmtrompete, um „alle slawischen Brüder" zu Gunsten der Bulgaren, des apathischesten, unfähigsten und darum Rußland zugänglichsten türkisch-slawischen Stammes, unter die Waffen zu rufen. Nicht drei Wochen ist es her, daß aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wurde, die Lage der Pforte sei als temporär verbessert anzusehen und es werde zunächst ein Stillstand in der orientalischen Frage eintreten: inzwischen ist durch die russischen Blätter, die moralische Unmöglichkeit einer Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes, durch wiener Stimmen eine Krisis in Athen für den Fall der Nichtabtretung Candias proclamirt werden. In Sachen des Orients scheint die salzburger Zusammenkunft ebensowenig zu einer östreichisch-französischen Verständigung geführt zu haben, wie in Sachen des Occidents, denn die Nachricht, daß Frankreich in Stambul nicht selbstständig vorgeht, sondern England die Führung der Verhandlungen überläßt, ist weder durch Worte noch durch Thaten dementirt worden. Rußland und England ausgenommen, scheint kein europäischer Staat des Continents für die türkischen Dinge Muße zu haben und England hat kein Interesse, an diesem Zustande etwas zu ändern, so lange das petersburger Cabinet nicht aggressiv vorgeht. In Petersburg aber kann man warten und wird man warten, denn einen Rückgang des russischen Einflusses am Bosporus hat man nicht zu fürchten. Die übele Finanzlage des russischen Reichs macht die Aufrechterhaltung eines Friedens, der die Fortdauer der bisherigen Art der Eroberung nicht ausschließt, vielmehr im höchsten Grade wünschenswerth.

Auch in Rußland ist die Finanznoth eine chronische. Der Verkauf der Nikolaibahn hat sich noch immer nicht realisiren lassen und nach den officiellen Erklärungen über den Zweck dieser Maßregel (Ausdehnung des russischen Eisenbahnnetzes) würde auch der Abschluß dieses Geschäfts, für die Staatsfinanzen ziemlich gleichgiltig sein. Obgleich die Zeitungen noch nicht davon reden, ist es Thatsache, daß die Geldnoth bereits zu Gedanken an eine radicale Umgestaltung der Haupteinnahmequelle des russ. Staats, der Branntweinaccise geführt hat. Es ist davon die Rede, die Erhebung dieser Steuer für die einzelnen Gouvernements zu verpachten und den Staat dadurch von den Sorgen und Ausgaben für den betreffenden Theil der Bureaukratie zu befreien. Die ungünstigen Wirkungen, welche Veränderungen des Systems der Steuererhebung überall auf die Production ausüben, und die besonders schädlich sind, wo es sich, wie im vorliegenden Fall, um eine Productionssteuer handelt, lassen dieses Project wenig empfehlenswerth erscheinen. Nachdem die wiederholte Erhöhung des Steuersatzes bereits zum Eingehen von nahe zu einem Drittheil aller Brannt-

Digitized by Google

weinbrennereien geführt, und alle Voranſchläge des Fiscus zu Schanden gemacht hat, läßt ſich von einer Veränderung des Steuerſyſtems ebenſo wenig Nutzen erwarten, wie von der im vorigen Monate proclamirten Abſicht des Finanzminiſters, den Zolltarif einer Reviſion zu unterziehen, den protectioniſtiſchen Grundſätzen deſſelben aber Nichts zu vergeben. Auf keinem Gebiet des öffentlichen Lebens iſt mit halben Maßregeln ſo wenig auszurichten, wie auf dem finanziellen und die ruſſiſchen Oppoſitionsblätter haben ganz Recht, wenn ſie behaupten, bevor eine jährliche Rechenſchaftsablegung über die Staatsausgaben eingeführt worden, ſeien alle Verſuche zur Beſſerung der Reichsfinanzen und des Staatscredits ebenſo vergeblich, wie Tariſveränderungen ohne Herabſetzung der Zölle, da dieſe allein den Effect haben würden, die bisherigen Objecte des Schleichhandels durch neue zu erſetzen. — Aus dem Gebiet der innern ruſſiſchen Politik ſind verſchiedene Maßregeln von Wichtigkeit zu regiſtriren, die in den abgelaufenen Monat fallen; die im Februar d. J. wegen der oppoſitionellen Haltung des petersburger Landtags für das Gouv. Petersburg außer Kraft geſetzte Provinzialverfaſſung iſt wieder reſtituirt, künftigen Ausſchreitungen dieſer Körper aber durch die Beſtimmung die Spitze abgebrochen worden, daß die Verhandlungen derſelben nur noch mit Erlaubniß der Civil-Gouverneure veröffentlicht werden dürfen. Haben die Organe der moskauer Nationalpartei Recht, ſo ſteht ferner eine Modification der in den nordweſtlichen (früher litthauiſchen) Provinzen bisher geübten Politik in Ausſicht; die vor zwei Jahren begründete Bank zur Ausbreitung des ruſſiſchen Grundbeſitzes in den ehemals polniſchen Ländern iſt aufgehoben worden, der Zuzug ruſſiſcher Beamten in dieſe Gouvernements wird nicht mehr begünſtigt und die Propaganda für Ausbreitung der griechiſchen Kirche unter dem katholiſchen Landvolk iſt, zufolge der Abberufung verſchiedener übereifriger Convertitoren, ins Stocken gerathen. Für dieſe Beſchränkung ihres miſſionären Eifers ſucht die nationale Demokratie ſich an den Oſtſeeprovinzen Liv-, Eſt- und Curland ſchadlos zu halten, indem ſie das Mißtrauen der Regierung gegen dieſe unaufhörlich wach ruft. Es iſt den Feinden des deutſchen Elements dieſer Provinzen bereits gelungen, das Miniſtercomité zu einem Beſchluß zu veranlaſſen, durch welchen die tractatenmäßig herrſchende deutſche Geſchäftsſprache aus den eigentlichen Staatsbehörden verbannt und auf die ſtändiſchen Gerichte und Verwaltungsſtellen beſchränkt wird. Man will auf dieſe Weiſe eine vollſtändigere Ruſſificirung Liv-, Eſt- und Kurlands vorbereiten und die Möglichkeit zur Verpflanzung ruſſiſcher Beamten auf baltiſchen Boden gewinnen; auch der deutſche Schulunterricht iſt durch eine Verfügung, nach welcher die Geſchichte künftig ruſſiſch vorgetragen werden ſoll, in empfindlichſter Weiſe angetaſtet worden. Dieſe Maßregeln, zu welchen die höchſt loyale Haltung der Bevölkerung abſolut keine Veranlaſſung gegeben hat, werden von der moskauer Preſſe als natürliche Conſequenzen des in Polen und Litthauen an-

gewendeten Systems bezeichnet, obgleich dieses System von der Regierung anerkannter maßen nur zur Bekämpfung der Revolution adoptirt wurde, von der Gefahr einer solchen in den Ostseeprovinzen aber niemals die Rede gewesen ist. Die Absicht, welche die Nationalpartei bei der Inscenirung dieser angeblichen „Reformen" verfolgt, ist sehr viel deutlicher abzusehen, als die Intention der Regierung, welche auf diese Weise um die feste Stütze gebracht wird, welche sie an der Zufriedenheit ihrer deutsch-protestantischen Unterthanen besaß. Das Gespenst, mit welchem die leitenden Staatsmänner Rußlands von der Presse geängstigt werden, ist die Gefahr der täglich mächtiger werdenden preußischen Nachbarschaft; die „Mosk. Zeit." wird nicht müde vor Preußen zu warnen und hat noch neuerdings eine Reihe fulminanter Artikel in die Welt gesandt, welche von dem Bau einer Pinsk-Bjalostocker Eisenbahn, die einen preußischen Einfall erleichtern könnte, abrathen. Aus einem ähnlichen Grunde wird seit Jahren gegen eine directe Schienenverbindung der Dünamündung mit Memel agitirt. — Während man dem russischen Staat vor einer Schädigung seiner westlichen Grenzen bange zu machen sucht, dehnt derselbe sich unaufhaltsam nach Osten weiter aus. Die petersb. Journale verkünden neue Siege gegen die Bewohner Bucharas und das ehemalige Chanat von Taschkend ist vor einigen Wochen in ein Generalgouvernement verwandelt worden, an dessen Spitze der aus der Zeit seiner Oberverwaltung in Wilna bekannte Generaladjutant v. Kaufmann steht. Immer näher rückt der Zeitpunkt, in welchem die russischen und die brittischen Interessen in Asien aufeinander stoßen müssen und es sind nur noch 80 deutsche Meilen, welche die äußersten asiatischen Vorposten dieser beiden Nationen von einander trennen.

In England ist seit Beendigung der Parlamentssession und eingeholter königlicher Bestätigung der d'Israelyschen Reformbill ein Ruhepunkt im öffentlichen Leben eingetreten. Die Ausrüstung der gegen Theodoros von Abyssinien bestimmten Expedition, die voraussichtlichen Folgen des neuen Wahlgesetzes, das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und der noch immer gährende amerikanische Verfassungsconflict sind die Gegenstände, mit welchen die englische Presse ihre Leser unterhält, bis zu einem neuen parlamentarischen Feldzuge gerüstet wird. Für diesen aber stehen Entscheidungen von Bedeutung zu erwarten. Das Ministerium Derby-d'Israely, dessen Fortbestehen von dem allgemeinen Bedürfniß nach Erledigung der Reformangelegenheit getragen worden war, wird nicht umhin können, sich einem Gesetz über Arbeiterassociationen zuzuwenden, wie es durch die Resultate der in Sheffield vorgenommenen Enquête dringend verlangt wird. Die während der vorigen Session durch den Staatssecretär des Innern, Mr. Hardy von dem Hause eingeholte Genehmigung zu Erhebungen über die Trades-unions, verpflichtet die Regierung zu einer eingehenden Umgestaltung der Associations- und Arbeitergesetzgebung und führt ganz

Digitized by Google

direct zur Beschäftigung mit der socialen Frage. Eine Rückwirkung der bezüglichen Debatten auf Deutschland und die deutschen Arbeiterverhältnisse ist nach dem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben unvermeidlich, ganz besonders seit es dem Socialismus gelungen ist, eine, wenn auch vor der Hand noch ziemlich schwache Vertretung des Socialismus im norddeutschen Parlament zu finden. — Es wird von hohem Interesse sein, bei dieser Gelegenheit die Stellung kennen zu lernen, welche die preußische Regierung eigentlich zu der Arbeiterfrage einnimmt. Noch in den letzten Tagen brachte die „Nordd. Allg. Zeit." an ihrer Spitze einen — bisher wenig beachteten, aber sicher nicht gleichgiltigen — Artikel, der an frühere Erörterungen anknüpfend, die Unauskömmlichkeit der Grundsätze des liberalen Oeconomismus nachzuweisen suchte und mit besonderem Nachdruck hervorhob, die Preisbestimmung der Arbeit durch Angebot und Nachfrage sei nicht nur practisch inhuman, sondern auch theoretisch ungenügend, da sie die übrigen Preisbedingungen, insbesondere die nothwendige Deckung der Herstellungskosten — zu welchen ausdrücklich die Erhaltung der Familie des Arbeiters gezählt wird — außer Acht lasse. Es müßte wunderbar zugehen, wenn diese Sätze nicht demnächst durch den „Socialdemokraten" aufgegriffen würden, um als neue Argumente für die Nothwendigkeit staatlicher Einwirkung auf die Lohnbestimmung und staatlicher Sorge für die „Deckung der Herstellungskosten" der Arbeitenden ins Treffen geführt zu werden. Unter allen Umständen verdienen das eigenthümliche Verhältniß, welches die socialistische Arbeiterpartei zu gewissen Factoren der preußischen Bureaukratie steht und die Rolle, welche dieselbe bei den letzten Wahlen gespielt hat, die öffentliche Aufmerksamkeit in größerm Maße, als ihnen bisher zu Theil geworden. Es verlohnte wohl der Mühe, auf Grund der Abstimmungslisten und des sonst vorhandenen Materials den Einfluß, welchen diese Partei in den verschiedenen Wahlbezirken ausgeübt hat, im Einzelnen zu verfolgen und die Compromisse, welche mit ihr geschlossen worden, übersichtlich zusammenzustellen und dann ein Facit über ihre Stärke und ihre Bedeutung für den letzten Wahlkampf zu ziehen. Die Resultate, zu welchen man gelangen würde, sind vielleicht beträchtlicher als diejenigen meinen, welche den Ernst der socialen Frage und ihrer Formulirung durch Lassalle herkömmlich mit einigen Phrasen über Schulze-Delitzsch und dessen Genossenschaften abfertigen. Auch für die Parteitactik und deren Moral ließe sich aus einer solchen Statistik des socialistischen Einflusses auf die Wahlen manches lernen. Die Compromisse mit den Arbeitercandidaten sind bisher von allen Parteien gleich leichtsinnig genommen und nach rein localen Nützlichkeitsrücksichten abgeschlossen worden. Die Wichtigkeit der Sache aber fordert, daß man das socialistische Element rechtzeitig in Rechnung ziehe und demselben nach festen Grundsätzen begegne.

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel in sechs Handlungen (und zwei Abtheilungen) von Albert Dulk. Leipzig, F. A. Brockhaus 1867.

Von den beiden Abtheilungen dieses historischen Schauspiels vermag nur die zweite einiges Interesse zu erwecken, freilich nicht für Denjenigen, durch dessen Namen beide umfaßt sind: sie macht den Herzog Ernst von Schwaben zum Helden und sollte nach ihm benannt sein. Was die erste Abtheilung bezweckt und wie sich der Verfasser ihre Bühnenwirkung denkt, ist nicht recht abzusehen. Allerdings, sie soll die Exposition zur Tragödie der zweiten Abtheilung geben; aber sie giebt diese theils so mangelhaft, daß wir über den obwaltenden Conflict niemals ganz klar, zum mindesten nie genöthigt werden Partei zu ergreifen, theils so völlig zugedeckt durch ungehörige Bezüge, daß wir, mit unserm guten Willen ganz rathlos in der Irre umgetrieben, uns oft vergebens nach unserm Helden umsehen. Keine Spur von dramatischer Concentration, aber eine Allseitigkeit der politischen Erörterung, welche der Monatsübersicht der besten modernen Revüe Ehre machen würde. Da spielt die deutsche, die polnische, die ungarische, die griechische, die burgundische, die italienische Frage, und über jede werden wir durch das ganze Stück hindurch auf dem Laufenden erhalten. Da werden die pseudo-isidorischen Decretalien, da wird die Stellung der Fürsten erörtert, und es giebt Versammluug über Versammlung — kurz, wir sind im auswärtigen Amte des Kaisers trotz Schmidt, Bünau und Giesebrecht zu Hause; aber was soll das, um Gotteswillen? Soll uns das warm machen? Ja den Kopf macht es uns wirklich warm, und man hat seine liebe Noth, alle die angedeuteten Beziehungen festzuhalten; aber das Herz bleibt durchaus kühl dabei. Wir wollen beileibe die politischen Sujets nicht von der Bühne ausschließen; aber man muß sie nur so zuzuspitzen wissen, daß sie uns mitten ins Herz, ins persönlichste Leben dringen. Da darf kein Ausweichen sein. Auf die Bühne — das sollten die Kaiserdramatiker endlich bedenken — gehören Alternativen, die angepackt sein müssen, mögen sie auch den Helden und uns zerreißen, gehören Conflicte, die uns im Innersten erschüttern, gehören recht eigentlich Existenzfragen. Oder man gebe uns wenigstens reiche, farbige, historische Bilder voll individuellen Lebens, das Wogen und Ringen bedeutsamer Charaktere, eigenartiger Gestalten, wie Shakespeare gethan hat. Aber hier — und so ist es in fast allen Kaiserstücken, die wir kennen — unterscheidet sich der Eine vom Andern nur durch die Parteistellung, nur durch eine Nuance des politischen Princips; wir sehen Principien vor uns wandeln, keine Menschen. Selbst die Frauen unterscheiden sich nicht recht von den Männern.

Der Stoff gehört an sich zu jener ersten schwertragischen Art. Aus dem Verhältnisse, wie es zwischen Herzog Ernst, Kaiser Konrad uud Gisela besteht, kann sich sehr wohl eine Existenzfrage erheben; nur muß sie über eine bloße Erbschaftsstreitig-

Digitized by Google

keit hinaus vertieft werden. Warum hat der Verfaſſer nicht dieſen Stoff, der für ſeine Kaiſerhiſtorie doch auch ſo das Beſte hergeben muß, rein für ſich herausgehoben und zu echt dramatiſcher Energie entwickelt? Wollte er nicht in Uhlands Fußſtapfen treten? Oder glaubte er Dieſen damit zu übertreffen, daß er quantitativ mehr gab? Er hätte vielmehr den gemüthlichen Gehalt des Sujets noch reiner, als dieſer, herausarbeiten ſollen. In der That ging die urſprüngliche Intention des Verfaſſers wohl dahin. Wir wollen auch gern geſtehen, daß der erſte Entwurf, wie man ihn durch alle die Ueberwucherungen hindurch erkennt, anſprechend berührt. Es war eine gute Idee, dem blutjungen Herzoge eine ebenſo junge phantaſtiſche Gemahlin zu geben und die unergründlich treue, faſt väterliche Freundſchaft des Kyburg ſich auf Beide beziehen zu laſſen, dieſe Freundestrias aber in eine poetiſch-iſolirte Exiſtenz zu bringen. Nur hätte das deutlicher gezeichnet, inniger ausgeführt, nur hätte der Gegenſatz dieſer kindlich-phantaſtiſchen Naturen gegen den Egoismus der Politik ſtärker hervorgehoben werden ſollen; aber ſo iſt Alles verſchwommen und verworren, Vieles völlig unklar, das Beſte nur leicht ſkizzirt. Dem Verfaſſer verderben ſeine Intentionen unter der Hand und ſeine Feder iſt ſtärker als er: aus jugendlichem Idealismus wird nur zu oft Kinderei, und die Oppoſition gegen die herrſchenden Mächte führt hier und da zu Zweideutigkeiten, die uns ſehr, ſehr kühl machen. Das Ganze iſt verſchüttet durch eine Laſt hiſtoriſchen Materials, die ſceniſche Anordnung unbeholfen, die Kataſtrophe phantaſtiſch-romanhaft, auf Ueberraſchung berechnet. Endlich thut auch der Vortrag das Seinige, uns zu verſtimmen. Was iſt dies für ein greuliches Wildthun und Bramarbaſiren, für eine mordmäßige Reckenhaftigkeit! Was für eine wüthende Fröhlichkeit! Durchſchnittlich bei jeder zwölften Rede findet ſich noch beſonders als Spielanweiſung angemerkt: „lacht, lacht herzlich, lacht kräftig;“ — man kann ſich nicht helfen; von der zweiten Handlung an ſieht man die ganze Geſellſchaft in beſtändigem Grinſen vor ſich.

Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geſchichten von Adolf Ewald. Jena, Herrmann Coſtenoble. 1867. 2 Bde.

Ein gutes, leſenswerthes und mehr als leichthin unterhaltendes Buch, von geſchickter Anlage und liebenswürdiger Ausführung. — Am 20. Aug. 1844 verabreden ſich zwölf Jenaiſche Burſchenſchafter, fünfzehn Jahre ſpäter am ſelbigen Tage wieder in Jena zuſammentreffen zu wollen, und ſetzen dabei feſt, daß alsdann Jeder von ſeinen Erlebniſſen, beſonders in der Liebe, einen wahrheitsgetreuen und ungeſchmückten Bericht geben ſolle. Zur beſtimmten Zeit erſcheinen Sechs; von den Schickſalen der Uebrigen hat aber der Eine und Andere der Erſchienenen ſo weit Kunde, daß er für ſie die verſprochene Mittheilung leiſten kann. Das iſt eine hübſche, anſprechende Idee, und ſie erweiſt ſich als ſehr ergiebig. Die Zwölf gehen Alle von derſelben idealiſtiſch angehauchten, von Schwärmerei erfüllten Lebensgemeinſchaft aus; der Idealismus, dem ſie als Studenten huldigen, iſt noch ſo allgemein, ſo wenig vertieft und ſeines Inhaltes bewußt, daß die Verſchiedenheit ihrer Individualitäten in dem allgemeinen poetiſchen Taumel wie ausgeglichen erſcheint. Wie wird er ſich, in Friction mit den realen Mächten des Lebens, bewähren, wie entwickeln und näher beſtimmen? Mit welchen Elementen wird er ſich verbinden, welche

Digitized by Google

wird er ausscheiden? Fünfzehn Jahre Zeit sind diesem Processe gewährt; alsdann will man sehen, welche Besonderheit des Charakters durch Glück und Unglück, innere und äußere Erfahrung aus der allgemeinen Anlage geformt ist. Der Moment dieser Musterung ist sehr glücklich bestimmt; denn in der Wahl der Lebensgefährtin zeigt sich der Mann in seinem ganzen Wesen, offenbart er den Erwerb der Vergangenheit und die Ansprüche seiner Natur, begründet er seine Zukunft. Er begründet sie für sein inneres, wie für sein äußeres Leben. Denn um diese Zeit findet er sich auch genöthigt, seine sociale Stellung zu nehmen und der Außenwelt seine Existenz abzuringen — oder mit tausend Opfern an Leib und Seele abzukaufen. In diesem Zeitpunkte nun werden uns die Zwölf wieder vorgeführt, und wir erhalten so eine äußerst mannichfaltige Folge psychologischer Entwickelungen vor Augen gestellt. Erschütternde Bilder voll Grauen und Verderbniß, furchtbarer Schuld und schwerer Sühnen, poetische Liebesscenen voll süßen Zaubers, bei denen uns das Herz aufgeht, harte, jählings zerstörende oder langsam aufreibende Conflicte mit religiösen, politischen und socialen Confessionen, wechseln in wohlerwogenem Contraste mit leicht humoristischen Schilderungen und mit ruhigeren Darstellungen aus dunklen, mehr alltäglichen Existenzen. Selbst das Burleske ist nicht ausgeschlossen. Das Alles ist psychologisch wahr und fein durchgeführt und durchweg nach dem Leben gezeichnet. Reifes Urtheil, gute Beobachtung und ein edler Gerechtigkeitsinn bekunden sich überall, und der Verfasser zeigt sich in vielen und verschiedenartigen Lebenssphären bewandert. Besonders Diejenigen, die von den gleichen Anfängen ausgingen wie jene Zwölf, wird das anspruchslose Buch sehr interessiren.

Hirths Parlaments-Almanach. (5. Ausgabe, 20. Sept. 1867.) Berlin, bei Franz Dunker.

Bei dem Wiederbeginn der Verhandlungen des norddeutschen Parlaments wird dieses außerordentlich nützliche kleine Buch gewiß auch in seiner neuen fünften Ausgabe die Verbreitung finden, welche es als parlamentarisches Hilfs- und Nachschlagelexikon verdient. Nach einem „Statistik" überschriebenen 27 Seiten umfassenden Eingangsvorcapitel, das die nothwendigen Angaben über die Territorial- und Bevölkerungsverhältnisse der Bundesstaaten, ihre Finanzen, das Heerwesen u. s. w. umfaßt, giebt das zweite Capitel eine mit biographischen Notizen versehene Uebersicht über sämmtliche Mitglieder des norddeutschen Parlaments, die Candidaten für die Nachwahlen, die Bundesraths- und Bureaubeamten u. s. w.; auch die Zusammensetzung der Fractionen des ersten, constituirenden Reichstags ist ausführlich berücksichtigt. Der dritte Abschnitt (107 S.) enthält die Verfassung des norddeutschen Bundes im Wortlaut, sowie zahlreiche auf die Geschichte und Entwickelung derselben bezügliche Actenstücke und Erläuterungen. — Die günstige Aufnahme der früheren Ausgaben dieses Büchleins, das sich durch die Solidität seiner Arbeit wie durch die glückliche Auswahl der wichtigsten auf unsere gegenwärtige Nationalvertretung bezüglichen Notizen auszeichnet, läßt voraussehen, daß dasselbe auch in seiner gegenwärtigen Gestalt die verdiente Verbreitung finden wird.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 41.

Ausgegeben am 4. October 1867.

Inhalt:

Der Apoll von Belvedere. Von Otto Jahn. . . . . Seite 41
Abseit der Heerstraße. Eine erstarrte deutsche Stadt 49
Preußische Kriegsmarine. Kleinere Fahrzeuge zum Schutze des Handels und der Küsten 65
Springers Bilder aus der neuern Kunstgeschichte 75
Briefe vom Reichstag. 1. 77

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Der Apoll von Belvedere.

Seit Winckelmann seine begeisterte Beschreibung des Apoll von Belvedere, die wie ein Hymnus auf die wiedererweckte Schönheit die empfänglichen Gemüther entzündete, zu den Füßen des Götterbildes niederlegte, dessen Haupt ihm für seine Kränze zu hoch erschien, wurde es ein Glaubenssatz für alle, dei nur von alter Kunst mitreden wollten, daß der Apoll von Belvedere das Ideal männlicher Schönheit, die höchste, unübertreffliche Leistung der bildenden Kunst sei. Seitdem echte Werke der großen und edlen griechischen Kunst bekannt wurden, war es freilich leicht wahrzunehmen, wie weit gerade der vaticanische Apoll sich von der erhabenen Ruhe, von der einfachen Größe entfernte, die Winckelmann selbst als die Merkmale der wahren griechischen Kunst wie ein Seher gepriesen hatte, dessen Prophezeihungen nun an den Sculpturen des Phidias in Erfüllung gingen. Auf den Apoll von Belvedere fiel aber ein ganz anderes Licht, Schwächen und Mängel wurden an ihm sichtbar, ihn traf entschiedene Ungunst, mancher ließ das Kunstwerk jetzt die Ueberschwänglichkeit seiner Lober entgelten. Daneben wirkte auch die alte Tradition unbesieglich fort: das populäre Kunsturtheil sieht noch heute im Apoll von Belvedere das Muster der Kunstschönheit. Wie man sich aber auch mit der ästhetischen Würdigung der Statue abfinden mochte, für die wissenschaftliche Archäologie wurde dieselbe immer mehr ein unbequemes Problem. Denn weder auf die Frage, welcher Zeit sie angehöre, noch auf die zweite, was sie denn, genau genommen, darstelle, gab sie befriedigende Antwort.

Daß sie nicht der Blüthezeit der griechischen Kunst, wie früher summarisch angenommen wurde, angehören könne, war jetzt klar: die virtuose Technik, die bestechende Eleganz, die theatralische Lebhaftigkeit des Pathos, dieser überraschende Effect weisen auf viel spätere Zeit hin. Die Hypothese von einer seit Phidias bis Hadrian im Wesentlichen auf gleicher Höhe gebliebenen Kunst, welche in der Verzweiflung die hergebrachte Werthschätzung allbewunder-

ter Kunſtwerke zu retten, aller geſunden Vorſtellung von der naturgemäßen Entwickelung Hohn ſprach, hielt nicht Stich. Allein je näher man die Kunſt der Kaiſerzeit kennen lernte und ſich überzeugte, wie ſehr ihr die eigentliche Kraft des Erfindens abgehe, wie wenig ſie im Stande geweſen ſei, wahrhaft Neues zu ſchaffen, um ſo unwahrſcheinlicher wurde es, daß eine ſo eigenthümliche, bedeutende Erſcheinung, wie der Apoll von Belvedere, die, weil ſie ganz für ſich ſtand, um ſo berechtigtere Anſprüche auf Originalität machte, der Kaiſerzeit angehöre. Und doch wies ſo manches, namentlich Techniſches, auf die Kaiſerzeit hin.

Was ſtellt denn aber die Statue eigentlich vor? Den Ferntreffer, der mit ſeinem Pfeile ſoeben den Gegner erlegt hat und noch von Zorn erfüllt, aber ſeines Sieges froh von ihm wegſchreitet, lautet die Antwort, in ihrer Allgemeinheit für viele befriedigend, ſucht man ſich aber genauer Rechenſchaft zu geben, Zweifel über Zweifel erregend. Und wer iſt der beſiegte Gegner? Die Mythologie nennt nur zu viele, die Apollo beſiegt hat, und hier ſehen wir keinen vor uns, man hat daher auf alle gerathen. Der Zufall, der mit den Archäologen ſo grauſam zu ſpielen pflegt, hat auch diesmal, während die Statue im Weſentlichen bewundernswürdig erhalten iſt, den Theil zerſtört, welcher die Deutung ſicherſtellen würde, die linke Hand, die ohne Frage ein charakteriſtiſches Attribut hielt. Der Ergänzer Montorſoli hat ihm einen Bogen in die Hand gegeben; allein rein nach Gutdünken. Daß dieſer Apollo den Bogen gehalten habe, iſt ohne alle Gewähr; man muß weiter gehen und ſagen, es iſt falſch.

Die lebhafte Wirkung, welche die Statue auf den Beſchauer macht, beruht nicht zum geringſten Theil darauf, daß der Künſtler es verſtanden hat, den Uebergangsmoment zwiſchen Ruhe und Bewegung prägnant zur Anſchauung zu bringen: der vorgeſetzte rechte Fuß tritt feſt auf, der linke iſt noch zum Schreiten gehoben, der Oberleib zieht ſich zurück, der linke Arm iſt erhoben und ſeiner Bewegung folgt der lebhaft ſeitwärts gewendete Kopf, der rechte Arm iſt geſenkt. Auch der Ausdruck des Geſichts theilt dieſen Charakter der vorüberziehenden Bewegung. Mund und Naſe drücken Zorn und ſtolze Verachtung aus, aber wie ein Wolkenſchatten verliert ſich dieſer Affect, Stirn und Augen ſind voll erhabener Ruhe. Analyſirt man die ganze Geſtalt, ſo ergiebt ſich, daß ſie nicht die des Bogenſchützen iſt; ſie kommt weder dem zu, der im Begriff iſt, den Pfeil zu entſenden, noch dem, der ſoeben geſchoſſen hat, unter beiden Vorausſetzungen ergeben ſich unlösbare Widerſprüche. Man muß ſagen: die Handlung des Gottes war von der Art, daß ſie in dieſem prägnanten Moment der Bewegung ihren treffenden Ausdruck fand, das Attribut in der Hand deſſelben muß Handlung, Bewegung, Geſichtsausdruck zugleich unmittelbar deutlich gemacht haben. Hätte einer der Erklärer durch glückliche Eingebung das Wahre getroffen, man würde ihm ſchwerlich Glauben ge-

ſchenkt haben; es iſt aber durch ein unzweifelhaftes Zeugniß an den Tag gekommen.

Aus einer flüchtigen Notiz Pouquevilles war bekannt, daß Dr. L. Frank, welcher als Leibarzt Veli Paſchas, des Sohnes von Ali Paſcha, acht Jahr in Janina und zwiſchen 1807 und 1810 mit ihm im Peloponnes war, von demſelben unter anderen Antiken eine Bronzeſtatue des Apollo zum Geſchenk erhalten hatte. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie einem im Jahr 1792 in Paramythia (unmittelbar bei Janina) gemachten Funde angehörte. Sechzehn Bronzen waren zum Vorſchein gekommen, von denen vierzehn bekannt wurden, zwei verſchwanden. Von dieſen beiden wird eine der Apollo des Dr. Frank geweſen ſein, von dem angegeben wird, er ſei ein Viertel der natürlichen Größe und dem Apoll von Belvedere gleich. Dieſe Statuette iſt nun, vom Grafen Orloff in Italien im Jahr 1818 oder 1819 angekauft, durch Erbſchaft an Fürſt Dolgurucki gekommen, in die Sammlung des Grafen Stroganoff in Petersburg übergegangen. Stephani hat ſie (1860) publicirt und die aus der Vergleichung mit dem vaticaniſchen Apoll ſich ergebenden wichtigen Reſultate gezogen.

Die Uebereinſtimmung beider Statuen iſt überraſchend. Nicht allein Stellung und Haltung, Bildung und Ausdruck der Geſichts entſprechen einander, manche Aeußerlichkeiten, wie die zierlich gearbeiteten Sandalen, die Falten des auf der Bruſt liegenden Theils des Chlamys ſind ſo zu ſagen identiſch. Auch die Abweichungen ſind bezeichnend, inſofern ſie darauf hinauskommen, der Bronzeſtatuette den Charakter größerer Ruhe und Einfachheit zu geben. Dies gilt nicht blos im Allgemeinen von dem Unterſchied einer mit allem Luxus einer raffinirten Technik gearbeiteten großen Marmorſtatue und einer mit mäßiger Geſchicklichkeit und Sorgfalt ausgeführten kleinen Bronze, ſondern es geht auf die Anlage zurück. Beſonders auffällig zeigt es ſich an der Chlamys. Beim Apoll von Belvedere iſt die über dem linken Arm herabhängende Chlamys bekanntlich ein vielgeprieſenes Wagſtück der Marmorſculptur, welche man auch als Beweismittel gebraucht hat, daß die Statue einem Original in Bronze nachgebildet ſei, für deſſen Technik eine ſolche Behandlung des Gewandes angemeſſen ſei. Und nun zeigt das Werk in Bronze gerade dies Motiv nicht; in der größten Einfachheit fällt die Chlamys über den Rücken hinab und läßt den linken Arm ganz frei, der dem entſprechend nicht ſo weit nach links hin, ſondern mehr gerade aus vorgeſtreckt iſt. Als ein techniſches Erforderniß kann man den von der Schlange umwundenen Oelbaum anſehen, deſſen der Marmor als einer Stütze bedurfte, während er neben der Bronze überflüſſig war. Für unweſentlich darf es gelten, daß der Bronzeſtatue der Köcher fehlt, da das andeutende über die Bruſt laufende Tragband vorhanden iſt, und zwar der Bronzetechnik gemäß mit Ornamenten verziert. Bezeichnend

Digitized by Google

aber ist die Behandlung des Haars, dessen zierlicher, über der Stirn in eine Schleife zusammengefaßter Lockenbau ein Haupteffectstück der Marmorstatue bildet, während in der Bronze dieselbe Anlage schlicht und einfach ausgeführt ist. Wenn man diese Vergleichung weiter durchführt, wird man immer wieder zu demselben Resultat gelangen, daß eine und dieselbe künstlerische Conception beiden zu Grunde liegt, hier einfacher, dort raffinirter ausgeführt. Da es nun gleich unwahrscheinlich ist, daß die Bronzestatuette nach der Marmorstatue, als daß diese nach jener gearbeitet sei, so bleibt nur die durch zahlreiche Analogien unterstützte Annahme übrig, daß beide nach demselben Original gearbeitet sind, wobei es dahin gestellt bleiben muß, ob und welcherlei Mittelglieder zwischen dem eigentlichen Original und einer oder beiden davon abgeleiteten Sculpturen etwa noch gestanden haben. Nur das läßt sich behaupten, daß die Bronze ihrem ganzen Charakter nach eine ältere Kunstweise wiedergiebt, also dem Vorbild näher steht als das Marmorwerk. Dadurch sehen wir das kunsthistorische Räthsel im Wesentlichen gelöst. Der Apoll von Belvedere nimmt nicht mehr die isolirte Stellung als eine Originalschöpfung der Kaiserzeit ein, er tritt in die lange Reihe plastischer Werke, welche wir als mehr oder weniger freie Nachbildungen berühmter Schöpfungen früherer Zeiten erkennen. Auch der Apoll von Belvedere ist eine Conception der frühern griechischen Kunst, das Raffinement der technischen Ausführung, der gesteigerte Effect des theatralischen Pathos gehört dem virtuosen Nachbildner der Kaiserzeit an. Dies Resultat hat neuerdings eine erwünschte Bestätigung gefunden.

Im vorigen Jahre fand der Bildhauer Steinhäuser in Rom bei einem Steinmetz unter altem Gerümpel einen Marmorkopf, der ihm, wiewohl er verstümmelt war, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Apoll von Belvedere auffiel, und den er deshalb an sich kaufte. Nähere Untersuchung ergab, wiewohl die Nase fehlt, die Haare und die Oberlippe zum Theil verstoßen sind, eine so genaue Uebereinstimmung in den Maßen wie im Detail der Formen, daß ein Gypsabguß des neuen Kopfes ohne Weiteres auf die Büste des vaticanischen Apollo gesetzt werden konnte, daß die Nase und die entsprechenden Theile des Haars und der Lippe zur Restauration des verstümmelten Kopfes dienten. Es blieb also kein Zweifel, daß der neu gefundene Kopf einer Statue angehörte, welche als das dritte Exemplar dasselbe Werk wiedergab, von welchem der Apollo Stroganoff wie der vaticanische Nachbildungen sind. Hebt sich schon dadurch die günstige Vorstellung von dem Ruf und der Bedeutung des Originals so wird dieselbe noch durch eine genauere Würdigung des neuen Kopfes gesteigert, wie sie von Kekulé umsichtig angestellt ist, dem wir eine photographische Abbildung verdanken. Bei der großen Uebereinstimmung geben sich nämlich auch bedeutsame Verschiedenheiten zu Gunsten des neu aufgefundenen Kopfes zu erkennen, welcher zu dem des vaticanischen in einem ähnlichen Ver-

Digitized by Google

hältniß steht, etwa wie der der melischen Aphrodite zur capuanischen. Wenn dort Feinheit und Eleganz und eine gewisse Allgemeinheit in der Behandlung der Formen, welche man fälschlich für Idealität ausgegeben hat, den modernen Beschauer bestechen können, so offenbart sich hier eine Freiheit und Kräftigkeit der Behandlung, welche eine individuelle Wahrheit, durch feingefühlte Durchbildung im Einzelnen eine unnachahmlich lebendige Bewegung hervorruft, aber auf raffinirte Effecte der Technik verzichtet, wie die Behandlung des Haars zeigt, welche mit einem Wort den zarten Hauch der griechischen Kunst bewahrt hat. Dürfen wir daher den Steinhäuserschen Kopf auch nicht als das eigentliche Original der beiden anderen Repliken ansehen, so führt er uns doch demselben entschieden näher und steigert unsere Vorstellung von dem Werth desselben um ein Bedeutendes.

Der Apollo Stroganoff giebt uns aber auch für die richtige Deutung die Hülfsmittel. Seine linke Hand ist wohlerhalten und der Gegenstand, welchen er in derselben hielt, wenigstens soweit, daß er sich erkennen und bestimmen läßt. Es war ein weicher dehnbarer Gegenstand, den er mit der geschlossenen Hand zusammenpreßte, von dem ein Theil über dieselbe hervorragte, während der offenbar nach unten sich erweiternde größere Theil abgebrochen und verloren ist. Die genaue Untersuchung ergab, daß dieser elastische Stoff eine zottige Thierhaut ist, und mit Recht schloß Stephani, daß es nur die Aegis sein könne, welche Apollo gehalten hat. Die willkommene Bestätigung giebt Pouqueville, welcher neben der Apollostatue als im Besitze Franks ein Gorgonenhaupt nennt. Es ist kaum eine Vermuthung zu nennen, daß damit der abgebrochene, mit dem Medusenhaupt versehene Theil der Aegis bezeichnet sei, und daß dieses Stück, wahrscheinlich schon beim Auffinden von der Statuette getrennt, selbständig gezählt das noch vermißte sechzehnte Fundstück von Paramythia sei. Wenn also dieser Apollo, wie nicht zu bezweifeln ist, die Aegis mit dem Gorgoneion in der Linken hielt, so ist für den seiner Anlage nach durchaus entsprechenden Apoll von Belvedere, dessen Attribut zufällig nicht erhalten ist, dasselbe vorauszusetzen, da kein Grund dawider spricht, d. h. der Typus, welcher diesen Wiederholungen zu Grunde lag, stellte Apollo als Aegishalter oder Aegisschütterer dar.

Das scheint allerdings ein neues Räthsel: Apollo mit der Aegis, und mit der Aegis in der linken Hand.

Zeus, der Wolkenversammler, und seine blauäugige Tochter Athene sind die Gottheiten, welchen die Aegis eigentlich zukommt, ein Ziegenfell oder sonst eine Thierhaut, welche mit Troddeln verziert, später von Schlangen eingefaßt, zottig oder geschuppt, die Brust bedeckt, oder auch über Brust und Rücken schirmend herabhängt, dann auch über den linken Arm geschlagen, als Schild vorgestreckt und dem Feind entgegengehalten wird. An der Aegis befindet sich

Digitized by

das Haupt der Meduſa (Gorgoneion), das durch ſeinen Anblick verſteinert; wohin die Aegis gewendet wird, da bringt ſie Entſetzen und Vernichtung. Die eigentliche Waffe des Apollo iſt die Aegis nicht. Auch der Gott des heitern Lichts und der beſänftigenden Cither kann im Zorn vernichten, dann ſind es ſeine raſchen Pfeile, welche Tod und Verheerung bringen. Aber Apollo, wie er als Orakelgott nur das ausſpricht, was ſein Vater Zeus durch ihn verkündet, kann auch im Auftrag des Zeus die Aegis nehmen, um durch ſie den Gegner zu vernichten. So finden wir ihn in der Ilias.

Als Zeus aus dem Schlaf, in den Heres Liſt ihn verſenkt hat, erwacht Hektor verwundet, die Troer hart bedrängt, die Achäer unter Poſeidons Beiſtand mächtig vordrängend ſieht, da läßt er durch die hart bedrohte Here Iris und Apollo zu ſich entbieten. Die leichtbeſchwingte Iris ſendet er an Poſeidon und zwingt ihn durch ſein Machtwort, den Kampf zu verlaſſen, zu Apollo aber ſpricht der Herrſcher im Donnergewölk:

Phoebos, geh, Geliebter, zum erzgepanzerten Hektor;
Denn bereits entwich ja der Erderſchüttrer Poſeidon.
Auf, du nimm in die Hände die quaſtumbordete Aegis;
Dieſe mit Macht her ſchütternd erſchrecke das Heer der Achäer.

Apollo ſtellt Hektor wieder her und bringt ihn zu den Seinigen in die Schlacht zurück.

Vor nun drangen die Troer mit Heereskraft; Hektor voranging
Mächtiges Schritts, vor ihm ſelbſt dann wandelte Phöbos Apollon,
Eingehüllt in Gewölk und trug die ſtürmiſche Aegis,
Grauenvoll, rauhumſäumt, hochfeierlich, welche Hephäſtos
Schmiedet' und Zeus dem Donnerer gab zum Entſetzen der Männer:
Dieſe trug in den Händen der Gott und führte die Völker.

Die Achäer harren der angreifenden Troer, der Kampf beginnt.

Weil noch ſtill die Aegis einhertrug Phöbos Apollon,
Haftete jegliches Heeres Geſchoß und es ſanken die Völker.
Aber ſobald er ſie gegen der reiſigen Danaer Antlitz
Schüttelte, laut aufſchreiend und fürchterlich, jetzo verzagte
Ihnen im Buſen das Herz und vergaß des ſtürmiſchen Muthes.

Wie die Heerden vor Raubthieren

Alſo entflohn kraftlos die Danaer, ganz von Apollons
Schrecken betäubt; denn die Troer und Hektor ehrt' er mit Siegsruhm.

Im Homer alſo fand der Künſtler das Bild des Aegisſchütterers Apollo, wie wir uns die vaticaniſche Statue vorſtellen müſſen. In die Hand mußte er ihm die Aegis geben, welche er nicht wie Zeus und Athene auf die ihm eigenthümliche Weiſe umgehängt trägt, ſondern als eine von Zeus ihm für einen beſtimmten Zweck verliehene Waffe momentan gebraucht. Denkt man ſich den Apoll von Belvedere mit der Aegis in der erhobenen Linken ergänzt,

Digitized by Google

ſo bietet zunächſt die Statue ein ungleich beſſer abgeſchloſſenes Ganze als mit dem Bogen in der Hand, der wie immer ausgeführt, einen unruhigen und zerſtreuenden Anblick machen mußte. Vor allem aber gewährt die Aegis das volle Verſtändniß des prägnanten Moments, welchen die Statue zur Anſchauung bringt, wie dies vorher verlangt wurde. Die Handlung des Gottes und ihre Wirkung iſt eins, fällt in einen und denſelben Moment zuſammen, wie in ſeiner Haltung und Stellung Ruhe und Bewegung, Zorn und Heiterkeit in ſeinem Geſicht im Uebergangsmoment zuſammengefaßt erſcheinen. Die Aegis iſt die unmittelbar vernichtende göttliche Waffe, ſie zeigen und verderben iſt eins, eine Abwehr dagegen iſt undenkbar; wer ſie in der Hand des Gottes erblickte, hatte den unmittelbar ſinnlichen Eindruck, daß jeder Gegner vor ihm erlegen ſein mußte. Die Frage, ob das Ziel wirklich getroffen ſei, iſt ebenſo müſſig, als die nach dem Gegner, wer er ſei und welcher Art, ob einer, ob viele; alles verſchwindet vor der abſoluten Gewißheit der Vernichtung, welche der bloße Anblick der Aegis bringt. Auch der Geſichtsausdruck erhält durch die Aegis und das an derſelben befindliche Gorgoneion eine eigenthümliche Beleuchtung. In ſeiner urſprünglichen Bildung, welche an der rechten Stelle bis in die ſpäteſte Zeit feſtgehalten wurde, ſtellt das Gorgoneion die aufs höchſte aufgeregten Leidenſchaften der Wuth, des Haſſes, des grimmigſten Hohns in der häßlichſten Verzerrung aus und wurde Feinden jeglicher Art als ein Schreckbild entgegengehalten, um ſie zu verwirren, zu erſchüttern und zu lähmen. Nun ſpricht ſich aber in dem untern Theil des Geſichts Zorn, Wuth und Hohn in wunderbarer Miſchung aus, dieſelben Empfindungen gegen den Feind, welche das Attribut des Gottes ausdrückt, nehmen wir in ſeinen Geſichtszügen wahr. Aber dieſe verklären ſich, je höher unſer Blick hinaufſteigt, mehr und mehr zu himmliſcher Hoheit und Heiterkeit. Was hier im graſſen Ausdruck der entfeſſelten Leidenſchaft als einer ungebändigten Naturgewalt Schauder und Abſcheu erregt, das ſtrahlt uns aus dem Antlitz des Apollo in der Hoheit des ſiegesbewußten Olympiers entgegen. Auch dieſer bleibt nicht unberührt von den Schwingungen leidenſchaftlicher Erregung; aber wenn er, der Rächer des Frevels, dem Menſchen dadurch näher gerückt und verſtändlicher wird, ſo hört er nicht auf, als göttliches Weſen in übermenſchlicher Kraft und Klarheit zu wirken. Derſelbe Apollo, welcher dem Oreſtes als Erfüllung einer ſittlichen Pflicht auferlegt, den Mord des Vaters auch an der Mutter zu rächen, bekämpft mit Zorn und Abſcheu die Erinnyen, welche als dunkle und blinde Naturmächte nur Blut für Blut heiſchen, ohne das Sittengeſetz, welches die olympiſchen Götter der Welt verkünden, gelten zu laſſen. So diente die Aegis in der Hand des Apoll von Belvedere derſelben Idee, welche die Statue beſeelte und führt das Kunſtwerk auch innerlich zu einem befriedigenden Abſchluß.

Wer mit dem Entwicklungsgang der helleniſchen Kunſt vertraut iſt, wird

Digitized by Google

ſich zu der Frage gedrungen fühlen, ob nicht außer dem poetiſchen Eindruck der homeriſchen Schilderung, welche wohl geeignet war einen Künſtler anzuregen, eine beſtimmte Veranlaſſung, ein mächtig wirkendes Ereigniß die ſehr eigenthümliche Schöpfung hervorgerufen habe, als welche wir jetzt das Original des Apoll von Belvedere aufzufaſſen berechtigt ſind. Eine ſcharfſinnige Vermuthung Prellers hat auf dieſe Frage eine befriedigende Antwort gegeben: er findet in der Niederlage der Kelten vor Delphi das Ereigniß, welches den Künſtler zu ſeinem Werke veranlaßte und begeiſterte.

Als im Jahre 279 v. Chr. die Kelten unter Brennus vor Delphi erſchienen um den Tempel zu plündern, kamen den zur tapfern Vertheidigung des ſchon durch ſeine Lage wirkſam beſchützten Heiligthums mit ihren Verbündeten entſchloſſenen Delphiern ungewöhnliche Naturereigniſſe zu Hülfe. Furchtbare Gewitterſtürme entluden ſich unter Donner und Blitz mit Schnee und Hagel über den ſtürmenden Galliern und verbreiteten einen paniſchen Schrecken unter ihnen, der die Niederlage herbeiführen half, welche zwar nicht, wie man nachher erzählte, ihre völlige Vernichtung zur Folge hatte, aber ſie zum Abzug aus Griechenland zwang. Die Rettung des allgemeinen Heiligthums, die Beſiegung und Vertreibung der Barbaren durch gemeinſame Anſtrengungen der verbündeten Hellenen rief in Griechenland, namentlich in Athen große Begeiſterung hervor, man glaubte die Thaten und die Erfolge der Perſerkriege ſeien wieder gekehrt, man hoffte auf nationale Einigung und Erhebung zu nationaler Freiheit und Größe. Wie damals ſchrieb man den Göttern einen weſentlichen und unmittelbaren Antheil an dem Siege zu. Ein Dank- und Rettungsfeſt (Soteria) wurde geſtiftet, das in Delphi noch lange Zeit mit glänzendem Aufwand gymniſcher und muſiſcher Wettſpiele zu Ehren Zeus des Erretters und des pythiſchen Apollo gefeiert wurde. Es wurde erzählt und geglaubt, als man damit umgegangen ſei, mit den Tempelſchätzen zu flüchten, habe ein Orakel das verboten mit der Weiſung, der Gott ſelbſt werde Sorge tragen und die weißen Jungfrauen. Und als die Kelten zu ſtürmen begannen, und das furchtbare Unwetter mit Donner und Blitz, Schnee und Hagel über ſie einbrach, als der Sturm entwurzelte Bäume und losgeriſſene Felsblöcke über ſie herſtürzte, da ſah man den Gott ſelbſt in überirdiſcher Schönheit leuchtend durch die Dachöffnung in ſeinen Tempel herabkommen und mit Athene und Artemis, deren Bilder vor dem Tempel ſtanden, den Feind bekämpfen.

Das war ein Moment und eine Stimmung, welche einen Künſtler ſchöpferiſch anregen konnte, und keinen glücklicheren Ausdruck konnte er für die Vorſtellung, welche es hier galt, finden als das homeriſche Bild des Apollo mit der Aegis. Bei wenigen Symbolen hat ſich im Cultus und in der Sage die urſprünglich zu Grunde liegende Naturanſchauung ſo lebendig im Bewußtſein erhalten, als bei der Aegis und dem Gorgoneion. Daß ſie Sturm und Gewitter in den

Digitized by Google

heftigsten Erscheinungen ausdrücken, ist wohl nie ganz verkannt worden, und auch in der homerischen Schilderung klingt der Ton der alten Naturpoesie im Mythus durch die epische Darstellung hindurch. Im Sturm und Gewitter zeigt Apollo nicht seine eigentliche Natur und Kraft; wenn man in solchen Erscheinungen unter ganz besonderen Umständen ihn als wirksam betheiligt wahrzunehmen glaubte, so manifestirte er sich als den von seinem Vater Zeus gesandten und ausgerüsteten Stellvertreter. Diese Vorstellung sprach sich darin aus, daß das Rettungsfest zuerst dem Zeus als dem Retter und erst neben ihm dem Apollo gewidmet wurde, der doch der eigentliche Gott des pythischen Heiligthums war. Leibhaftig aber drückte sie die Statue aus, welche Apollo mit der von Zeus ihm übergebenen Aegis in der Linken darstellte, wie er über die im Moment vernichteten Feinde triumphirt. Es ist daher eine durchaus befriedigende Voraussetzung, daß ein Weihgeschenk, welches bestimmt war den Sieg über die Kelten durch ein Bild des Gottes selbst zu verherrlichen, das Original der auf uns gekommenen Wiederholungen sei. Sucht man in der Vorstellung den Apoll von Belvedere aller Zuthaten des Luxus und Raffinements zu entkleiden und auf die ursprüngliche Reinheit und Simplicität zurückzuführen, so bleibt ein Gebilde, das nach Auffassung, Anlage und Verhältnissen der Kunstübung dieser Zeit am ehesten entspricht.

So ist durch glückliche Entdeckungen und geistreiche Combination Schritt vor Schritt die Bedeutung und die kunstgeschichtliche Stellung des Apoll von Belvedere ins Klare gebracht. Auch das, was noch vermißt wird, ein bestimmtes Zeugniß über die Entstehungszeit und den Namen des Künstlers, der das Original bildete, beschert vielleicht noch ein günstiger Fund.

Otto Jahn.

Abseit der Heerstraße.

Wie kräftig trotz aller Hemmnisse die Fortschritte der Deutschen in Wohlstand, Bildung und erfreulichem Behagen sind, hat in diesem Frühjahr und Sommer wieder jeder erfahren, der aus seiner Winterstube eine Fahrt in die blühende sonnige Landschaft unternahm. Wo der Dampfwagen irgend anhält, stehen schattige Linden und Kastanien, ragen Fliedergebüsche und Goldregen um die

Digitized by Google

Stationshäuser, ja die Rebe hüllt bereits in fröhliches Grün die schnell errichteten Häuser, in denen unsere Dampfrosse aufbewahrt werden, oder der Bahnwärter sein enges Lager hat. Auch in kleinen Städten ist der Verschönerungstrieb thätig, die Promenaden um die alte Stadtmauer und den abgetragenen Wall werden alljährlich verschönert, am Tage machen die Kinder der Bürger dort ihre ersten Uebungen, und am Abend lagert sich auf den Bänken der müde Arbeiter und freut sich der Gartenkunst, welche mehr ihm als dem Reichen zu gute kommt. Auf dem Lande trägt der Postbote mit Briefen, Zeitungen und Unterhaltungsblättern die Kunde von der großen Welt bis in das ärmste Walddorf, auch in kleinen Städten sucht man eifrig den Anschluß an die großen Verkehrsadern, sorgt um Gaslicht, gutes Trinkwasser, sorgfältige Pflasterung. Der Trieb, die nächste Umgebung zu verschönern, auch das Aeußere des Ortes heiter und stattlich darzustellen, wird immer allgemeiner, und das Interesse an der heimischen Vergangenheit, an alten Baudenkmälern und merkwürdigen Bräuchen regt sich auch in kleinen Kreisen. Der Deutsche hat wieder den Wunsch und zum Theil die Fertigkeit gewonnen, sich und seine Umgebung mit Selbstgefühl zu betrachten. Und das ist viel werth als Bürgschaft und Vermittelung auch anderer größerer Fortschritte. Seit dreißig Jahren, etwa seit dem Bau der ersten Eisenbahnen, ist das Aussehen der Städte und Landschaften nicht weniger geändert als das geistige und Verkehrsleben des Volkes, und der in seiner Jugend die deutsche Heimath verließ und jetzt auf der Höhe des Mannesalters zurückkehrt, der wird Mühe haben, in den meisten Gegenden die alten Bilder wieder zu finden, die er bei seiner Abreise mitnahm. Es ist nützlich, immer wieder daran zu erinnern.

Nicht ebenso bekannt aber ist, daß ein großer Theil Deutschlands schon an der Scheide des vorigen Jahrhunderts von den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen bis zu den Napoleonischen Kriegen in ähnlichem Aufblühen war. Es waren damals die praktischen Folgen der Aufklärung, welche auch der materiellen Seite des deutschen Lebens zu gute kam. Auch damals, nach langem kümmerlichen Siechthum der Volkskraft in den protestantischen Landschaften eine starke Zunahme des Handels, der Industrie, das erste Heraufkommen des Bürgerthums und als Folge davon ein reger Verschönerungstrieb, der nach dem Zeitgeschmack Niederes aufbaute und die kahle Umgebung der Städte und Herrensitze mit Anlagen schmückte. Durch die unerhörten Kriegslasten von zehn angstvollen Jahren, durch Gefahr und Noth einer eisernen Zeit wurde Capital, Unternehmungsgeist und Absatzquellen wieder verringert, und nach dem Frieden von 1815 vergingen 20 Nothjahre, eine stille, schmucklose, an Behagen und Selbstgefühl sehr arme Zeit. Aber an jenes frühere Aufblühen der Volkskraft zur Zeit unserer Väter und Großväter sollen wir jetzt noch dankbar denken, wenn wir die großen schönen Bäume auf den älteren Stadtpromenaden und

Digitized by Google

die engliſchen Parkanlagen auf vielen unſerer Rittergüter betrachten, welche damals angelegt wurden.

Ungleich ſchneller und größer iſt die Energie unſres Fortſchritts, und ſie hat auch da, wo ſie das Vorhandene zu verſchönern bemüht iſt, einen Vorzug vor jenem kurzen Vorfrühling einer frühern Generation: daß ſie mit größerer Theilnahme und mit größerer Objectivität auf die erhaltenen Ueberreſte einer ältern Vorzeit blickt. Noch gelingt uns nicht immer, monumentale Bauten alter Zeit geſchickt zu reſtauriren, und wir leiden wieder zu ſehr an dem Beſtreben, Bauſtile und Kunſtformen aus verſchiedenen Perioden der Vergangenheit in die Bedürfniſſe unſeres Lebens einzufügen. Aber wir wiſſen doch das Schöne, das in alter Zeit geſchaffen wurde, nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu würdigen, auch dem Fremdartigen lebhaften Antheil zuzuwenden.

In dieſer Zeit, wo wir der neuen Kraft uns freudig bewußt werden und vergangene Eigenthümlichkeiten unſeres Volkes gern mit der Gegenwart vergleichen, wird den Leſern dieſes Blattes vielleicht nicht unwillkommen ſein, einen Blick von der großen Strömung des modernen Lebens nach ſolchen Stellen des deutſchen Bodens zu thun, wo die neue Zeit wenig an alten Verhältniſſen geändert hat, oder wo gegenüber der lebhaften Arbeit unſrer Maſchinenzeit ſich ein kleinbürgerliches Stillleben mitten unter uns bewahrt hat. In einer Zeit wo das allgemeine Reiſeintereſſe nach einer fremden Hauptſtadt zieht, mitten unter die gehäuften Erfindungen moderner Kunſtinduſtrie, ſoll hier anſtatt Berichten von der großen Ausſtellung zuweilen Bericht gegeben werden von ſolchen Stätten unſeres Lebens, welche noch jetzt mehr von der großen Vergangenheit unſeres Volkes erkennen laſſen, als von dem großen Kampfe der Gegenwart. Es iſt die Abſicht, in einer Reihe von ſolchen Bildern kleinerer Städte auch den geſchichtlichen Weg deutlich zu machen, auf welchem das ſtädtiſche Leben ſeit dem Mittelalter herauſkam und ſich umformte. Die Beſchreibungen ſind von verſchiedenen Verfaſſern, die Tendenz ſoll in allen dieſelbe ſein.

Eine erſtarrte deutſche Stadt.

Den Bürgern ſeiner getreuen Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber geſtattete im Jahre 1340 der Wittelsbacher, welcher damals auf dem deutſchen Throne ſaß, die von Augsburg nach Würzburg und Frankfurt führende Handelsſtraße in ihre Mauern zu verlegen; der königlich bairiſchen unmittelbaren Stadt des Regierungsbezirks Mittelfranken dagegen iſt es im 7. Decennium des 19. Jahrhunderts nicht gelungen, auf den Fahrplänen der bairiſchen Staatsbahn als Station der Strecke von Würzburg nach Gunzenhauſen zu figuriren. Der Beſucher der alterthümlichen Tauberſtadt muß ſich in einem Poſtomnibus auf üblem Vicinalwege, oft im langſamſten Schritt, von einem Bahnhof, der nach dem unweit gelegenen Dörfchen Steinach genannt iſt, zu dem zwei bis

Digitized by Google

drei Stunden entfernten Rotenburg befördern lassen. Dasselbe zählt jetzt zu denjenigen Plätzen, welche nur durch die historischen Erinnerungen, die daran haften, und deshalb nur für einen kleinen Bruchtheil des reisenden Publicums bemerkenswerth sind. Daß es von einer befahrenen Touristenstraße abgeschnitten wird, hat ein völliges Zurücktreten in ein gewisses nebelhaftes Dunkel veranlaßt. Erst ein außerordentliches, meist nicht erfreuliches Ereigniß vermag solche Orte für eine kurze Weile in die Mitte des Tagesgesprächs zu rücken, und so ist denn auch im Sommer 1866 neben dem Vogelsgebirge und der Rhön wenigstens der untere Theil des Tauberthales vielfach genannt worden, als er von bewaffneten Touristen, die nicht gerade aus freien Stücken dahin gerathen waren, durchsucht wurde. Des obern Tauberthales und der Stadt Rotenburg wurden die feindlichen Heere erst nach Feststellung der Demarcationslinie ansichtig.

Sehr steht Rotenburgs Gegenwart an Glanz und Bedeutung hinter seiner Vergangenheit zurück, und wenn irgendwo, ist es hier geboten, einen Blick in die Jahrhunderte zurückzuwerfen, wo in den Mauern, deren Verödung wir heute constatiren müssen, ein kräftiges, gedeihliches Leben herrschte.

Wie die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Schwestern, ist auch diese Stadt über ihr Alter nicht unterrichtet. Wer den ersten Baum gefällt auf dem Hügel, welcher kräftig in das schmale Tauberthal vorspringt, das tief in den Keuperkalkfelsen eingefressen ist, liegt im Dunkeln. Von einer „Rode" im weiten Walde nämlich hat die Rodenburg ihren Namen. Jetzt verbindet den Hügel eine schwache Anschwellung, auf der gegenwärtig die Stadt lagert, mit einer welligen Hochebene, die im Osten sich anschließt und gegen die Quellen der Wörnitz, der Altmühl, der Rezat, der Aisch sich hindehnt. Im Dunkeln liegt auch, wann diese Rodung geschehen; denn die Zeit ist zum Theil vorüber, wo die Geschichten des Mönches Humbald, den Trithemius erlog und in unsre Geschichtsliteratur einführte, für jede Stadt der den Trojanern entstammten Franken eine Erzählung ihres Ursprungs gaben. Eine irgend zusammenhängende Geschichte der Burg, die auf dem freigemachten Platze angelegt wurde, beginnt vielmehr mit dem Aussterben ihrer ersten historisch erkennbaren Herren. Es war ein reichbegütertes Geschlecht gewesen, von den Grafen des Kochergaues stammend, das bald nach der Komburg im Kocherthale, bald nach der Rotenburg sich benannte; die süddeutsche Kunstgeschichte hat in ihrer romanischen Epoche mehrere prächtige Stücke aus der Kirche des frühern Klosters aufzuführen, zu welchem im Jahre 1078 einer der letzten Herren des Hauses das Stammschloß Komburg bei Hall umgeschaffen. Beim Tode des letzten Grafen fielen die Besitzungen zum Königsgute heim, und der damalige König Heinrich der Fünfte übergab sie als Reichslehen seinem jüngern Schwestersohne Conrad, der später als Conrad der Dritte der erste Staufer auf dem Throne deutscher

Digitized by Google

König wurde. Unter diesem, dann auch unter Friedrich dem Ersten und Heinrich dem Sechsten galt die Rotenburg als Mittelpunkt eines Güter- und Amtssprengels, der mehrmals zur Ausstattung für jüngere Söhne des staufischen Hauses verwandt wurde. Sie lieh einigemale einem Titelherzogthume den Namen, das für diesen Nachwuchs geschaffen war. Vornehmlich durch jenen Friedrich, den Sohn Conrads des Dritten, der im August 1167 auf dem vierten Welschlandzuge seines kaiserlichen Vetters, jung an Jahren und viel betrauert, in Etrurien der Pest erlag, hat der Name eines Herzogs von Rotenburg Klang gewonnen. Er verschwindet nach dem Jahre 1196, wo Herzog Conrad, der Sohn Friedrichs des Ersten, starb. Der letzte König aus staufischem Geblüt, Conrad der Vierte, mußte in einer der trübsten Epochen deutscher Geschichte, im Jahre nach dem Tode Friedrichs des Zweiten, auch Rotenburg veräußern, nachdem von dem großen territorialen Besitz der staufischen Könige, der aus Hausgut, herzoglichen Domänen und Reichsgut vereinigt war, schon so manches Stück in der bittern Noth verschleudert worden, um die gelichtete Partei festzuhalten — Conrad der Vierte nämlich verpfändete im August 1251 die Stadt Rotenburg nebst den dortigen Juden und ein nahes Dorf an Gottfried von Hohenlohe, seinen treuen fränkischen Anhänger um 3000 Mark.

Denn nicht nur war bei der Burg bereits die Stadt gleiches Namens bis zu einem gewissen ansehnlichen Umfang erwachsen, der Umstand, daß in der Urkunde Conrads die Stadt ohne die Burg erwähnt wird, zeigt auch, daß sie schon als ein selbständiger Theil sich damals von derselben abgelöst haben mußte. Wahrscheinlich hatte die höhere Bedeutung der Burg, des zeitweiligen Aufenthaltes staufischer Prinzen, und der glänzende Hofhalt, der durch einige Generationen daselbst stattfand, bewirkt, daß neue Bewohner in größerer Anzahl zugeflossen und eine Ausdehnung der ursprünglichen Ansiedelung verursacht hatten. Noch heute läßt sich der erste Umfang der Stadt erkennen. Fast kreisförmig lag sie im Osten der Burg, noch nicht mit ihr zusammenhängend, so daß die Außenseite der äußersten Häuserreihe zugleich als Ringmauer diente, da wo das Terrain nach dem Tauberthale sich zu neigen beginnt. In ihrem Umkreise stand eine Kapelle, die als Filiale der Kirche des nahen Detwang angehörte und durch diese dem würzburger Bisthum. Aber schon bis zum Jahre 1204 war die Erweiterung dieses Kerns so weit gediehen, daß an der Nord- und Nordostseite der heutige Umfang der Stadt bereits erreicht war. Nur an der Südseite fehlte dem jetzigen Zuge der Ringmauer gegenüber noch ein größeres Stück, und im Nordwesten und gegen die Burg hin galt es noch, die Befestigungslinie bis ganz an den Thalrand hinauszurücken. — Aber während dergestalt die Stadt sich entwickelte, hatten auch die Verhältnisse der Burg sich verändert. Die Staufer hatten schon im 12. Jahrhundert einen königlichen Burgvogt eingesetzt, um die Reichsveste zu vertheidigen, das zu ihr gehörige

Digitized by

Reichsgut zu verwalten und die Anſiedelung dabei, welche ſich zu einer Stadt entwickelte. Männer aus dem Hauſe der Herren von Nortenberg erſcheinen bald im erblichen Beſitz dieſer Stellung. Schon zur ſtaufiſchen Zeit umfaßte das Plateau des Burghügels ob der Tauber außer der Stätte des kaiſerlichen Landgerichts auch eine beſondere Nortenbergiſche hintere oder neue Burg neben der alten Vorderburg, die auch fortan dem Reiche zuſtand. Und als über freies Eigenthum verfügte 1258 Lupolt von Nortenberg, als er einen ausgedehnten Meierhof nahe am Ausgange der Burg innerhalb der jetzigen Stadt in ein Kloſter der Dominicanerinnen umwandelte, die bis dahin außerhalb der ſichernden Mauern gewohnt hatten. So ſchloß auch die Burg der Stadt Nürnberg, das aus ähnlichen Vorbedingungen wie Rotenburg erwachſen war, neben der Reichsveſte eine Veſte der Burggrafen in ſich, ſeit die Grafen Zollern erbliche Burggrafen geworden waren.

Nicht lange iſt die Stadt in Botmäßigkeit der Hohenlohe geblieben. Ihre inneren Verhältniſſe geſtalteten ſich im dreizehnten Jahrhundert analog wie in anderen Reichsſtädten, die bei königlichen Burgen erwachſen waren. Schon 1240 mußten die Rotenburger daran denken, nach dem Brande ihres Rathhauſes dieſem Gemeindehauſe eine neue Stätte zu errichten, und ſchon vom 15. Mai 1274 iſt aus Hagenau ein umfaſſendes Privileg König Rudolfs datirt, welches Rotenburg für eine reichsunmittelbare Stadt erklärt. Wohl ſchloſſen ſich hieran noch mehrfach Verpfändungen durch die Reichshäupter, eines der gewöhnlichſten Ereigniſſe für eine Reichsſtadt in dieſer Periode, aber immer wieder wußte die Stadt ſich auszulöſen. Zuletzt noch, als ſie 1349 durch Karl den Vierten an den würzburger Biſchof veräußert worden war, trotz eines feierlichen Verſprechens Ludwigs des Baiern aus dem Jahre 1335.

Das vierzehnte Jahrhundert verging der Stadt in einer Weiſe, die von der gleichzeitigen Geſchichte anderer ähnlicher Communen Deutſchlands wenig abweicht. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten auch in Rotenburg die Minoriten Aufnahme gefunden, damals wurde der Bau eines neuen Spitals begonnen, nachdem das alte den Johannitern eingeräumt worden. Wie überall, wurden auch hier in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Juden grauſam verfolgt, aber ſie leiſteten in Rotenburg die entſchloſſenſte Gegenwehr, ein Thurm der Stadtmauer, den ſie beſetzt hatten, ging in Flammen auf. Und wie in den meiſten lebenskräftigen Städten jener Zeit wuchs auch in Rotenburg das Gut der Stadtkirche durch Wallfahrten, Ablaßbriefe und reiche Stiftungen in anſehnlichem Maße — beſonders einigen Tropfen heiligen Blutes galt die Verehrung — und 1373 konnte ein anſehnlicher Neubau der Kirche angefangen werden. — Aber in einer wichtigen Richtung hielt ſich die Stadt von der Zeitſtrömung fern. Die „Ehrbaren“, wie das Patriciat der regierungsfähigen Familien ſich benannte, ſtammten wohl, wie im nahen Nürnberg, ihrem Kerne

Digitized by Google

nach von den ritterlichen Burgmannen, denen sich fränkische Reichsministerialen anschlossen; und diese Patricier behaupteten sich gegen die Bestrebungen der Handwerker und anderer minder berechtigter Kreise in der Leitung der öffentlichen Dinge; die demokratischen Einrichtungen auf breiter Grundlage einer zünftigen Verfassung, welche in dieser Zeit fast überall durchgesetzt wurden, blieben von Rotenburg fern.

Und aus den Kreisen der Patricier ist denn auch der Mann hervorgegangen, der an der Scheide des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Rotenburg in kurzer Zeit auf den Gipfelpunkt seiner Blüthe emporhob, der Bürgermeister Heinrich Topler. Es war so recht die Glanzzeit der süddeutschen Reichsstädte, in welche seine Wirksamkeit fiel. Schon das Jahr seines Eintritts in den Rath, 1377, ist durch den Beitritt Rotenburgs zum Städtebunde bezeichnet; in dem großen Städtekriege war er nachher einer der Bundeshauptleute. Zwar hat seine Vaterstadt, wie alle anderen Bundesglieder, nach dem unglücklichen Ausgange des Jahres 1388 von dieser großen Verbindung ablassen müssen, aber unter seiner Leitung ist die Stadt dennoch auch ferner kräftig fortgeschritten. Vortrefflich verstand er es, die zerrütteten ökonomischen Verhältnisse des umwohnenden Adels auszunutzen. Dieser sah sich gezwungen, derselben Stadt welche er so sehr haßte und grimmig genug befehdete, seine Besitzungen zu verkaufen, während die Stadt durch sparsamen Haushalt und kluge Beobachtung günstiger Gelegenheiten erstarkte. Schon 1377 war das Kloster der Dominicanerinnen, eine Versorgungsanstalt adeliger Töchter, die darin nicht immer ein geistliches Leben führten, bewogen worden, der Stadt die Schirmherrschaft zu übertragen. Lange hatte das Kloster die Vollendung der städtischen Befestigung an der Nordwestseite verzögert und in Fehdezeiten durch Kundschaft aus der Stadt den Brüdern und Vettern ausgeholfen. Dem wurde jetzt gesteuert. Dann traten 1383 die Herren von Nortenberg mit ihrer ausgedehnten Herrschaft auch die Hinterburg, welche ihnen zustand, käuflich an die Stadt ab. Andere Erwerbungen erfolgten in kurzen Fristen, und so war Rotenburg, das vor Topler beinahe auf seine Markung beschränkt gewesen, rasch zu einem ansehnlichen Landgebiete gelangt, das nachmals nicht mehr sehr vermehrt wurde. Es hatte zur Zeit seiner größten Ausdehnung 6 Quadratmeilen Flächeninhalt, wohl das größte Territorium einer süddeutschen Reichsstadt nach den 23 und 17 Quadratmeilen von Nürnberg und Ulm. Aber noch Weiteres wurde durch Topler für Rotenburg erreicht. Das kaiserliche Landgericht auf der Burg war durch König Wenzel, der stets in Geldnoth schwebte, verpfändet. Topler wußte es durch Erlegung der Pfandsumme an die Stadt zu bringen und durch geschickte Unterhandlungen und energisches Auftreten auch zu behaupten, besonders dem Bischof von Würzburg gegenüber, der die fränkischen Herzogsrechte geltend zu machen suchte. Hierzu war denn blos eine Ergänzung, daß 1425 König Siegmund den Roten-

Digitized by Google

burgern die Reichsburg zum Abbruche überließ, die im vierzehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben beschädigt und deren Kapelle auf Wenzels Befehl um 1400 wiederhergestellt worden war. Indeß mit alle dem begnügte sich Topler noch nicht. Er dachte auch an eine weitere Ausdehnung der städtischen Anlage selbst. Schon waren 1404 an der Nordseite der Stadtmauer zwei Thürme als Schutz für die Neubauten errichtet, und ein Graben ward zwischen ihnen gezogen, als jener Neid gegen das Ungemeine, der in Republiken so leicht den Hervorragenden trifft, auch dem Schöpfer der Größe Rotenburgs jähen Sturz bereitete. Von einem Ritt nach Onolzbach unerwartet zurückberufen, wurde Topler vor den Rath gestellt, der sich ohne sein Wissen versammelt hatte, und die „Ehrbaren" kannten die Art und Weise, wie dafür gesorgt werden könne, daß der Genosse ihrer Macht, der über sie hinausgewachsen war, das Rathhaus nicht mehr lebend verließ. Natürlich hat sich die Sage des lockenden Stoffes bemächtigt. Topler soll, ohne es zu wissen, sich selbst das Todesurtheil gesprochen haben, als er auf die Frage, was dem Hochverräther zukomme, antwortete: daß er verhungere; und die Sage fügt noch hinzu, zu spät sei das treue Weib des Mannes durch einen unterirdischen Gang, den sie aus einem nahen Keller in den schauerlichen Rathhauskerker trieb, zu der furchtbaren Stätte seines Todes gelangt.

In dieser finstern Weise beginnt für Rotenburg die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, dessen größter Theil durch furchtbar blutige und erbitterte Kämpfe mit den benachbarten Herren erfüllt wurde. Vornehmlich war die Stadt an den Städtekriegen der Jahre 1449 und 1450 in hervorragender Weise betheiligt. Der wilde Markgraf Albrecht Achilles, welcher fand: „der Brant gyre den Krieg, als das Magnificat die Vesper", war auf langen Strecken ihr Grenznachbar, und dies läßt schließen, mit welchen Mitteln die gegenseitigen Gebiete verwüstet wurden. Und dazu noch wurde in denselben Jahren zu Rotenburg ein innerer Streit durchgefochten. Denn 1450 machten die vom Regiment ausgeschlossenen Theile der Bürgerschaft den gewaltsamen Versuch, eine Zunftverfassung einzuführen, und fünf Jahre später wurde schriftlich festgesetzt, daß zwar keine politischen Zünfte bestehen, den Handwerkern aber eine Anzahl Rathsstellen eingeräumt werden sollte. Allein die Geschlechter wußten sich im Alleinbesitz der Macht zu erhalten. Die Constitution trat in Vergessenheit zurück, und nur noch einmal sollten die Herren vorübergehend, aber um so ernsthafter daran erinnert werden, daß sie eigentlich nicht mit Recht das Gemeinwesen allein beherrschten.

Unterdeß hatte die Stadt in diesem Jahrhundert die Vorstadt, welche an der Südseite um das neue Spital erwachsen war, in die Ringmauern geschlossen und dadurch den bis heut nicht von ihr überschrittenen Umfang erreicht. Auch der Kirchenbau schritt fort. Die Rotenburger begannen drei Jahre nach dem

Digitized by Google

Städtekriege, nach Vollendung des östlichen Chors und der Ostseite des Kirchenschiffs von St. Jacob, die Westhälfte des Gotteshauses; sie wetteiferten darin mit den benachbarten Reichsstädten ähnlicher Größe. Auch die Dinkelsbühler, die Nördlinger bauten damals ihre dem St. Georg geweihten Stadtkirchen, und die Haller vollendeten das Langhaus ihrer St. Michaelkirche. Dabei blieben die Rotenburger nicht zurück in der innern Ausschmückung ihrer Heiligthümer. Schon 1466 war der großartige Hochaltar mit den geschnitzten und bemalten Figuren im Mittelstück und den Gemälden auf beiden Seiten der Flügel „gemacht", wie die Aufschrift auf einem der Flügel sich bescheiden ausdrückt.

Die neue Zeit kündete sich für Rotenburg in ungestümer Weise an. Von drei Seiten her wurde an der öffentlichen Ordnung der Stadt in dem verhängnißvollen Frühjahr 1525 gerüttelt, in welchem eine Zeitlang eine radicale Umwandlung der socialen und politischen Verhältnisse Süd- und Mitteldeutschlands bevorzustehen schien. Innerhalb der Mauern erinnerte sich die niedere Bürgerschaft der Concessionen, welche das Patriciat nicht verwirklicht hatte, und verlangte zugleich eine energische Durchführung der Reformation, zu welcher die „Ehrbaren" um keinen Preis die Hand reichen wollten, und außerhalb stand ihnen als kräftige Unterstützung ihrer Begehren die Bauernschaft des rotenburgschen Landgebiets zur Seite, welche von dem aus Schwaben auch nach Franken wehenden revolutionären Geiste erfaßt und durch die langjährigen Kriege der Stadt zu wohlgerüsteten, trefflich in den Waffen geschulten Streitern herangezogen war. Auch ihre Dörfer, soweit sie zu den größeren zählten, waren durch die städtische Obrigkeit selbst mit Hecken und Verhauen wohl befestigt und durch Verstärkung der ummauerten Friedhöfe vielfach mit kleinen sturmfreien Rückzugspunkten versehen worden. Auch die Bauernschaft hatte sich über manches zu beschweren, und mit der bisherigen Form der Kirche war sie ebenfalls nicht mehr zufrieden. Bald hatte der Ausschuß der Handwerker dem patricischen Rathe ohne Mühe die Zügel des Regiments entwunden und sich mit der neuen Genossenschaft der Bauern verständigt. So war der Boden geschaffen, auf welchem ein Karlstadt mit Erfolg auftreten konnte. Zwei Tage nachdem er am Ostermontage auf offenem Markte gepredigt, machten die Weiber in Rotenburg einen Aufruhr, und eine kleine, erst vor kurzem erbaute zierliche Kirche unten im Tauberthale wurde von den Müllern gestürmt, ihre schönen Altarbilder schwammen im Flusse thalabwärts. Aber auch die furchtbare Reaction von oben, welche nach den Siegen der Fürsten auf die zügellosen Ausschreitungen von unten folgte, hat in Rotenburg ihre Scenen abgespielt. Als am 30. Juni der brandenburgische Markgraf Casimir auf dem Markte Blutgericht hielt, soll es roth wie ein Bach durch die abschüssige Schmidgasse hinuntergeflossen sein. Gleich nach dem Wegzug Casimirs eröffnete das wiederhergestellte Patriciat durch Fortführung der grausamen Strafprocesse seine Wirksamkeit. Aber die

Digitized by Google

Kircheneinrichtung wurde doch nach evangelisch-lutherischer Gestalt allmälig umgeformt, wenn sie auch durch die tumultuarischen Scenen des Bauernkriegs verzögert war, denn ihre gänzliche Durchführung erfolgte noch vor dem schmalkaldische Kriege.

Noch wurden in der Mitte und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts mehre öffentliche Werke vollendet, zu deren Herstellung später die Kraft nicht mehr vorhanden gewesen wäre. So war von 1542 an das südliche Thor, das nach dem nahen Spital genannt wurde und sich über der augsburger Straße wölbte, durch zwei gewaltige Basteien verstärkt worden. Dann wurde im Jahre 1572 die eine Hälfte des Rathhauses nach dem Markte zu neu begonnen, und in demselben Decennium erwuchs ein stattlicher Neubau im Spital. Das hochgiebelige Gebäude an der Nordseite der Stadtkirche, in welchem eine blühende lateinische Schule ihren Sitz hatte, stammt aus dem Jahre 1589. Erst ganz am Ausgange des Jahrhunderts entstand auch das künstliche Druckwerk, welches der wasserarmen Stadt noch heute aus dem tiefen Thale der Tauber Wasser auf die Höhe des Klingenthorthurms befördert, zur Speisung mehrerer Brunnen.

Rotenburg war im dreißigjährigen Kriege ein fester, durch die Kunst noch bedeutend verstärkter Punkt auf der nächsten Straße vom Main nach der strategisch wichtigen Ebene des Riesgaues. Es wurde deshalb furchtbar mitgenommen. Mit der Geschichte von der Erstürmung der Stadt durch Tilly 1632 verwebt die Chronik die Erzählung von dem entschlossenen Rathsherrn, der sich und seinen Collegen das Leben, welches durch den Spruch des feindlichen Feldherrn verwirkt war, dadurch rettete, daß er einen über zwölf Schoppen haltenden Pokal in einem Zuge zu leeren vermochte. Im Jahre 1645 war es schon so weit gekommen, daß Rotenburg, seines sämmtlichen Geschützes beraubt, bei einer Beschießung durch Turenne nicht antworten konnte. Der orleansche Krieg brachte neue Verwüstungen des Gebietes, der spanische Erbfolgekrieg eine Belagerung und Einnahme der Stadt. Unter den stets erneuten Schlägen war eine Erhebung unmöglich, und mit der materiellen Kraft sank auch die moralische. Die Rotenburger des Jahres 1763 sind der passive Theil in einer von den ebenso traurigen als lächerlichen Scenen, wie sie während der Greisenzeit des deutschen Reiches in den kleinen staatlichen Gebilden massenhaft vorkamen, die zum Range von Curiositäten gesunken waren. Die Nachkommen der Bürger, welche noch im siebzehnten Jahrhundert einem Tilly mit Heldenmuth den Eintritt in ihre Stadt zu wehren versucht hatten, öffneten wenige Wochen vor dem Eintritt des hubertsburger Friedens einem preußischen Husarenlieutenant mit 35 Mann ihre Thore und zahlten die erzwungene Brandschatzung von 10,000 Gulden.

Endlich wurde die Revolutionszeit der Reichsstadt zum Verhängniß. Schon vor Beginn der Zeit bis 1784 war die Einwohnerzahl um vier Procent ge-

Digitized by Google

sunken. Nach dem luneviller Frieden am 2. September 1802 rückte ein bairisches Jägerbataillon ein, um von Stadt und Gebiet für den Kurfürsten Maximilian Joseph Besitz zu ergreifen. Im Jahr 1810 aber folgte für Rotenburg noch eine weitere Erniedrigung. Durch den Pariser Vertrag vom 18. Mai dieses Jahres zwischen Baiern und Württemberg wurde nämlich das rotenburgsche Gebiet getheilt. Noch bis zuletzt hatte es wohlgeschlossen eine zusammenhängende Landwehr aus lebendigen Hecken, aus Gräben und Thürmen gehabt, die sich mitunter, wo es paßte, auch an Hügel und Wälder lehnten. 18,000 Seelen waren mit diesem Ländchen Baiern zugebracht worden; jetzt aber wurde dasselbe dergestalt entzwei geschnitten, daß Rotenburg ganz an den äußersten Rand des bairischen Staatsgebiets gerückt wurde, indem die württembergische Grenze gegenwärtig höchstens eine Viertelstunde nordwestlich von der Stadt hinstreicht. Das war abermals, wenigstens vorübergehend, ein bedeutender materieller Nachtheil.

Seit mehr als sechzig Jahren ist nun die Stadt in diese neuen Verhältnisse eingefügt, aber es läßt sich nicht behaupten, daß die Zugehörigkeit zu einem größern Staatswesen für sie bedeutende Resultate, ein neues Erblühen herbeigeführt hätte, wie das z. B. bei Nürnberg der Fall war, das allerdings von Anfang an größer, aber am Ende des achtzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig ebenso tief wie Rotenburg herabgesunken war und jetzt in so erfreulicher Weise zu neuer Kraft erwachsen ist; denn während Nürnberg von 1806 bis 1861 sich aus einer Bevölkerungszahl von 25,000 bis zu 58,000 Einwohnern erhob, hatte Rotenburg von 1837 bis 1861 fast 600 Einwohner, das heißt mehr als zehn Procent seiner Bevölkerung, eingebüßt. Aber auch in anderer Hinsicht sind die neueren statistischen Nachweise über Rotenburg niederschlagend. So finden wir im Jahre 1855, und es wird sich seitdem kaum viel gebessert haben, daß über ein Drittel aller Familien vom Tagelohn lebte, oder zu den unterstützten Armen zählte, und daß von diesen Tagelöhnern einundsechzig Procent durch die Stadt selbst beschäftigt wurden. Diese Ziffern werden faßlicher, wenn wir sehen, daß nach der Volkszählung von 1861 der hohe Betrag von 275 Gulden Stiftungscapital auf den Kopf der Bevölkerung fällt. Rotenburg ist eine jener Ortschaften, welche an den Folgen des allzu großartigen Wohlthätigkeitssinnes früherer Geschlechter krankt; der Einzelne ist der überwiegenden Zahl nach in beschränkten Umständen, und bei dem Vertrauen auf den Reichthum der Gemeinde fehlt ihm der Trieb, sich daraus emporzuarbeiten.

Es wäre unrichtig anzunehmen, daß Rotenburg in den früheren Zeiten seines Glanzes etwa eine größere Einwohnerzahl in seinen Mauern umfaßt hätte. Die örtliche Beschaffenheit, die Betrachtung der Bauart führen unschwer zur Ueberzeugung, daß wohl niemals viel über 6000 Seelen die Bevölkerung der Stadt ausgemacht haben können. Aber auch das tiefe Sinken der Stadt

Digitized by Google

verſteht man, wenn man einen Umblick in den Straßen derſelben hält. Denn wer die Stadt aufmerkſamen Auges durchwandert, erkennt leicht, und nicht nur an den anſehnlichen Reſten der ältern innern Befeſtigung, welche Theile der Stadt er zum Kern, welche er zu den räumlich weitausgedehnten ſpäteren Anbauten zu rechnen hat. Das lehrt der gewaltige Unterſchied zwiſchen den hochragenden maſſiven Herrenhäuſern in der Nähe des Marktes und um denſelben, und zwiſchen den geringeren meiſt unanſehnlichen und aus leichterm Material erbauten Häuschen der Handwerker und der Schutzverwandten. Man ſieht, nicht nur in politiſcher Berechtigung ſtand die Bürgerſchaft hinter dem Patriciat zurück, ſondern auch in ökonomiſcher Hinſicht. Und das findet in einer ſehr ſtaatsklugen Gewohnheit der „Ehrbaren“ ausreichende Erklärung. Zur Zeit, da das Gebiet der Stadt zuſammengebracht wurde, war es Brauch zu Rotenburg, daß die obrigkeitlichen Rechte zwar der Gemeinde vorbehalten blieben und durch den Rath als Ganzes geübt wurden, daß es dagegen den Geſchlechtern erlaubt war, für ſich die nutzbaren Rechte, die grundherrlichen Einkünfte von dieſen Herrſchaften käuflich zu erwerben. Die Naturproducte von den Stadtgütern wurden durch die Familien in gewinnbringender Weiſe verkauft; Waarenhandel aber zu betreiben, war allen Regimentsfähigen durchaus verboten. So hatten allerdings die „Ehrbaren“ von dem Wachsthum der ſtädtiſchen Macht Nutzen genug, den niedriger ſtehenden Kreiſen der Bürgerſchaft jedoch war der Weg zum Reichthum verſchloſſen. In der Gegenwart nun ſind die ehemaligen Patricier größtentheils ausgeſtorben oder weggezogen, während die Claſſen, denen die niedrigen Hütten der Außenſtraßen genügen, Zuwachs erhalten haben. Gewerbliche Anlagen ſind nicht geſchaffen worden; die Eröffnung der Eiſenbahn hat Rotenburg mehr geſchadet, als genützt; höchſtens der Umſtand, daß die Stadt in einer getreidereichen Gegend liegt, — ſchon ein altes Sprüchwort ſagt, zu Rotenburg an der Tauber ſei Müller- und Bäckerwerk ſauber, — ſichert ihr eine gewiſſe Bedeutung. An den paar Markttagen im Laufe des Jahres ſehen die menſchenleeren Straßen ein etwas regeres Leben.

Vor zweihundert Jahren nahm ein Zeichner für des Matthäus Merian Topographia Franconiae den Proſpect Rotenburgs vom jenſeitigen Thalrande der Tauber auf. Wäre ihm vergönnt, im Jahre 1867 ſeine Arbeit einer Reviſion zu unterwerfen, er dürfte dieſelbe recht wohl als noch entſprechend bezeichnen. Denn auch das Fehlende, z. B. der Thurm der Nortenbergſchen Hinterburg, die Kirche des Frauenkloſters, eine zierliche ſpätgothiſche Kapelle bei der Stadtkirche iſt nicht durch Rotenburgiſche Schuld gefallen. Bairiſchen Commiſſaren gefiel es, dieſe Bauten nach Uebernahme der Stadt durch ihre Regierung dem Abbruche preiszugeben, denſelben Geſellen, welche auch um ein Spottgeld werthvolle Gemälde vom Rathhauſe, unter anderm ein Stück von Dürer, verſchleuderten. Wer Rotenburg durch das doppelthürmige Kupferzeller Thor ver-

Digitized by Google

läßt, und die steile Straße zur Tauber hinab verfolgt, der schreitet noch auf der schönen steinernen Brücke mit zwei Bogenreihen über einander, die im Jahre 1330 begonnen wurde, über den Fluß; hat er durch die Weinberge hinauf die linke westliche Seite des Thales gewonnen und wendet er sich dann zurück, so erblickt er die Westfront der wohlbewehrten Stadt, wie sie sich an dem Plateaurande über einen gegen 200 Fuß hohen Absturz hinzieht. Am Klingenthore, ganz zur Linken, steht die spätgothische Wolfgangskapelle mit breiten Fenstern und einem kleinen spitzen Thurme, vor der Reformation das Heiligthum der Schuster; sie ist an dem Graben hin außen durch ein starkes Bollwerk gedeckt und schmiegt sich fast verborgen in einen Winkel des Hofraums, zwischen dem innern hohen Hofthurm und dem niedrigen Außenpförtchen. Und wieder an der äußersten Rechten ragt der Wildbaderthurm, er verstärkt die Südwestseite der Ringmauer, ist durch einen tief in den Felsen eingehauenen Graben von der Stadtmauer getrennt, aber durch einen steinernen Bogen in der Höhe wieder mit ihr verbunden. Und gleich vorn streckt sich die Felsenzunge des Burghügels hervor, wohl 350 Schritt weit in das Thal reicht er und nöthigt die Tauber zu einem ansehnlichen Umwege; er ist durch die Befestigungen von der Stadt getrennt, durch das Burgthor aber mit ihr in Verbindung gesetzt. Nur noch die Kapelle der ehemaligen Reichsburg ragt auf ihm ein wenig aus den grünen Bäumen hervor, denn die Rotenburger haben das Burgplateau zu einer reizenden Promenade umgeschaffen. Die Kapelle selbst ist ein niedriges thurmähnliches Gebäude, ihre gewaltigen Grundmauern aus den Zeiten der ersten Anlage sind leicht zu unterscheiden von den oberen um 1400 aufgesetzten Theilen, in welche Fragmente aus älterer Zeit, spätromanische Bautheile, unter anderm ein hübscher Kleeblattbogen, wunderlich eingefügt sind. Aber auch der Thalgrund zu Füßen des Beschauers zeigt bemerkenswerthe Stellen. Ihn durchschlängelt die junge Tauber, welche mehrfache Mühlwerke treibt. Oberhalb der Brücke liegt dort das Wildbad, dessen Quelle nach dem Erdbeben von 1356 hervorbrach; Heinrich Topler ließ das erste Gebäude darüber setzen. Dann liegt dort die anmuthige kleine Kobolzeller Kirche, spätgothischen Stils, ein Bau von zierlichen Verhältnissen, der 1804 durch die Summe von 500 Gulden glücklich vom Abbruch losgekauft wurde. Endlich gerade am Fuße der Burg, wo das Thal sich wieder verengt, steht ein origineller Bau. Ein thurmartiger Unterbau steigt gegen 30 Fuß aus einem Graben empor, der leicht unter Wasser zu setzen ist, und darüber ein kleines zweistöckiges Wohnhaus, das an allen vier Seiten etwas über denselben hervorragt, seine enge Thür hängt durch eine Brücke über den Graben mit dem Lande zusammen. Dieses kleine feste Wasserhaus hat sich Topler erbaut, vielleicht in Voraussicht einer verhängnißvollen Zukunft. Er hatte sich vom Rath den unwirthbaren wilden Felsgrund 1386 zuweisen lassen und schuf denselben in kurzer Frist in anmuthigster Weise zu einem „Rosen-

Digitized by Google

thale" um, denn schon 1387 ließ sich hier der faule König Wenzel durch den Bürgermeister glänzend bewirthen.

Das etwa ist das Gesicht, welches Rotenburg dem Westen zukehrt. Anders, aber nicht weniger großartig ist der architektonische Eindruck, den die Stadt dem Wanderer darbietet, der sich von der Ostseite naht. Gewiß, ein Architekturmaler, dem etwa die Aufgabe würde, für die Scene im Faust „vor dem Thore" den Hintergrund zu componiren, hätte nur das Bild der Stadt zu fixiren, sobald er die letzte Welle der Hochfläche überwunden und die erste Aussicht auf die Stadt gewonnen hat, welche von dieser Seite eine geringe Bodenanschwellung bekrönt. Nur einen Fluß hätte er sich hier hinzuzudenken, ein paar Schanzwerke, welche den Thürmen in der Noth des dreißigjährigen Krieges vorgelegt wurden, wegzustreichen. Mehr als 30 Thürme zählt die Ringmauer der Stadt, und reichlich ein Drittel derselben ist dieser Seite zugewendet, die zumeist den Angriffen ausgesetzt war, hochemporsteigende stattliche Thorthürme auf breiter rechteckiger Grundlage an zwei „hohlen finsteren Thoren", dann Wartthürme der verschiedensten Form, vor allen der schönste und höchste der ganzen Befestigung, der kreisrunde, kühn emporragende Faulthurm. Wohlerhalten ist hier die ganze Befestigungslinie, auf langer Strecke zieht hinter der Mauer unter den Thürmen und über den Thorwölbungen sich der Gang hin für die Schützen, welche dem Ansturm über die Gräben zu wehren hatten; auch ist er noch ganz im alten Zustande, so daß wohl noch heute ein Albrecht Achilles mit seinem Belagerungsgeschütz unverrichteter Weise hier abziehen müßte.

Doch nicht weniger charakteristisch, als die Außenseiten, ist das Centrum der Stadt, der Markt mit den Straßen, welche auf ihn einmünden, die Schmidgasse in ihren vielfachen Windungen mit ihrer Fortsetzung, eine jener köstlichen Straßenperspectiven, wie sie nicht mehr erstehen können, seit die gerade Linie als das alleinige Recept für Neubauten adoptirt worden ist. Dann die Herrengasse, die im Gegensatz zu jener andern sich breit und weit in einer Linie zu dem Burgthor hinzieht, das von niedrigen Seitenthürmchen flankirt wird. Da drängen sich nahe an einander die hauptsächlichsten Profanbauten der Stadt zusammen; vor anderen das Rathhaus, welches seine gothische Hauptseite mit dem hohen Thurme der Herrengasse zuwendet, dem Markte aber die reiche Front im Renaissancestil mit einer Bogenreihe von Rusticaarbeit, die als Vorhalle sich vor das Erdgeschoß lagert, mit einem Eckerker, der durch drei Geschosse reicht, und dem schönen Gehäuse der reich verzierten Wendeltreppe. An der Nordseite des Platzes aber steht die Frohnwage, in deren mittlerm Stockwerk die Geschlechter ihre Trinkstube hatten, bis in den Kriegszeiten die silbernen Gefäße verschwanden. Auf die Ostseite der Renaissance-Façade eines Herrenhauses mit menschlichen Figuren aller Art, die das steinerne Gebälk tragen, lebhaft bewegte Gestalten, wie sie als Karyatiden sonst ungewöhnlich sind. Auf den ersten Blick

Digitized by Google

erkennt das Auge, daß in dieſer Gegend die „Ehrbaren“ ihren Sitz um das Rathhaus gewählt hatten, in deſſen großen Saal ſie allein die Senatoren entſendeten. An den Stadtthoren zeigen ſich zierlich gemeiſelte Bildhauerarbeiten, noch neben dem Reichsadler das rotenburgiſche Wappen, ein redendes Wappen: im weißen Felde eine Burg mit zwei rothen Zinnenthürmen und zwiſchen dieſen ein Dach auf Pfeilern: das Landgericht. Auch an den Wappen der Herrenhäuſer wird ein Heraldiker leicht die Familien erkennen, welche früher in denſelben gewohnt. Jetzt freilich ſind manche ihrer Häuſer ziemlich dem Verfall preisgegeben, aber noch ſtehen dieſe monumentalen Bauten, meiſt dem 16. Jahrh. entſtammend, ihre hohen Giebel der Straße zugewandt, mit ihren gewaltigen Kellern, dem weiten Hausplatze, den geräumigen Gängen und gedehnten Böden, welche für die Wohngemächer ſo wenig Platz laſſen, als ein auffallendes Gegenſtück zu den knappen und beſchränkten Räumen moderner Speculationsbauten. Hier zumeiſt mußte der Verfall der Stadt ſich geltend machen.

Zuletzt noch ein paar Worte von dem Stolz der Rotenburger, ihrer St. Jakobskirche, welche in dieſem Jahrhundert trefflich reſtaurirt und von all dem Trödel gereinigt wurde, den die beiden letzten Jahrhunderte darin angehäuft. Von welcher Seite man ſich auch der Stadt nähern mag, überall ragen neben dem ſchlanken Rathhausthurm die durchbrochenen pyramidalen Spitzen ihrer zwei quadratiſchen Thürme über die Häuſer herauf. Sonſt bietet das Gebäude an ſeiner Außenſeite eben nicht viel Bemerkenswerthes, wenn man nicht das Curioſum dahin rechnen will, welches der Architekt des 15. Jahrhunderts wohl von der frühromaniſchen St. Burchardskirche der unfern gelegenen Biſchofsſtadt Würzburg entlehnte. Der Weſtchor der Kirche iſt nämlich um beinahe 40 Stufen über dem Schiffe erhöht, weil unter ihm eine Straße durch einen geräumigen Thorweg geführt iſt. Um ſo reicher iſt das Innere an Kunſtſchätzen, die wohl ſämmtlich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Urſprung verdanken, mit Ausnahme der älteren Glasmalereien im Oſtchor. Der Hochaltar im Oſtchor, welcher ſchon 1819 reſtaurirt und bereits oben erwähnt wurde, rechtfertigt vollſtändig die Worte über ſeinen Urheber Friedrich Herlen, welche 1467 bei Aufnahme deſſelben in die Bürgerſchaft von Nördlingen in das Bürgerbuch dieſer Stadt eingezeichnet wurden, daß er nämlich ein Maler ſei, „der mit niederländiſcher Arbeit umgehen könne“, denn aufs genaueſte, oft faſt ſclaviſch lehnt ſich auch dieſes Werk Herlens, wie die Mehrzahl ſeiner Leiſtungen an die realiſtiſche Darſtellungsweiſe der van Eyck'ſchen Schule. Im Gegenſatz zu dieſem Hochaltare der Kirche ſind die Altäre am Oſtende der beiden Seitenſchiffe, von denen der ſchönere, der Altar der heiligen Jungfrau, erſt kürzlich aus der Hoſpitalkirche hierher gebracht wurde, blos Schnitzwerk, und zwar unbemaltes. Der eine, der von Alters her zur St. Jakobskirche gehört und 1478 geſtiftet iſt, verherrlicht die Paſſion Chriſti als Aufbewah-

Digitized by Google

rungsort der Tropfen heiligen Blutes, der zweite, neu aufgestellte enthält in der Mitte die Krönung Mariä, in der Staffel ihren Tod und weitere auf sie bezügliche Scenen. Unbedingt ist dieses Werk, dessen Meister nicht bekannt ist, von höchstem Kunstwerthe, und vornehmlich der Tod Mariä eine vortreffliche, plastische Arbeit. In fast runden Figuren sind die Apostel darauf dargestellt, eifrig beschäftigt um das Sterbebette, unter dem die Pantoffel und der Wasserkrug nicht fehlen. Einer der Apostel, ein richtiger Mönchskopf, mit dem Weihwasserkessel, ein anderer mit der geweihten Kerze, ein dritter der Sterbenden aus geöffnetem Buche vorlesend, andere eindringlich mit einander redend und inmitten die Jungfrau selbst, das zarte Köpfchen von einer unvergeßlichen Lieblichkeit des Ausdrucks und ungemeiner Anmuth der Form. Mehrere andere, allerdings weniger bedeutende Stücke sind auf Antrieb des jetzigen Kirchners, eines Mannes, der mit Verständniß für seine Aufgabe erfüllt ist, aus unzuträglichen Aufbewahrungsorten, z. B. vom Rathhause, in einen Raum gebracht worden, der an den Thorweg am Westende stößt, darunter steinerne Figuren von einem Oelberg. Bemerkenswerth, wenn auch mehr für Kunstgeschichte, als ästhetisch, sind mehrere Stücke eines Altars, welche die Lebensgeschichte eines frommen Bischofs erzählen, Ausläufer des Realismus, wie er durch Herlen für die Malerei nach Oberdeutschland gedrungen, während er in der Plastik hier schon längere Zeit geherrscht. Man denke z. B. an die reichen Portale der Heiligenkreuzkirche zu Schwäbisch Gmünd. Unter den erhaltenen Stücken ist z. B. sehr lebendig aufgefaßt die Scene, wo der Teufel den Gottesmann zwischen zwei Felsen zerquetschen will, der aber die Steinsäule mit aller Kraft sich vom Leibe wegzustemmen weiß. —

So etwa sind die Eindrücke beschaffen, welche ein Besuch in der stillen Tauberstadt hervorruft. Wohl ist in Rotenburg die alte Veste gesunken, während die Burg auf der Felsenklippe über der Regnitz noch wohl erhalten emporragt. Und allerdings steht Nürnberg in seiner reichen Fülle von Kunstdenkmälern der viel geringern Nachbarstadt weit voran; ja selbst die beiden Georgskirchen in den unsern gelegenen alten Reichsstädten Dinkelsbühl und Nördlingen bergen einen quantitativ reichern Schatz von Werken der oberdeutschen Maler des spätern Mittelalters, als die rotenburger St. Jakobskirche. Aber vielleicht giebt es keinen zweiten Platz auf deutschem Boden, etwa eine und die andere Stadt der Ostseeküste ausgenommen, der in dem Besucher einen so einheitlichen, in sich abgeschlossenen, durch keine modernen Zuthaten gestörten Totaleindruck einer mittelalterlichen Stadt zurückläßt, wie Rotenburg. Wir wünschen, daß dem Deutschen, der dieses Stück Mittelalter theilnehmend betrachtet, auch die gediegenen Arbeiten des städtischen Historiographen Heinrich Wilhelm Bensen nicht unbekannt bleiben mögen.

Preußische Kriegsmarine.

Kleinere Fahrzeuge zum Schutz des Handels und der Küsten.

Mit der Erweiterung der preußischen Kriegsmarine zur deutschen Flotte tritt auch die Nothwendigkeit, kleine Schraubenschiffe für den Küstenschutz zu bauen, wieder in den Vordergrund. Diesen neuen Schraubenfahrzeugen wird man vor Allem größere Dimensionen geben müssen als seither, um die Nachtheile der Schraubenkanonenboote früherer Construction nicht von neuem zu erfahren.*) Hatte man bisher bei dem Bau dieser Fahrzeuge den größten Nachdruck auf Erzielung geringen Tiefgangs gelegt, so muß unsrer Ansicht nach jetzt Schnelligkeit und Seetüchtigkeit, die Fähigkeit auch bei einigermaßen bewegter See die Kanonen zu gebrauchen, erste Anforderung sein, während erst in zweiter Linie nach möglichst geringem Tiefgang zu streben ist. Die deutschen Küsten haben insofern eine für die Vertheidigung äußerst günstige Gestaltung, als sie ganz flach in die See verlaufen und größeren Schiffen von einigermaßen bedeutendem Tiefgang nur an ganz wenigen Stellen den Zugang gestatten. Wenn schon die Ostsee nicht viel Punkte dieser Art bietet, so besitzt die Nordsee gar nur drei: Cuxhaven an der Elbmündung, die Jahde und im Oldenburgischen Vegesack an der Weser, während schon Bremerhaven durch eine Barre für größere Schiff gesperrt ist, so daß Linienschiffe (mit 26—28 oder gar 30 Fuß Tiefgang) und große Panzerschiffe (mit 18—26 Fuß Tiefgang) gar nicht, und selbst größere Corvetten und Fregatten (mit 16—20 Fuß Tiefgang) nur unter günstigen Verhältnissen von Wind und Wetter zur Fluthzeit eine Annäherung mit Schwierigkeit bewirken können. Landungen des Feindes nun, die wirklich gefährlich wären, müßten natürlich durch eine zahlreiche Transportflotte ins Werk gesetzt werden, die aus größeren Schiffen der bezeichneten Arten und aus großen Transportschiffen von kaum geringerm Tiefgang bestänben. (Die 80 Transportdampfer Frankreichs z. B. haben, wie man in den Kriegshäfen recht deutlich sieht, wo sie Bord an Bord mit Linienschiffen zusammenliegen, zum größten Theile völlig die Proportionen der letzteren.) An die angegebenen wenigen Punkte, welche schweren Schiffen eine Annäherung gestatten, würde diese Transportflotte nicht herankommen können, ohne mit den Strandbatterien und den

*) Wir bemerken, daß eins dieser Kanonenboote zweiter Classe, das im vorigen Artikel (s. Nr. 38 der Grenzboten) verzeichnete „Krokodil" wegen Untüchtigkeit des Baues im vergangenen Sommer ausrangirt und aus den Listen der kgl. Marine gestrichen worden ist.

Digitized by Google

Kuppelfahrzeugen von der Classe unseres „Arminius“ zu thun zu bekommen. Sollte sie dagegen diese Schwierigkeit umgehen wollen und sich einem andern Punkte nähern, in der Absicht, dort ihre großen Schiffe in einiger Entfernung von der Küste, wo das Wasser noch tief genug ist, liegen bleiben zu lassen und die Landungsmannschaften mittelst flachgehender Boote ans Land zu schicken, so würde dieser Plan durch die große Ausdehnung der Untiefen und den dadurch bedingten weiten Weg, den die Landungsboote unter feindlichem Feuer vom Strande zurückzulegen hätten, bedeutend gefährdet werden, da sie vereinzelt und nur mit so viel Mannschaft, als die flachen Boote auf einmal fassen, dem Vertheidiger entgegentreten müßten. Wir nehmen bei dieser Erörterung über die Eventualitäten eines Angriffs auf unsere Küsten und den Bau unserer Küstenvertheidigungsfahrzeuge selbstverständlich an, daß zugleich mit dem Bau dieser Flotille eine durchgehende Küsteneisenbahn mit Telegraphen und die nöthigen Strandbefestigungen hergestellt werden, die ersteren natürlich zu dem Zweck, schnell an jeden Punkt der Küste Truppen werfen zu können. Ferner setzen wir voraus, daß der Vertheidiger leichte fahrende gezogene 4pfünder-Batterien auf besonderen Lafetten mit breiten Rädern (für den Sand am Strande) besitzt, um schnell an jedem beliebigen Punkte die heranrudernden Boote mit überwältigendem Feuer empfangen zu können.

Betrachten wir nun die Mittel, mit welchen der Angreifer an der flachen Küste seine ans Land rudernden Landungsboote zu decken und zu schützen vermag. Seine großen Kriegsschiffe und die Transportschiffe wären zu entfernt, um durch ihr Feuer oder durch Mannschaften in den etwa noch disponiblen Kriegsschiffsbooten die Landungsboote wirksam unterstützen zu können. Alle armirten Fahrzeuge sodann, die flach genug gingen, um die Landungsboote zu begleiten, wie etwa die steam-launches, d. h. die mit kleinen Schraubenmaschinen von 6 Pferdekraft und mit einer leichten Haubitze im Bug ausgerüsteten ersten Boote der Kriegsschiffe, wären eben wegen ihres geringen Tiefgangs unfähig, Geschütz von solchem Kaliber zu tragen, daß es gegen die fahrenden Batterien des Vertheidigers auftreten könnte, vollends bei dem unsichern Schusse von diesen kurzen stark stampfenden Booten. Es bleiben also einzig und allein Fahrzeuge übrig, die zwar nicht so tief gehen wie die großen Kriegsschiffe, aber doch bedeutend tiefer als die Landungsboote, Fahrzeuge, deren Tiefgang aber selbst innerhalb dieses Spielraums noch durch gewisse Bedingungen beschränkt ist. Da sie nämlich tiefer gehen als die steam-launches, so können sie nicht wie diese oder wie die bekannten zerlegbaren französischen Landungsboote an Bord der großen Schiffe verstaut und mitgeführt werden; sie müssen vielmehr fähig sein, selbständig Reisen zu machen. Hierdurch aber und durch das Erforderniß, ihr schweres Geschütz unter gewöhnlichen Umständen stets gebrauchen zu können, nicht blos in dem Ausnahmefalle ganz glatter See, sind bedeutenderer Tiefgang

Digitized by Google

und größere Dimenſion nöthig, als unſere preußiſchen Kanonenboote haben. Solche leichte Fahrzeuge des Angreifers mit etwa 8—12 Fuß Tiefgang ſind z. B. die meiſten kleineren franzöſiſchen Aviſos. Sie werden dann genügend ſchwere Armirung zu tragen und zu gebrauchen im Stande ſein, um einige 1000 Schritt von der Küſte poſtirt mit ihren Geſchoſſen den Strand und die Geſchütze des Vertheidigers zu überſchütten ohne Gefahr ihrerſeits aufzulaufen; kleinere, flachergebaute Fahrzeuge aber als dieſe wird der Angreifer außer den Landungsbooten bez. den steam-launches aus den angegebenen Gründen gar nicht verwenden.

Was nun die Mittel anlangt, die wir als Vertheidiger gegen die angegebenen Kräfte der Angreifer zu verwenden haben, ſo ſind wir gegen große Kriegsſchiffe an den flachen Küſtenſtellen einer Vertheidigung überhoben. Gegen die Landungsboote ſelbſt und die steam-launches genügt die fahrende Küſtenartillerie, und zwar wird ſie weit mehr ausrichten, als etwa armirte Boote von gleich geringem Tiefgang wie die feindlichen steam-launches, da ſie ſicherer ſchießt und nie durch Rückſicht auf Untiefen behindert wird. Der einzige Theil der feindlichen Flotte, gegen den wir mit gleichen Kräften auftreten müſſen, ſind die leichten 8—12 Fuß tiefgehenden Fahrzeuge, wie ihre Aviſos oder ihre großen Kanonenboote. Flachere Kanonenboote zu haben als der Feind iſt natürlich nicht nöthig; aber es iſt auch nicht einmal wünſchenswerth, denn der Vortheil, näher am Strande bez. bei wechſelnden Tiefen des Fahrwaſſers ungenirter operiren zu können, würde durch geringere Sicherung der Maſchinen erkauft werden müſſen, die, wenn ſie nicht kleiner ſein ſollen als die des Gegners, bei Verminderung des Tiefgangs über die Waſſerlinie ragen. Man wäre aber noch anderweit gegenüber dem Feinde mit flacheren Kanonenbooten im Nachtheil, weil die Verminderung des Tiefgangs nur auf Koſten der Schnelligkeit, der Seetüchtigkeit und der Fähigkeit, die Kanonen bei etwas bewegter See zu gebrauchen, geſchehen könnte. Wir werden alſo entſchieden am beſten thun, unſerer Küſtenvertheidigungsflotille, d. h. unſeren Kanonenbooten einen Tiefgang von 8—12 Fuß zu geben. Wir meinen hiermit ſtets nicht den mittlern, ſondern den größten Tiefgang, am Steuer, weil nur dieſer für die Manövrirfähigkeit des Fahrzeugs in flachem Fahrwaſſer das Beſtimmende iſt. Doch ſollte man wenigſtens bei dieſen Küſtenfahrzeugen von der Steuerluſtigkeit, d. h. einer derartigen Gewichtsvertheilung, wobei das Hinterſchiff tiefer im Waſſer liegt als das Vorſchiff, gänzlich abſehn, weil dadurch der Geſammttiefgang unverhältnißmäßig geſteigert wird. Man ſollte vielmehr den Kiel parallel der Waſſerlinie, horizontal legen und ihm ganz die Tiefe geben, wie jetzt blos ſeinem hintern Ende, und die dann entſtehende Verminderung der Schnelligkeit durch feinere Form, die Verminderung der Steuerfähigkeit durch die Zwillingsſchraube (vgl. unten) auszugleichen ſuchen, wobei noch Volumen gewonnen würde.

Digitized by

Endlich wünschen wir, wie wir schon oben andeuteten, bei allen diesen neuen Kanonenbooten verschiedener Größe das Zwillingsschraubensystem, auf das wir sogleich näher eingehen werden, im Interesse größerer Schnelligkeit und namentlich größerer Beweglichkeit eingeführt zu sehen. Ebenso scheint uns behufs Erleichterung des Schiffskörpers und Erzielung der Möglichkeit, bei gleichem Tiefgang eine stärkere Maschine zu tragen, der Bau dieser neuen Kanonenboote als composite-ships, d. h. der Bau mit Innengerippe aus Eisen und Außenverplankung aus Holz, sehr practisch zu sein, eine Bauart, die sich ja bei diesen kleinen Fahrzeugen ohne Schwierigkeit anwenden läßt, etwa nach Maßgabe der Lloydvorschriften, wie sie gegenwärtig mit Zeichnungen auf der pariser Ausstellung zu finden sind, und die außerdem gegenüber ganz eisernen Schiffen den Vortheil bieten, kleine Reparaturen leichter ausführen und den Boden kupfern zu können, sodaß die Schnelligkeit wächst. Innerhalb der Grenze des Tiefgangs von etwa 8—12 Fuß hat man es ja dann immer noch in der Hand, dem einzelnen Fahrzeug nach Belieben etwas mehr Offensivkraft und Schnelligkeit oder aber die Fähigkeit zu geben, daß es in etwas flacherm Fahrwasser operiren kann. Mit Fahrzeugen der erstern Gattung ist es dann auch möglich, vorkommenden Falls die feindlichen kleinen Schiffe in die offene See hinein zu verfolgen; auch können sie bei überseeischen Expeditionen zur Begleitung der größeren Schiffe und zum Schutz des Handels an flachen Küsten wie in China dienen, also Aufgaben lösen, die sich mit den jetzigen Kanonenbooten durchaus nicht sicher ausführen lassen. Probeweise Modelle dieser verschiedenen neuen Classen von Kanonenbooten zu bauen, das ist nach unserer Meinung (abgesehen von der Beschaffung von Panzerschiffen und Docks), jetzt die nächste, dringendste Aufgabe der preußischen Marine.

Größe und Ausrüstung dieser neuen leichten Schraubenschiffe wäre nun nach unserer Ansicht etwa in folgender Weise zu normiren. Die kleinste Classe derselben bekäme etwa 400 Tons Gehalt, und zwar wäre, gegenüber den Dimensionen der bisherigen Schraubenkanonenboote erster Classe erstens die Breite etwas zu vermehren (etwa auf 25 Fuß), um die Stabilität zu heben, und in noch höherm Grade müßte zur Erzielung größerer Schnelligkeit die Länge vermehrt werden, (etwa bis auf 148 Fuß), während der Tiefgang ziemlich derselbe wie bei den jetzigen Schraubenkanonenbooten erster Classe d. h. 8 Fuß bliebe, die Tiefe im Raum aber etwas vermehrt würde, um das Deck höher über Wasser zu legen und vor dem Ueberspülen der Wellen besser als bisher zu bewahren. Die Armirung dieser Classe dürfte, damit der festgesetzte Tiefgang nicht überschritten wird, nicht mehr als 3 schwere Geschütze (gezogene 24pfünder) betragen, die natürlich sämmtlich in der Mittellinie auf Kreisschienen stehen: die Reilings (Brüstungen) des Decks, sind womöglich 6

Digitized by Google

Fuß hoch und im obern Theile zum Niederklappen einzurichten, sodaß man stets in jeder Richtung eine Luke öffnen kann, durch welche die Pivotgeschütze Feuer abgeben. Die Stärke der Maschine wird recht gut auf 100 Pferdekraft normirt werden können, während als Bemastung die Dreimastschoonertakelage geeignet erscheint.

Vergleichen wir mit den Dimensionen dieses unseres Vorschlags die der englischen gun-boats und gun-vessels, so finden wir, daß erstere, von deren Bau die Admiralität jetzt zurückgekommen ist, sämmtlich bedeutend kleiner sind (212—270 Tons) und bei höchstens 120 Fuß 1 Zoll Länge und Maschinen von höchstens 60 Pferdekraft denn auch niemals eine Schnelligkeit von 8 Knoten erreicht haben, während, wie das Gefecht von Rügen gezeigt hat, eine Schnelligkeit von wenigstens 10 Knoten erstrebt werden muß und bei den Fahrzeugen unseres Vorschlags auch sicher erreicht werden wird. Denn diejenige Classe der englischen gun-vessels, welche unserer Idee am nächsten kommt, und zu welcher z. B. die Fahrzeuge „Ranger" und „Cygnet" gehören, hat eine Schnelligkeit von 9,₀₀₀ Knoten erreicht, obwohl die Verhältnisse nicht so günstig sind, als bei unserm Vorschlage. Die „Ranger"-Classe hat nur 145 statt 148 Fuß Länge und dabei eine 4½" größere Breite und einen 4 Fuß größern Tiefgang als die Schiffe, wie wir sie empfehlen, sodaß den letzteren gegenüber der Widerstand des Wassers bedeutend wächst, während die Maschine um 20 Pferdekraft schwächer ist und das Gewicht von 5 statt blos von 3 schweren Geschützen zu tragen ist. Wenn aber die große Länge, auf welche wir bei unseren Vorschlägen behufs Erzielung hoher Schnelligkeit dringen, die Beweglichkeit und Wendbarkeit des Fahrzeugs etwas erschwert, so wird dieser Uebelstand durch die Einführung der Zwillingsschraube mehr als ausgeglichen werden. Wir sagten bereits oben, daß die englische Regierung nur noch gun-vessels baue. Von diesen aber ist die eben erwähnte „Ranger"-Classe die kleinste (ebenso wie die 400-Tonnenfahrzeuge unter unseren neuen Kanonenbooten), wenn wir von den 4 gun-vessels der „Algerine"-Classe absehen, welche fast ganz die Dimensionen der preußischen Schraubenkanonenboote erster Classe haben und auch Maschinen von 80 Pferdekraft führen, dabei aber nur ein Geschütz tragen. Und wie die englische Admiralität es als nothwendig erkannt hat, nunmehr nur noch größere Kanonenboote zu bauen, die kleinsten von etwa 400 Tonnen, so hat auch die amerikanische Regierung, die bei den schmalen Einfahrten in die langen Lagunen ihrer Küsten doch wahrlich Grund genug hat, möglichst kleine und flachgehende Kanonenboote zu bauen, dennoch für diese Fahrzeuge die Größe von 447 Tons (mit Schoonertakelage) angenommen, weil sie die Seefähigkeit derselben auch für die offene See mit Recht für durchaus geboten erachtete; auch unsere Forderung, die kleinsten der neuen Kanonenboote nicht unter 400 Tons zu bauen, dürfte daher völlig gerechtfertigt sein.

Digitized by Google

Als nächſt größere Claſſe möchten wir Schraubenfahrzeuge von etwa 600 Tons und 9—10 Fuß Tiefgang empfehlen, mit 4 gezogenen Pivotgeſchützen, mit Maſchinen von ungefähr 150—180 oder noch beträchtlicherer Pferdekraft. Auch hier wird die Länge ziemlich das Sechsfache der Breite betragen müſſen, um die Schnelligkeit zu heben (etwa 28 Fuß Breite, 172 Fuß Länge), und der Maſchine wird man vielleicht ſogar eine Stärke von 200 Pferdekraft geben können, da auch die engliſchen gun-vessels von der Claſſe des „Wanderer" bei 675 Tons Gehalt (180 Fuß 11" Länge, 28 Fuß 6" Breite) eine Maſchine dieſer Stärke führen und damit ſogar 10,7 Knoten erreicht haben und da auch der neue „Myrmidon" in England bei 695 Tons eine Maſchine von 200 Pferdekraft bekommt. Sonſt aber kommen den Fahrzeugen dieſer Claſſe unſeres Vorſchlags am nächſten die 10 jetzt in England im Bau begriffenen Zwillingsſchrauben-gun-vessels von der Art des „Plover", die bei 663 Tonnen Gehalt (170 Fuß Länge, 29 Fuß Breite, 9½ Fuß Tiefgang) zwei Maſchinen von zuſammen 160 Pferdekraft führen und eine Schnelligkeit von 11 Knoten erreichen ſollen. Dieſe letztere Erwartung ſcheint uns allerdings zweifelhaft, daß aber die für Deutſchland vorgeſchlagenen 600-Tonnenkanonenboote bei ihrer geringern Breite und ihrer ſtärkern Maſchine wenigſtens 10 Knoten machen können, wird niemand bezweifeln wollen. Als Takelage möchten wir, ſo paradox es klingt, eine Briggtakelage von wenigſtens gleicher Höhe wie bei „Rover" und „Moskito" vorſchlagen, an der im Frieden Schiffsjungen und Cadetten ausgebildet werden mögen, und die dann im Kriege weniger Mannſchaft erfordert als eine dreimaſtige Takelage mit Raaen. Im Kriege wäre übrigens ſtets mit geſtrichenen Bramſtengen zu fahren, um die Zielfläche für den Gegner und den Windfang, die einzigen Nachtheile hoher Bemaſtung, zu beſeitigen; im Frieden aber, auf Kreuzfahrten, während daran die Schrauben und zur Verminderung der Decklaſt ein Theil der Geſchütze zurückgelaſſen würden, böten dieſe Schiffe mit ihren 8 Raaen die beſte Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung in den Segelmanövern (wozu auch ihre Größe ſehr gut paßt), und die Schiffe wären im Fall eines Krieges immer gut zu verwenden, nicht todtes Capital in der Weiſe wie die jetzigen Segelbriggs.

Als größte Klaſſe endlich denken wir uns Schraubenfahrzeuge von etwa 800 Tons (ca. 184—192 Fuß Länge, 30 Fuß Breite) und 12 Fuß Tiefgang mit fünf gezogenen Pivotgeſchützen und Maſchinen von 200—250 oder vielleicht gar 280—300 Pferdekraft: die öſterreichiſchen ſogenannten Schraubenkanonenboote zweiter Klaſſe, wie „Seehund" und „Wall", führen auch bei 808 Tons Laſtigkeit (160 Fuß Länge und 130 Mann Beſatzung) Maſchinen von 230 Pferdekraft, und die größten engliſchen gun-vessels von 871 Tons mit 6 Geſchützen, wie der „Flying-Fish" haben ſogar Maſchinen von 350 Pferdekraft, mit denen ſie 11,4 Knoten erreicht haben, allerdings bei einer Breite von

Digitized by Google

nur 30 Fuß 4½" gegenüber einer Länge von 200 Fuß und einem Tiefgang von 12 Fuß 10". Als Takelage empfiehlt sich eine Barktakelage, die weniger Bemannung in Anspruch nimmt als eine Vollschifftakelage, selbst wenn sie nicht so ärmlich ist wie bei den österreichischen Kanonenbooten oder den Panzerschiffen, sondern stolz und hoch wie bei den russischen sogenannten Schraubenklippern. Diese „Schraubensloops" oder „Schraubenklipper" kämen dann im Range unmittelbar unter den jetzigen Glattdecks-Corvetten und den neu zu bauenden Schiffen dieser Art mit 6—10 Pivotgeschützen, deren Construction wir eben empfahlen.

Auch die jetzt vorhandenen Schraubenkanonenboote erster Classe würden bessere Dienste als gegenwärtig leisten, wenn man sie erleichterte und dadurch seetüchtiger machte. Nähme man diesen Fahrzeugen das mittlere der drei Geschütze und den Besahnsmast, sodaß sie zu gewöhnlichen Schoonern werden, wie auch alle französischen Kanonenboote von der Classe des „Aspic", 40 Pferdekraft, oder der „Décidée", 50 Pferdekraft, 2 Kanonen, als Schooner getakelt sind; dann würde ein großer Theil der Bemannung überflüssig und der Aufenthalt in der Kajüte für die Zurückbleibenden gesunder als in dem jetzigen allzuvollgestopften engen Raum, namentlich wenn die Luken hohen Seegangs wegen lange geschlossen bleiben müssen; der Wegfall des Masts, des Geschützes, der zugehörigen Munition, einer Anzahl Leute und der für diese berechneten Vorräthe giebt dem Schiff mehr Schwimmkraft und bringt sein Deck höher über Wasser und mehr außer Bereich der überspülenden Wellen. Vielleicht wäre es sogar zweckmäßig, nicht blos das platte 68pfündige Bombenkanon (Nr. I) von diesen Booten wegzunehmen, sondern auch die beiden gezogenen 24pfünder gegen zwei gezogene 12pfünder umzutauschen, die bedeutend leichter sind, trotzdem aber keine viel geringere Tragweite haben: auch ihre geringere Percussionskraft, die Panzerschiffen gegenüber eine bedenkliche Schwäche wäre, schadet hier nichts, weil Panzerschiffe ihres Tiefgangs halber gar nicht in die flachen Gewässer bringen, wo diese kleinen Kanonenboote zu operiren hätten. So wäre denn die jetzige Armirung von zusammen 200 Centnern Gewicht durch eine Armirung von 2 Geschützen zu 28 Centnern ersetzt, die trotzdem 29pfündige Vollgeschosse und Granaten auf 4800 Schritt zu schießen im Stande sind, und dabei nur je 6 Mann Bedienung erfordern. Nach diesen Aenderungen werden die Geschütze auch bei etwas bewegter See sich besser handhaben lassen, dann wird, was besonders für diese kleinsten Schraubenfahrzeuge sehr wichtig ist, der Tiefgang sich bedeutend vermindern, die Schnelligkeit wachsen und die Fahrzeuge nicht mehr zu einer Rolle wie im letzten Kriege verurtheilt sein, wo bei dem gänzlichen Mangel an kriegerischen Erfolgen die Stimmung der Matrosen dieser Kanonenboote nicht die beste war — vollends da sich die letzteren im Gefecht bei Jasmund so sehr zurückhielten und sich im Westen von Rügen ebenso wie

Digitized by Go

die „Grille“ auf wenige Schüſſe gegen die däniſche Fregatte „Tordenſkiold“ beſchränkten. Sollte es ſich dann ſogar als wünſchenswerth herausſtellen, mehr von dieſen modificirten Kanonenbooten zu beſitzen, ſo würde es ſich empfehlen, bei den neuen Fahrzeugen die Maſchinen noch niedriger und länger zu conſtruiren, damit dieſe trotz des verminderten Tiefgangs ſtets tief genug unter Waſſer liegen: bei den jetzigen Kanonenbooten aber ließe ſich, wenn durch die Verminderung der Belaſtung die Maſchine über Waſſer zu liegen kommen ſollte, dieſem Uebelſtand recht gut durch eine Vorrichtung zum Einnehmen von Waſſerballaſt abhelfen, der blos für die Gefechtszeit zu berechnen wäre, für Reiſen aber entweder gänzlich oder, wenn man die Schraube tiefer arbeiten laſſen will, blos vorn ausgepumpt würde. Dieſe Schraubenſchooner, die jetzigen Schraubenkanonenboote erſter Claſſe, würden dann die Armirung und den Tiefgang der jetzigen Schraubenkanonenboote zweiter Claſſe haben und bei der Küſtenvertheidigung die Rolle übernehmen, welche den letzteren zugedacht war.

Selbſt die allerkleinſten Fahrzeuge, die jetzigen als dreimaſtige Lugger getakelten Schraubenkanonenboote zweiter Claſſe, wird man durch eine ähnliche Erleichterung noch weſentlich verbeſſern können. Man nehme ihnen eins ihrer beiden Geſchütze, ſodaß ſie blos einen gezogenen 24pfünder behalten, oder erſetze auch dieſen durch einen gezogenen 12pfünder. Dann poſtire man dieſes Geſchütz nicht am Bug, ſondern dicht vor dem Schornſtein, hinter dem Fockmaſt, ſodaß es mehr in die Mitte des Schiffs gerückt wird und die Schraube tiefer im Waſſer liegen läßt, endlich richte man, damit dieſes Geſchütz nach vorn vollen Spielraum hat und das Fahrzeug beim Angriff dem Gegner ſtets ganz den Bug zuwenden kann, den Fockmaſt zum Niederlegen nach vorn ein, rücke ihn etwas weiter vor und ſchaffe dafür das Bugſpriet gänzlich ab, indem eine Stagfock den Klüver erſetzt. — überhaupt wird ja die Takelage dieſer Fahrzeuge nur ſelten benutzt. Durch eine ſolche Aenderung würde das Fahrzeug bedeutend handlicher werden und auch der Tiefgang ſich infolge der Entfernung des Geſchützes, ſeiner Munition und der dafür nöthigen Mannſchaft wahrſcheinlich bis auf 5 Fuß vermindern, was um ſo wichtiger iſt, als dieſe Fahrzeuge eben nur an der Küſte zu brauchen ſind.

Was die Stationirung unſerer Kanonenboote angeht, ſo ſollen dieſelben nunmehr bei Kappeln an der Schlei ihren dauernden Aufenthaltsort bekommen; doch vermuthen wir, daß ſie auch theils in den nordfrieſiſchen (ſchleswigſchen), theils in den oſtfrieſiſchen (hannöverſchen) Inſeln diſponirt werden, in deren engem Fahrwaſſer ihre Kürze und ihr geringer Tiefgang mehr nützt als irgend wo anders. So viel über die Umwandlung der jetzt vorhandenen Kanonenboote. —

Ueber die neu zu erbauenden Schiffe dieſer Art, deren drei Claſſen wir oben beſchrieben haben, läßt ſich erwarten, daß ſie den engliſchen Kanonenbo-

ten gleicher Größe überlegen sein werden, weil sie durchweg lauter Pivotgeschütze führen. Ueberdies werden dieselben nicht blos für die Küstenvertheidigung im Kriege und als Segelübungsschiffe im Frieden bedeutenden Nutzen stiften, sondern namentlich auch für den Schutz des Handels in Ostasien sich bewähren, wo großen Schiffen ihres Tiefgangs wegen der Zugang zu vielen Ankerplätzen verwehrt ist. Insbesondere gilt dies von den beiden leichteren der drei Classen, den neuen Schraubendreimastschoonern zu 3 Geschützen und den Schraubenbriggs zu 4 Geschützen, die wir für den Küstendienst wie die Schraubenklipper (Barks, zu 5 Geschützen) mit je einer steam-launch ausgerüstet zu sehen wünschen, wie die englischen großen Schiffe sie haben, d. h. mit einem Boot mit einer Doppelschraubenmaschine von im Ganzen 6 Pferdekraft und mit einem gezogenen Gußstahlvierpfünder im Bug. Diese Schiffe werden dann im Stande sein, die chinesischen Piraten in ihre Schlupfwinkel, ihre seichten Buchten hinein und die Ströme hinauf zu verfolgen, ein Dienst, zu dem man die bisherigen Schraubenkanonenboote nicht benutzen konnte, weil der innere Raum so beschränkt ist, daß in heißem Klima die Gesundheit der Mannschaft gefährdet werden würde, und dann auch, weil sie zu klein sind, um mit Sicherheit eine so weite, oft gefahrvolle Reise zu unternehmen. Unter Umständen allerdings würden auch die kleinen Kanonenboote, wie wir sie jetzt haben (erster Classe), die Reise nach China ebenso gut machen können, wie kleine Schooner der Handelsmarine von 120 Tonnen mit einer Bemannung von nur 9—11 Köpfen sie oft unternehmen; aber sie würden, wie das Beispiel des „Frauenlob", allerdings eines Segelschooners, gezeigt hat, dabei doch nicht sicher genug sein, und der Staat hat doch die Pflicht, in Friedenszeiten das Leben seiner Mannschaften nicht ohne Noth aufs Spiel zu setzen. Wenn man also gefordert hat, daß eine Anzahl unserer jetzigen Schraubenkanonenboote zum Schutz des Handels nach Ostasien gesandt werde, so können wir dieses Verlangen nicht als berechtigt anerkennen; und gar an eine Vermehrung der Mannschaft auf diesen Fahrzeugen, die kaum für die jetzige Bemannung Platz genug haben, „um den Asiaten zu imponiren", ist für eine Reise in tropische Gegenden gar nicht zu denken. Auch die Entsendung einer Glattdeckcorvette wie der „Nymphe" in jene Gewässer scheint uns unpractisch, da ihr bei dem Mangel einer Batterie die Brauchbarkeit als receiving-ship, wie die Engländer sagen, völlig abgeht, ein Zweck, von dem sogleich die Rede sein wird. Uebrigens würde unseren neuen Schraubendreimastschoonern und Schraubenbriggs der geringe Tiefgang auch die Möglichkeit gewähren, kleinere Reparaturen fast überall mit großer Leichtigkeit ausführen zu können, ein Vorzug, der größeren Schiffen gänzlich abgeht. Der Dienst in jenen Gegenden würde so zu organisiren sein, daß die Flotille für Ostasien aus einem halben Dutzend dieser leichteren Fahrzeuge und einer leichten Fregatte (gedeckten Corvette) als Flaggenschiff des Com-

Digitized by Google

mandirenden beſtände; das letztere würde dann als receiving-ship dienen d. h. es würde in fortwährender Ablöſung einen Theil der Mannſchaften der kleineren Schiffe an Bord nehmen, um durch den Aufenthalt in der hohen luftigen Batterie ihre Geſundheit wieder zu ſtärken, die durch den anſtrengenden Dienſt in den engen Räumlichkeiten der kleinen Fahrzeuge ſonſt leiden könnte, wenn auch nicht ſo ſehr und ſo ſchnell wie auf den jetzigen kleinen Kanonenbooten. Die kleinen Schiffe könnten außerdem, um die ſtürmiſche Reiſe zu ſparen, dauernd 10—12 Jahre in jenen Gegenden bleiben und nur ihre Mannſchaften würden in zweijährigen Zeiträumen wechſeln und durch die eben ſo oft wechſelnden gedeckten Corvetten dorthin bezüglich zurückbefördert werden. —

Obwohl die oben gemachten Vorſchläge zur Erbauung neuer Claſſen von Kanonenbooten auf genauen Berechnungen beruhen und ſich auf das Beiſpiel ähnlicher Schiffe andrer Seemächte ſtützen, würde es doch falſch ſein, gleich mit Erbauung einer ganzen Flotte derartiger Fahrzeuge vorzugehen, wie es beim Bau unſerer jetzigen Kanonenboote geſchehen iſt; ſondern zunächſt würden einige wenige Fahrzeuge jener Art zur Probe zu bauen ſein, da die Praxis nur zu oft andere Reſultate ergiebt als die beſte Berechnung.

Unſer definitiver Vorſchlag ginge alſo etwa dahin: fürs erſte von jeder der drei Claſſen neuer leichter Schraubenfahrzeuge zwei Schiffe ſofort in Angriff zu nehmen; zwei von jeder Art aus dem Grunde, weil zuweilen zufällige Einflüſſe bei dem Bau eines einzelnen Schiffs trügeriſche Reſultate ergeben. Befriedigen die neuen Modelle in der Praxis, ſo wird man zunächſt noch zwei weitere Schraubenbriggs zu 4 Geſchützen in Angriff zu nehmen haben, weil dieſe Claſſe für den Schutz des Handels in China und den Dienſt als Segelübungsſchiffe am dringendſten nöthig ſind, und dann erſt mit weiteren Bauten in allen drei Claſſen vorzugehen haben.

Außer den Schraubenluggern mit 1 Geſchütz, 60 Pferdekraft und 210 Tons (den umgeänderten jetzigen Kanonenbooten zweiter Claſſe) hätten wir dann vier Claſſen von Schraubenkanonenbooten oder leichten Schraubenfahrzeugen, die wirklich ſeetüchtig wären: Schraubenſchooner zu 2 Geſchützen, 300 Tons, 80 Pferdekraft und etwas über 6 Fuß Tiefgang (die umgeänderten jetzigen Kanonenboote erſter Claſſe); Schraubendreimaſtſchooner zu 3 Geſchützen, 400 Tons, 100 Pferdekraft und 8 Fuß Tiefgang; Schraubenbriggs zu 4 Geſchützen, 600 Tons, 150—180 Pferdekraft und 9—10 Fuß Tiefgang; endlich Schraubenklipper (nach ruſſiſcher Bezeichnung, oder aber Schraubenſloops, d. h. mit Barktakelage) zu 5 Geſchützen, 800 Tons, 200—250 Pferdekraft und 12 Fuß Tiefgang. Während ſo der Tiefgang genügend variirt, um in flachen Gewäſſern für jede Tiefe genügend ſchnelle Schiffe zur Verfügung zu haben, würde dieſe Flotille außerdem den Vorzug einer ziemlich gleichmäßigen Durchſchnittsgeſchwindigkeit von 10 Knoten beſitzen, ein Vorzug, den die

Franzoſen bei ihrer Panzerflotte erſtrebt und wenigſtens ſoweit erreicht haben, daß ſie den Engländern in dieſer Beziehung weit überlegen ſind, indem ihre langſameren Fahrzeuge nie weit zurückbleiben werden, ſodaß ſelbſt bei ſehr ſchneller Fahrt ihre Flotte ſtets ſich zuſammenhalten kann.

Springers Bilder aus der neuern Kunſtgeſchichte.

Bilder aus der neueren Kunſtgeſchichte von Anton Springer. Bonn, Adolph Marcus, 1867.

Die kunſthiſtoriſchen Aufſätze, welche Anton Springer der Leſewelt dieſes Jahr darbringt, ſind zum großen Theil aus Vorträgen vor gebildeten Hörerkreiſen entſtanden; der erſte in der Reihe gehörte in der urſprünglichen knappern Form den Grenzboten an (Jahrg. 1862).

Wenn wir andere der zahlreichen Eſſay-Sammlungen gleichen Urſprungs zur Hand nehmen, begegnet uns als leitender Geſichtspunkt der Zuſammenſtellung meiſt die Liebhaberei des Autors oder äußerliche Beweggründe; hier zeigt ſchon ein Blick auf die Inhaltsrubriken den Hiſtoriker. Beginnend mit Verfolgung der im Mittelalter nachlebenden Antike, die in viel umfaſſenderer Weiſe und weit länger als die landläufigen Kunſtanſichten glauben wollen, den Formenſinn beherrſchte, führt Springer im zweiten Bilde die Entwicklung der Renaiſſance in Italien vor Augen, deren ganze Eigenthümlichkeit ſchon durch den Inhalt der vorausgehenden Darſtellung weſentlich modificirt wird und zeichnet in Leon Battiſta Alberti, dem vir divinissimus, den Typus eines jener Wundermenſchen des neuen Geiſtes, von welchem uns die Kunde am reichlichſten zufließt. Die Würdigung dieſer außerordentlichen Perſönlichkeit bringt in ganz ausdrücklicher Weiſe zum Bewußtſein, „daß in den bildenden Künſten ſich die herrſchende Bildung ebenſo deutlich ausſpricht wie in der Poeſie und im philoſophiſchen Denken“, und ſo lange uns verſagt bleibt, Lionardo da Vinci ganz erfaſſen zu können, wird das Studium Albertis in der Erkenntniß ſolcher Größe am meiſten fördern.

Die Betrachtung wendet ſich ſodann auf Rafael. Den Ausgangspunkt bietet hier eine intereſſante Controverſe, welche vor kurzem durch Hermann Grimm aufgeworfen, die Kunſtfreunde und Forſcher lebhaft beſchäftigte, die Frage nach dem eigentlichen Sujet der „Diſputa“ und der „Schule von Athen“.

So verkehrt auch die bequemen Verwahrungen gegen Anfechtung der all-

Digitized by Google

gemein giltigen Tradition erscheinen mußten, welche man dem Grimm'schen Aufsatze im Frischen oft entgegnete, so auffällig war doch, daß sich die Künstler meist entschieden ablehnend verbielten zu dem Versuche, auf Grund der ältesten mittelbaren Quellen den Darstellungen der Camera della Segnatura neuen Sinn unterzulegen.

Vielen galt die ganze Frage für so unnöthig und überraschend, wie heutzutage manche politische, die blos erfunden zu werden scheint, damit etwas ganz Neues oder Fremdes in Gestalt einer Antwort etablirt werden könne; alle Welt beruhigte sich beim Herkömmlichen. Aber es ist niemals müßig, die Gründe einer verbreiteten Ansicht aufzusuchen, und der Gewinn muß für ebenso groß geachtet werden, wenn das Alte befestigt, als wenn es durch Anderes ersetzt wird. Jenes nun ist das Resultat der neuen Actenprüfung, die Springer vornimmt. Ihm handelt sichs in dieser Angelegenheit nicht allein um Erkenntniß der Absichten und Gedanken Rafaels, sondern auch darum, „ob das Reich der Kunst mit den Grenzen der Schönheit zusammenfalle, oder ob es noch in andere bis jetzt fremd geachtete Gebiete hinausrücke." Ist die Frage einmal so gefaßt, dann ist auch entschieden, daß nur von den unmittelbaren Urkunden die Lösung geholt werden darf. Und nun ist die Aufgabe, mit den feinen Organen des Historikers die Originalbilder betrachten und die Anschauungswelt des humanistischen Zeitalters, die ihre geistige Folie und Voraussetzung bildet, empfinden zu lehren. Darin beruht aber unseres Darstellers eigentliche Meisterschaft, daß er Gemüth und Urtheil seines Publicums aufs innigste mit engagirt. Solche Belehrung, der es rein um die Sache zu thun ist, adelt unser Verhältniß zu derselben. Für diesen pädagogischen Tact, der das Ja und Amen zu sagen dem Leser und Hörer scheinbar anheim giebt, um ihm die Freude der Mitarbeit zu lassen, ist dieser Aufsatz ein hervorragendes Specimen. — Und daß die Natur des Gegenstandes daran nichts ändert, zeigt die Geschichte vom gothischen Schneider zu Bologna. Nüchterneres ist kaum zu denken, als ein Jahrhundert langer und schließlich resultatloser Intriquenkampf um einen Bauplan. Aber diese dramatische Unterhaltung, deren Kosten leider des heiligen Petronius noch heute unvollendeter Dom trägt, bringt uns die Geschicke der Architektur in Italien so lebendig vor die Seele, daß wir nicht anders können, als principiellen Antheil zu nehmen, eine Wirkung, die namentlich der geschichtlichen und ästhetischen Würdigung der Gothik zu gute kommt. Noch wirsamer und dankenswerther ist die Anweisung zum Verständniß der altdeutschen Holzschnitt- und Kupferstechkunst. Denn daß künftig die Behauptung von der künstlerischen Ebenbürtigkeit der Stiche und Schnitte mit farbigen Gemälden nicht mehr paradox erscheinen werde, wie es heute noch vielfach der Fall ist, dafür bürgt der Abriß von der Geschichte dieser Kunstgattung, in der das Eigenthümliche des Renaissance-Geistes, das unwiderstehliche Aufblicken der schaffenden Persönlichkeit sich auf individuell deutsche Weise offenbart. Und wir stehen nicht an, von dieser Charakteristik, die von der fälschlich sogenannten Reproductionskunst gilt, für die Darstellungsweise unsers Autors Gebrauch zu machen. Nur solchem Sinne kann gelingen, in die Geheimnisse der drastischen Wahrhaftigkeit Rembrandts und seiner Genossen, in die Stilmetamorphosen des achtzehnten Jahrhunderts, in die Kunst der Revolution mit hingebender Liebe einzudringen, ohne das harte Auge des Forschers, das feste Bewußtsein persönlicher Neigung und Empfindung einzubüßen. Denn was diesen Cyklus von Bildern, der in geschichtlicher Folge uns mit allen großen Angelegenheiten der neuen Kunst vertraut macht, den feinsten Reiz giebt, ist, daß wir überall die Gegenwart des Darstellers mit der fast körperlichen Schärfe fühlen, die dem Blicke des Redners eigen ist.

Digitized by Google

Dies Zeugniß mag für den Ernst und Eifer sprechen, mit welchem wir dem letzten der vorliegenden Aufsätze Beherzigung wünschen. Indem Springer über Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst redet, giebt er die Summe von Einsicht und Urtheil, die der Leser schrittweis hat erwerben sehen, in den Kampf der Gegenwart. Und hier bewährt sich, daß der Gediegenheit erarbeiteten Wissens und Verständnisses die Weisheit und Ruhe des practischen Urtheils entspricht. Wenn wir in diesem Ueberblick über Leistungen und Tendenzen unserer Tage, zu dem sich der Autor durch eingehende Würdigung Carstens', Thorwaldsens und Schinkels den überherrschenden Standpunkt gleichsam vor unseren Augen erbaut, manchen Namen ungern vermissen, so drückt sich darin nur der Wunsch aus, sein Wort über alle Anliegen unseres ästhetischen Gewissens zu vernehmen. Die Kunst sich selbst zurückzugeben, indem die Formenpoesie als einziger Inhalt ihrer verschiedenen Gattungen anerkannt, ihr aber inniges Wechselverhältniß zwischen technischem Material, Ideenkreis und Formengerüste wieder zum Gesetz gemacht wird, das ist die Aufgabe, die Künstler und Laien gemeinsam zu lösen gemahnt und vorbereitet werden.

In ebenso schönem als seltenem Sinne gehört dieses neueste Geschenk, das wir Springer verdanken, zu den doppellebigen Erscheinungen der Literatur. Wir wüßten nicht, wo innerhalb des Kreises der Gebildeten die Fähigkeit aufhören sollte, es zu lesen, ihm hingebend nachzusinnen, es zu genießen. Und andrerseits, der Gelehrte, der Forscher, der Künstler dürfen im Gefühl völlig gleichen Anrechts sich darum streiten, wem es zuerst zugedacht sei. Lebendige, anlockende Belehrung, streng methodische Arbeit, eindringliche Winke enthalten diese Essays in einer Fülle, welche wir bei einem solchen Verfasser nicht überraschend nennen dürfen, die aber erst durch Grazie der Technik Unwiderstehlichkeit empfängt. Das letzte Geheimniß dieses hervorragenden Buchs ist der classische Geschmack in Auswahl der Stoffe, Behandlungsform und Sprache. So kommt jeder Erfolg des Historikers in zwiefachem Sinne dem Aesthetiker zu statten. Um deswillen noch ganz besonders müssen wir sein Erscheinen als ein schönes Geschick der werdenden Wissenschaft moderner Kunstgeschichte verzeichnen.

M. J.

Briefe vom Reichstag.

*** Berlin, 1. October.

I.

Der gutmüthige Besucher der Tribünen des Reichstags, ja selbst der Habitué der Journalistenbänke, der so zu sagen meint, das Gras wachsen zu hören, wird stets etwas von der Unruhe mitbringen, die ein vor unseren Augen sich abspielender Kampf einflößt. Er wird meist überzeugt sein, daß hier in öffentlicher Sitzung sich die Parteien, Principien und Redner um den Sieg des Tages streiten, und daß kein Mensch im voraus sagen könne, wie die Schlacht sich entscheide. Solche Meinung, die überall gehört wird, beweist deutlich die jugendliche Altersstufe unseres politischen und namentlich parlamentarischen Lebens. Darüber ist sich auch der Laie klar, daß eine Feldschlacht nicht gründlich dargestellt werden könne durch die dürre Aufzählung der widereinander geführten Heeresmassen, ihrer Waffenthaten und Erfolge, sondern daß der Plan der Führer, ihre größere oder geringere Herrschaft über den blinden Zufall das Schlachtenglück bedinge. Aber in der Politik und in der Tactik der Parteien sind wir leider noch gewöhnt, in der weitaus größten Zahl unserer Mitbürger eine unentschiedene, farblose und weit schwieriger als der blinde Zufall zu beherrschende Masse zu sehen, die bei jedem polit. Plan vor Allem berechnet sein will.

Digitized by Google

Und diese Wahrnehmung des täglichen Lebens überträgt der Laie auch auf die Debatten des norddeutschen Reichstags. Diesmal jedoch mit Unrecht. Denn in den meisten Fällen wird hier die Abstimmung und Entscheidung nicht *in*, sondern *außer* der Sitzung bewerkstelligt, nicht im Reichstag, sondern in der Fraction.

Schon eine flüchtige Zählung ihrer Anhänger belehrte die beiden großen Fractionen des Hauses, die Nationalliberalen und Conservativen, daß eine jede von ihnen über ein starkes Drittheil sämmtlicher Stimmen verfüge, daß der Zutritt der Freiconservativen zu der nationalen oder conservativen Fraction die absolute Majorität im Hause sichere. Dagegen zählen *zusammen* etwas über ein Viertel der Stimmen all die conträren Interessen, die sich unter dem Aushängeschild der „deutschen Fortschrittspartei," „der Freien Vereinigung," der „Bundesstaatlich-Constitutionellen" ꝛc. dem nationalen Gedanken gegenüber zusammenballen d. h. die Polen, die Particularisten, die Socialisten, die Doctrinäre des Radicalismus. Bei solcher Lage war es Sache einfacher logischer Nothwendigkeit, wenn die Nationalliberalen gleich zu Anfang der Session — mehr stillschweigend als förmlich — mit den beiden Fractionen der Rechten ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen für alle Kämpfe, bei denen im deutschen nationalen Interesse den blos negirenden Elementen des Hauses gegenüber ihr Zusammengehen irgend möglich wäre. Dieser Compromiß hat bisher zwei nennenswerthe Resultate hervorgebracht, die compromissarische Besetzung aller Commissionen ausschließlich mit Angehörigen der nationalen Fractionen, und dann die Adresse. Davon lassen Sie mich einige Einzelheiten erzählen.

Nach § 2 der Geschäftsordnung wird das Plenum des Reichstags in sieben Abtheilungen durch das Loos getheilt. Soll nun eine Commission gewählt werden zur Vorberathung irgend eines an das Haus gelangenden Gesetzentwurfs, welche nach § 18 der G. O. in der Regel aus vierzehn Mitgliedern besteht, so hat jede der sieben Abtheilungen je zwei Mitglieder aus ihrer Mitte (nach der Praxis in geheimer Abstimmung) zu wählen. Diese Mitglieder werden nun zufolge des oberwähnten Compromisses in den Fractionen auserlesen (je sieben von den zwei conservativen Parteien und je sieben von den Nationalliberalen) und den contrahirenden Parteien einfach bezeichnet. Die Nationalliberalen haben sichs dabei bisher gefallen lassen, die ganze noch linkser sitzende Seite des Hauses mit auf ihr Conto zu übernehmen, was häufig schon zu den spaßhaftesten Vorkommnissen und z. B. dahin geführt haben soll, daß die Linke und die Bundesstaatlichen oder die Freie Vereinigung den Nationalliberalen anmutheten, alle von ihnen zu vergebenden Commissionsstellen mit Männern dieser kleinen selbstständigen Ueberzeugungen zu besetzen! Diese Ordnung der Dinge hat ohne Zweifel das Gute, diese kleinen Bruchtheile des Hauses unwiderleglich von ihrer Ohnmacht zu überzeugen. Mir wurde von einem Führer der Nationalliberalen die Aeußerung eines hochgestellten sächsischen „Bundesstaatlich-Constitutionellen" erzählt, welche beweist, daß diese wohlthätige Erkenntniß auch in den Standartenträgern dieser edlen Principien zu tagen beginnt. Der Mann beklagte sich nämlich bitter, daß er in keine Commission gewählt werde, wohin ihn doch sein Ehrgeiz drängte, und kam schließlich zu dem selbsterkennenden Worte: „Ja so gehts, wenn man zwischen zwei Stühlen sitzt."

An dieser Stelle mag erlaubt sein, den kleinen Fractiönchen auf der linken Seite des Hauses noch einen prüfenden Scheideblick zuzuwerfen. Für *eine*, die „*Bundesstaatlich-Constitutionelle Partei*" ist dies vermuthlich die Grabrede, deren Separatabzug die Sächs. Zeitung vielleicht besorgt. Denn allem Anschein nach ist der kurze Traum bundesstaatl.-constit. Parteibildung bereits vorüber, die Partei in völliger Auflösung begriffen. Fuimus Troes! In wich-

Digitized by Google

tige Commissionen sind sie nicht gewählt; die Wahl des Dr. Schleider (der sich zu ihnen hielt) in eine Commission, haben sie bitter übel genommen, die Diätenlosigkeit drückt auf mehr als eine ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten; am Ende erfüllt sich das geflügelte Wort des Abg. G., daß sie nächstens Alle nach Hause reisen würden! Das wäre sehr schade. Denn die bundestreuen Sachsen würden dann nur durch die vier reactionären Liberalnationalen (wie die „Zukunft" sagt) und den freiconservativen Herrn von Zehmen vertreten sein, da auch die Bundestreue der Herren Bebel und Schraps seit bald 8 Tagen dahin ins „Geschäft" zog. Und dann vor Allem: wer würde sie wieder ausstoßen jene Beust-Töne heiligen sächsischen Schmerzes über den Verfall deutscher Freiheit und die unerträgliche Militärwirthschaft, — wer würde noch mit dem Abg. Günther (in der Adreßdebatte) sich bei jedem nationalen Schritt beklagen über die Aufreißung alter Wunden, wie man die politische Medizin des vorigen Jahres zu bezeichnen liebt. Es wäre beklagenswerth, wenn der Versuch aufgegeben würde, das theure Pflänzchen des sächsischen Parlamentarismus in dem unwirthlichen Sande der Mark zu fristen. Ein nur zu dankbares Volk schaut den Thaten dieser Selbstüberwindung heute noch zu; aber eine schwarze Ahnung fragt: wird es auch später der Fall sein, wenn irgend ein Naturereigniß die Physiognomie des Dresdner Landtags umgestaltet, von dessen gesitteter Höflichkeit die Temperatur des berliner Reichstags so unbehaglich absticht?

Von den Bundesstaatlich-Constitutionellen zu der äußersten Linken ist nur ein Schritt. Hier sitzen auf dem höchsten Berge die beiden Präsidenten des Allgem. Deutschen Arbeitervereins, die Apostel der Staatshilfe, Försterling und v. Schweitzer. Ihr Schisma und ihr heiliger gegenseitiger Zorn ist symbolisch angedeutet durch einen leeren Sitz zwischen Beiden. Wenn Frauen — wie billig — passive Wählbarkeit besäßen, könnte die leere Bank passend besetzt werden. Försterling hat bisher zweimal gesprochen. Das erste Mal, bei der Adreßdebatte, erschöpfte er sich in einer mit großer Virtuosität hervorgebrachten — leider durch obligates Klingeln und Unterbrechen seitens des Präsidenten und ungeheurer Heiterkeit des Hauses getrübten — Permutation und Combination der Worte „Ferdinand Lasalle," „Fichte," „Föderalismus" und „Arbeiter" und gestern bei der Debatte über das Salzgesetz debutirte er mit der Versicherung, daß er den vierten Stand hier vertrete, was sich die gute Stadt Chemnitz, die ihn hierher geschickt hat, merken mag. Von Schweitzer werden wir nächstens bei Berathung über den Lasker'schen Antrag auf Aufhebung der Wuchergesetze zu hören bekommen, die er bei Darlehen bis zu 100 Thlr. beibehalten wissen will. Während Herr Försterling, seinen politischen Doctrinen zuwider persönlich den Eindruck wackerer Einfachheit macht, fällt es dem Hause schwer, seinen Gegenmann als Collegen zu respectiren. In Erinnerung gewisser Antecedentien vom Frankfurter Schützenfeste her soll man mit der Absicht umgehen, bei seinem Auftreten den Sitzungssaal en masse zu verlassen.

Beim ersten constituirenden Reichstag waren die Plätze der unerwähnten Abgeordneten von Bebel und Schraps besessen, die nun zwei Bänke weiter vorn mit den Herren Götz und Liebknecht zusammensitzen, welche Sachsen ihnen zum Succurs sandte. Sie bilden eine Fraction für sich, das moderne Geschlecht des Kleon. Bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit schnarren sie ihren Wortschatz an Schlagwörtern ab, von der Zweitheilung Deutschlands, dem Verrath Preußens an den Völkern Oestreichs und an Luxemburg ꝛc. Das was ihnen jeweilig durch die Geschäftsordnung und den wachsamen Präsidenten an ihrer Rede geschenkt wird, ist dann andern Tags in der Sächsischen Zeitung zu lesen.

Die Bänke vor diesen lustigen Personen, die freilich mürrisch genug drein-

Digitized by Google

schauen, bis zu den zwei vordersten, auf denen die Polen sitzen, erfüllt die „deutsche Fortschrittspartei" d. h. die Rudera der alten preußischen Fortschrittspartei und von den Sachsen die Herren Schaffrath, Wigard, Mammen, Riedel, Heubner, Schreck, mit Wiggers (Berlin) ꝛc. zusammen etwa zwanzig Köpfe. Im Ganzen ein wehmüthiger Anblick! Denn das Bewußtsein ihrer antiquirten Stellung und das noch peinlichere Gefühl, zusammengehen zu müssen mit Männern, deren Wahl ihnen nicht freistand, kann für Männer wie Schulze-Delitzsch, Hoverbeck und Löwe-Calbe kein leichtes Geschick sein. Die Macht oder gar der Terrorismus, den einst diese Partei ausübte, ist von ihr gewichen auf immer und was mehr sagen will, fast ihre ganze Intelligenz sitzt auf den verhaßten Bänken der Nationalen. Hierfür tröstet wenig, daß die Stadt Berlin durchweg „gut" gewählt hat, daß Freund Franz Duncker und Herr Guido Weiß die Parteiorgane mit einer Tactik redigiren, die sich zur Logik und politischen Nüchternheit ungefähr so verhält wie geschwungene Stuhlbeine zu einer Wahlrede, und daß endlich das gesegnete Sachsen eine Reihe von Männern sandte, die sich das Wort Schaffraths zu Nutze machen: „ein Volksmann brauche nichts zu beweisen." Man sieht unter der „Fortschrittspartei" nicht *einen* homo novus. Ihre Koryphäen hatte die Partei bei den Wahlen an fünf bis sechs Orten auf einmal aufgestellt, und, da natürlich voraussichtlich die Augen größer waren als der Magen, die unhaltbaren Wahlkreise lieber an Conservative verloren als an Liberal-Nationale.

Ueberhaupt ist die Verbissenheit auf Seiten aller der genannten Fractionen groß. Kaum eine Debatte, bei der sie nicht in hellen Flammen ausbricht, kaum eine, bei der sie nicht, von Parteifanatismus verblendet, gegen das eigene Fleisch wuthen, gegen die von der nationalen Fraction zum *freiheitlichen* Ausbau der Bundesverfassung gestellten Anträge.

Am unverständigsten trat diese Verneinungswuth zu Tage bei der Generaldebatte über das Budget, wo bekanntlich die Nationalliberalen beantragt hatten, daß in Zukunft das Budget dem Reichstag längstens sechs Monate vor Beginn des Etatsjahrs zur Beschlußfassung vorgelegt werden möge, nicht minder außeretatsmäßige Ausgaben und Etatsüberschreitungen im Laufe des Jahres nach dem Etatsjahr, in dem sie erfolgt seien. Hier stimmte die Linke mit der äußersten Rechten *gegen* die Anträge und brachte sie so zu Fall. Dann wieder machten auch die Preußen der „deutschen Fortschrittspartei" eine Parteifrage aus der Wahlprüfung des Abg. Krieger (Nationalliberaler) aus Posen und secundirten die Tiraden der polnischen Bundesbrüder, die über die Verletzung ihrer Gleichberechtigung mit den Deutschen ꝛc. schrieen, mit lautem Beifall. Wahrlich, es dünkt uns der Anfang vom Ende für diese Partei, wenn sie bereits bis zur Verleugnung ihres nationalen Ursprungs gediehen ist, und sich Herausforderungen erlaubt, wie sie ihr auch in den heißesten Tagen aus der Zeit des Conflictes nie entschlüpft sind. Auch das wurmende Gefühl, bei Lebzeiten beerbt zu sein, kann solche Manöver nicht entschuldigen. Wer zu starr ist, sich selbst zu überwinden, den sollte doch die Wahrnehmung wenigstens mäßigen, wes das Lob ist, das er einerntet.

Ueber das Centrum und die Rechte erzähle ich nächstes Mal.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 42.
Ausgegeben am 11. October 1867.

Inhalt:

Das Ende des Prinzip Louis Napoleon von Preußen. Zum Gedächtniß des 18. Octobers . . . . . Seite 81
Preußische Regierungsreise. Die Reisen und Truppenmärsche . . . 94
Aus Württemberg 105
Aus Schleswig-Holstein 113
Die Reichsfinanzreform-Verhandlung 114
Briefe vom Reichstag. I. 118

Verantwortlichkeit, Unrechtliche Nachdruck.

Leipzig, 1867.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Ab. Bibl. Berend.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Zum Gedächtniß des 10. October.

Wir theilen auf den folgenden Blättern eine Aufzeichnung über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen mit, welche, wie uns scheint, neben den bisher bekannten Berichten eine besondere Bedeutung beanspruchen darf. Sie bringt Einzelnheiten bei, die wohl geeignet sind, das absichtlich und absichtslos nach allen Richtungen gezogene Urtheil über jenes unglückliche Ereigniß endlich sicher zu stellen.

Wie sehr die Berichte über das Ende des Prinzen von einander abwichen, mußte jedem auffallen, der einmal Veranlassung hatte, sich mit der Katastrophe von Saalfeld eingehend zu beschäftigen. Weder die Art des Todes, noch die nächsten Umstände, die ihn herbeiführten, waren zweifellos beglaubigt. Alsbald nach dem Gefechte verbreitete sich, besonders unter den betheiligten Sachsen, die Meinung, der Prinz habe den Tod gesucht; specieller erzählten die ersten preußischen Berichte, der Tod sei ihm durch eine Kugel geworden. Dann wieder behauptete Massenbach in seinen Denkwürdigkeiten, der Prinz sei den Tod der Verzweiflung gestorben, und der Verfasser der angeblich aus dem Französischen übersetzten „Gallerie preußischer Charaktere“ findet dies sehr wahrscheinlich in der Erwägung, „mit welchen traurigen Gefühlen der Prinz von seinen vertrautesten Freunden Abschied genommen hatte, und wie sehr er durch seine ganze Lage im Leben zur Beschleunigung seines Schicksals gedrängt wurde.“ Der nämlichen Behauptung, mehr oder minder aus dem Leben und dem Charakter des Prinzen motivirt, begegnen wir bei den meisten französischen Schriftstellern (Pascal in seiner Geschichte der französischen Armee spricht von einem excès de témerité et de désespoir) und bei vielen deutschen.

Ganz im Gegensatz dazu kam die Erzählung auf, daß der Prinz, als ihm mislungen war, seine flüchtigen Schwadronen wieder zum Stehen zu bringen,

Digitized by Google

ſelbſt ſein Heil in der Flucht geſucht habe. Beim Ueberſetzen über einen Gartenzaun ſei dann das Pferd mit einem Fuße hängen geblieben und in dieſem Momente der Prinz durch franzöſiſche Huſaren eingeholt. Hier ſpaltet ſich die Tradition noch einmal. Von der Marwitz, welcher der Erzählung Maſſenbachs mit harten Worten entgegentritt, läßt den Prinzen von hinten erſtochen ſein, und ſo iſt das Ereigniß z. B. in Bülaus „Deutſcher Geſchichte in Bildern“ dargeſtellt; der Herausgeber der Denkwürdigkeiten Karls von Noſtitz, Adjutanten Louis Ferdinands, berichtet nach handſchriftlichen Quellen, die er nicht näher bezeichnet — Noſtitz' eigener Bericht endet mit dem entſcheidenden Tage — mit folgenden Worten: „Sein vortreffliches Pferd, deſſen Noſtitz gedenkt, hätte ihn auch aus der Gefahr gebracht, aber beim Ueberſetzen über einen Zaun, unweit des Einganges von Wölsdorf, blieb es mit einem Fuße hängen. Ein anſprengender franzöſiſcher Huſar verſetzte in dieſem Augenblicke dem Prinzen einen tiefen Hieb in den Hinterkopf; zugleich ſtürzte ein franzöſiſcher Wachtmeiſter vom zehnten Huſarenregiment, Namens Guindé, auf ihn los und rief ihm zu, ſich zu ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb, empfing aber ſelber einen Stich in die Bruſt. Noch hielt er ſich einige Augenblicke zu Pferde, geleitet von ſeinen herbeigeeilten Adjutanten von Valentini und Noſtitz, von denen der letztere auch ſchon einen Hieb in den Arm erhalten hatte. Der Feind drängte heftig nach. Der Prinz ſchwankte, ſank; Noſtitz fing den Sinkenden in ſeinen Armen auf, aber ſchon verhauchte er ſein Leben.“ Ganz ähnlich Varnhagen in ſeiner „Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgange“. Dieſer Erzählung folgen Höpfner, Häußer und die meiſten anderen, auch Grobe in der ſaalfelder Chronik. Ferdinand Schmidt in ſeiner preußiſchen Geſchichte erzählt, daß der Prinz beim Ueberſpringen des Zaunes zwar verwundet, aber daß er erſt zum Gefecht genöthigt ſei, als ihm, eine Strecke weiter, das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden. Dieſer Erzählung fügt er ein Bild bei, das nach einer im berliner Kupferſtichcabinet befindlichen Radirung vom Jahre 1807 gemacht iſt. Auf dieſem Bilde erhält der Prinz den Stich in die Bruſt auf eine faſt unmöglich ſcheinende Weiſe, in dem Momente, da er über den Zaun ſetzt, von einem Reiter, der ihm folgt.

Nicht einmal über den Platz, wo der Prinz gefallen, ſind die Berichte einig, und jede Seite kann ſogar einen ſteinernen Zeugen für ſich aufführen. An zwei, allerdings nicht gar weit von einander entfernten Punkten des Schlachtfeldes ſtehen Denkmäler, welche mit den nämlichen Worten die Stelle anzugeben behaupten, wo der Prinz gefallen.

Aber wozu dieſe punctuelle Unterſuchung eines Ereigniſſes, das weder eine bis zu uns dauernde Schöpfung oder das Wachsthum einer wichtigen Exiſtenz bezeichnet, noch auch in der abwärts führenden Reihe von Thatſachen, die es beginnt, die entſcheidende Stelle einnimmt? eines Ereigniſſes, deſſen Tragik,

Digitized by Google

ſo beweinenswerth ſie ſein mochte, doch als die eines einzelnen Menſchenlebens in und neben dem jammervollen Sturze verſchwindet, den das Haus des Mannes und ſein ehedem ſo ruhmbedecktes Vaterland vier Tage darnach erlitt? Wozu noch heute, wo, dem Himmel ſei Dank, die Tage von Saalfeld und Jena geſühnt ſind, wo wir ihren Lehren gerecht wurden und ihrer zwar ernſt, aber ohne Kummer, als ſolcher gedenken, die nicht wiederkehren werden?

In der That kann eine ſolche Unterſuchung nichts zu Tage fördern, was die Anſicht von dem großen Schickſale des Jahres 1806 zu ändern vermöchte. Aber von einem ſo ausſchließlich perſönlichen Belange, wie es auf den erſten Blick ſcheinen mag, iſt ſie gleichwohl nicht. Denn ſteht feſt, daß der Prinz den Tod geſucht hat, ſo kann man der Vermuthung nicht wehren, daß er ſelbſt die Einleitung des Gefechtes als eine That des Leichtſinns angeſehen habe, da ihn der unverſchuldete Verluſt eines Vortrabgefechtes unmöglich bis zur Verzweiflung deprimiren konnte und er ſeines Werthes für die Armee ſich wohl bewußt war; und dieſer Umſtand würde ein wichtiges Moment für die Beurtheilung des ganzen Kampfes abgeben. Von noch ſchwererer Bedeutung wäre es, wenn der Prinz, wie der Verfaſſer der „Gallerie preußiſcher Charaktere" zu verſtehen giebt, in dem beginnenden Kriege nur ein heroiſches Ende für ein verfehltes Leben geſucht haben ſollte. Immer wird die Anſicht von dem Gefechte durch das Urtheil über den Tod des Prinzen afficirt werden, wenn dieſer als etwas anderes denn als ein ungeſuchtes und zufälliges Kriegsgeſchick nachgewieſen würde. Hier, offenbar, verflicht ſich das Perſönliche mit dem Allgemeinen, und erwägt man andrerſeits, wie ſehr geeignet der Name eines nach eigener Wahl gefallenen Heerführers für andere war, um eigene Sünden darauf abzuwälzen, ſo erkennt man wohl, daß es durchaus nicht ohne ſachlichen Werth iſt, genau feſtzuſtellen, ob hier von Verſchuldung die Rede ſein darf.

Von der höchſten Wichtigkeit aber iſt dies jedenfalls für die Beurtheilung des merkwürdigen Lebens ſelbſt, um deſſen Ende es ſich hier handelt. Wie viel iſt der Prinz, der ſo ſehr geliebt ward, auch getadelt und geſchmäht worden! Wie ſehr iſt namentlich die Thatſache ſeines Todes ausgebeutet, um rückwärts die Wüſtheit und die innere Zerrüttung ſeines Lebens zu beweiſen! Man muß ja geſtehen, daß dieſer Exiſtenz, in der alles ungemein und urſprünglich zu ſein ſcheint und die ſich in der menſchlichſten und ungebundenſten Darlebung übergewaltiger Kräfte erfüllt, die rechte Zuſammenfaſſung und Harmonie noch fehlt, und daß ſie zuweilen wie ein wildes Spiel zerſtörender Mächte erſcheinen will, das auf ein ſchlimmes Ende deuten mag; aber wir kennen ſie noch keineswegs in allen ihren Motiven und Aeußerungen, und ſo iſt auch, was wir kennen, noch immer der mannigfachſten Deutung fähig, wie alles Urſprüngliche, das ohne Moderation auftritt und einer landläufigen Signatur noch entbehrt. Iſt es unter ſolchen Umſtänden gleichgiltig, ob die Mittheilungen, die noch aus

Digitized by Google

ihrem Dunkel herüberkommen sollen — und eben jetzt beginnen die schätzbarsten hervorzutreten — die Thatsache eines verzweiflungsvollen Todes zu passiren haben, um von da sofort eine düstere Beleuchtung zu empfangen? Steht in Wahrheit diese Thatsache, wohlan, so ziehe man die Schlußfolgerungen, welche sie zuläßt. Aber einstweilen gilts zu untersuchen, was hier die Wahrheit sei.

Ehe wir unsern Gewährsmann reden lassen, haben wir noch zwei Punkte zu erörtern, welche man bisher mit dem unglücklichen Ereignisse vom 10. Oct. in das Verhältniß gegenseitiger Bestätigung zu setzen pflegte. Zunächst die Annahme, der Prinz sei in den letzten Tagen düster und befangen gewesen und habe unter den verwirrenden Eindrücken stärkster persönlicher Erlebnisse gestanden. Man deutet auf sein Liebesverhältniß. Davon sind wir nun durch die Sammlung von Briefen genau unterrichtet, welche Alexander Büchner kürzlich herausgegeben und die Ludmilla Assing aus Varnhagens Nachlasse vervollständigt hat. Mochten andere von dem Verhältnisse zu Pauline Wiesel, das ihnen als unwürdig erschien, voraussetzen, daß es den Prinzen zwischen Leidenschaft und Reue hin und hertreibe; der Prinz jedenfalls empfand nicht so. In der Fülle der Liebesgluth, mit der Erwartung, für seine Anstrengungen den schönsten Lohn in seiner Liebe zu finden und diese nach dem Kriege legalisiren lassen zu können, so ging er in den Kampf. In dieser Sphäre hatte er nur zu hoffen; hier gab es für ihn keinen Antrieb, den Tod zu wünschen. Am 7. Sept. hatte er Paulinen von Zwickau aus bedrängt, sich bald von ihrem Gatten scheiden zu lassen, und am 2. October schrieb er ihr von Jena aus: „— Daß wir in einer großen Spannung und Erwartung sind, kannst Du leicht denken. Da der Krieg mehr oder weniger von unserer ganzen Existenz entscheiden wird, so drängen unwillkürlich sich ernste Gedanken dem Geiste auf; den schönsten Kampf jetzt zu kämpfen, wo so viel Ruhm zu erwerben, so vielen Uebeln zu steuern, ist wahrlich ein schönes, wichtiges Loos, auch habe ich von allen Freunden, allen Genüssen Abschied genommen und lebe nur, um in meinem Geschäftskreise mit der größesten Energie zu wirken. Meinen süßesten Lohn, meine Pauline, erwarte ich darauf von Dir; über jede Begebenheit, die mir geschehen, über jeden Succeß, den ich haben werde, wird Deine Liebe einen sanften Schimmer verbreiten, allem wird sich dies Gefühl beimischen. Daß Deine Gedanken mich stets begleiten, davon bin ich überzeugt, gewiß, daß das Glück Deines Lebens nur von mir, durch mich kommen kann." Pauline schickte ihm darauf, nach seinem Wunsche, ihr Medaillon, und er trug es am Tage des Gefechtes auf der Brust.

Freilich, was dem Prinzen über die Lethargie des Hauptquartiers mitgetheilt worden war, machte ihn zornig und unmuthig. „Er hatte", erzählt Karl v. Rostitz, „den Glauben an Erfolg aufgeben müssen und stützte sich nur auf sich selbst. So reich war er an Heldenkraft, daß auch jene verzweiflungsvolle Zeit ihn nicht beugte, und er, wenn Unverstand und Schwäche in der obern

Digitized by Google

Leitung ihn niederdrückten, in rühmlicher Selbſttäuſchung ſeine Hoffnung auf den Muth und die Tapferkeit des Heeres ſetzte, ja ſogar den Kampf ohne Sieg, wie der bevorſtehende zu werden drohte, wenn er nur ehrenvoll war, einem ſchmachvollen Nachgeben vorzog." Aber wenn der Prinz auch feſt entſchloſſen war, wie er oft zu Rahel geſagt hatte, den Sturz ſeines Vaterlandes nicht zu überleben, ſo lag in der hier charakteriſirten Stimmung wahrlich nicht der Entſchluß eines jähen Todes, ſondern vielmehr der äußerſten eigenen Anſtrengung. War er es doch vor anderen geweſen, der zum Kriege gedrängt hatte! Sicher iſt, daß der Prinz am Abend des 9. October, den er in Rudolſtadt zubrachte, heiter geſtimmt war, indem er von dem folgenden Tage offenbar das Beſte erwartete. Unwahr iſt das Gerede, er habe die Nacht vor dem Gefechte im Rudolſtädter Schloſſe verſchwärmt. Er zog ſich früh mit der fürſtlichen Familie in deren Zimmer zurück. Noch lange wußte die Fürſtin Caroline von dem einzigen Clavierſpiel zu erzählen, mit dem er ſie dort entzückt und in welchem eine Ahnung des nachfolgenden Jammers ausgedrückt war.

Hier bietet ſich ferner die Frage zur Erörterung dar, ob der Prinz am folgenden Tage im guten Glauben an ſeine Pflicht und an ſein Recht gehandelt habe oder ob in ſeinem Verfahren eine Schuld entſtand, die ihn in den Tod treiben mochte. Von Seiten derer, welche für Hohenlohe und Maſſenbach einzuſtehen ein Intereſſe hatten, iſt dies behauptet worden. Aber man erwäge folgende Thatſachen. Alle Maßregeln Hohenlohes gingen dahin, die Armee, welche hinter dem Thüringer Walde eine zweckloſe Aufſtellung genommen hatte, auf das rechte Saalufer hinüberzuziehen, mindeſtens ſich mit dem eigenen Corps von der Hauptarmee zu emancipiren. Der Herzog von Braunſchweig war dieſen Beſtrebungen zuerſt principiell entgegengetreten, in der Ueberzeugung, daß, wenn er ſelbſt nicht angreife, er auch nicht angegriffen werde und der Krieg, den er nicht wünſchte, ſo noch vermieden werden würde; dann, als der Plan Napoleons ſich unzweideutig zu erkennen gegeben, hatte er erklärt, daß die ganze Armee die Saale repaſſiren ſolle, daß aber der Fürſt nicht eher hinübergehen dürfe, als bis das Ganze an den Uebergangspunkten verſammelt ſei. Trotz dieſer zu wiederholten Malen deutlich ausgeſprochenen Beſtimmungen hatte der Fürſt, überzeugt, daß ſein Plan als der vernünftigſte im erfurter Hauptquartier anerkannt werden müſſe, bereits etwa die Hälfte ſeiner Armee über die Saale in die Stellung von Mittel-Pöllnitz vorgeſchoben und die Diviſions-Commandeurs von ſeiner Abſicht unterrichtet, am 10. Oct. über die Saale zu gehen und nach Neuſtadt und Mittel-Pöllnitz zu marſchiren. Dem Prinzen Louis Ferdinand wurde in der Nacht auf den 9. Oct. nach Stadt-Ilm der Befehl geſandt: „mit der bei Rudolſtadt zu verſammelnden Avantgarde die Poſten von Rudolſtadt und Blankenburg bis zur Ankunft der Avantgarde der Hauptarmee zu vertheidigen, ſich ſodann über die Saale in die Gegend von

Digitized by Google

Rahnis und Pösneck abzuziehen, wo er, in Gemeinschaft mit dem General Graf Tauentzien, die Avantgarde der sich bei Mittel-Pöllnitz sammelnden linken Flügelarmee bilden solle; der Fürst beabsichtige nicht, sich in der am 9. zu nehmenden Aufstellung zu schlagen, sondern nur in 4 Colonnen an der Saale bereit zu stehen, um am 10. nach Mittel-Pöllnitz zu marschiren." Dieser Befehl beruhte auf der Annahme, daß man die Armee bei Kahla, Orlamünde und Rudolstadt über die Saale nach Neustadt und Mittel-Pöllnitz führen könne. Der Prinz erfuhr aber in Rudolstadt, daß an den genannten Punkten, wegen der steilen und schlechten Gebirgswege auf der rechten Seite der Saale, die Passage für Artillerie und Train nicht stattfinden könne, und daß für diesen Zweck nur der Weg über Lobeda und der über Saalfeld zu benutzen sei. Er sah also, wie Höpfner ausführt, daß wenn der Feind sich des Punktes von Saalfeld bemächtigte, der eigenen Avantgarde nicht allein der Uebergang über die Saale verwehrt und dieselbe dadurch vom Gros des Corps abgeschnitten werden könnte, sondern der Feind auch in den Stand gesetzt würde, sich der Brücke bei Saalfeld zu bedienen, um auf dem guten Wege nach Neustadt zu marschiren, dem auf schlechten Gebirgswegen defilirenden Corps in die Flanken zu fallen und vor demselben Neustadt zu erreichen. Seine rechte Flanke sah der Prinz bei Blankenburg durch den General Pelet, die linke bei Pösneck durch den General Schimmelpfennig gedeckt, und so beschloß er Saalfeld zu halten. „Er schrieb deshalb um 9 Uhr Abends an den König, meldete die empfangenen Nachrichten vom Feinde, daß er in der Nacht die Avantgarde bei Rudolstadt concentriren werde, um nach Neustadt a. O. zu marschiren und daher bitte, von der am folgenden Tage nach der Gegend von Blankenhayn rückenden Hauptarmee einen Theil in das Saalthal zu werfen und gegen Gräfenthal vorrücken zu lassen, um dadurch dem nach Neustadt rückenden Hohenloheschen Corps gegen den auf Saalfeld vordringenden Feind die rechte Flanke und den Vorgang im Saalthal selbst zu decken. Abschrift dieses Schreibens sandte er dem Fürsten Hohenlohe durch den sächsischen Lieutenant Egidi nach Jena." Der Fürst hatte sich seinerseits erst nach jenem Befehle an den Prinzen entschlossen, seine Truppen von Mittel-Pöllnitz zurückzunehmen; ein Umstand, welcher der Stellung von Saalfeld einstweilen nichts von ihrer Wichtigkeit benahm. Nun will Rühle von Lilienstern (mit seinem Meister Massenbach) von einem Befehle wissen, der in der Nacht vom 9. auf den 10. dem Prinzen zugeschickt sei: „sich nicht von Rudolstadt zu entfernen, und den Feind nicht anzugreifen, sondern sich im Gegentheil, falls er mit Uebermacht angegriffen werden sollte, auf den Generallieutenant v. Grawert nach Orlamünde zurückzuziehen. Das Weitere werde ihm der Fürst morgen mündlich mittheilen." Es ist durchaus zu bezweifeln, ob dieser Befehl überhaupt ertheilt worden ist. Aeußerlich ist er gar nicht beglaubigt. Es ist nicht gesagt, in welcher Form noch durch wen

Digitized by Google

er vermittelt ſein ſoll, und ohnehin iſt der ſo ohne alle Motivirung und Orientirung erfolgende Erlaß einer Ordre an den Avantgardenführer, der den Fühler der Armee abgeben ſoll, geradezu unglaublich, beſonders wenn das Hauptquartier ſeine eigenen Pläne völlig verändert hat. Auch von einer Antwort des Prinzen iſt nicht die Rede. Er hätte doch wohl noch einmal ſeine Anſicht vertheidigen oder ſeine Zuſtimmung zu erkennen geben müſſen. Statt deſſen ſchrieb er von Saalfeld aus am Morgen des 10. an den Fürſten im Sinne ſeiner letzten Benachrichtigung, daß das Gefecht begonnen habe, und beglaubigt iſt, daß er, als er dann die Nothwendigkeit des Rückzuges einſah, gegen den Hauptmann von Valentini äußerte: „Ich verlaſſe Saalfeld ungern. Wenn wir uns nur ſo lange behaupten könnten, bis ich noch eine Nachricht vom Fürſten erhalten hätte, oder bis die Avantgarde der Hauptarmee heran wäre, um dieſen Poſten zu übernehmen, und ich über die Saale gehen könnte, um mich mit Tauentzien zu vereinigen.“ Und ferner, wie der Befehl da verzeichnet ſteht, kann er, ſeinem Inhalte nach, nicht gegeben ſein: ein Blick auf die Karte genügt, dies zu erkennen. Denn geſetzt, der Fürſt hätte die Wichtigkeit Saalfelds ignorirt und er wäre der Meinung geweſen, für die Sicherung ſeiner eigenen Stellung (die er aber am 10. erſt noch ſuchte) nur Orlamünde halten zu müſſen: ſo mußte er doch ſehen, daß Rudolſtadt preisgeben die Hauptarmee preisgeben hieß, welche am 10. in die Stellung von Hochdorf, vor der Linie Blankenhayn-Stadt-Ilm, einrücken wollte. Jedenfalls aber, wenn irgend ein ähnlich gefaßter Befehl in der Nacht an den Prinzen abging, ſo konnte er, der Zeit nach, nicht die Antwort auf des Prinzen Schreiben von 9 Uhr Abends ſein, und der Prinz durfte, wenn er irgend im allgemeinen Sinne ſeiner Sendung handeln wollte, den Poſten von Saalfeld nicht eher verlaſſen, als bis er durch eine ſtärkere Macht abgelöſt wurde, oder bis er erfahren hatte, daß der Fürſt wiſſe, um was es ſich bei dieſem Poſten handle.

Denn nun überlege man, was eingetreten ſein würde, wenn der Prinz bei Rudolſtadt ſtehen geblieben wäre. Dieſe Erörterung iſt noch nirgends ausdrücklich angeſtellt worden; man hat ſich damit begnügt, das Unglück von Saalfeld als die Haupturſache der nun folgenden Kataſtrophe zu bezeichnen, ſtatt zu unterſuchen, ob ſie nicht vielmehr die erſte Folge der Unthätigkeit des Hauptquartiers, der allgemeinen Verwirrung und der unter den Oberfeldherren beſtehenden Spannung war; ob daſſelbe, wenn es nicht in Saalfeld eintrat, an irgend einem andern Punkte und in weit größerm Umfange, eintreten mußte. Die Armeen, welche hinter dem Prinzen ſtanden, waren im Marſche begriffen, die zunächſt hinter ihm ſtehende Flügelarmee durch die erhaltenen Contreordres ſogar in ziemlicher Confuſion und durch die Saale in zwei Theile getrennt. Blieb der Prinz bei Rudolſtadt ſtehen, ſo war für den Marſchall Lannes der Weg auf Pößneck und Neuſtadt frei, und er hätte von da aus nicht nur die

Digitized by Google

Avantgarde selbst abgeschnitten, sondern wäre auch den von Mittel-Pöllnitz sich nach der Saale zurückziehenden Sachsen in die Flanke gekommen. Wenn also wirklich der Befehl ertheilt wurde, Saalfeld (das man doch gleich zu Anfang durch ein Bataillon Müffling besetzt gehabt hatte), ganz aufzugeben, so kann er nur daraus erklärt werden, daß Hohenlohe die Bedeutung des Punktes nicht erkannt hatte oder daß er an die Schnelligkeit des Feindes nicht hatte glauben wollen. Allein dieser war nun heran, und man darf sagen, daß der Entschluß des Prinzen das Unheil, welches nothwendig eintreten mußte, so weit möglich gemindert hat. Man braucht hier gar nicht zu theoretisiren; man darf nur den Feind über die Bedeutung von Saalfeld vernehmen, um zu bemessen, welchen Werth der Besitz dieses Punktes auch für die Preußen haben mußte. Ganz bestimmt erwartet Napoleon dort auf Widerstand zu treffen, und er giebt den Marschällen Lannes und Augereau in dieser Voraussetzung die vorsichtigsten Instructionen; jedenfalls soll Saalfeld genommen werden, und zum allermindesten rechnet er darauf, dort ein Corps von 15,000—18,000 Preußen zu finden. Sollte er es nicht am Ende lieber ohne Schwertstreich genommen haben, als gegen die sehr beträchtlichen Verluste, die ihm der Prinz beibrachte? Nicht also daß dieser das dem Feinde so wichtige Saalfeld zu halten suchte — mochte er sich doch auch erinnern, daß man im siebenjährigen Kriege zweimal von da aus einen überlegenen Feind in die Berge zurückgetrieben — nicht dies also war der Fehler, sondern daß es der Fürst nicht mit allen Kräften hielt. Der Prinz hat sich für die Armee geopfert, ja, er ist geopfert worden.

Denn warum — fragen wir nun — sind seitens des jenaischen Hauptquartiers die Maßregeln nicht ergriffen worden, die das Verderben des Tages wenden konnten? Warum benachrichtigte man den Prinzen nicht bei Zeiten, daß die Hauptarmee, auf welche er rechnete, nicht so bald heran sein könne, als er nach den erst empfangenen Nachrichten voraussetzen mußte? Warum kam ihm Grawert, der bei Orlamünde hielt, nicht zu Hilfe? Warum ging er ihm nicht einmal entgegen, wenn sich doch der Prinz auf ihn zurückziehen sollte? Warum schickte der Fürst nicht selbst Truppen vor, da er doch, neben Grawert stehend, die Kanonade von Saalfeld hörte? Vielleicht, weil man in Orlamünde ohne alle Reiterei, weil die schlechtverpflegte Armee durch confuse Eilmärsche erschöpft war? Wohl, aber so waren dies Fehler des Fürsten, nicht des Prinzen. Dieser konnte kein anderes Bewußtsein als das strenger Pflichterfüllung haben, wenn er Saalfeld zu halten versuchte.

Er leitete, auf Unterstützung wartend, sein Gefecht mit der größten Besonnenheit und Kaltblütigkeit. Leider kannte er das Terrain nicht genau; aber daß er es nicht hatte kennen lernen können, war wieder die Schuld Hohenlohes, der ihn vor dem 8. October Abends nicht hatte zu seinen Truppen abgehen

Digitized by Google

lassen wollen. Es war wohl ein Fehler, daß der Prinz im kritischen Momente noch zu künsteln versuchte. Als er sah, daß sein rechter Flügel umgangen zu werden drohte und der Gegner Streitkräfte entwickelte, die den seinigen weit überlegen waren, mußte er wohl, statt noch durch eine Centralaction den Linksabmarsch des Feindes aufhalten zu wollen, den einfachen Rückzug auf Rudolstadt anordnen. Aber als er diesen, den er eventuell vorbereitet hatte, nun wirklich befahl (auf eigenes Ermessen, und nicht durch Hohenlohes Botschaft bestimmt, die er persönlich nie erhielt); auch da war es noch nicht zu spät. Mancherlei Unglück mußte jetzt zusammentreffen, um das Centrum durchbrechen zu machen. Die Unbeweglichkeit der sächsischen Regimenter, die mit äußerster Bravour fochten, aber nur geschlossen vorzugehen verstanden; der regellose freiwillige Angriff der sächsischen Schwadronen auf die französischen; der Wahnsinn eines Batterieführers — er mußte während des Gefechtes den Verstand verloren haben —, der durch nichts zu bewegen war, auf die deployirenden Husarenregimenter mit Kartätschen zu schießen; diese Umstände wirkten zusammen, um die Deroute von Wölsdorf herbeizuführen. Die schlimmen Folgen derselben vervollständigte der Fall des Führers. Ohne dies unglückliche Ereigniß wären die rechts von Wölsdorf stehenden Truppen wahrscheinlich in Ordnung über die Schwarza zurückgeführt worden.

Wenn hier — das wird man erkennen — ein Leichtsinn begangen wurde, so liegt er nicht dem Prinzen zur Last, und wäre dieser am Leben geblieben, man würde ihn ebenso wenig zu beschuldigen gewagt haben wie Tauentzien, der ebenfalls mit zu schwachen Kräften an einen wichtigen Punkt gestellt war.

Der Bericht, den wir nun folgen lassen, ist von dem ehrwürdigen Justizrath Windorf zu Saalfeld aufgezeichnet, der als zwanzigjähriger Jüngling den Tag des Gefechtes erlebte. Er erzählt zunächst von dem, was man am 10. und 11. October in der Stadt selbst vom Prinzen Louis Ferdinand sah.

„Am Morgen des 10. October 1806 hörte man in Saalfeld das Kleingewehrfeuer, womit das Vorpostengefecht am Fuße der oberen Berge zwischen den Franzosen und Deutschen eröffnet worden war. Zwischen acht und neun Uhr kam der Prinz Louis Ferdinand von Preußen von Rudolstadt, wo er einem Hofballe beigewohnt, mit 2 Adjutanten, von Nostitz und Friedrich von Klitzing, durch das Blankenburger Thor in die Stadt geritten und stieg vor dem Kaufmann Lairitzschen Hause, dem Eckhause links am Markte und der obern Gasse, worin eine feine Restauration sich befand, mit seinen Adjutanten ab, nahm darin Champagnerpunsch zu sich und ritt nach kurzem Aufenthalt zum obern Thor hinaus. Das kräftige Ebenmaaß seiner Gestalt, der feine lebhafte Ausdruck seines Gesichts, sein herrliches Auge — Alles an ihm war schön. An

Digitized by

demſelben Nachmittage wurde er todt hieher gebracht. Er lag auf einer von rohen Weidenäſten zuſammengebauten Trage unter einer wollenen Pferdedecke. Franzöſiſche Soldaten trugen ihn, unter Tanzmuſik,*) in den innern Schloßhof. Der im Schloſſe einquartierte Marſchall Lannes kam herunter in den Schloßhof, betrachtete den Prinzen lange ſtillſchweigend und ging dann wieder hinauf in ſein Zimmer. Der Prinz wurde deſſelben Tags auf Verwendung des Herzogs in die St. Johanniskirche hier gebracht."

„In dieſe hatte ich als Sohn des Predigers beliebigen Zutritt. Ich wohnte der Leichenſchau, der Section und der Einbalſamirung des Prinzen vom Anfang bis zu Ende mit Aufmerkſamkeit bei. Der Feind hatte dem Prinzen nur ein Hemd und ein Paar wattirte Unterbeinkleider gelaſſen. Die Leichenſchau zeigte fünf Wunden**): einen leichten Hieb über die Wange, einen Ritzen mit dem Federmeſſer ähnlich (man vermuthete, um das Sturmband des Hutes zu löſen und dieſen vom Haupte zu entfernen); einen Säbelhieb auf der linken Seite des Hinterkopfes; einen Säbelhieb auf der rechten Seite des Hinterkopfes — beide Hiebe kreuzten ſich unten nach dem Halſe zu, ohne in dieſen eingedrungen zu ſein —; einen ganz eigenthümlichen Hieb in den Ellenbogen des rechten Armes, einer Auslöſung der Pfanne von der Kugel, mit dem Meſſer, ähnlich; einen Stich tief in die Bruſt mit einem breiten Säbel beigebracht. Das aus der Feder des Dr. Wagner gefloſſene visum repertum der Aerzte, das nach Berlin geſendet wurde, lautete dahin: daß die Wunde auf der Wange nur eine leichte, oberflächliche Hautverletzung von geringer Bedeutung ſei; daß die Wunden des Hinterkopfes wohl hätten geeignet ſein können, eine momentane Betäubung zu erzeugen, aber nicht gefährlich, bald zu heilen geweſen ſeien; daß die Wunde im Ellenbogen wichtiger geweſen ſei als die vorbenannten, weil ſie, obſchon ebenfalls bald heilbar, doch einen ſteifen, völlig unbrauchbaren Arm hinterlaſſen haben müßte; daß aber die letzte Wunde, welche mit einem geraden Säbel von oben nach unten beigebracht, abſolut letal und daß zu vermuthen ſei, ſie ſei dem Prinzen in dem Augenblicke, wo er in Folge der Kopfwunden vom Pferde geſunken, oben vom Pferde des Feindes herab beigebracht worden."

„Der Prinz wurde in der fürſtlichen Gruft der St. Johanniskirche hier beigeſetzt und erſt im Jahre 1811 nach Berlin gebracht."

Ueber das Ende des Prinzen ſelbſt hat Hr. Windorf folgende Aufzeichnung gemacht:

„Das zunächſt an der Straße von hier nach Rudolſtadt links gelegene

---

*) In dem Franzöſiſchen des Thiers heißt es: „avec tous les égards dus à son rang et à son infortune".

**) Alſo nicht dreizehn, wie Rühle v. L., Varnhagen u. a. erzählen.

letzte Wohnhaus in Wölsdorf wurde von seinem Eigenthümer Georg Heinrich Bock (gestorben im Juli dieses Jahres) und dessen bejahrtem Vater 1806 bewohnt. Es liegt in dem dazu gehörigen geräumigen Garten, der heraus an die Straße stößt. Die mir schon vorher bekannte Familie Bock sah von den Fenstern ihrer Wohnung aus in deren Nähe in dem Garten den Prinzen mit seinen Adjutanten halten und hörte ihn von dort aus Befehle geben. Dort wurde ihm das Pferd, auf dem er saß, todt geschossen. Schnell bestieg er ein anderes Pferd; aber der ihn immer näher und stärker umgebende Druck des Feindes nöthigte ihn, den Garten zu verlassen und über die Straße in den Hohlweg zu reiten, der rechts ab, nach den Haidenbergen zu, an die Saale und über diese nach Preilipp führt. Rechts in jener Hohle befindet sich eine an den meisten Stellen senkrechte Lehmwand. Auf dieser stand unten, nahe am Ausgange der Hohle, ein verwitterter Eichenstummel, von welchem einige Wurzeln an der Wand herunter, halb von dieser eingehüllt, halb zu Tage liegend, unten in die Erde gewachsen waren. Die Höhe der Lehmwand beträgt dort 8 Fuß Auf jenem Punkte sah sich der Prinz rechts von der Lehmwand, von links und von vorn von mehreren andrängenden französischen Reitern umschlossen und zum Gefecht genöthigt. Sein Adjutant von Klitzing war in jenem Gedränge von dem Prinzen abgesperrt und auf den herandrängenden Feind geworfen worden. Nur seine Tapferkeit und sein gutes Pferd konnten ihn von Gefangenschaft oder eigenem Tode retten".

„Am Morgen des 11. October, wo die Plünderung noch in den Straßen der Stadt wüthete und kein Dienstmädchen über die Straße geschickt werden konnte, erhielt ich von meinem Vater die Ordre, das nöthige Salz in unsere Küche zu schaffen. Sofort begab ich mich in das Haus des Salzkrämers Peter Franke in der Schloßgasse. In der Frankeschen Wohnstube traf ich den Franke und dessen Einquartierung, einen französischen Reiter, der zu den leichten Dragonern gehörte, Corporal war und einen geraden Säbel trug. Franke sagte mir: „Das ist der, welcher gestern den Prinzen erstochen hat; er will mir etwas sagen oder von mir etwas haben, aber er kann kein deutsches Wort reden." Ich fragte ihn in seiner Sprache, was ihm gefällig sei. Hierüber hoch erfreut, sagte er mir, daß er die Stelle, auf welcher er gestern mit dem Prinzen gekämpft, näher zu betrachten wünsche, doch befürchte er ohne Führer den Weg zu verfehlen. Dankbar nahm er mein Anerbieten, ihn zu begleiten, an, und ich ging nun mit ihm, nachdem Franke die Beförderung meines Salzes übernommen hatte, auf dem nächsten Wege über Graba nach Wölsdorf zu. Er erzählte mir von der gestrigen Affaire, von der Tapferkeit und Unbesiegbarkeit der großen Nation und dergl. m. Als wir an den Bockschen Garten kamen, betrachtete er denselben aufmerksam. Er ging in den Hohlweg. Nahe an dessen Ausgange bei dem auf der Lehmwand rechts stehenden Eichstummel

Digitized by Google

blieb er stehen. „Hier," sagte er, indem er auf seinen Säbel schlug, „hier ist der Prinz gefallen." Er zeigte dabei auf den Boden an der Lehmwand unter den heruntergelaufenen Wurzeln. Der Boden war stark mit Blut bedeckt. „Der Prinz," sagte er, „war von mir und meinen Kameraden eingeschlossen, nur von der Lehmwand nach einer Seite hin geschützt. Er hieb und stach wie verzweifelt um sich, wies den ihm offerirten Pardon mit Wort und Degen zurück und drang vorzüglich auf mich ein. Nun mußte ich von meiner Waffe ernstlichen Gebrauch machen." Er ging, den Blick fest auf die Erde gerichtet, um die blutgetränkte Stelle und in immer weiteren Kreisen um sie herum hin und her. Es war nicht zu verkennen, daß er dort irgend etwas suche. Auf meine Frage, ob er etwas verloren habe, antwortete er: „Ach nein, ich betrachte blos das Terrain näher." Noch einigemal sah er sich aufmerksam um, dann ging er mit mir hierher zurück. Er blieb noch mehrere Tage hier; ich sprach ihn öfter. Seinen Namen, den ich so oft genannt, hat mein altes Gedächtniß verloren, und ich kann daher nicht sagen, ob der von Dr. Grobe bezeichnete Name „Guindet" richtig ist".

„Vor dem Bockschen Garten in Wölsdorf hinunterwärts, links an der Straße steht unter einer Linde ein Steinwürfel mit der Aufschrift: „Hier fiel kämpfend für sein dankbares Vaterland Prinz Louis Ferdinand von Preußen am 10. October 1806." Dieser Stein wurde 1807 von einigen preußischen Offizieren gesetzt. Weiter hinunter, rechts an der Straße auf einer Feldspitze, links über dem gedachten Hohlweg, jenem unglücklichen Punkte viel näher, steht das von des Prinzen Schwester, der Fürstin Louise Radziwill später gesetzte gußeiserne Monument. Es trägt dieselbe Aufschrift wie der Stein von 1807, nur mit Hinweglassung des dort gebrauchten Wortes „dankbares". Der auf dem Monument in meisterhaftem Guß dargestellte Genius winkt mit dem rechten Zeigefinger links nach der Hohle hinunter. Folgt man diesem Wink und ziehet nach seiner Richtung eine gerade Linie über die Feldspitze und den Hohlweg hinunterwärts bis an die Abscheidung der Hohle durch die senkrechte Lehmwand rechts, dann befindet man sich gerade auf dem Punkte, auf welchem der Prinz gefallen ist."

Wir heben aus dieser schlichten Erzählung die entscheidenden Momente hervor.

Zunächst entnehmen wir derselben, daß der Prinz nicht an der Melée der Cavallerie Theil nahm, sondern in einem gegen Reiter gedeckten Obstgarten ohne Zweifel hinter den Schützen des Regiments Kurfürst sich aufhielt und Befehle ertheilte. Als er sah, daß die Reiterei an dem Garten vorbeistürmte, ritt er hinaus und quer über die Straße auf die dahinterliegende Wiese zu. Wohin? In denjenigen Darstellungen, welche den Prinzen flüchten lassen, scheint

Digitized by Google

ohne weiteres vorausgesetzt, daß mit der Deroute der Reiterei der Tag entschieden gewesen sei. Nun war er es zwar insoweit, als Saalfeld von diesem Momente an nicht mehr zu halten war; aber so vernichtend wurde er nicht, wenn der Prinz am Leben blieb; wenn es ihm gelang den rechten Flügel zu erreichen, der zwischen Aue, Wirbach, dem Sandberge und Schwarza eben eine Rückzugsstellung einnahm. Es befanden sich hier unter dem General Pelet 1 Füsilierbataillon, 1 Compagnie Jäger, 3 Eskadronen sächsischer Husaren ½ berittene Batterie Gause; unter dem General Bevilaqua das Regiment Clemens, das Regiment Müffling, die vierpfündige Batterie Hoyer und wahrscheinlich ein Bataillon Kurfürst. Daß auch diese Truppen zersprengt wurden, war erst eine Folge von dem Tode des Prinzen. Lediglich der Mangel an besonnener Oberleitung war es, der sie dem Verderben preisgab. Ohne allen Zweifel war die Absicht des Prinzen, sich zu diesen Truppen zu begeben, als er die Stellung bei Wölsdorf durchbrochen sah. Der sehr kurze Hohlweg bei Wölsdorf führt unmittelbar auf die Wiesen, die sich nach Schwarza längs der Saale hinziehen und auf denen sich mehrere Infanterietrupps des abgeschnittenen linken Flügels zum rechten retteten. Der Prinz faßte seinen Entschluß wenige Augenblicke zu spät; in den Hohlweg hineinreitend hatte er nicht gesehen, daß dessen Ausgang schon nicht mehr frei war. Ueber die Wurzeln des Eichstumpfs mochte obenein sein Pferd straucheln, und der entstehende Zeitverlust ließ nun auch die Verfolger*) so nahe herankommen, daß er völlig eingeschlossen war. Jetzt gab es für den Prinzen keine Wahl mehr; er zuletzt konnte dem Heere, das bewundernd auf ihn blickte, das Beispiel geben, dem Heldentode die Gefangenschaft vorzuziehen. W. Roßmann.

---

*) Von Reitern werden immer nur zwei Husarenregimenter erwähnt, Nr. 9 und 10; aber da der Stoß, der den Prinzen tödtete, mit einem geraden Säbel geführt wurde, so muß noch eine andere Gattung Cavallerie am Platze gewesen sein. Ob unser nichtmilitärischer Erzähler diese ganz richtig bezeichnete, wagen wir nicht zu entscheiden: die französischen Darstellungen lassen uns hier im Stich. Aber der sächsische Rittmeister v. Gablenz erzählte, wie wir aus mündlicher Tradition wissen, daß ein Chasseur zu Pferde am Kampfe mit dem Prinzen betheiligt gewesen sei. Ein Husarenwachtmeister habe den Prinzen von hinten mit einem Pistol, das ihm zuvor versagt, auf den Hinterkopf geschlagen. Ebenderselbe, vermuthlich jener Guindé oder Guindet, wird es gewesen sein, der ihm die Hiebe in den Kopf beibrachte.

Digitized by Google

Preußiſche Kriegsmarine.

Die Aviſos und Transportſchiffe.

Nach Beſprechung der Schiffe, welche die Gefechtsſtärke der Flotte hauptſächlich ausmachen, gehen wir, indem wir die Betrachtung der preußiſchen Panzerfahrzeuge dem nächſten Artikel aufbewahren, zu den beiden Claſſen über, welche nicht zum Kampf beſtimmt ſind: den Aviſos und den Transportſchiffen.

Von Transportſchiffen hat man im weſentlichen zwei Arten zu unterſcheiden: die eigentlichen wie Paſſagierdampfer gebauten Fahrzeuge für den Transport von Mannſchaften und Pferden, im Kriege auch für den Transport von Material beſtimmt, große Schiffe, deren Dimenſionen in der engliſchen und der franzöſiſchen Marine oft die der Linienſchiffe übertreffen, und dann Transportſchiffe für Material wie Kohlen, Munition, Geſchütze u. ſ. w. im Frieden, Fahrzeuge, die beſonders in der franzöſiſchen und der öſtreichiſchen Marine beliebt und ganz wie gewöhnliche Schooner und Briggs der Handelsmarine gebaut und getakelt ſind, von denen ſie ſich im Aeußern gar nicht unterſcheiden. Fahrzeuge der letztern Claſſe fehlen in Preußen ganz, und wir halten ſie auch nicht für nöthig, da es beſſer iſt, wenn der Staat den Verdienſt ſolcher Material-Transporte den Privaten zuwendet und ſeine Fahrzeuge nicht von Zeit zu Zeit müßig liegen hat. Braucht er im Kriegsfall Fahrzeuge dieſer Art, ſo ſtehen, namentlich bei einer ſo bedeutenden Handelsmarine wie Deutſchland ſie hat, wegen der Stockung des Handels ſtets mehr Schiffe zu Gebote als man verwenden kann. Was dagegen die Truppentransportſchiffe anlangt, ſo beſitzt Preußen zwar auch noch kein fertig ausgerüſtetes Fahrzeug dieſer Art; aber es iſt ein ſolches, der „Rhein", bei der Maſchinenbauanſtalt „Vulkan" (am linken Oderufer unterhalb Stettin gelegen) bereits vom Stapel gelaufen, und der in unſerm frühern Artikel mehrfach erwähnte Gründungsplan hatte für die preußiſche Flotte, ſelbſt ehe ſie Ausſicht hatte, ſich zur deutſchen Flotte zu erweitern, doch den Bau von vier ſolcher Schiffe in Ausſicht genommen. Daß man dafür die Eiſenconſtruction wählte, um die Schiffe leichter und billiger zu machen, und daß man ſie als Schraubenſchiffe mit hoher Takellage zu bauen beſchloß, damit ſie auf ihren Fahrten möglichſt viel die Segel gebrauchen können, das kann nur gebilligt werden. Doch möchten wir uns gegen die Anwendung des gewöhnlichen Schraubenbrunnens ausſprechen, in welchem bei den gewöhnlichen Schraubenſchiffen während des Segelns die Schraube in die Höhe gewunden wird, und der natürlich ein ſehr

Digitized by Google

breites und überhängendes Hinterſchiff erfordert, in dem die aufgewundene Schraube ſich birgt. Wir möchten ſtatt deſſen lieber die Conſtruction mit einziehbarer Schraube (hélice rentrant) empfehlen, wie ſie auf der pariſer Ausſtellung an einem niederländiſchen Modell zu ſehen iſt. Die Schraube iſt von der Form der zweiflügeligen franzöſiſchen Kriegsſchiffsſchraube, d. h. genau von der Form zweier überall gleich breiter Windmühlflügel, und außerdem ſo eingerichtet, daß ſie, wenn ihre Flügel in ſenkrechte Lage gebracht ſind, auf der Schraubenachſe ſelbſt nach der Mitte des Schiffs zu ſich ſchieben läßt. Die ſenkrechte Wand, welche von dem breiten mittlern Theile des Schiffs, der ſich allmälig nach hinten verengert, unter dem Hinterſchiff bis zum Ruderpfoſten geht und bei Holzſchiffen durch das hintere Schlempknie gebildet wird, iſt dann hohl conſtruirt, ihre beiden Seitenwände ſtehen etwas mehr auseinander als die Breite der Schraubenflügel beträgt, und die Schraube birgt ſich ſo, wenn ſie nach vorn gezogen wird, in dieſem Theil, welchen bei Holzſchiffen die Schlempkniee einnehmen. (Uebrigens können natürlich eben ſo gut die beiden Flügel der Schraube doppelt ſein, d. h. aus zwei ganz gleichen, parallel hintereinander auf der Axe ſtehenden Platten beſtehen, wie auf allen neuerdings erbauten franzöſiſchen Kriegsſchiffen z. B. der „Alma“.) — Bei dieſer Conſtruction iſt die horizontale Bewegung der Schraube weit leichter zu bewerkſtelligen als ein ſenkrechtes Heben derſelben; ihr Gewicht kommt mehr nach der Mitte des Schiffs und bleibt unter Waſſer als Balance gegen den Segeldruck; das Hinterſchiff braucht nicht mehr überhängend gebaut zu werden, — Deckung des Ruders und der Schraube durch dieſe Bauart wie bei Panzerſchiffen gegen Anrennen iſt hier beim Transportſchiff nicht nöthig — und man kann dann dem Hinterſchiff die ſcharfkantige, dem Bug ähnliche Geſtalt geben, wie bei den franzöſiſchen Panzerſchiffen, wo ſie dem Fahrzeug gegen Wellen, die von hinten kommen, ſo enorme Stärke und Sicherheit verleiht.

Die Zahl der neu zu erbauenden Transportſchiffe hat man, wie geſagt, mit Rückſicht auf Heranziehung von Schiffen der Kauffarteimarine auf vier normirt, eine Zahl, die auch für die Verbindung der einzelnen Häfen im Frieden, die Zuführung von Munition und Proviant für die auf hoher See ſtationirten Geſchwader im Kriege durchaus wünſchenswerth iſt. Dieſe Transportſchiffe ſollen durchſchnittlich 800 Tonnen Laſtigkeit und eine Schraubenmaſchine von 200 Pferdekraft neben einer Armirung von 4 leichten Geſchützen führen. Doch erſcheint uns ein größeres Faſſungsvermögen (Tragfähigkeit mit Einrichtungen für den Transport von Truppen) wünſchenswerth, und wenn Deutſchland auch jetzt noch keine ſo großen Transportdampfer braucht wie die engliſchen „Serapis“ und „Euphrates“ von 4000 Tons oder die großen mit zwei weißen Batterieſtreifen geſchilderten Transportdampfer Frankreichs von der Länge der Linienſchiffe (z. B. „Nièvre,“ „Durance,“ „Calvados“), ſo halten wir doch eine Größe

Digitized by

von 1200 Tons mit Maſchinen von etwa 240 Pferdekraft für geboten, ohne daß jedoch durch dieſe Vergrößerung der Tiefgang wachſen darf. Dieſe Dampfer ſollen nun nach den Beſtimmungen des Flottengründungsplanes ſehr zweckmäßiger Weiſe neben ihrer Maſchine eine hohe volle Takellage bekommen, um bei günſtigem Winde immer ſegeln und Kohlen ſparen zu können. Die Wahl der Conſtruction als Schraubenſchiffe hat übrigens nicht blos den Vortheil, das Segeln und die Anwendung der „einziehbaren Schraube" zu geſtatten, ſondern von gleichem oder noch größerm Werth iſt hierbei die Sicherheit vor Beſchädigungen der Maſchinerie durch feindliche Schüſſe, da ſolche Transportſchiffe, ſelbſt wenn ſie von Kriegsſchiffen escortirt werden, doch immer noch in die Lage kommen können, vom Feinde beſchoſſen zu werden. Aus Gründen der Oekonomie will der Flottengründungsplan dieſe Transportſchiffe aus Eiſen erbauen, doch iſt hierbei wohl zu erwägen, ob nicht die Conſtruction als Compoſitionsſchiffe, mit eiſernem Gerippe und hölzerner Beplankung nebſt Kupferung unter der Waſſerlinie bei dieſen Fahrzeugen außer gleicher Leichtigkeit des Schiffskörpers noch ſonſt größere Vortheile gewähren würde, namentlich mit Rückſicht auf die Geſundheit der Truppen, welche transportirt werden ſollen, vollends wenn man etwa ſpäter Truppen nach tropiſchen Colonien überzuführen hätte, und ferner auch hinſichtlich der Schnelligkeit, die bei eiſernen Schiffen durch das Bewachſen des Bodens mit Muſcheln und Seegras oft erheblich abgeſchwächt wird. Eins dieſer Transportſchiffe iſt, wie erwähnt, gegenwärtig in der Maſchinen- und Schiffsbauanſtalt „Vulcan" bei Stettin bereits vollendet worden; es iſt hiermit der ſo viel erſehnte Anfang gemacht, auch die einheimiſche Eiſeninduſtrie zum Bau von Schiffen heranzuziehen, während der Bau von Panzerſchiffen im Inlande allerdings, allen entgegenſtehenden Behauptungen zum Trotz, noch nicht möglich iſt, da die deutſchen Walzwerke bis jetzt noch nicht im Stande ſind $4^1/_2$—8 Zoll dicke Panzerplatten herzuſtellen. Hoffentlich wird dies aber binnen einigen Jahren der neuen Geſellſchaft gelingen, welche ſich vor kurzem, vorläufig mit einer Million Thaler Actiencapital, conſtituirt hat und ihre Etabliſſements in Gaarden bei Kiel zu erbauen im Begriff ſteht, wobei der innere Theil der Föhrde, des langen ſchmalen Meerbuſens, der ſehr flach iſt, abgedämmt, trocken gelegt und als nutzbares Areal verwandt werden ſoll.

Von Aviſos beſitzt Preußen außer den beiden früher beſprochenen, für den Dienſt im Gefecht nicht verwendbaren Raddampfern „Preußiſcher Adler" und „Lorelei" ſtreng genommen kein ſpecifiſches Exemplar.

Aushilfsweiſe indeſſen ward im däniſchen Kriege die Königliche Schrauben-Dampf-Yacht „Grille", 160 Pferdekraft, als Aviſo benutzt, welche zu dieſem Zweck mit zwei gezogenen 12Pfündern auf Deck armirt war. Die „Grille" von Normandin in Havre gebaut und von König Friedrich Wilhelm IV., wie man ſagt, nach der anmuthigen Figur des gleichnamigen Schauſpiels genannt, mit einer

Digitized by Google

niedrigen Takellage von drei Masten mit einem Gaffelsegel an jedem, und kurzem Bugspriet ist ein Schiff von solcher Vorzüglichkeit des Baues, daß sie überall, wohin sie kam, angenehm auffiel. Schon ihre Plankenverkleidung war, namentlich als sie neu ankam, so vorzüglich gezimmert und zusammengefugt, daß man die Nähte zwischen den Planken in einiger Entfernung kaum bemerken konnte und geneigt war, die Yacht für ein eisernes Schiff zu halten; auch das elegante Oberdeck mit seinen Mahagonyeinlagen und den glänzenden Messing-Ventilatoren, sowie die ausgesuchte Pracht ihrer Kajüten überstrahlt selbst die glänzenden ersten Salons transatlantischer Dampfer. Was aber gar die Formen des schwarzen Rumpfs betrifft, so sind dieselben ganz bewundernswürdig gewählt, wie man dies auf der diesjährigen pariser Ausstellung an dem von der Firma Normandin ausgestellten Holzmodell auch hinsichtlich des Theils unter Wasser zu sehen Gelegenheit hatte, und man fängt an zu begreifen, wie dieses kleine Schiff mit einer so schwachen Maschine und noch nicht 181 Fuß Länge die enorme Schnelligkeit hat erreichen können, die es auszeichnet, indem es die contractlichen Bedingungen um fast zwei Knoten überbot. Mit freudigem Stolze bemerkte dem Verfasser in Havre der Erbauer des Schiffs, Herr Normandin, wie sein lieber „Grillon" auch den schnellsten englischen Avisos, den dispatch-vessels „Salamis" u. „Helicon" überlegen sei, die beide von ganz gleichen Dimensionen und mit ganz gleichen Maschinen ausgerüstet, vor einiger Zeit den Wettstreit zwischen der alten und der neuen Form des Bugs der Schiffe zu einem gewissen Abschluß gebracht hatten. Und zwar hatte dabei der „Helicon" mit dem „Pflugschaar"-Bug, der unter Wasser vorspringt wie bei den Panzerschiffen, und hier allerdings das Fahrzeug 5 Fuß länger machte, eine Schnelligkeit von 14,5 Knoten erreicht, während der „Salamis" mit dem gewöhnlichen über Wasser ausschießenden Bug nur 13,5 Knoten erreichte. Beide Schiffe trugen aber Maschinen von 250 Pferdekraft und zwar Radmaschinen mit Patentschaufeln, die stets normal ins Wasser eingreifen und hatten außerdem eine Länge von 220 Fuß (bei 28½ Fuß Breite und 10½ Fuß mittlerm Tiefgang), während die Grille eben nur eine Schraubenmaschine von 160 Pferdekraft und nur 180,5 Fuß Länge (zwischen den Perpendikeln) hatte bei 24 Fuß Breite (11½ Fuß Tiefe im Raum zwischen Unterkante Kiel und Oberkante Deckbalken). Allerdings war so das Verhältniß zwischen Länge und Breite der „Grille" fast dasselbe (1 : 7½) wie bei den englischen Schiffen (sonst ist 1 : 4 oder 5 das gewöhnliche bei Kriegsschiffen) — aber die absolute Länge und Schwimmkraft der englischen Avisos war doch bei weitem nicht erreicht und die Maschinenstärke war kaum mehr als die Hälfte der englischen, und doch erlangte sie gleiche Resultate, 13—14 Knoten und nach Herrn Normandins Mittheilung unter Umständen sogar gegen 15 Knoten. Aus diesen Gründen möchten wir, obgleich es bekanntlich keineswegs sicher ist, daß Schiffe die ganz nach denselben

Digitized by

Linien aber blos in größerm Maaßstabe gebaut werden wie anerkannt vorzügliche Läufer, dasselbe leisten, dennoch vorschlagen, beim Neubau von Avisos einmal eine solche Probe zu machen, d. h. ein Schiff dieser Art nach den auf 225 Fuß Länge vergrößerten resp. nach neuen von Normandin zu modificirenden Rissen der Grille zu bauen und ihm Zwillingsschraubenmaschinen von zusammen 250 Pferdekraft zu geben. Erreicht dieses Schiff keine größere Geschwindigkeit als die Grille, so kann man ja immer noch die anderen Avisos genau so wie die „Grille" als deren Schwesterschiffe construiren.

Es war nämlich schon vor der Erweiterung der preußischen zur norddeutschen Bundesflotte durch den Flottengründungsplan in Aussicht genommen, 6 Avisos mit je 2 Geschützen und Maschinen von etwa 250 Pferdekraft zu erbauen, wobei die Kosten für jedes Schiff auf 225.000 Thlr. veranschlagt waren. Daß der Neubau solcher Avisos nöthig ist, wird niemand leugnen, und auch daß die Zahl derselben auf sechs beschränkt wurde, in Rücksicht auf Benutzung von Dampfern der Handelsmarine im Kriegsfalle sowie daß sie 2 Geschütze statt des einen der englischen Schiffe bekommen und der Leichtigkeit halber von Eisen gebaut werden sollten, wird man nur loben können. Natürlich sollen sie nicht gepanzert werden, wie einige Blätter das „eisern" aufgefaßt hatten, sondern sie werden aus dünnen ⅜zölligen Platten wie Passagierdampfer gebaut. Dagegen scheint uns ihre Größe d. h. der Tonnengehalt etwas dürftig bemessen; die Schiffe müßten doch, so gut wie die englischen, ca. 800 Tonnen erhalten, und hinsichtlich der Form sagten wir schon, daß wir die Formen der Grille wünschten, keineswegs aber den Reedschen Pflugschaarbug, wie beim Helicon, der nothwendig große Bugwellen aufwirft. Am wenigsten gefällt uns aber, daß man die Idee nicht ganz von der Hand gewiesen hat, eventuell diese Avisos als Raddampfer zu bauen, wie die englischen „Helicon" und „Salamis."

Schon oben haben wir die Gründe auseinander gesetzt, weshalb die Construction der Raddampfer bei Schiffen, die für den Kampf selbst bestimmt sind, durchaus unzweckmäßig ist; aber nicht minder unzweckmäßig erscheint sie uns für die Avisos. Der Uebelstand allerdings, daß ein Raddampfer keine reiche und schwere Geschützausrüstung tragen kann, fällt für Avisos nicht sonderlich ins Gewicht, da dieselben nicht zum Fechten bestimmt sind, sondern nur ein paar leichte Geschütze zum Signalisiren und zur Vertheidigung im äußersten Nothfall führen und im übrigen sich auf das Entkommen vermöge ihrer Schnelligkeit und der Stärke ihrer Maschinen verlassen müssen; desto gefährlicher aber ist für sie die fehlende Sicherung der Maschinerie gegen feindliche Kugeln. Die Avisodampfer haben durchaus nicht immer außer Schußweite des Feindes zu agiren: sie müssen unter Umständen den im Gefecht befindlichen Schiffen Befehle überbringen oder beschädigte Schiffe aus dem Gefecht schleppen; sie können bei ihren Recognoscirungen sehr leicht in den Fall kommen, mit feindlichen,

gleich ſchnellen Schiffen einige Schüſſe zu wechſeln; ſie können, mit Ueberbringung einer Nachricht beauftragt, auf einen einzelnen feindlichen Kreuzer ſtoßen, oder ſogar, wie die „Lorelei“ bei Rügen, aus beſonderen Gründen in das Gefecht gezogen werden — und in allen dieſen Fällen liegt die Gefahr nahe, daß ein einziger glücklicher Schuß des Feindes den Aviſo ſofort in deſſen Hände liefert. Gegen dieſe Gefahr können nach unſrer Meinung die Vortheile nicht in Betracht kommen, die dem Radaviſo eigen ſind, die eines geringern Tiefgangs und einer unter Umſtänden etwas größern Schnelligkeit. Es hat ſich nämlich allerdings in der Praxis der Ocean-Dampferlinien herausgeſtellt, daß im ganzen die Raddampfer, welche Patent-Schaufelräder (feathering wheels) haben, ein wenig ſchneller ſind als die Schraubendampfer, wenn nämlich die See nicht ſo bewegt iſt, daß immer das Rad der einen Seite zu tief eintaucht, das der andern dagegen in der Luft arbeitet. Der Grund davon liegt natürlich darin, daß die Schaufeln directer, rechtwinklig gegen das Waſſer wirken, während im Weſen der Schraube die indirectere, ſo zu ſagen ſchräge Bewegung liegt. Außerdem aber laſſen ſich kleine Raddampfer mit geringerm Tiefgang bauen, als Schraubendampfer: denn die Räder der erſteren bedürfen nur einer Eintauchung von kaum mehr als 2 Fuß, um ihre volle Kraft entwickeln zu können, und über dieſe Grenze hinaus iſt ſonſt der Tiefgang des Schiffes davon gänzlich unabhängig; bei Schraubenſchiffen dagegen von der Größe, wie die Aviſos projectirt ſind, hat man wenigſtens 10 Fuß Tiefgang nöthig, um der Schraube einen genügend großen Durchmeſſer und genügende Flächenwirkung zu geben. Der geringe Tiefgang iſt aber allerdings inſofern ſehr wichtig, als er den Fahrzeugen an der Küſte erlaubt, über Untiefen weg zu fahren, welche andere Schiffe mit großen Umwegen vermeiden müſſen. Doch auch um dieſes Vortheils willen darf man die Sicherung der Maſchinen vor feindlichen Schüſſen nicht beeinträchtigen.

Nun giebt es aber eine andere Conſtruction, welche die Sicherheit der gewöhnlichen Schraube vor Verletzung durch feindliche Kugeln mit der Möglichkeit eines nicht unbedeutend geringern Tiefgangs vereinigt, eine Conſtruction, die erſt vor wenigen Jahren von der engliſchen Firma Dudgeon zur Anwendung gebracht worden iſt, ſeitdem aber ſich vielfach bewährt hat: die der Zwillingsſchraube. Der preußiſche Flottengründungsplan faßt die Adoptirung dieſer Conſtruction für die Aviſos auch ins Auge, doch nur als ferner liegende Eventualität. Nun hat aber jene Conſtruction ſeit Aufſtellung des Plans in anderen Marinen immer mehr Eingang gefunden, namentlich für Panzerſchiffe, bei denen die größere Leichtigkeit der Evolutionen ſo ſehr in das Gewicht fällt, z. B. bei dem amerikaniſchen Doppelthurmſchiff „Miantonomoh,“ das wir ſchon vor einiger Zeit in dieſen Blättern beſchrieben, bei den franzöſiſchen vielgenannten Thurmwidderſchiffen „Le Taureau“ und „Bélier“ und auch bei dem

unten näher zu besprechenden ehemaligen „Cheops“*). Man wird also jetzt wohl kein Bedenken mehr haben können, das erwähnte neue System bei den Avisos zur Anwendung zu bringen. Bei den Zwillingsschraubenschiffen sind statt der einen liegenden Schraubenwelle in der Mitte des Schiffs zwei vorhanden, die parallel in der rechten und in der linken Hälfte des unter Wasser befindlichen Schiffskörpers liegen und von zwei verschiedenen Maschinen bewegt werden. Auf jeder Seite der schmalen senkrechten Holzwand, in welche der Schiffskörper unter Wasser hinten ausläuft und an deren Ende das Steuerruder in Angeln hängt, tritt eine Welle aus der Schiffswand heraus, geht mit ihrem hintersten Ende durch einen Eisenring, der nach oben und nach innen mit der Schiffswand durch je einen starken Eisenbügel verbunden ist, und trägt dicht hinter diesem Ringe die frei im Wasser schwebende Schraube.

Die Vortheile des Zwillingsschraubensystems sind nun sehr bedeutend. Erstens vermag das Schiff, weil die stoßende Kraft auf der Seite liegt, wenn es blos eine Schraube wirken, die anderen aber stehen oder sogar rückwärts arbeiten läßt, in einem viel kürzern Kreise zu wenden, als Schiffe mit Einer Schraube, was namentlich in engem Fahrwasser von höchster Bedeutung ist. Sodann haben Schrauben von nur halb so großer Fläche als gewöhnliche Schiffsschrauben natürlich einen weit kleinern Durchmesser. Sie gestatten also dem Schiffe entweder geringern Tiefgang oder lassen sich, wenn der Tiefgang ebenso groß bleiben soll als beim Einschraubenschiff, viel tiefer unter dem Wasserspiegel anbringen, sodaß die Schnelligkeit vermöge des Gegendruckes, der sogar noch kräftiger ist als bei Raddampfern, außerordentlich wächst. Schließlich sind natürlich Maschinen und Schrauben dieser Construction vor feindlichen Schüssen ebenso sicher oder eigentlich noch sicherer als bei gewöhnlichen; der Nachtheil aber, daß die Schraube und der Schraubenschaft etwas mehr der See exponirt ist, als beim Einschraubensystem — was man dem Zwillingsschraubensystem vorgeworfen hat — dürfte gerade bei den Avisos, die ja außerdem kleinere Schiffe sind, weniger ins Gewicht fallen. Wir würden es also entschieden für das beste halten, die neuen Avisos als eiserne, (d. h. natürlich nicht gepanzerte) Zwillingsschraubendampfer nach dem oben erörterten modificirten Modell der „Grille“ mit einer Armirung von 2 gezogenen Zwölf- oder Vierundzwanzigpfündern zu bauen. Sollten sich bei der Probefahrt des ersten noch besondere Nachtheile herausstellen, dann bleibt immer die Möglichkeit, die anderen mit einer gewöhnlichen Schraube zu versehen.

Wenn England die obengenannten neueren Avisos oder dispatch-vessels, „Salamis“ und „Helicon“ als Raddampfer gebaut hat, so kann dieses Bei-

---

*) Neuerdings bei den Kanonenbooten der meisten Seemächte, so bei der bereits früher erwähnten englischen „Plover“-class. Vgl. den Artikel über die Kanonenboote.

Digitized by Google

ſpiel gegenüber den oben hervorgehobenen Nachtheilen doch nicht maßgebend ſein, beſonders da jene Schiffe hauptſächlich zum Dienſt im Frieden beſtimmt, (wie überhaupt ſclaviſche Nachahmung der engliſchen Einrichtungen zu vermeiden iſt) und außerdem als Experiment gebaut worden ſind, und da ferner der engliſchen Admiralität viele kleineren, als Aviſos verwendbare Schraubendampfer zur Verfügung ſtehen, ſodaß ſie, wo der Aviſo irgend Gefahr läuft, auf feindliche Schiffe zu ſtoßen, ein andres vor Schüſſen geſichertes Schiff zu verwenden vermag. Bei der preußiſchen Marine dagegen, mit ihrer beſchränkten Auswahl, müſſen alle Aviſos im Stande ſein, ohne allzugroße Gefährdung auch da ihre Fahrten zu machen, wo ein Zuſammenſtoß mit feindlichen Kriegsſchiffen möglich iſt. Da man ſicher darauf rechnen darf, daß im Kriege, wo ja aller Verkehr ſtockt, eine genügende Anzahl Dampfer der Handelsmarine zum Aviſodienſt zu erlangen ſein wird (die allerdings in der allererſten Zeit während ihrer Armirung noch nicht disponibel ſein würden), ſo mag, wie ſchon oben geſagt, auch für die erweiterte preußiſche Flotte die Zahl von 6 Aviſos vorläufig genügen und die pecuniären Mittel lieber auf Beſchaffung von mehr Gefechtsſchiffen verwandt werden. —

Ueberblicken wir nun den gegenwärtigen Beſtand der preußiſchen Kriegsflotte an ungepanzerten Schiffen im Vergleich mit der Stärke, welche die preußiſche Marine noch vor 12 Jahren hatte, — 1 Segelfregatte, 1 Segelcorvette, 3 kleinere Segelſchiffe, 5 Raddampfer und die ſchon damals halb unbrauchbaren Ruderkanonenboote, aber kein einziges Schraubenſchiff — ſo iſt ein bedeutender Fortſchritt zu conſtatiren. Und für den Fall, daß in nächſter Zeit ein Krieg ausbrechen ſollte, iſt noch der Umſtand nicht zu überſehen, daß ſämmtliche Schiffe, mit Ausnahme der noch im Bau befindlichen „Eliſabeth“ und der nach Oſtaſien detachirten „Vineta“ in heimiſchen Häfen ſind und ſofort zur Dispoſition ſtehen. Allerdings kann man bei dieſer Betrachtung das Bedauern nicht unterdrücken, daß wir gerade eins der allerſtärkſten und beſten Schiffe wie die „Vineta“ im Kriegsfall entbehren müßten, und es wird dabei aufs neue der Wunſch in uns rege, daß man doch ſtatt der betreffenden gedeckten Corvette, die dann recht gut als Artillerieſchiff zu verwenden wäre, lieber abwechſelnd die beiden größeren Segelfregatten „Gefion“ und „Thetis“ in Oſtaſien ſtationiren möge, entweder als Segelſchiffe wie ſie jetzt ſind, oder aber beſſer, wenn es irgend ausführbar iſt, mit eingeſetzter Hilfsſchraube von 200—250 Pferdekraft. Zwar iſt, wie wir bereits oben bemerkten; das Einſetzen einer Hilfsſchraube gewöhnlich nicht von dem Erfolge begleitet, daß man ein ſehr ſchnelles, neuen Schiffen ebenbürtiges Schlachtſchiff gewinnt; aber für den Handelsſchutz auch im fernſten Oſten wird es immerhin mehr als genügen, und der Vortheil, ein Schiff mehr von der Vortrefflichkeit unſerer „Vineta“ zu Hauſe zur Verfügung zu haben, würde die Koſten der Einſetzung einer Hilfsmaſchine reichlich aufwie-

Digitized by

gen, um so mehr da die Abwesenheit des Stationsschiffes für China bei der weiten Reise nicht gut auf kürzere Zeit als drei Jahre bemessen werden kann. Wenn man übrigens schon den Vorschlag gemacht hat, statt der großen gedeckten Corvette lieber eine kleinere Corvette von der Classe der „Nymphe" in Ostasien zu stationiren, so müssen wir uns entschieden dagegen erklären. Denn einmal sind diese Schiffe trotz ihrer hohen eleganten Takellage im Aeußern nicht ansehnlich genug, um die Chinesen und Japanesen, die hierin gerade Schlauheit genug besitzen, über die effective Stärke unserer Fahrzeuge zu täuschen, und dann würden ja auch diese Glattdeckcorvetten wirklich zu den kleinsten europäischen Kriegsschiffen gehören, welche (abgesehen von den Kanonenbooten) jene Gewässer besuchen. Noch wichtiger aber ist der Umstand, daß diese Fahrzeuge in Ermangelung einer Batterie (welche die Segelfregatten besitzen) nicht als receiving-ships für die Mannschaften der neuen Kanonenboote dienen können, ein Moment, auf das wir schon im vorigen Artikel aufmerksam gemacht haben. Beträchtliche Verstärkung der Besatzung aber ist aus den dort ebenfalls angeführten Gründen weder für die „Nymphe" noch für die Kanonenboote räthlich.

Wenn wir also von den blos für den innern Hafendienst bestimmten Fahrzeugen*) und den kleinen, in den westschleswigschen Inseln erbeuteten ehemals dänischen Dampfern „Lymfjord" und „Augusta" absehen, welche jetzt ohne Armirung zu Vermessungen in den friesischen Inseln benutzt werden, so haben wir hiermit unsern Schiffskatalog beendet bis auf die neue Gattung der Panzerfahrzeuge, deren Schilderung wir erst nächstens folgen lassen, damit wir zugleich über die neuen Erwerbungen reden können, die geeignet sind, die Bedeutung unserer gesammten Marine wesentlich zu erhöhen. —

---

*) Den Bordings und Lichterschiffen, d. h. zum Lichten, Erleichtern der großen Schiffe durch Abnahme eines Theiles ihrer Ladung oder ihrer Geschütze in Häfen von ungenügender Tiefe bestimmten Fahrzeugen.

Digitized by Google

Der Nationalverein.

Der Nationalverein ſteht im Begriff, ſeine Laufbahn zu beſchließen. Zwar iſt das Ziel, welches er ſich bei ſeiner Entſtehung vor nunmehr acht Jahren ſteckte, nicht völlig erreicht; indeſſen er muß und kann es anderen Organen des Nationalwillens überlaſſen, den Reſt des Weges zurückzulegen. Seine eigene Lebenskraft iſt erſchöpft. Es iſt heilſam und lehrreich, in kurzen Zügen ſeine Geſchichte zu betrachten.

Die geiſtige Erſchütterung, welche der lombardiſche Krieg von 1859 nach Deutſchland herüber erſtreckte, weckte hier in zahlreichen Gemüthern aufs neue die Einheits- und Freiheits-Ideen, welche 1848 und 49 eine ephemere Gewalt ausgeübt hatten. Da jedoch zu einer zweiten allgemeinen Revolution im Volke nicht Kraft und Zorn genug, zur Berufung eines zweiten nationalen Parlaments bei den nur leicht bedrohten Regierungen keine Willigkeit vorhanden war, ſo mußten jene Ideen ſich einſtweilen mit dem Gefäß eines bloßen Vereins begnügen. Auch dieſes ſchien eine Zeitlang durch den herrſchenden Polizeigeiſt gefährdet. Der Nationalverein, am Sitze des Bundestags ins Leben gerufen, konnte doch nicht daran denken, dort fortzubeſtehen, ſondern hatte ſich noch glücklich zu preiſen, daß der einzige ſeinen Beſtrebungen ſofort geneigte deutſche Souverain ihm in dem abgelegenen Koburg eine Freiſtatt eröffnete. Von dieſer Ebernburg aus rief der neue collective Sickingen oder Hutten die Nation zur Wiederaufnahme des Kampfes für ihre politiſche Verjüngung auf, den ſie neun Jahre früher nothgedrungen, beſiegt von Particularismus und Reaction, hatte fallen laſſen.

Die Fehler des erſten vergeblichen Feldzuges ſchienen diesmal glücklich vermieden werden zu ſollen. Die Differenz zwiſchen Conſtitutionellen und Demokraten wurde nicht anerkannt als eine, welche auf das Verhältniß zur deutſchen Verfaſſungsfrage entſcheidenden Einfluß hätte, und welche folglich verhindern müßte, daß alle liberalen Kräfte ſich zur Erzwingung einer radicalen Bundesreform zuſammenſchaarten. Ohne eine gewiſſe Gleichgiltigkeit gegen den höheren oder niedrigeren Grad von Liberalismus, zu welchem die einzelnen Beſtandtheile des Vereins ſich bekennen mochten, wäre eine allgemein deutſche Parteibildung damals auch kaum möglich geweſen. In der einen Gegend walteten die Demokraten vor und trugen die nationale Fahne, in der andern die Conſtitutionellen. In einigen Ländern, Hannover z. B., war der alte Unterſchied zwiſchen gemäßigten und entſchiednen Liberalen ſogar ſchon völlig begraben. Entſprechend dieſer Miſchung, ohne welche ein die Mehrheit der Nation umfaſ-

fender politiſcher Verein nicht herzuſtellen geweſen wäre, konnte man nicht umhin, auch in das Programm die Forderung der Freiheit gleichberechtigt neben die der Einheit zu ſtellen; erſtere mehr zur Befriedigung der an der Einheit nicht direct genug intereſſirten Maſſen, letztere als das eigentliche Ziel der Führer.

Es war ohne Zweifel, mit dem Maßſtab der funfziger Jahre gemeſſen, eine äußerſt ſtattliche Verſammlung, die ſich im September 1859 zu Frankfurt am Main zuſammenfand, um den Nationalverein zu conſtituiren. Das geſammte liberale Deutſchland aber umfaßte ſie doch nicht. Auf der einen Seite hielten die Nachwirkungen des im Frühjahr geführten leidenſchaftlichen Zeitungskampfes über Deutſchlands Stellung zu dem franzöſiſch-italieniſchen Angriffskriege gegen Oeſterreich ſelbſt ſolche ſüddeutſche Politiker, die im Herzen dem voraufgegangenen ſogenannten Eiſenacher Programm, dem ideellen Keime des Nationalvereins, d. h. der preußiſchen Führung zugethan waren, von dem Erſcheinen in Frankfurt und dem Beitritt zu dem dort geſtifteten Verein zurück, weil ſie ſonſt fürchteten, ihren Halt im Volke zu verlieren. Auf der andern Seite gelang es nicht, die in Preußen regierenden Altliberalen völlig in den Verein hineinzuziehen. Theils ließen dieſe ſich durch miniſterielle Aengſtlichkeit, ariſtokratiſch-boruſſiſche Vornehmheit, altliberale Scheu vor näherer Berührung mit den Demokraten abhalten, theils mag auch nicht genug geſchehen ſein, die Hauptperſönlichkeit, den damals in Berlin beinahe allmächtigen — wenn auch unbewußt und jedenfalls ungenutzt allmächtigen — Georg v. Vincke zu gewinnen. Nur ein paar preußiſche Altliberale zweiten Ranges wie Brämer, v. Sänger, Veit traten dem Vereine und dem Ausſchuſſe bei, und dieſe auch nur, um bald wieder einer nach dem andern aus den Vorderreihen zu verſchwinden. Von den bayriſchen Geſinnungsgenoſſen ſchloſſen ſich Brater und Crämer öffentlich an, Barth und Völk blieben draußen. In Würtemberg gewann man breiteren Boden und namhaftere Repräſentanten — die Gebrüder Adolf und Ludwig Seeger — erſt einige Zeit ſpäter. Im übrigen aber bewährte ſich am Nationalverein durchaus das allgemeine Geſetz, daß derartige Schöpfungen nicht leicht über die Baſis hinauswachſen, auf welcher ſie urſprünglich angelegt worden ſind.

Der eigentliche Herd des Vereins waren demnach jene mittel- und norddeutſchen Gebiete, die ein geiſtreicher Mann einmal treffend die Buffer genannt hat, welche durch ihre glückliche Mittelſtellung verhüten, daß der Nordoſten und der Südweſten, Preußen und Süddeutſchland, zu heftig gegeneinander ſtoßen, um hinterdrein dann deſto weiter auseinanderzufahren. Hannover, Thüringen, Heſſen, Naſſau, einigermaßen auch Sachſen, Baden und die Hanſeſtädte führten dem Nationalverein die ſtärkſten und anſehnlichſten Contingente zu. In Bayern und Würtemberg würde er auf die Dauer nie recht volks-

thümlich; in Preußen könnte man sagen, wurde er es zu sehr, d. h. dort benutzten ihn zu ausschließlich die zurückgedrängten, von oben her ohne Noth verpönten Demokraten als eine Staffel ihres Wiederemporkommens. Dies hatte sein Gutes hinsichtlich der Verdeutschung der Massen des preußischen Volkes, seiner Abstreifung falscher und gefährlicher Selbstgenügsamkeit, allein es erweiterte die aus den beiderseitigen Programmen nicht folgende Kluft zwischen dem Nationalverein und den preußischen Altliberalen, seinen natürlichen Brüdern, zu Regierung und Hof in Berlin.

Damit war das Schicksal des Nationalvereins im Grunde schon entschieden. Er wurde in den ausbrechenden preußischen Verfassungsconflict unlöslich verflochten, — getrieben auf einen Umsturz in demselben Staate hinzuarbeiten, von welchem er in Gegenwart und Zukunft das Heil der Nation erwartete. Da er bald wahrnehmen mußte, daß alle seine Arbeit zur Bekehrung der Massen, zumal in Norddeutschland, zum Glauben an Preußens nationalen Beruf schlechterdings eitel sei, so lange in Berlin weder eine active und positive deutsche Politik noch ein ehrlich constitutionelles und liberal reformistisches Regiment aufkomme, so ließ er natürlich immer mehr ab, eine für den Moment vergebliche Predigt fortzusetzen, und gesellte seine Anstrengungen zu denen der preußischen Opposition, um das hauptsächliche Hinderniß alles Fortschritts, das herrschende System in Berlin zu stürzen. Seine Organe in der Presse, Wochenschrift und Süddeutsche Zeitung, forderten seit Ende 1862 das preußische Volk so deutlich zu einer rücksichtslos durchbrechenden Erhebung auf, wie sich mitten in Deutschland nur immer thun ließ. Wenn Graf Eulenburg beide daher im März oder April 1863 verbot, so that er als einer der Träger des angegriffenen Systems nichts so ganz Ungereimtes; wenn es auch freilich von höchst ungesunden Zuständen Zeugniß ablegte, daß ein preußischer Minister Blätter verfolgen zu müssen glaubte, deren politische Tendenz vor allem auf Preußens alleinige Führung in Deutschland hinauslief. Zu diesem Aeußersten waren die Dinge gediehen, als Oesterreich seinerseits mit dem frankfurter Fürstentage die Initiative zu einer Bundesreform ergriff, wie es sie allenfalls ertragen konnte, und selbstverständlich zu dem Zwecke, eine wahrhaft befriedigende Umgestaltung desto sicherer zu hintertreiben. Es wird den leitenden Köpfen des Nationalvereins zum Ruhme angerechnet werden müssen, daß sie selbst in ihrer tiefsten Verzweiflung an Preußen auf diesen wiener Köder nicht anbissen. Ebensowenig vermochten sie freilich in der damaligen theoretischen Appellation des Herrn v. Bismarck an ein deutsches Parlament mehr als eine Phrase zu erblicken.

Da zerriß mit dem Tode Friedrich des Siebenten von Dänemark das staatsrechtliche Band, welches allein nach deutscher Auffassung Schleswig-Holstein an die dänische Krone knüpfte. Der Nationalverein, der die schleswig-holsteinische Frage von jeher ernst genommen hatte und den holsteinischen Patrioten

Digitized by

Th. Lehmann und deſſen Freunden, die erſte Stütze geboten hatte, zögerte nicht, ſeine Stimme für die volle Durchſetzung jenes Rechtsanſpruches zu erheben. Sein Vorſtand unternahm es, die nationale Agitation für dieſen großen practiſchen Zweck in einem Ausſchuß zu concentriren, der in Göttingen ſeinen Sitz aufſchlug. Die beiden beſten agitatoriſchen Kräfte der Partei, Brater und Miquèl, nahmen die Sache in die Hand. Doch allerdings nur für einige Wochen. An der Gluth der brennend gewordenen ſchleswig-holſteinſchen Frage hatten auch andere Parteien ihr weniger leicht entzündbares nationales Pathos entflammt und verlangten an der Leitung und Fortpflanzung der Agitation betheiligt zu werden. Es wurde ihnen zugeſtanden; auf der Verſammlung deutſcher Landtagsmitglieder zu Frankfurt am Main am 23. December 1863 ſetzte man den ſogenannten Sechsunddreißiger-Ausſchuß zur Befreiung Schleswig-Holſteins von den Dänen ein, deſſen Geſchäftsführung neben Brater und einigen Geſinnungsgenoſſen deſſelben auch Großdeutſche und Radicale mitübernahmen. Für den vorliegenden nächſten Zweck bedeutete dies natürlich eine Verſtärkung und Ausdehnung. Für den Nationalverein aber wurde die Weiſe verhängnißvoll, in welcher nun das das Wort des Spiritus rector der kieler Politik, „die Auguſtenburgiſche Sache ſei auf den Frieden der Parteien geſtellt" ſich bewährte.

Um den einmal geſchloſſenen Bund verſchiedener Parteien zu Gunſten Schleswig-Holſteins nicht zu gefährden, mußte die eigentliche Parteipolitik zunächſt natürlich ruhen. Sie ruhte ziemlich ein Jahr lang. Als nach der Ermannung Preußens auf den londoner Conferenzen und im ſchleswigſchen Feldzug, mit dem wiener Frieden der Augenblick erſchien, ſie wieder aufzunehmen, fand er die Führer theils des beſtimmenden Eingreifens und der Beſchäftigung mit nationalen Fragen einigermaßen entwöhnt, theils in der Klarheit der Anſchauung getrübt durch längeres thatſächliches Zuſammengehen mit früheren Gegnern auf der einen, und tiefe innere Abgeneigtheit gegen Zuſammengehen mit der preußiſchen Regierung auf der andern Seite. Zum erſten Mal blieb der Nationalverein handgreiflich hinter ſeiner Aufgabe zurück, indem er im October 1864 zu Eiſenach nichts als den maritimen Anſchluß Schleswig-Holſteins an das ſiegreiche Preußen votiren wollte. Der Staat Preußen fing an ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen; der Nationalverein begann ſich zu verlieren. Der Stern des Herrn v. Bismarck war im Aufgehen, der Stern der populären Propaganda für allgemeine patriotiſche Zwecke ſank am Horizont hinab.

Von da an geht es mit der Kraft und dem Einfluß des Vereins ſchnell abwärts. Wie zwiſchen der Regierung und der Oppoſition in Preußen nach kurzer Waffenruhe der Streit von neuem ſo heftig wie je losbrach, vermochte er ſeine Sache weder von der letztern unzweideutig zu trennen, noch abſolut mit ihr zu identificiren. Die Freiheits- und die Einheits-Intereſſen, ſo lange denſelben Weg

Digitized by Google

weisend, begannen sich nun je länger desto schroffer zu trennen. Im Namen der Freiheit glaubte man das Ministerium Bismarck um jeden Preis stürzen zu müssen, im Namen der Einheit fingen einzelne besser von ihm zu sprechen oder wenigstens zu denken an. Der Zankapfel des Tages blieb Schleswig-Holsteins dauerndes Verhältniß zu Preußen, an dessen Gestaltung sich noch im Frühjahr 1865 zwei der Hauptführer des Nationalvereins, v. Bennigsen und Metz, durch einen Compromiß zwischen den sogenannten Februar-Forderungen Preußens und der Sprödigkeit des schleswig-holsteinischen Particularismus zu betheiligen versuchten, aber ohne jeden durchgreifenden Erfolg. Sie sahen sich durch den Kampf der Extreme nur immer weiter bei Seite geschoben und mußten sich in einer zunehmend passiven und secundären Rolle resigniren.

Der feindselige Gegensatz zu der preußischen Regierung, der dem Nationalverein erst durch die flaue und impotente nationale Politik derselben, dann durch ihren materiellen Verfassungsbruch aufgenöthigt worden war, hatte ihn in dem Bestreben, sein Terrain nach Süden hin nicht gänzlich einzubüßen, schon länger verleitet, die preußische Spitze mit dem Flor trauernden Zweifels und Mißtrauens in seine eigene alte Predigt zu umhüllen. Genöthigt wie er war oder sich glaubte, alle Jahre mindestens einmal ein Glaubensbekenntniß von sich zu geben, konnte er nicht umhin, von Preußens Verdiensten und Ansprüchen immer weniger, von seinen Pflichten und Sünden immer mehr zu reden. So gelangte er fast dahin, das Gegentheil dessen in den Geistern hervorzurufen, was eigentlich sein Wunsch und sein Interesse war. Nicht jedes Ohr hört es Ausbrüchen des Zornes und Hasses an, ob sie lediglich versetzte Liebe oder etwas anderes sind. Nicht jeder Politiker steht auch fest genug, um nicht ins Gleiten zu gerathen, wenn er sich einmal auf die schiefe Ebene leidenschaftlichen öffentlichen Ankämpfens gegen vermeintlich oder wirklich irrgehende Bundesgenossen begiebt.

Genug, als Preußen sich zum Entscheidungskampfe mit Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland anschickte, konnte es den Nationalverein nicht zu seinen activen Freunden rechnen. Das Höchste was sich von ihm erwarten ließ, war, daß er neutral blieb, wie er im Sommer 1863 spröde und kühl geblieben war gegen die Bundesreformversuche Oesterreichs und der Mittelstaaten. Dies wenigstens leistete er dann auch. Seine Führer bedienten sich ihrer Nebenschöpfung von 1862, des Abgeordnetentags mit dem gleichen nationalen Programm, um auf dem vorgeschobenen und bloßgestellten Posten Frankfurt am Main — man denke an die dort gelegten Kanonenschläge — noch im Augenblick vor Ausbruch des Kriegs die kleineren deutschen Staaten feierlich zur Neutralität aufzufordern. Da niemand die meisten und die größeren unter diesen Staaten im Verdacht hatte, für Preußen das Schwert ziehen zu wollen, so war das in der That ein Preußen geleisteter, wenn auch nicht sehr freudiger Bei-

Digitized by Google

stand. Aber es war auch das Aeußerste, dessen seine Führer den gegebenen Umständen nach fähig waren. Sie vermochten später nicht einmal alle, diesen Standpunkt unerschüttert innezuhalten.

Nun kam der Krieg. Wider alle Erwartung zeigte sich die entschiedenste Ueberlegenheit auf Preußens Seite, war der Sieg ebenso rasch errungen wie definitiv und folgenreich. Die Politik des Grafen Bismarck, eben noch Gegenstand des tiefsten und allgemeinsten Mißtrauens als eine abenteuerlich-unheilvolle, offenbarte plötzlich ihre zutreffende Berechnung, ausharrende Consequenz und kühne Energie. Ja sie streifte in den Augen der bewundernden Nation nicht blos den Charakter des Tollverwegenen ab, sondern nahm gleichzeitig ein edles nationales Gepräge an. Ein Umschwung der Ansichten und Gefühle vollzog sich, wie er vielleicht in unsrer Geschichte so jäh und vollständig nie vorgekommen ist.

Die Männer des Nationalvereins blieben von dieser allgemeinen Umstimmung der Geister natürlich nicht unberührt. Allein vermöge ihrer Vergangenheit und öffentlichen Stellung vermochten sie sich ihr auch nicht mit der Unbefangenheit zu überlassen, wie Hinz oder Kunz aus dem Volke. Sie mußten die keimende neue Haltung mit der unmöglich gewordenen alten in einen gewissen Einklang zu bringen suchen, und darüber konnte im Fluge der sich überstürzenden Ereignisse leicht die Zeit vergehen, in welcher ein erfolgreiches Eingreifen, eine Wiedergewinnung der frühern moralischen Macht für den Nationalverein noch möglich erschien. In der That verging diese Zeit ungenutzt. Das ergab sich schon, als einen Monat nach der Schlacht bei Königgrätz die Führer des Nationalvereins gleichzeitig mit denen des volkswirthschaftlichen Congresses in Braunschweig tagten. Die letzteren, durch keine politischen Antecedentien gehindert, freudig auf die veränderte Gestaltung der Dinge einzugehen, thaten es mit dem guten Erfolg, daß ihre Vorschläge für die neue Bundesverfassung größtentheils schon von der preußischen Regierung adoptirt wurden; die ersteren brachten nichts zu Stande als eine Erklärung, aus welcher hervorging, daß der unter ihnen herrschende Gemüthszustand der zum Handeln und Schaffen ungeeignete der Resignation war.

Es rächte sich jetzt am Nationalverein, daß die ihm angehörigen preußischen Politiker von Einfluß fast ausschließlich Demokraten von 1848 oder Ihresgleichen waren. Dadurch wurde er mit Unfruchtbarkeit geschlagen, sobald die außerordentliche Diversion, welche im Sommer 1866 den Verfassungskampf abschnitt, die Hoffnungen der Schulze, Löwe, Duncker, v. Hoverbeck u. s. f. auf schließliche Ueberwindung ihrer inneren Gegner zerstörte und sie, alt wie sie als Politiker geworden waren, in stumpfe Negation zurückwarf. Zwar gehörten dem Ausschuß des Nationalvereins auch ein paar preußische Politiker jenes andern Schlages an, die nachher die nationalliberale Partei begründen halfen:

Digitized by Google

v. Forckenbeck, v. Unruh und Lüning. Allein dieſe einſichtigen Männer hatten ſich theils an den Arbeiten des Ausſchuſſes von jeher ſchwächer betheiligt, theils beſaßen ſie nicht die Popularität eines Löwe oder Schulze. Ihr Wille allein vermochte den Nationalverein nicht über die Sandbank, auf die er gerathen war, hinauszuheben.

Vielleicht aber hätten das im Verein mit ihnen die Politiker der neuen Provinzen und der anderen deutſchen Staaten vermocht, wenn dieſen wenigſtens nichts im Wege geweſen wäre. Allein hier trafen wieder andere eigenthümliche Hinderniſſe mit jenen preußiſchen Störungen verhängnißvoll zuſammen. Was vor allem die Hauptperſönlichkeit betrifft, den Präſidenten und oberſten Führer des Nationalvereins v. Bennigſen, ſo ſcheint ihm der plötzliche, gänzliche Untergang des Staates Hannover, den er bis dahin nicht für eine nothwendige Bedingung der Einheit angeſehen hatte, doch ziemlich desappointirt und vorübergehend in der Fähigkeit zu friſchem Handeln gelähmt zu haben. Einer altadeligen Familie des Landes entſproſſen, die namentlich mit dem früher erworbenen Ruhme der Armee verwachſen war, konnte er es wohl nicht ohne Schmerz und zeitweilige Verſtimmung ertragen, dieſes Gemeinweſen, dem er ſelbſt ſchon ſo viel Kraft und Zeit gewidmet hatte, auf immer zuſammenbrechen zu ſehen. Ob eine ähnliche augenblickliche Trübung auch in Miquèls klarer und energiſcher Seele vor ſich gegangen iſt, wiſſen wahrſcheinlich wenige; gewiß aber iſt, daß es lange dauerte, daß Weihnachten faſt herankam, bevor die hannöverſchen Liberalen unter dem Vortritt ihrer beiden ausgezeichneten Führer eine offene und entſchiedene Erklärung zu Gunſten des neuen Zuſtandes der Dinge von ſich gaben. Den Präſidenten des Nationalvereins zu gewinnen, ihn mindeſtens von der Loyalität ſeines Vorgehens in Bezug auf die Intereſſen und Ideale der Nation zu überzeugen, hatte Graf Bismarck ſich bekanntlich ſchon einige Wochen vor dem Kriege angelegen ſein laſſen. Aber erſt im Reichstag eigentlich trug der Same ihm Frucht, den er da ausgeſtreut hatte. Der Nationalverein wurde dadurch nicht in ein Werkzeug ſeiner nationalen Politik umgewandelt.

Der hierzu erforderlichen raſchen Beſinnung widerſtrebte auch die Lage, in welcher ſich die namhafteren ſüddeutſchen Mitglieder befanden. In Bayern, wo von bekannten politiſchen Namen Brater allein ihm treu geblieben war, hatte der Nationalverein ohnehin — wie in Würtemberg — keinen Boden mehr. Das badiſche Ausſchußmitglied v. Rochau hatte bis zum letzten Augenblick in der von ihm herausgegebenen Wochenſchrift des Vereins alle Kraft und Leidenſchaft ſeines Geiſtes an den Sturz des Bismarckſchen Syſtems geſetzt und konnte weniger als jeder andere ſchnell umlenken. Metz in Darmſtadt hatte ſich ſogar einen Augenblick lang von der Linie der Neutralität verdrängen laſſen;

Digitized by Google

für ihn verbot es sich daher von selbst, bei dem Marsche ins preußische Lager voranzugehen. Alle diese persönlichen Schwierigkeiten vermochten nicht, einen dieser Männer von dem innern und äußern Anschluß an Preußens nun enthüllte nationale Politik abzuhalten; sie traten weder zu den süddeutschen Radicalen noch zu dem Rumpfe der preußischen Fortschrittspartei. Allein sie fühlten sich doch auch sehr begreiflicher Weise außer Stande, im rechten Augenblick, d. h. unmittelbar nach dem prager Friedensschluß, im Namen des Nationalvereins von neuem Anspruch auf die Führung der Nation zu erheben, und diesen Anspruch damit zu legitimiren, daß sie sich alsbald frischweg eines mitbestimmenden Einflusses auf die Formen und Methoden der Neugestaltung bemächtigten.

Inzwischen war es im preußischen Abgeordnetenhause zur äußerlichen Scheidung der practischen Politiker von den absoluten Oppositionellen gekommen, der Nationalliberalen von dem Reste der Fortschrittspartei. Da jene im Nationalvereins-Ausschuß unzweifelhaft die Stärkeren waren, so schieden Schulze-Delitzsch, v. Hoverbeck und Duncker aus diesem aus. Ihr Anhang folgte natürlich, so weit es bei der längst eingerissenen Erschlaffung der Organisation und dadurch bedingten unregelmäßigen Einziehung der Mitgliederbeiträge durch viele Agenten dessen noch formell bedurfte. Nur Moritz Wiggers, der in Berlin gewählte und der Reichstags-Linken beigetretene Mecklenburger, blieb thätiges Mitglied. Die Uebrigen hatten sich danach im Grunde nur noch die Frage vorzulegen, ob sie den Verein einfach auflösen oder als Organ der neuen nationalliberalen Partei reconstruiren wollten. Sie haben sich im augenscheinlichen Interesse der Klarheit und Ehrlichkeit für erstere Alternative entschieden. Es ist nicht gut, daß die nationalliberale Partei Mittel irgendwelcher Art erbe, welche außer ihren Anhängern auch viele der heutigen Radicalen zusammengebracht haben. Und es ist auch nicht gut, daß der Nationalverein seine einmal feststehende politische und historische Signatur durch die Aufnahme eines wesentlich neuen Inhalts verwische. Ja könnte er jetzt wenigstens ungehindert nach Süddeutschland hinüberwirken! Aber das ist heute so hoffnungslos wie früher; die Süddeutschen müssen sich selbst helfen, wenn ihnen geholfen werden soll; und es ist obendrein gegen die gute Politik, sich in dieser Weise auch nur überhaupt zu bemühen. Die Aufgabe des Nationalvereins ist zu Ende, mag sein Programm bereits vollständig erfüllt sein oder nicht.

So wird er sich denn also auflösen. Indem dies geschieht, mag ihm immerhin von denen, welche den Herzschlag ihrer Nation mitempfinden, ein öffentlicher Dank bezeugt werden. Wenn er in seiner einmal gegebenen Composition nicht vermochte, sich gegen die starken Reagentien der neusten großen Vorgänge in Deutschland frisch, kräftig und schöpferisch aufrechtzuerhalten, so

Digitized by G

hat er dafür in einer viel trüberen, viel ſchwierigeren Epoche als der gegenwärtigen die Rechtsanſprüche des deutſchen Volks eben ſo nachdrücklich wie wirkſam verfochten, er allein, und es wäre unſerer nicht würdig, über unerfüllbaren Erwartungen rühmlich erfüllter zu vergeſſen.

Aus Schwaben.

6. October.

Mit einiger Verſchämtheit werden wir Schwaben gewahr, wie zur Zeit alle Welt auf unſern Fleck Erde blickt. Selten ſind wir in der Lage, ſo viel über uns ſelbſt in auswärtigen Zeitungen zu leſen; ganz neu iſt, daß die beſcheidenen Leitartikel unſerer Preſſe in fremde Sprachen überſetzt und zur Grundlage politiſcher Reflexionen gemacht werden. Solche Aufmerkſamkeit, die von allen Himmelsgegenden uns umgiebt, hat etwas Beunruhigendes; wir empfinden, daß es ſeine zwei Seiten hat, ſo ſchonungslos der Oeffentlichkeit exponirt zu ſein. Die Fernröhre, die jetzt von allen Seiten auf uns gerichtet ſind, mögen allerlei entdecken was vielleicht nicht ganz zu unſerm Ruhme iſt. Zum mindeſten muß uns ſelbſt die bedenkliche Frage aufſteigen, ob unſer Gewiſſen ſo fleckenlos rein iſt, und ob wir beim Schluſſe des kleinen Dramas, das wir demnächſt aufführen ſollen, des Beifalls der Kenner ſo ſicher ſind. Noch läßt ſich nicht mit Gewißheit prophezeien, wie das Stück ausfallen wird. Indeſſen ſind die Rollen ausgetheilt und die Proben ernſtlich im Gang.

Faſt könnte es ſcheinen, wenn man die eifrigen Zurüſtungen in unſerm Lande erblickt, als ob die deutſche Frage in allem Ernſte noch einmal gelöſt werden müßte. Als ob die Hauptentſcheidung erſt im Herzen von Schwaben erfolgen könnte und die Ereigniſſe des vorigen Jahres noch nichts bedeuteten, ſo lange ſie der Legitimation durch die ſchwäbiſche Kammer entbehren. Als ob Preußen nachträglich noch von uns die Erlaubniß zur Schlacht von Sadowa einzuholen hätte. Hört man die Advocaten der würtembergiſchen Selbſtändigkeit, ſo wird unſer Halbmondſaal alle Anſtrengung machen, ſich als den Senat zu conſtituiren, der die weltgeſchichtlichen Dinge, die geſchehen ſind und noch geſchehen werden, vor ſein Forum ziehen wird, und wehe den Ereigniſſen, die ohne

Digitized by

Genehmigung dieſes Areopags oder gar ihm zum Trotz ſich zu vollziehen wagen! Leider iſt ſchon der Umſtand, daß wir factiſch die letzten ſind, denen über das Geſchehene das Wort vergönnt iſt, geeignet, die Illuſion einigermaßen zu ſtören. Ja vielleicht liegt etwas Beſchämendes allein darin, daß man überhaupt mit einiger Spannung dem Ausſpruch unſerer Volksvertretung entgegenſieht. Mit Ruhe darf man die Entſcheidung in Baden, ja in Bayern erwarten. Daß wir allein das Privilegium haben, mit Neugierde unſere Schritte verfolgt zu ſehen, daß bei uns allein die Frage iſt, ob nicht das Undenkbare doch noch möglich ſei, darauf brauchen wir nicht eben ſtolz zu ſein. In Worten allerdings wird auf unſerm Boden noch einmal die ganze deutſche Frage durchgekämpft werden, aber zum Glück ſind es Worte. Sollen wir als die letzten das komiſche Satyrſpiel liefern zu dem großen Drama der deutſchen Erhebung? — das allein iſt die Frage.

Der Gegenſatz, der jetzt unſer Land in zwei Lager theilt, hat ſeinen ſchärfſten Ausdruck in den beiden Schriften von R. Römer und M. Mohl gefunden, die wie die Feldzeichen den feindlichen Heeren voranflattern. Beide laſſen an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig, beider Schlußfolgerungen ſind ſo beſtimmt wie möglich, nur daß der eine weiß was er will, der andere was er nicht will, und dies iſt überhaupt der bezeichnendſte Unterſchied der beiden Parteien, die jetzt in geſchloſſenen Reihen einander gegenüberſtehn. Dort die Landesverſammlung der Volkspartei mit ihrem Anathema gegen die Verpreußung des Landes, hier die Landesverſammlung der deutſchen Partei mit ihrer Forderung des Eintritts in den norddeutſchen Bund; dort die berühmten 43.000 Unterſchriften dunkler Männer, die ſchon der Verfaſſer der vier ſüddeutſchen Briefe zu verdienter Würdigung gebracht hat, hier die täglich ſich mehrenden Erklärungen und Adreſſen der competenten Vertreter des Handels- und Gewerbeſtandes, die nicht länger durch kleinliche Rechthaberei einiger Parteihäupter die Grundlage ihres Wohlſtandes in Frage geſtellt ſehen wollen; dort die Huldigungen, die dem nach Salzburg durchreiſenden Kaiſer der Franzoſen vom Stuttgarter Pöbel gebracht werden, hier die Huldigungen, die der nach ſeiner Stammburg reiſende König von Preußen von der Bürgerſchaft der Städte Geislingen und Tübingen erfährt, — hie Welf, hie Waiblingen, ſo tönt wie in alten Zeiten der Schlachtruf durch unſere Thäler.

Zum Glück iſt es mit dem Schlachtruf nicht ſo gefährlich gemeint. Man würde irren, unſer Land als von wilden, kriegeriſchen Leidenſchaften erhitzt ſich vorzuſtellen. Wirft die Oberfläche einiges Gewelle auf, ſo iſt doch in der Tiefe wenig von dieſer Bewegung zu ſpüren. Die große Maſſe hat ſich weder auf die eine noch auf die andere Seite der geſchloſſenen Parteien geſtellt. Daß auf den beiden Landesverſammlungen je etwa 300 bis 400 Männer erſchienen ſind, iſt ein Beweis, daß das politiſche Intereſſe auch in der jetzigen Kriſis nicht ſehr

tiefgehend, nicht sehr lebhaft erweckt ist. Dies soll nun gar nicht zum Lob unseres Volkes gesagt sein, aber es ist ein Zeugniß, daß die große Mehrzahl der unwiderruflichen Entwicklung der deutschen Dinge mit Gleichmuth und Ergebung zusieht. Sie kümmert sich um die Zukunft eben deshalb wenig, weil sie über das schließliche Resultat nicht mehr im Zweifel ist. Sie wirkt nicht dazu mit, aber sie sperrt sich auch nicht dagegen; sie hat nicht eben Sympathien mit dem Gang der Dinge, der das kleine Gemeinwesen unaufhaltsam an das große Ganze bindet, allein sie hat auch keine Lust zum Widerstand, eben weil sie dessen Vergeblichkeit fühlt, ja sie ist gegen die Versuche des Widerstandes, weil dadurch ohne irgend eine andere Wirkung nur der peinliche Zustand der Ungewißheit erhalten wird. Schon vor einem Jahr, als die Agitation der deutschen Partei begann, war der Einwand der trägen Menge, den man am häufigsten hörte, der: wozu das unnöthige Agitiren, da jetzt doch alles entschieden ist und das weitere vollends von selbst kommt?

Nimmt man an, daß die beiden organisirten Parteien an Kräften einander ziemlich gleich sind, — und die Volkspartei kann sich jedenfalls über diese Schätzung nicht beklagen, — so liegt die Entscheidung überhaupt nicht bei diesen Parteien, sondern bei der schwer beweglichen Masse, die dazwischen liegt. Diese aber wird so lange durch Sympathien und Antipathien bestimmt, als nicht materielle Interessen mit ins Spiel kommen, die schließlich doch stärker sind als jene. Seitdem nun die Frage des Zollvereins ernstlich in den Vordergrund gerückt ist, sind die Aussichten der deutschen Partei entschieden im Steigen. Die politischen Gründe derselben erhalten ihren wirksamsten Bundesgenossen an den materiellen Gründen, für die auch die große Menge empfänglich ist. Die öffentliche Meinung steht so ungefähr auf derselben Linie wie das Ministerium. Wie dieses sich ernstlich um die Annahme der Verträge bemüht, aber für jetzt jede weitergehende Einigung, zumal den Eintritt in den norddeutschen Bund zurückweist, so ist die große Mehrzahl zwar noch keineswegs reif für den freiwilligen Eintritt in den Bund, — man wird erst fühlen müssen, was der Ausschluß vom deutschen Reich bedeutet, — aber die Annahme jener Verträge, durch welche die jetzt herrschende Ungewißheit beseitigt, ein näheres Verhältniß zum Nordbund hergestellt wird und doch die Souveränität des eigenen Staats erhalten bleibt, entspricht entschieden der Durchschnittsmeinung des Landes.

Und damit ist auch die Annahme jener Verträge von seiten der Kammer wahrscheinlich, deren gegenwärtige Zusammensetzung ziemlich genau die Durchschnittsmeinung des Landes repräsentirt. Auch in der Kammer gehört nur die Minderzahl den beiden organisirten Parteien an, die Mehrheit fluctuirt unentschieden zwischen beiden, läßt sich von der allgemeinen Strömung tragen und

Digitized by

ist nicht unempfänglich für die jeweilige Haltung des Ministeriums. Sie wird wie sie im vergangenen October auf Seite der Volkspartei sich stellte, als Hr. v. Varnbüler noch jede Spur seiner Bekehrung verbarg, aller Voraussicht nach diesmal mit der deutschen Partei für die Verträge stimmen, die vom Ministerium mit sehr überzeugenden, sachgemäßen Motivirungen vorgelegt worden sind.

Daß die Volkspartei nicht mehr im Ernst an einen Sieg ihrer Sache glaubt, ist bei ihrer Landesversammlung am 29. Sptb. deutlich zu Tage getreten. Bisher galt die unbedingte Verwerfung der bewußten Verträge als selbstverständliches Dogma dieser Partei. Sie waren ja für „dieses schöne Süddeutschland", wie Herr Mohl sagt, der Anfang der Mediatisirung, der Verpreußung, sie begründeten ein unwürdiges Helotenthum, führten unfehlbar den Ruin des Landes und die Erdrückung desselben in den Armen des Cäsarismus herbei, und wie sonst die alberne Phraseologie lautete. Der Beobachter füllte lange Spalten mit Auszügen aus der Mohl'schen Schrift, und noch jetzt agitirt er für die Verwerfung mit jenen Gründen, die schon zur Zeit des französischen Handelsvertrags hervorgesucht wurden und bereits damals sich als eitle Täuschung erwiesen haben: daß nämlich Preußen mit der Kündigung des Zollvereins nicht Ernst machen werde; Norddeutschland habe ein viel größeres Interesse an der Zolleinigung mit dem Süden als dieser, der nöthigenfalls auf eigenen Füßen stehen könne; würden also die Verträge verworfen, so werde Preußen sich beeilen, günstigere Bedingungen anzubieten u. dergl.

Danach also mußte man annehmen, die Bundesversammlung der Volkspartei werde in einer energischen Resolution die Verwerfung der Verträge verlangen. Merkwürdigerweise aber war auf dieser Versammlung die officielle Sprache ungleich gemäßigter, und man hatte guten Grund dazu. Es drohte wegen der Zollvereinsfrage eine bedenkliche Desorganisation in der Partei einzureißen. Die alten bequemen Phrasen hielten doch nur so lange vor, als man noch nicht an den Ernst der Wirklichkeit dachte. Jetzt aber begann die Sache doch über den Spaß zu gehen, auf dem Lande mehrten sich die Symptome des Abfalls, und so war man, um die Reihen der Partei leidlich zusammenzuhalten, genöthigt, ein laxeres Programm aufzustellen, das zwar den Führern erlaubte, im bisherigen Sinne weiter zu agitiren, aber doch die Menge der Dissentirenden nicht zurückstieß. Man gab die Parole aus, der Zollvereinsvertrag sei für die Volkspartei eine offene Frage, und in den Resolutionen half man sich mit dem völlig nichtssagenden Satze: die würtembergischen Abgeordneten sollten sich womöglich mit den übrigen süddeutschen Abgeordneten verständigen, um die Gefahren, die aus dem Schutz- und Trutzbündniß und aus der bedingungslosen Annahme des Zollvereins drohen, abzuwenden. Dies

Digitized by Google

war ein einfacher Rückzug; denn an die Möglichkeit jener Verständigung mit den badischen und bayrischen Abgeordneten denkt natürlich Niemand. Die Resolution enthält das Eingeständniß, daß man zwar gegen die Verträge agitire, daß dies aber weiter keinen Zweck hat.

Sonst war aus den Verhandlungen der Particularisten nur noch die Offenheit bemerkenswerth, mit welcher jetzt in der nationalen Sache vollends jede Maske verschmäht wird. Wiederholt war von dem Schlupfloch die Rede, das den freien Schwaben noch nach der Schweiz hin offen stehe, und Herr Oesterlen wies den Gedanken an einen republikanischen Südbund im Anschluß an die Schweiz blos mit der allerdings triftigen Erwägung ab, daß der Wille und die Energie, diesen Weg zu betreten, nicht vorhanden sei, „von den Gefahren einer preußischen Intervention ganz abgesehen". Das Höchste aber leistete Herr Mayer, indem er auf den Hoffnungsstern hinwies, der seit Salzburg für die süddeutsche Freiheit aufgegangen sei. Sie hätten, sagte er, die französische Einmischung nicht verlangt, vielmehr trage Preußen die Schuld daran, aber da einmal der französische Einfluß für ihre Sache thätig sei, seien sie nicht so blöde Narren, von dieser günstigen Position keinen Gebrauch zu machen; die französische Unterstützung lassen sie sich gefallen, und die östreichische seien sie sogar berechtigt zu verlangen.

Ueberhaupt setzt die Partei etwas darein, nicht eben wählerisch in ihren Mitteln und Bundesgenossenschaften zu sein. Wie das Organ des Herrn Mayer legitimistischen Correspondenzen aus Hannover oder Hietzing seine gastlichen Spalten zur Verfügung stellt, so macht es auch zuweilen Versuche, königlicher zu sein als unser König, und am Geburtstag des verstorbenen König Wilhelm am 27. Sept. citirte es den Geist des „alten Herrn" und legte ihm nach der Melodie: „wenn heut ein Geist herniederstiege" eine bewegliche Jeremiade in den Mund über das „vom nationalen Raubgesindel verrathene und verkaufte Land". Natürlich ist man auch der ultramontanen Freundschaft gegenüber kein Kostverächter. Mit Wohlgefallen wird die pfäffische Agitation in Bayern gegen die dortige zweite Kammer begrüßt: „wir sind nicht so zimperlich, daß wir an einer guten Salve, die auf den gemeinschaftlichen Gegner abgeschossen wird, nicht unsere Freude hätten, weil der Schuß mit anderm Pulver geladen war als mit dem unsrigen, und von einem Kanonier abgeschossen wurde, welcher die demokratische Uniform nicht trägt. Wenn er nur sitzt!"

So findet sich denn auf dem Boden der „Volkspartei" die ganze Gesellschaft einträchtig zusammen: Radicale, Legitimisten und Ultramontane, mit dem ehnsüchtigen Ausblick nach der französisch-östreichischen Einmischung. Daß derselbe Herr Mayer, der in Salzburg das einzige Rettungsmittel sieht, am Abend nach der Landesversammlung seinen Toast der Stadt Berlin brachte, „der

Digitized by Google

Stadt der Intelligenz und des Charakters," — dieſe Ehre zu würdigen, muß der Wählerſchaft der Reichshauptſtadt überlaſſen bleiben, die wenigſtens nicht im Zweifel darüber ſein kann, in welchen Lagern ſie ihre Freunde beſitzt.

y.

Eine ultramontane Verſammlung.

Innsbruck, October 1867.

Sie haben mir geſtattet, Ihnen zuweilen aus dem Frieden der tiroler Berge zu berichten. Heute unter dem Eindruck der wiener Biſchofsadreſſe, deren Behandlung uns mit ungewöhnlichen Erwartungen erfüllt, kann ich nicht unterlaſſen, an die Katholikenverſammlung zu erinnern, die vor drei Wochen hier tagte. Solche Zuſammenkünfte waren Modeartikel der letzten Saiſon. Auch in Belgien gabs heilige Weisheit in barocker Form genug zu hören. Aber bei uns mußten ſich die Herren wenigſtens ganz unter ſich behelfen. In der Feſt-Stadt keine Spur von Sympathie, keine einzige nennenswerthe Kundgebung. Freilich, ein Volk bildeten ſie ſelber: man zählte 1036 Seelen, darunter nur 470 Nichttiroler. — Auf alle Gefahr gebe ich ihnen einige kleine Porträts, denn ſolche Ergebniſſe aufzubewahren, iſt doch von einigem Werth, zumal da wir uns ſchuldig ſind, zu hoffen daß unſeren Enkeln nicht zugemuthet wird, an die Wahrheit ſolcher Curioſa zu glauben.

Abends am 8. September wurden die Fremden im Landhauſe begrüßt. Herr Simon Moriggl, Profeſſor am Gymnaſium zu Innsbruck und thätiges Mitglied der geheimen ultramontanen Polizei, gab in ſeiner Anrede die Parole des Tages: „Ja, die Arbeit und die Schule und die Preſſe muß getauft werden. Wenn ich da von Chriſten rede, ſo meine ich immer katholiſche, denn ich kenne kein Chriſtenthum als dasjenige, das von Gott gegeben und in der heiligen katholiſchen Kirche deponirt iſt." Daß dies Wort aus dem Munde Sanct-Moriggl's kam, wundert uns nicht, aber daß es die Ohren der Verſammelten willig aufnahmen, würde den Geiſt des Convents charakteriſiren, wenn hier überhaupt von Geiſt zu reden wäre.

Tags darauf war Hochamt in der Jeſuitenkirche, dann zogen die Herren Katholiken paarweiſe in die Reitſchule, welche der Volkswitz als „Circus Haſl-

Digitized by Google

wanter" bezeichnet. Im öden Raum derselben verschwanden einige Fähnchen und Wappen, die zum Aufputz, — welchen übrigens nicht die Stadt Innsbruck, sondern das Comité aus den gelösten Eintrittskarten bestritt, — dienen sollten. An der Seitenwand erhob sich das Bild der unbefleckten Empfängniß, gegenüber das Herz Jesu mit einer alten Schützenfahne, rückwärts eine Gallerie für neugierige Frauen und Betschwestern. An der östlichen Seite prangte zwischen Blumen mit rothem Tuch behängt die Tribüne. Hier saß der Präsident Lingens, Advocat aus Achen, neben ihm der greise Andlaw, hier leuchtete aus dem breiten viereckigen Gesicht Ebren-Haslwanters geheiligte Kraft. Zur Linken stand die Rednerbühne; an der Rückwand hing ein großes Crucifix, neben demselben rechts das lebensgroße Bild des Papstes, links das des Kaisers von Oestreich. Warum ich das beschreibe, sollen Sie gleich hören.

Den Reigen der Redner eröffnete süß lächelnd der Bischof von Brixen. Er schimpfte was Zeug hielt über die Judenblätter und ließ ahnen, er werde, wenn ihm einmal das Ministerium anvertraut würde, Oestreich regeneriren trotz der berühmten Nonne Patrocinia von Spanien. Präsident Lingens erzählte dann, daß die preußischen Krieger von Rheinland und Westphalen, echte Kinder der Kirche, in der Mehrzahl geschmückt gewesen sind mit dem Scapulier der seligsten Jungfrau! Das hat jedenfalls mehr zum Sieg geholfen als Intelligenz und Zündnadelgewehre!" Becker aus Speyer sagt: „Im Herzen der Kirche ist und bleibt die Einheit unseres nationalen Lebens ungebrochen."

Bei der zweiten öffentlichen Sitzung sprach Baron Andlaw, der bekannte badische Ultramontane über die verschiedenen Sorten von Freiheit, die natürlich alle aufs beste unter dem Banner des Ultramontanismus gedeihen.

Der Metzger Falk aus Mainz hatte für diesen Abend die Rolle des Bajazzo übernommen und spielte sie unter allgemeinem Gelächter. Unter anderm sagte er: „Wenn in Mainz die Lustigkeit ihren höchsten Grad erreicht hat, dann singen wir: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Das können unsere Kinder schon singen, nicht allein wir, manche sogar ehe sie das Vaterunser gelernt haben". Dann richtete Herr Falk Grüße von Mainz aus. Das rührte unsern Haslwanter so, daß er aufsprang, den Metzger an seinen dicken Bauch drückte und ihm einen ungeheuern Schmatz gab.

Bedeutungsvoll war die Rede des Herrn Regens Mousang aus Regensburg. Er gab eine Skizze der Schicksale des Katholicismus in Deutschland von 1817 bis 1867, beleuchtet vom bengalischen Feuer rhetorischer Phrasen. Eine Hauptepoche bildete natürlich die Ausstellung der heiligen Garderobe zu Trier. Aber dann kam der Redner auf die Kirchenstaatsfrage: „Man sagt der Papst braucht den Staat, das ist gewiß wahr, aber die Kirche braucht, es sei denn, daß Gott Wunder thue, die weltliche Hilfe. Und dafür giebt es jetzt noch zwei große Nationen und das ist Frankreich und Oestreich. Und darum glaube ich, wenn Gott will, daß die Wogen der Revolution uns bedecken wie eine Sündfluth, dann wird die Arche Noahs aus östreichischem Holze gebaut."

Die dritte Sitzung eröffnete der Schweizer Siawart Müller, kläglichen Andenkens aus dem Sonderbundskriege, mit der Geschichte seiner Verfolgungen und wie warm man ihn zu Oestreich aufgenommen. Der auf ewigem Urlaub befindliche Professor Phillips gab an den Dombrand in Frankfurt anknüpfend einen Ueberblick über deutsche Geschichte nach der Melodie: „die Grundfeste aller Wissenschaft ist der römische Katechismus".

Am besten sprach der bekannte ultramontan-feudale Graf Thun. Der rothbefrackte Hochtory erging sich über die Stellung des Adels, curiose Weisheit freilich für ein unbewaffnetes Ohr; aber es war doch wenigstens Race in seinem Auftreten. In der Reitschule waren wir einmal, da leistete denn

Digitized by Google

nach der rhetorischen Schulreiterei Herr Zander, der Redacteur des Volksboten aus München das Seinige als Clown. Sechs Orden vertraten die Schellen der Kappe. Er sprach von dem traurigen Zustande der katholischen Kirche in Bayern. Es waren viel bajuwarische Pfarrer da, sie lachten, daß ihnen Thränen über die feisten Wangen kollerten.

Was das Brüllen anlangt, so war Greuter jedenfalls der Löwe des Abends. Mit was soll man seine Art von Beredsamkeit vergleichen? Am besten mit einem Feuerwerk. Wie das zischt, kracht, knallt, lodert und sprüht, alles beleuchtend, ohne daß man auch nur das Geringste erkennen kann. Der Mann ist in der Thüre zwischen Declamations- und Fechtkunst stecken geblieben, eine vollendete Kapuzinernatur, die überall da Leidenschaft hat, wo anderen Leuten der Verstand sitzt. Den lehrreichsten Passus seiner Rede müssen Sie wohl oder übel mit anhören. Er bezog sich auf das decorative Arrangement des Saales: „An der Stelle, wo sonst die Schmerzensmutter steht, steht der heilige Vater, an jener Stelle aber, wo Johannes der Verbannte aus Pathmos stand, — Franz Joseph, der gesalbte apostolische König; und wenn Christus heute seinen Mund öffnet und herabruft zum Repräsentanten der Kirche, so haben wir an unserm Kaiser keinen schlechten Stellvertreter und Christus kann heute noch zum Repräsentanten der Kirche sagen, was er einstens gesprochen hat: „Weib siehe deinen Sohn!“ Und ich bin der festen Ueberzeugung, daß die gekreuzigte unsterbliche Liebe zum gekrönten König (nämlich von Ungarn) sagen würde: „Sohn siehe deine Mutter!“ Aber auch Euch deutschen Brüdern ist unsterbliche Hoffnung in eueren Herzen. O, es kann einmal die Zeit kommen, wo sich der Adler von Pathmos einmal erheben wird und unter seinem Flügelschlage entsteht die Freiheit dem deutschen Reich!“

Nun, vielleicht giebt diese apokalyptische Auffassung der Dinge den Schlüssel zur Lösung der östreichischen Frage, die den ordinären Weisen soviel Kopfzerbrechen macht. —

Briefe vom Reichstag.

∴ Berlin, 1. October.

II.

Bismarck hat einmal gesagt, wir hätten zuviel Intelligenzen in Deutschland, und deshalb kämen wir nicht vorwärts. Die Wahrheit dieses Ausspruchs fiel mir schwer auf die Seele, als ich mein erstes Briefchen und damit die linke Seite des Hauses besorgt und aufgehoben glaubte, und nun plötzlich die „freie Vereinigung“ als unbesprochene Intelligenz leibhaftig vor mir auf den Bänken des linken Centrums sitzen sah. Nur reumüthiger eiliger Nachtrag kann hier helfen.

Die „freie Vereinigung“ ist jedenfals ein Unicum im Hause. Als ihre berechtigte Eigenthümlichkeit kann gelten: sie ist so frei, daß sie aufhört

Digitized by Google

eine Vereinigung zu sein. Sie ist in ihren Tendenzen, ihren Abstimmungen ganz unberechenbar, so auch fast jedes ihrer Mitglieder, v. Carlowitz und v. Bockum-Dolffs vielleicht ausgenommen. Sie hat bei der wichtigsten Abstimmung des constituirenden Reichstags, über die Annahme oder Ablehnung der Bundesverfassung, so zu sagen paritätisch gestimmt! Sie bietet einigen Katholiken von stark confessioneller Färbung, wie Kratz, gleich liebreich Zuflucht wie den aus dem preußischen Conflict in die neue Zeit geretteten Liebhabereien des Abgeordneten Zur Megede. Man kann auch nach den bisherigen Verhandlungen des Reichstags nicht behaupten, die freie Vereinigung habe so oder so gestimmt, sondern man müßte sich, wenn deutsche Gewissenhaftigkeit je diese wichtige Frage gründlich zu untersuchen trachten sollte, die Mühe nicht verdrießen lassen, die widersprechenden Abstimmungen ihrer Mitglieder zusammenzusuchen. Der Tadel kann ihr nicht erspart werden, daß ihre Leiter, so erprobte Männer wie v. Carlowitz und Bockum-Dolffs, es duldeten, daß aus ihrem Kreise der confessionelle Hader durch den Kratz'schen Antrag auf Anstellung katholischer Seelsorger in der norddeutschen Kriegsmarine ins Haus geschleudert ward.

In wenigen Köpfen nur noch ist sodann die Partei vertreten, die sich schlechtweg als „Centrum" bezeichnet, sie die einstmals die höchste Staffel machtvoller politischer Weisheit bedeutete und Preußen mehr als einen Minister gegeben, die Fraction der Altliberalen. Dort finden sich Namen von dauerndem Klang: v. Bernuth, v. Bethmann-Hollweg und Freiherr v. Rabenau, der die ganze Fülle des Hasses, zu der das mittelstaatliche Herz des großen Dalwigk fähig ist, durch seine nationale Haltung im hessischen Parlamente reichlich verdient hat; derselbe, der jüngst bei der Adreßdebatte Bismarck interpellirte, ob wirklich Preußen Dalwigk einen Anlaß zu dessen in der ersten hessischen Kammer gethanen Versicherung gegeben habe, daß die hessische Regierung durch ihren Antrag auf Beitritt zum norddeutschen Bunde Preußen in Verlegenheit setzen werde, und der dadurch das zornige Wort Bismarcks provocirte: wenn uns die Aeußerung des großherzoglich hessischen Staatsministers nicht entgangen wäre" (welche Beleidigung für den Staat Hessen!) „würde ich Gelegenheit genommen haben, auf diplomatischem Wege die Ansicht zu berichtigen, (!) die sie ausspricht." Unter den Altliberalen sieht man auch den jugendlich energischen Kopf des wackern Vertreters für Sigmaringen, Evelt, eines Sohnes der rothen Erde. Daß sich die kleine Fraction als solche formell abschließt von ihren nächsten Gesinnungsverwandten, mag ihrer reichen politischen Vergangenheit zu gute gerechnet werden. Als conservative Partei im maßvollsten Sinne des Wortes könnte sie der frei-conservativen Vereinigung ebensowohl als Vorbild dienen als durch ihre untadelhafte nationale Gesinnung. Aber zu bedauern bleibt immerhin, daß diese beiden Fractionen sich nicht diesmal dauernd verschmolzen haben. Die Hauptschuld daran trägt ein Mann, der in fast symbolischer Weise die Bedingungen in sich vereinigte, diese dankenswerthe Aufgabe zu vollführen: Professor Aegidi. Seine Laufbahn, seine Thätigkeit als preußischer Ministerialsecretär unter dem Märzministerium 1848, als fruchtbarer Journalist, namentlich als Mitarbeiter und Parlaments-Berichterstatter der Deutschen Zeitung in den Jahren 1848 und 1849, dann als tüchtiger nationalgesinnter Historiker machten ihn beiden Fractionen werth, und seine Vereinigungs-Bestrebungen schienen umso versprechender, als seine Energie von jedem gekannt ist. Aegidi hatte überdies von seinem Kreise Wanzleben ausdrücklich das Mandat erhalten und angenommen, nach besten Kräften diese Vereinigung zu Stande zu bringen. Sobald er in Berlin ankam, ließ er sich aber einfach bei den Frei-Conservativen einschreiben. Schwer zwingt man sich zu der Meinung, daß der

Digitized by Google

tüchtige Politiker und Gelehrte, der sich neben Planck bei der Adreßdebatte am meisten auszeichnete, nur aus persönlichem Ehrgeiz so gehandelt habe. Einen gewissen Reiz mag es freilich haben, unter schweigsamen Fürsten, Herzögen und Grafen der einzige Redner und leitende Denker zu sein.

Das tiefe chronische Schweigen auf den Bänken der Conservativen fällt jedem Besucher des Reichstags auf als ihr hervorragendes Kennzeichen. Es liegt etwas von ahnungsreichen Beziehungen und Traditionen, etwas von dem heiligen Geiste des Herrenhauses auf ihr und schwebt über diesen vorzugsweise „erlauchten" Herren des Reichstags wie der Geist Gottes über den Wassern, ehe er sprach, es werde Licht! Den Tribünenkampf für die nationalen Interessen des jungen deutschen Großstaats überlassen sie vorzugsweise den Nationalliberalen, am liebsten Braun aus Wiesbaden, und sind in der That wegen dieses Geschmackes nicht zu schelten. Nur dann, wenn gelegentlich einmal ein recht böser unvorsichtiger Landrath sich Wahlbeeinflussungen hat zu Schulden kommen lassen, (z. B. die Stimmzettel und Empfehlungscirculare für seinen Candidaten als königl. Dienstsache portofrei versandte) und nun gegen den gemeinen Menschenverstand der Wahlprüfungsabtheilungen des Hauses in Schutz zu nehmen ist, dann sieht man den einen oder andern der Herren das Wort verlangen, und hört dann Theorien über Amtsmißbrauch und Wahlbeeinflussung entwickeln, über die die Marmorbüste Stahls rechts vom Präsidentenstuhl selig herablächelt, und bei denen Lasker mit Recht die Bitte an die Conservativen richtet: ihm doch einmal eine Schablone eines landräthl. Wahlcirculars zu zeigen, welches auch nach der Ansicht dieser Seite des Hauses einen strafbaren Amtsmißbrauch enthalte. Der Redner der conservativen Interessen par excellence, der scharfe sophistische Kopf mit seiner so zu sagen empörend kühnen und schlagfertigen Dialectik, der Mann mit dem grobknochigen markirten Gesicht, den geistvollen unruhigen Augen und dem stereotypen halb vergnügten, halb herausfordernden Lächeln. Wagener, erscheint nur dann, wenn es gilt, irgend welchen gefährlichen modernen Anschauungen gegenüber die ganze Schroffheit und Nacktheit des v. Haller-Stahl'schen Staats als Parteiideal vorzuführen oder dessen Consequenzen herauszutifteln. Er hat das deutsche Staatsrecht schon in dieser Session um eine Theorie über die Publication von Gesetzen bereichert, der mehr das Prädicat der Originalität als wissenschaftlicher Tiefe und Richtigkeit beizumessen ist. Doch darüber ein ander mal.

Es soll mit dem Obigen keineswegs behauptet werden, daß es den Conservativen an Talenten mangele. Sitzen doch auf den Bänken die leitenden Kräfte des preußischen Generalstabs, die ruhmbedeckten Helden des Kriegs von 1866, Moltke und Steinmetz, und Herr v. Savigny, der seinem Unmuth über die Erfahrungen des letzten Halbjahrs gelegentlich dadurch Ausdruck verleiht, daß er in Freiheitsprincipfragen mit den Nationalliberalen stimmt. Wir sind überzeugt, daß die Verhandlungen im Innern letzterer Fraction am interessantesten und lebendigsten sind, daß die dem Hause vorliegenden Gesetzentwürfe und Anträge dort eine sachkundige Erörterung finden. Mindestens bürgt dafür die vortreffliche Parteitactik und Geschlossenheit, die dieser Fraction vor allen anderen nachgerühmt werden muß. —

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 43.

Ausgegeben am 18. October 1867.

Inhalt:

Die Reform in der Türkei . . . . . Seite 121
Ein Wort über den „Allgemeinen deutschen (Lassalleschen) Arbeiter-Verein. Correspondenz vom Rhein 137
Die Lage Süddeutschlands 145
Politische Rundschau: Stimmungen in Frankreich 151
Briefe vom Reichstag. 3. 160

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Geld und Frauen.

Erzählungen

von

Gustav Höcker,

Verfasser von „Kaufmännische Carrieren", „Dunkles Spiel" und „Sein und nicht sein".

3 Bde. 8° broch. 3½ Thlr.

Der Meerkönig.

Eine Erzählung

von

Balduin Möllhausen.

Drei Abtheilungen in 6 Bänden. 8° broch. 6½ Thlr.

Der General-Anzeiger für Leihbibliotheken und Lesezirkel begrüßt das Erscheinen des Romans wie folgt: Der Roman führt uns in das wechselvolle, an spannenden Scenen reiche Leben beider Hemisphären ein. Hier wie dort, wird der Leser durch die mit großer Sorgfalt gezeichnete Charakteristik der auftretenden Personen überrascht, welche mit einer, tiefe psychologische Studien voraussetzenden Lebenswahrheit geschildert sind. Selbst in den aufregendsten Scenen, in denen wir die Menschen in der tiefsten moralischen und sittlichen Verkommenheit kennen lernen, wird das ästhetische Gefühl durch wirklich geniale und lebensfrische Schilderung wahrhaft edler Charaktere wieder versöhnt und gelingt es dem Verfasser, stets durch einen frischen und doch feinen Humor das Ganze zu einem Bilde zu vereinen, dessen dunkelgehaltene Stellen nur dazu beitragen, die Lichteffekte wirksamer erscheinen zu lassen.

Ein nordischer Richelieu.

Historischer Roman

von

Hermann Kleinsteuber.

2 Bände. 8° broch. 2¼ Thlr.

Behandelt eine interessante, noch wenig bekannte Episode aus der dänischen Geschichte.

Nord und Süd.

Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nord-Amerika

von

Balduin Möllhausen.

2 Bände. 8° broch. 2½ Thlr.

Nord und Süd benennt der Verfasser eine kleine Sammlung von Novellen, die ebensowohl mit Rücksicht auf die Lage und natürliche Beschaffenheit der zu seinen Erzählungen gewählten Schauplätze, als auch durch näheres Eingehen auf einzelne Ereignisse aus dem letzten nordamerikanischen Bürgerkriege obigen Titel rechtfertigen.

Bilder

aus Welt und Kunst

von

Ludwig Pietsch.

2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

Ein geistvolles Buch von dem Illustrator Fritz Reuters.

Bei **C. A. Schwetschke und Sohn** (M. Bruhn) in **Braunschweig** erschien soeben:

Giesebrecht, W. von,

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Dritten Bandes dritte Abtheilung.

Heinrich V. — Quellen und Beweise.

Geh. Preis 2 Thlr. 8 Sgr.

Hiermit ist der dritte Band beendet.

Die Reform in der Türkei.

Pera, im September 1867.

Die officiellen Zeitungen haben vor einigen Monaten ein Gesetz über die Staatsdomänen, ein Gesetz über den Wakuf und ein Gesetz über den Grundbesitz der Fremden veröffentlicht und gleichzeitig in verschiedenen Leitartikeln diese Publicationen als Schöpfungen gepriesen, die von neuem eine Wiedergeburt der Türkei mit sich bringen sollen. Man ist hier zu sehr an diese Sprache gewöhnt, als daß man ihr einen großen Werth beilegt; nichts destoweniger läßt es sich nicht leugnen, daß der Gegenstand jener Gesetze die Aufmerksamkeit eines jeden, der die Verhältnisse in der Türkei auch nur einigermaßen kennt, in hohem Grade erweckt. Kaum etwas anderes ist in den letzten Jahren soviel erörtert, als die Regulirung des Wakuf und die Frage über den Grundbesitz der Fremden. Weder die candiotische Frage, die die Türkei so sehr bewegt hat, noch alle anderen politischen Fragen, an denen man hier bekanntlich nie Mangel leidet, haben das Interesse an diesen Problemen dauernd verdrängen können, die in das innerste Leben fast jeder hiesigen Familie tief einschneiden.

Wollen wir aber die Bedeutung der Gesetze würdigen, so müssen wir nothwendig einen Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung der Grundeigenthumsfrage in der Türkei werfen, da die Verhältnisse, welche durch die neuen Gesetze umgestaltet werden, auf das allerengste mit den Anfängen des türkischen Reiches und den Grundprincipien des islamischen Staates zusammenhängen.

I.

Das Grundeigenthum in der Türkei in der Zeit vor der Reform.

Fast alle islamischen Staaten sind durch Eroberungen entstanden, die die Früchte des heiligen Kampfes waren, den der Islam gegen die Ungläubigen predigt. Alles eroberte Land wurde als Beute angesehen und demgemäß vertheilt. Die mohamedanischen Staatsrechtslehrer statuiren daher als vorzüglichste Quelle des Eigenthums die Eroberung.

Digitized by Google

Bei der Vertheilung des eroberten Landes ist von den mohamedanischen Fürsten in sehr verschiedener Weise verfahren worden. Die Grundstücke sind entweder zu Staatsdomänen erklärt oder zu frommen Stiftungen verwendet oder endlich als freies Eigenthum unter die Sieger und die Besiegten vertheilt worden. Auf diese von den ersten Begründern der mohamedanischen Staaten befolgte Praxis führt sich die Dreitheilung alles Grundeigenthums zurück, die in der türkischen Gesetzgebung eine so große Rolle spielt. Wir werden in dem folgenden die besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Kategorien erörtern und bemerken zum bessern Verständnisse, daß im Türkischen

1) das freie Eigenthum Mülk,
2) die Staatsdomäne Mirié,
3) die zu frommen Stiftungen geweihten Güter Wakuf

genannt werden.

Mülk ist dasjenige Recht, das fast in allen Punkten unserm Eigenthume gleichsteht. Von demselben ist etwas Besonderes nicht zu bemerken; dagegen muß näher auf die Staatsdomäne und auf den Wakuf eingegangen werden, da hier viele Eigenthümlichkeiten sich zeigen.

1) Die Staatsdomäne.

Der bei weitem größte Theil des Grund und Bodens im türkischen Reiche ist Staatsdomäne. Wie oben ermähnt, war die Verwandlung eines Theils des eroberten Gebietes in Staatseigenthum der ältesten Praxis der islamischen Eroberer entsprechend. Die osmanischen Stämme haben von dieser Praxis einen weit umfassenderen Gebrauch gemacht, einestheils wohl, weil die ihnen zufallenden, sehr ausgedehnten Territorien von zahlreichen nicht mohamedanischen Völkerschaften bewohnt waren, und dann, weil die Türken im Besitz eines ausgebildeten Lehnssystems sich befanden, das sich auf diese Weise am leichtesten in den neuen Ländern einführen ließ.

Diese Domänen wurden nun zu verschiedenen Zwecken verwendet. Ein Theil blieb Domäne in dem uns geläufigen Sinne, ein anderer wurde zu Apanagegütern der Prinzen und der Sultanin Valide bestimmt, ein dritter Theil wurde anstatt der Besoldung einzelnen hohen Aemtern überwiesen, der größte Theil endlich wurde als Lehen vergeben.

Bei der Belehnung übertrug der Sultan seine Rechte an den Domanialgütern einzelnen seiner Soldaten, den Sipahis und deren Officieren, in der Weise, daß sie einen Antheil an den eingehenden Gefällen hatten. Der Sipahi wurde durch die Belehnung Herr der Erde, der Grund und Boden selbst wurde aber entweder dem bisherigen Besitzer oder einem Dritten überlassen. Diese Personen erwarben den Besitz auf Grund einer Verleihung (tapu) gegen Zah-

Digitized by

lung eines Preises. Den Preis erhielt der Sipahi, der ihn gewöhnlich, wie auch die anderen Gefälle, mit seinen Oberen theilen mußte.

Dem Sipahi wurde, wie es scheint, in der Regel ein Bezirk angewiesen, in dem er wohnen mußte und den er theils als Grundherr, theils als Staatsbeamter zu verwalten hatte. Auch von den in seinem Bezirk liegenden Grundstücken, die nicht Domäne waren, und mit denen er daher nicht belehnt sein konnte, zog er die aufgelegten Steuern und Abgaben ein und behielt davon einen Theil als Belohnung. Der Sipahi war also gleichzeitig Gouverneur seines Bezirks und hatte als solcher auch eine Art Jurisdiction. Diese Rechte wurden anfänglich von den Sultanen nur auf wenige Jahre verliehen, später auf Lebenszeit und endlich vielfach sogar erblich. Im letztern Falle fiel das Recht des Sipahis, wenn keine Söhne da waren, an den Staat zurück.

Die Detentoren — die Bauern — vererbten den Besitz der Domäne nur auf die Kinder. In Ermangelung von solchen hatte der Bruder des Erblassers das Vorrecht, das Gut gegen Zahlung des neu festzusetzenden tapu zu erwerben. War kein Bruder vorhanden oder wollte ein solcher von seinem Rechte keinen Gebrauch machen, so wurde das Gut von dem Sipahi öffentlich meistbietend verkauft. Hierzu war er verpflichtet; auf keinen Fall durfte er das vacant gewordene Gut behalten und es etwa zum kas schlagen d. h. zu dem Gütercomplex, der ihm an Stelle der Besoldung übergeben war.

Kein Domanialgrundstück konnte ohne Zustimmung des Sipahis verkauft werden; die Erlaubniß wurde indessen gewöhnlich gegen eine Abgabe ertheilt. Ebensowenig war die Verpfändung des Grundstücks gestattet.

Der Detentor hatte an den Sipahi den Zehnt zu zahlen, er mußte eine Reihe Frohndienste leisten und war endlich auch verpflichtet, bei gewissen Gelegenheiten z. B. bei Verlobungen, besondere Abgaben zu geben.

Die Lehne wurden timar oder ziamet genannt, je nachdem sie unter oder über 20,000 Piaster Einkünfte ergaben. Nach der Größe der Revenuen wurde die Zahl der Leute berechnet, mit denen der Sipahi in den Krieg dem Sultan folgen mußte. Unter Soliman ergab diese Einrichtung noch ein Cavallerie-Corps von 200,000 Mann, später verfiel die Wehrverfassung immer mehr und mehr. Die Mehrzahl der Grundherren zog vor, sich nicht zu gestellen und die Regierung war zu schwach, sie hierzu anzuhalten.

Diese Zustände im ältern türkischen Reiche erinnern, wie wohl jedem Leser aufgefallen sein wird, im höchsten Grade an die Zustände des übrigen Europas im Mittelalter. Ja, die Aehnlichkeiten sind so groß, daß man fast die Unterschiede aufsuchen muß. Das Obereigenthum des Fürsten ist in der Türkei in Betreff der Domanialgüter klar ausgesprochen; der Sipahi ist der Lehnsvasall, der dem Lehnsherrn mit einer Zahl Truppen in den Krieg folgen muß, und der Detentor endlich ist unser Bauer; er muß, wie dieser dem Guts-

herrn Zehnt zahlen, Frohndienste leisten und untersteht seiner Gerichtsbarkeit. Diese Aehnlichkeiten treten noch mehr hervor, wenn man die Detailvorschriften sich ansieht, die die älteren Gesetze in ziemlicher Ausführlichkeit enthalten. Uns interessirt ein weiteres Eingehen auf diese Punkte aber nicht, für den vorliegenden Zweck genügt die Skizzirung des Verhältnisses.

2. Die Wakufs.

Wakuf bezeichnet ursprünglich die feierliche Weihung einer Sache zu einem vom Stifter bestimmten frommen Zwecke. Später wurde darunter auch der Complex der Vermögensobjecte verstanden, die zu dem frommen Zwecke bestimmt waren. Die zu Wakuf geweihten Grundstücke werden dadurch dem Verkehr gänzlich entzogen. Ausschließlicher Eigenthümer wird die Gottheit. Selbst der Staat verliert an diesen Grundstücken alle seine sonstigen Befugnisse und namentlich das Recht der Besteuerung.

Die Stiftungen sind durch den Koran empfohlen und wurden bald üblich. Dadurch vermehrten sich schnell die Wakufgüter, die schon durch die Antheile an der Beute nicht unbeträchtlich waren. In späterer Zeit wurden die Stiftungen förmlich zur Modesache und nicht nur Privatpersonen betheiligten sich daran, sondern namentlich auch die Sultane, die oft große Theile der Domanialgüter den Wakufsverwaltungen überwiesen. Diese Güter, die man später mevkufé nannte, blieben in den Händen der Detentoren, der Wakuf erhielt aber daran ungefähr die Rechte, die sonst der Sipahi ausgeübt hätte, wenn die Güter in Lehen vergeben wären.

Dem analog vergaben die Wakufsverwaltungen andere Besitzungen in Erbpacht (idjaré.) Dabei wurde gewöhnlich ein System einer doppelten Miethe angewendet, das idjaretein genannt wurde. Der Erwerber zahlte sofort ein größeres Pauschquantum (muadschele), gleichsam ein Aversionalquantum auf die Miethe, und später nur noch eine sehr geringe jährliche Miethe (muedschele) Der Wakuf hatte bei einer solchen Erbpacht das Recht, eine Erbschaftssteuer zu erheben, wenn ein Descendent das Gut nach dem Tode des Vaters übernahm. In Ermangelung von Descendenten wurde das Grundstück mahlul d. h. es fiel an den Wakuf zurück. Verkauft durfte das Grundstück nicht ohne Genehmigung des Wakuf werden, der sich dafür eine Abgabe zahlen ließ; es durfte selbstredend nicht verpfändet werden, unterlag dafür aber auch weder einer Besteuerung vom Staate, noch auch der Confiscation.

Die Confiscationen spielten im ottomanischen Reiche bekanntlich eine nicht unbedeutende Rolle. Sie waren eine beliebte Finanzquelle des Staates und daher war großer Reichthum große Gefahr. Noch heute findet man infolge dessen bei den Orientalen das gewohnheitsmäßige Bestreben, sein Vermögen zu verbergen. Da Grundbesitz schwer zu verheimlichen war, so kam man

auf einen andern Ausweg. Man übertrug das Grundeigenthum an den Wakuf und nahm es von ihm in Erbpacht. Der Eigenthümer wurde dadurch zwar Detentor, mußte Erbpacht zahlen und konnte sein Grundstück nur an die Kinder vererben; dafür war er aber von der Gefahr der Confiscation befreit, haftete mit dem Gute nicht für Schulden und brauchte für dasselbe keine Steuer zu zahlen. Die Vortheile wogen die Nachtheile also reichlich auf und daher kam es, daß zahllose Uebertragungen von freiem Eigenthum an den Wakuf erfolgten.

Die Verwaltung der Wakufgüter war früher sehr confus. Gewöhnlich stand sie der vom Stifter eingesetzten Person (mutevelli) zu. Starb diese, so ernannten die cazi-asker (die Präsidenten der beiden obersten Gerichtshöfe) einen Stellvertreter. Die mutevellis standen unter nazirs oder Inspectoren, die oft sehr bedeutende Revenuen aus diesem Amte zogen. Daher ließen sich hohe Staatsbeamte zu nazirs ernennen und beispielsweise wurde es zur Gewohnheit, daß der erste Eunuch nazir der Wakufs der heiligen Orte und der Großvezir nazir von den Moscheen Muhamed II., Selim und Suleiman wurde. Einzelne Moscheen hatten bedeutendes Vermögen. Von der Achmedié wird gesagt, daß sie 200,000 Piaster Einkünfte hatte, und die Revenuen der Aja Sophia werden sogar auf 1,000,000 Piaster angegeben.

Schlechte Verwaltung, Coursverluste (der Piaster galt im vorigen Jahrhundert noch 1 Thlr. 12 Sgr., jetzt gilt er nicht ganz 2 Sgr.), Verschwendung ꝛc. haben die Vermögen sehr ruinirt. Gerade deshalb sind auf diesem Gebiete viele Reformen versucht und noch weit mehr angestrebt worden.

II.

Die Reformen.

1) Die Reformen des Sultan Mahmud.

Die Reformen haben während der Regierung des Sultans Mahmud begonnen und sind unter seinen beiden Nachfolgern fortgesetzt worden. Sie haben die Verhältnisse des Grundeigenthums sehr erheblich verändert, aber dieselben noch nicht auf den Standpunkt gebracht, den eine gesunde Politik erfordert. Wie sich erwarten ließ, hat sich die Reform gegen die Lehnsverfassung und gegen die Wakufs gerichtet, sie war und ist indessen überaus schwierig, weil nicht allein die mannigfachsten Privatrechte ihr entgegenstanden, sondern namentlich weil beide Institute sich auf das geistliche Recht stützen. Die Herren der Wakufs, die Ulemas, und die Herren der Lehne, die Sipahis, standen nicht allein unter einander in enger Verbindung, sie hatten auch mit der berühmten Miliz der Janitscharen dasselbe Interesse und bildeten mit diesen die Hauptstützen des Alttürkenthums.

Der erste gewichtige Schritt des Sultans, der allerdings mit dem Grund-

Digitized by

eigenthum nichts direct zu thun hatte, der aber die Basis der ganzen Reform bildete, war die bekannte Vernichtung der Janitscharen. Als dies Werk gelungen war, richtete sich Mahmud gegen die verbündeten Sipahis. Er hob die alte Wehrverfassung und infolge davon die Lehne sammt und sonders auf und übertrug die Rechte der Sipahis an das Aerar (beit ulmal). Eine andere Wehrverfassung wurde eingeführt und den früheren Lehnsbesitzern für ihre verlornen Rechte nur eine Entschädigung gezahlt, die ungefähr die Hälfte ihrer früheren Einkünfte betrug. Die Ausführung dieser Bestimmungen erfolgte allerdings erst unter dem Nachfolger, die Reorganisation wurde aber zu Anfang der vierziger Jahre vollendet und seit dieser Zeit erinnern an die früheren Zustände nur noch die oben erwähnten Entschädigungen, die mit der Zeit allerdings gänzlich wegfallen werden, die bisher aber noch ziemlich beträchtlich sind. Im Jahre 1850 zahlte der Staat noch als Entschädigung an ehemalige Lehnsbesitzer und an einige andere Personen, denen früher Einkünfte als Privilegien überlassen waren, 40 Millionen Piaster. Im Jahre 1860 hatte sich diese Summe bis auf 24½ Millionen ermäßigt.

Bereits am 30. Juni 1826, 15 Tage nach der Vernichtung der Janitscharen, hob Sultan Mahmud das Bureau der Confiscationen auf. Dadurch bewirkte er, daß das Hauptmotiv der Errichtung von Wakufs fortfiel. In der That hat die Erfahrung gelehrt, daß von diesem Augenblicke an das mülk den Vorzug vor dem Wakufbesitze erhielt und daß die Stiftung von Wakufs sehr abnahm.

Am 30. Mai 1835 sprach Sultan Mahmud endlich den Grundsatz aus, daß der Staat der oberste Inspector aller Wakufgüter sei; er ernannte demgemäß einen Director des Wakufs mit dem Range eines Ministers und legte diesem die Befugniß bei, die Mutevellis zu bestellen. Man erzählt, daß Mahmud schon bereit gewesen sei, die Wakufgüter ganz zu Staatsgütern zu erklären, daß er dies aber aus Besorgniß vor der Macht der Ulemas unterlassen habe. Der Sultan Abdul Medschid hat die letzte Reform seines Vaters noch vervollständigt, indem er ein förmliches Evkaf-Ministerium eingeführt hat.

Diese Maßregeln waren alle im Princip vortrefflich, verursachten aber dem Staate viele Kosten. Die Wakufverwaltung war so heruntergekommen, daß sie nur 20 Millionen einbrachte und daß der Staat 12½ Millionen jährlich zuschießen mußte, um nur die Balance der Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Diese Summe zahlte der Staat allerdings als Entschädigung für gewisse Einnahmequellen, die er, wie den Hafenzoll in Smyrna, dem Wakuf abgenommen hatte und die ihm jetzt weit mehr einbringen; trotzdem ist die Beihilfe unverhältnißmäßig, wenn man die große Ausdehnung und den innern Werth der Wakufgüter berücksichtigt. Uebertrieben ist zwar, daß der Wakuf ⅞ des ganzen

Digitized by Google

Landes besitzt, immerhin ist aber sein Besitzthum sehr groß und seine Netto-Einnahme unverhältnißmäßig niedrig.

Dies ist der Zustand des Grundeigenthums in den vierziger und fünfziger Jahren. Eine weitere Reform ist damals nicht erfolgt. Selbst der berühmte Hatti Humayoum vom 18. Februar 1856 hat keine Aenderung herbeigeführt. Dieses Grundgesetz hat zwar den Fremden im Princip das ihnen bisher bestrittene Recht beigelegt, Grundeigenthum zu erwerben, es waren im Gesetz aber Bedingungen beigefügt, die die Ausführung der Bestimmungen suspendirten.

2) Das Gesetz vom 21. April 1858.

Wichtige Reformen enthielt erst das Gesetz vom 21. April 1858, das die Verhältnisse des Grundeigenthums wenigstens in zwei Richtungen anders regelte. Wie bereits oben auseinandergesetzt wurde, war in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung das Lehnswesen in Verfall gerathen und gleichzeitig damit ein großer Theil der Staatsdomänen in willkürlicher Weise seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet und von Sultanen, ja mitunter sogar von Privatpersonen in Wakufgüter verwandelt worden. Das neue Gesetz gab die der Domäne entzogenen Güter, die jetzt den größern Theil des Wakufeigenthums ausmachten, ihrer alten Bestimmung zurück und gewährte den Besitzern sämmtlicher Domanialgüter durch eine Ausdehnung der Successionsrechte bedeutende Vortheile.

Mit Rücksicht auf die ebenerwähnten Mißbräuche unterscheidet das Gesetz die eigentlichen Wakufgüter von dem mevkufé-Gütern d. h. den Domanialgütern, die später dem Wakuf übertragen waren, bestimmt, daß die letzteren ihrer ursprünglichen Natur gemäß unter das Staatsärar gestellt und in Zukunft nach den gewöhnlichen Gesetzen und nicht nach den speciellen Gesetzen des Wakufs beurtheilt werden. Einzig und allein die Verkaufssteuer, die Erbschaftssteuer und der Erwerb durch den Heimfall soll bei den mevkufé-Gütern dem Wakuf verbleiben.

Für die sämmtlichen Domanialgrundstücke (mirié und mevkufé) stellt das Gesetz eine Menge Detailvorschriften auf, von denen wir als wesentlich folgendes hervorheben.

Der tapu ist, wie früher, der Titel, der das Besitzrecht begründet. Der Verkauf des Domanialgutes ist dem Detentor gestattet, die Erlaubniß des Staates muß aber bei Strafe der Nichtigkeit eingeholt werden und wird nur gegen Zahlung einer Abgabe gewährt. Die Kinder erben, wie im frühern Rechte, frei, außerdem soll aber auch dem Vater und eventuell der Mutter dasselbe Recht ohne Zahlung des tapu zustehen. Die weiteren Verwandten müssen den tapu zahlen, der durch Conventionen festgesetzt werden soll. In Betreff dieser

Digitized by

Personen sind eine Menge Verkaufsrechte eingeführt, die nach der Classe während 10 Jahr, 5 Jahr und 1 Jahr Gültigkeit haben. Diese Bestimmungen sind überaus complicirt und haben zu vielen Streitigkeiten Veranlassung gegeben.

Dies die hauptsächlichsten Vorschriften des Gesetzes. Nur ein in ihm erwähntes charakteristisches Institut ist noch hervorzuheben, da es wahrscheinlich für die Zukunft von Bedeutung sein wird. Es ist dies eine Art Verpfändung, die an die fiducia des ältern römischen Rechts erinnert. Zwar wurde der Grundsatz aufrecht erhalten, daß die Domanialgüter weder verpfändet werden können, noch für die Schulden des Besitzers haften; da dies aber mit dem täglichen Leben und den Bedürfnissen in zu grellem Widerspruch stand, so hatte man schon früher einen Ausweg gefunden, der nun gesetzlich gebilligt wurde. Der Besitzer des Domanialgrundstückes kann sein Gut mit Genehmigung der Obrigkeit d. h. gegen Zahlung der Verkaufssteuer, an den Gläubiger mit der Bedingung verkaufen, daß es gegen Zahlung der Schuld zurückverkauft werden muß. Ein solcher Verkauf mit dem Vorbehalt des Rückkaufes wird firaghi bel vefa genannt. —

Wir haben nunmehr den Zustand geschildert, in dem sich der Grundbesitz in der Türkei unmittelbar vor Erlaß der neusten Reformgesetze befand. Er war gewiß erheblich verbessert, aber immerhin noch unbefriedigend. Namentlich die Zustände des Wakufs, in denen wenig geändert war, gaben zu vielen Beschwerden Veranlassung. Die beschränkte Erbfolge räumte dem Heimfallsrechte den weitesten Spielraum ein; kaum war ein größeres Besitzthum zu finden, von dem nicht die Wakufbehörden eine oder die andere Parcelle beanspruchten. Fast jede Familie besaß Grundstücke, die verfallen waren; sie verbarg dies ängstlich, um den Besitz nicht zu verlieren. Scheinkäufe waren an der Tagesordnung, dann kamen Veruntreuungen durch den Käufer vor, der durch Besitz des Hodjets — der Besitzurkunde — frei über das Grundstück verfügen konnte. Nimmt man noch hinzu, daß die Grundstücke gewöhnlich sehr klein waren, daß einzelne Häuser oft auf 20 Grundstücke erbaut sind, von denen die einen Wakuf, die anderen Mülk, nach verschiedenen Erbrechten behandelt werden, so kann man sich vorstellen, zu welchen unangenehmen Streitigkeiten dies Veranlassung gab. Was wollte ein Erbe beispielsweise mit einem sonst auf mülk erbauten Hause machen, wenn der Hausflur und die Treppe auf einem verfallenen Wakufgrundstücke sich befand und dieses reclamirt wurde? Kurz die Verhältnisse lagen sehr im Argen.

3) Neueste Reformen.

Die beiden kleinen Gesetze vom 21. Mai und 18. Juni haben einige Verbesserungen eingeführt.

Digitized by Google

a) Das Geſetz über die Domänen.

Das erſte Geſetz bezieht ſich auf die mirié- und mevkufé-Güter d. h. alſo auf die Domanialgüter, deren Abgaben theils an den Fiscus, theils an den Wakuf fließen. Die Hauptbeſtimmung iſt die Erweiterung des Erbrechts. Während früher nur die Kinder und Eltern das Recht hatten, ohne Zahlung des tapu das Grundſtück durch Erbgang zu erwerben, wird dies unbeſchränkte Erbrecht nunmehr auf die Enkel, die Geſchwiſter und den überlebenden Ehegatten ausgedehnt. Außerdem iſt im Geſetze nur noch beſtimmt, daß das Inſtitut des firaghi bil vefa, das wir oben kennen gelernt haben, durch Specialreglements weiter ausgebildet und daß auch die Modalität, wie die Domanialgrundſtücke durch anderweitige Schulden der Beſitzer haftbar gemacht werden können, in ähnlicher Weiſe regulirt werden ſoll. In einem beigefügten Reglement iſt endlich vorgeſchrieben, daß die Beſitzer für die eingeräumten Rechte außer dem gewöhnlichen Zehnt noch den Betrag von 1¼ Zehnt zu zahlen haben. Dieſe Abgabe ſoll aber auf Erfordern auf 5 Jahre vertheilt werden.

Die Entſchädigung, die das Reglement auflegt, iſt im Ganzen mäßig, der durch das Geſetz gemachte Fortſchritt dagegen recht bedeutend. Das freie Erbrecht bis zum zweiten römiſchen Grade in abſteigender Linie und in der Seitenlinie beſeitigt die meiſten Fälle des mahluls (Heimfall). Dadurch wird die Sicherheit des Grundbeſitzes verſtärkt und die verſprochene Erweiterung und Verbeſſerung des Inſtituts der firaghi bil vefa wird, wenn ſie nicht ein leeres Verſprechen bleibt, ſicherlich dazu dienen, den Realcredit zu heben.

Das Ziel, das zu erſtreben iſt, kann wohl niemandem unklar ſein. Die Güter müſſen mülk der jetzigen Detentoren werden und die Rechte des Staates auf tapu, auf Verkaufsſteuer ꝛc. müſſen wegfallen und durch rationelle Steuern erſetzt werden. Das einzige Hinderniß, das der Erreichung des genannten Zieles momentan noch entgegenſteht, iſt das fiscaliſche Intereſſe. Das Recht des tapu hat im Jahre 1860 dem Staate 14¼ Millionen Piaſter eingebracht. Die Türkei iſt gegenwärtig nicht in der Lage, auf eine ſolche Einnahme zu verzichten und deswegen iſt auch jedenfalls die gegenwärtige Reform nicht ſo umfaſſend, als man bei dieſem Gegenſtande hätte erwarten können. Die Verbeſſerungen müſſen alſo zunächſt auf dem Gebiete der ſehr im Argen liegenden und den Grundbeſitz zu ſehr drückenden Finanzverwaltung erfolgen. Aber ſchon eine rationell auferlegte Grundſteuer, die gleichmäßig allen Grund und Boden träfe, würde dem Staate hinreichende Einnahmequellen öffnen, um auf die jetzigen Domanialeinkünfte verzichten zu können.

b) Das Geſetz über den Wakuf.

Während die obenerwähnten Beſtimmungen ſich auf Ruralgüter beziehen, be-

trifft das Gesetz über den Wakuf mehr die städtischen Grundstücke.*) Damit dessen Bestimmungen zur Anwendung kommen, müssen drei vorgeschriebene Bedingungen eintreten:

1) das Grundstück muß entweder Constructionen tragen oder es muß ein städtisches Grundstück sein, das einen Ertrag oder eine Rente einbringt;
2) das Grundstück muß mittelst Idjaretein d. h. mittelst der obenbeschriebenen doppelten Miethe in den Besitz von dritten Personen übergegangen sein;
3) das Grundstück muß zu einer Stiftung gehören, die entweder vom Sultan oder von der kaiserlichen Familie oder von einer Privatperson, deren Erben nicht mehr leben, gemacht worden ist.

Trotz dieser Beschränkungen soll das Gesetz auf die meisten Wakufgüter anwendbar sein; man hat mir von glaubwürdiger Seite versichert, daß bei 75% der Wakufgüter die obigen Bedingungen eintreten.

Auch dies Gesetz hat nun bei den Wakufs der beschriebenen Art das Erbrecht der Verwandten des Detentors erheblich ausgedehnt. Während früher nur den Kindern ein Erbrecht zustand, so soll jetzt auch den Enkeln, den Eltern, den Geschwistern und dem überlebenden Ehegatten ein gleiches Recht eingeräumt sein. Als Entschädigung soll die jährlich zu zahlende Miethe (muedschele) in entsprechender Weise durch ein noch zu erlassendes Specialreglement vermehrt werden. Die Verkaufssteuer (3%) bleibt bestehen und die Erbschaftssteuer, die 1½% beim ersten Grade betrug, wird bei den weiteren Graden ebenfalls durch Specialreglements erweitert werden.

Das Institut der firaghi bil vefa wird auch bei den Wakufgütern anerkannt, dagegen wird in diesem Gesetze nicht gesagt, ob die Wakufgrundstücke auch für andere Schulden der Besitzer haftbar gemacht werden können.

Die Vergünstigungen des Gesetzes sind facultativ. Nur der erwirbt sie, der seinen Titel in der vorgeschriebenen Form mit dem Wakuf erneuert.

Dies sind die hauptsächlichsten Bestimmungen des Wakufgesetzes. Dasselbe ist nicht so befriedigend ausgefallen, wie das andere Gesetz. Der Hauptfehler liegt in der facultativen Anwendung desselben. Wer das Verfahren in der Türkei kennt, der wird leicht begreifen, daß die meisten Besitzer vorziehen werden, es beim Alten zu belassen. Die Verhandlungen beim Wakuf sind zu weitläufig, die erforderlichen Trinkgelder zu groß, als daß die Besitzer ihre Neigung zur Ruhe überwinden sollten. Außerdem hängt aber die Ausführung des Gesetzes auch noch von dem Erlaß einer Reihe von Reglements ab. Wenn diese

*) Es scheint, daß die Domanialgüter fast ausschließlich aus ländlichen Grundstücken bestehen, während die Wakufgüter (abgesehen von den mevkufé-Gütern) größtentheils städtische Grundstücke sind.

Digitized by Google

erſcheinen werden, iſt fraglich, und leicht iſt es möglich, daß wie in vielen anderen Fällen, das ganze Geſetz durch das Ausbleiben dieſer nothwendigen Ergänzungen illuſoriſch wird.

Auch in Betreff der Wakufgüter kann über das ſchließliche Ziel der Geſetzgebung ein Zweifel nicht obwalten. Die Moſcheen können zwar Privateigenthum beſitzen, ſie können daſſelbe auch nutzen, wie ſie wollen, der jetzige Zuſtand kann aber von dem Staate nicht geduldet werden. Die Erbpachtverhältniſſe, die, wie wir geſehen haben, über die ganze Türkei verbreitet ſind, ſind für die Entwickelung des Landes entſchieden nachtheilig und deshalb müſſen ſie in der Weiſe aufgehoben werden, daß die Erbpächter Eigenthümer werden. Der Wakuf kann vom Staate, der dadurch das Recht der Beſteuerung erhält, entſchädigt werden und dies kann um ſo leichter geſchehen, als das ganze Inſtitut verhältnißmäßig ſo wenig einbringt. Erwägt man dies, ſo wird man ſtaunen, daß in dieſer Beziehung die Reform ſich nicht durchgreifender geſtaltet hat. Das Haupthinderniß, das ſich einer ſofortigen radicalen Umgeſtaltung entgegenſtellt, iſt ohne Zweifel noch immer der Widerſtand der Ulemas. Der Wakuf iſt ein religiöſes Inſtitut und daher würde ſeine Aufhebung namentlich von den Alttürken als ein Act gegen die Religion angeſehen werden. Dieſer religiöſe Widerſtand hat ja auch in vielen chriſtlichen Staaten ähnliche Wirkungen hervorgebracht und daher wird man es verſtehen, daß die Türkei bei dieſer Reform ſo behutſam zu Werke geht.

c. Das Geſetz über den Grundbeſitz der Fremden.

Wir gehen zum letzten Theil unſeres Berichts über: zum Geſetz über den Grundbeſitz der Fremden im türkiſchen Reiche.

Der Fremde — musteemen genannt — konnte ſich urſprünglich in die Türkei nur unter dem Schutze des aman d. h. des ſichern Geleites begeben. Der aman wurde entweder ſpeciell verliehen oder beruhte auf einer diplomatiſchen Uebereinkunft. Grundſätzlich wurde der Fremde, wenn er ein Jahr in der Türkei gelebt hatte, als Raja angeſehen und der Kopfſteuer unterworfen. Namentlich trat dies ein, wenn er Land erwarb und dies bearbeitete. Später ſind dieſe Grundſätze durch Capitulationen modificirt, es blieb aber das Princip beſtehen, daß die Fremden nicht Immobilien beſitzen dürfen.

Die Fremde, die einen Raja heirathete, wurde türkiſche Unterthanin. Das Umgekehrte trat aber nicht ein; die Raja, die einen Fremden heirathete, behielt ihr Staatsbürgerrecht. Dieſen Grundſatz hat die Pforte ſtets aufrecht erhalten; ſie hat ſogar die Conſequenz dieſes Princips unumwunden anerkannt und der Frau des Fremden mit Rückſicht auf das urſprüngliche Unterthanenverhältniß das Recht zugeſtanden, nicht allein ererbten Grundbeſitz zu behalten, ſondern auch neuen zu erwerben. Dieſes Recht wurde im Laufe der Zeiten

auf alle Frauen der Europäer ausgedehnt und es wurde nur verlangt, daß ſich dieſelben in die Regiſter der Rajas eintragen ließen. Hierdurch und durch Scheinverkäufe d. h. durch Käufe mittelſt eines vorgeſchobenen türkiſchen Unterthans, wurde bewirkt, daß nach und nach tauſende von Europäern Beſitzer von Grundſtücken, namentlich in Conſtantinopel und Smyrna geworden ſind. Dieſe Fictionen waren aber immer precär und deshalb war es von jeher ein Beſtreben der fremden Geſandtſchaften, den in der Türkei angeſiedelten Unterthanen das Recht zu verſchaffen, Grundbeſitz auf den eigenen Namen zu erwerben. Die langen Bemühungen ſchienen endlich mit Erfolg gekrönt zu werden, als im Hatti Humayoun vom 18. Februar 1856 beſtimmt wurde:

„Da die Geſetze, die den Kauf, den Verkauf und den Beſitz von Immo„bilien regeln, allen türkiſchen Unterthanen gemeinſam ſind, ſo iſt es auch „den Fremden erlaubt, Immobilien zu beſitzen, wenn ſie ſich den Landes„geſetzen und den Localpolizeivorſchriften fügen und dieſelben Abgaben, „wie die Eingeborenen, zahlen. Dies ſoll jedoch erſt dann eintreten, wenn „Vereinbarungen zwiſchen dem Gouvernement und den fremden Mächten „ſtattgefunden haben.“

Dies Geſetz blieb indeſſen 11 Jahre lang unausgeführt. Die Vereinbarungen kamen nicht zu Stande, da die Pforte das Verlangen ſtellte, die Capitulationen aufzuheben oder wenigſtens erheblich zu modificiren. Es hätten auch leicht noch Jahrzehnte vergehen können, ohne daß es zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht die politiſchen Verhältniſſe des letzten Sommers die Einführung von Reformen wünſchenswerth gemacht hätte.

Ehe wir indeſſen zur Prüfung des Geſetzes vom 18. Juni 1867 übergehen, iſt es nothwendig, mit zwei Worten auf die Stellung zurückzugehen, die die Europäer in der Türkei in Folge der Capitulationen haben.

Das eigentliche türkiſche Recht, das Scheriat, fand urſprünglich nur auf die Muſelmänner Anwendung. Den anderen der Pforte unterworfenen Nationen iſt ihr früheres Recht gelaſſen und es iſt namentlich in älterer Zeit ſtets der Grundſatz aufgeſtellt, daß dieſe Nationen ſich durch ihre Nationalbehörden und nach ihrem eigenen Rechte zu verwalten haben. Später iſt dies Princip mehrfach durchbrochen, aber auch noch heute finden wir es in vielen Beziehungen gewahrt. Nur in einem Falle trat immer eine Ausnahme ein; wenn ein Muſelmann in dieſer oder jener Hinſicht bei der Angelegenheit betheiligt war, ſo wurde die Sache vor die türkiſche Behörde gezogen und dieſe kümmerte ſich um das fremde Recht in keiner Weiſe.

Dies der türkiſchen Staatsverfaſſung eigenthümliche Princip der Nationalität des Rechts iſt auch den Fremden gegenüber in den zwiſchen der Pforte und den europäiſchen Mächten abgeſchloſſenen Capitulationen anerkannt. Die weſentlichen Rechte, die den Fremden hiernach zuſtehen, ſind die folgenden:

1. Das Recht, alle Streitigkeiten unter einander vor den eigenen Gerichten nach nationalem Rechte abzumachen,
2. Das Recht, bei jeder Verhandlung vor einem türkiſchen Gerichte die Gegenwart eines Delegirten der Geſandſchaft oder des Conſulats verlangen zu dürfen,
3. Das Recht nur durch die eigenen Behörden exequirt zu werden; (mag das Erkenntniß von dieſer Behörde oder von einem türkiſchen Gericht gefällt ſein, die Execution kann nur durch das Conſulat vollſtreckt werden),
4. Das Recht der Unverletzlichkeit des Hauſes, d. h. kein türkiſcher Beamter darf ohne Erlaubniß des Conſulats in ein von einem Fremden bewohntes Haus eintreten.
5. Das Recht, keine directen Steuern und Abgaben, namentlich nicht die Kopfſteuer zu zahlen.

Dieſe Beſtimmungen, die anfangs dazu dienten, die Fremden vor Eigenmächtigkeiten der türkiſchen Behörden zu ſchützen, ſind allmählig, bedeutende Vorrechte geworden. Die Privilegien ſind theilweiſe ſogar, namentlich was die Abgabenfreiheit betrifft, für das türkiſche Reich drückend, und deswegen wird man bald nicht ablehnen können, in dieſer oder jener Hinſicht Modificationen der Capitulationen eintreten zu laſſen.

Wie der Grundſatz der Perſönlichkeit des Rechts in der Türkei bei der Menge der vorhandenen Nationen ſich hat durchführen laſſen, wird in Europa ſchwer zu begreifen ſein. Darauf näher einzugehen, würde aber hier zu weit führen und deswegen bemerke ich nur, daß die dem Orient eigenthümliche und auch in dem Quartiergeſetz ſich äußerlich darſtellende Raçentrennung die Berührungspunkte der einzelnen Nationalen auf wenige Gebiete beſchränkt.

Daß nun die Mobilien als zur Sphäre des Beſitzers gehörig nach deſſen Recht beurtheilt werden, iſt einleuchtend. Die Anwendung dieſes Princips aber auf Immobilien iſt eine Unmöglichkeit.

Solange die Unterthanen des Sultans allein Grundbeſitzer waren, machte die Sache keine Schwierigkeit. Da jede Angelegenheit, die vor türkiſche Gerichte kam, nach türkiſchem Recht beurtheilt wurde, und da die Einmiſchung dieſer Gerichte geſetzlich faſt bei jeder Veränderung in Betreff der Immobilien ſtattfand, ſo kam das Scheriat in dieſer Beziehung beinahe ausſchließlich in Anwendung. Anders würde die Sache ſich aber geſtalten, wenn den Fremden der Beſitz der Immobilien mit dem Recht zugeſtanden würde, auf dieſelben die Privilegien der Capitulationen anzuwenden. In dieſem Falle würde eine Beſeitigung der fremden Geſetze und namentlich der darauf ſich gründenden Rechte dritter Perſonen unmöglich ſein. Selbſt wenn die türkiſchen Gerichte in dieſem oder jenem Specialfalle bei einem Proceſſe, in dem ein Türke betheiligt wäre, nach dem Scheriat er-

kennen wollten, so würde dies doch wenig helfen, da die Execution in das Grundstück und die Subhastation dem fremden Gerichte zusteht und dies dadurch in die Lage käme, die Rechte der dritten Personen zu schützen. Da nun aber die fremden Gesetze nicht nur vom Scheriat, sondern auch unter sich erheblich abweichen, so müßte die Anwendung der Capitulationen, namentlich bei einem starken Wechsel des Eigenthums, die ungeheuerlichsten Consequenzen nach sich ziehen. Man denke nur, daß ein Grundstück in wenigen Jahren in den Händen eines Türken, eines Preußen und eines Engländers war, daß während der Besitzzeit eines jeden Eigenthümers Verpfändungen vorgekommen sind, und man wird sich ohne Mühe ausmalen können, welche heillose Confusion daraus entstehen müßte.

Die Türkei hatte schon deswegen vollkommen Recht, den Erwerb des Grundeigenthums nicht freizugeben. Abgesehen von diesen Zweckmäßigkeitsgründen verbietet aber auch das staatliche Interesse die Anwendung der Capitulationen auf den Grundbesitz. Ein Staat kann wohl einzelne Personen von der Gerichtsbarkeit eximiren, er kann diese Privilegien allenfalls einer ganzen Classe von Einwohnern verleihen, er kann aber niemals dies auf alle Grundstücke ausdehnen, die von jener Classe erworben werden. Dadurch würde die Exemtion jede Grenze verlieren und es könnte kommen, daß in Folge jener Privilegien ein großer Theil des Staates in fremde Hände überginge und dadurch aus dem staatlichen Nexus ausschiede. Der Widerstand der Türkei ist daher als vollkommen begründet anzuerkennen.

Sehen wir nun, wie das neue Gesetz sich diesen Schwierigkeiten gegenüber verhält.

Dasselbe bestimmt, daß die Fremden berechtigt seien, im ganzen türkischen Reiche mit Ausnahme des als heiliges Gebiet betrachteten Hedjar ländliche und städtische Grundstücke zu erwerben, es fügt aber die Bedingung hinzu, daß sie sich den für türkische Unterthanen geltenden Gesetzen unterordnen. Dies wird speciell dahin interpretirt:

1. Die Fremden müssen sich allen Gesetzen und Polizeivorschriften unterordnen, die sich auf den Genuß, die Uebertragung, die Veräußerung und die Hypotheken von Grundstücken beziehen;
2. sie müssen alle Steuern und Abgaben zahlen, die den Grundstücken auferlegt werden;
3. Sie müssen sich ohne Beschränkung der türkischen Jurisdiction unterwerfen und zwar für alle Fragen, die die Grundstücke betreffen, mag der Gegner ein Türke oder ein Fremder sein.

Dann folgen Vorschriften über das Verfahren bei Concursen der Fremden, bei Executionen gegen dieselben ꝛc., Vorschriften, die ganz sachgemäß sind und bei denen nichts zu erinnern ist. Bemerkenswerth ist dagegen die nächste Be-

Digitized by Google

ſtimmung. Es wird geſagt, daß der Fremde unter Lebenden und von Todeswegen über diejenigen Immobilien disponiren darf, bei denen es nach ottomaniſchem Rechte ſtatthaft iſt, und daß, wenn er nicht disponirt hat, oder nicht hat disponiren können, die Erbſchaft nach ottomaniſchem Rechte regulirt wird. Der letzte Paragraph macht die Geltung des Geſetzes davon abhängig, daß die betreffende Macht, zu der der Fremde gehört, das Geſetz acceptirt hat.

Kein einſichtiger Beurtheiler wird leugnen, daß die hauptſächlichſten Beſtimmungen dieſes Geſetzes der Natur der Sache entſprechen. Es iſt vollkommen in der Ordnung, daß die den Grundbeſitz regelnden Geſetze, die Polizeivorſchriften ꝛc. von den zukünftigen Eigenthümern, mögen ſie Fremde oder Einheimiſche ſein, befolgt werden müſſen, und es iſt ebenſo gerechtfertigt, daß alle Beſitzer die gleichen Abgaben zahlen und daß die Proceſſe, die den Grundbeſitz betreffen, von einheimiſchen Gerichten entſchieden werden. Dagegen entſtehen aber die folgenden Bedenken:

1. Das erſte untergeordnete Bedenken betrifft die Steuer. Die Türken kennen den ſcharfen Unterſchied, den wir zwiſchen Grundſteuer und anderen Steuern machen, nicht. Sie legen eine Grundſteuer auf, wollen dieſe aber gleichzeitig nach der Induſtrie und dem Handwerk berechnen, das auf dem Grundſtück betrieben wird. Dieſe Umſtände ſind ſchon bei Gelegenheit der Cataſtrirungen, die in den letzten Jahren vorgenommen ſind, vielfach zur Sprache gekommen und werden auch bei Durchführung des Geſetzes viele Schwierigkeiten bereiten. Man kann indeſſen zugeben, daß dadurch die Einführung des Geſetzes nicht unmöglich gemacht wird. Gerade in Betreff der Steuern genießen die Fremden ſolche Privilegien, daß ſie ſehr gut ſelbſt eine etwas hohe Grundſteuer zahlen können.

2. Viel wichtiger iſt das zweite Bedenken, das die hinſichtlich des Erbrechts erlaſſene Beſtimmung betrifft. Nach dem Geſetz ſoll in Ermangelung eines Teſtaments das ottomaniſche Erbrecht entſcheiden und hierunter kann nur das Erbrecht des geiſtlichen Rechts, des Scheriats, verſtanden werden.

Wenn man auf die bisherigen Verhältniſſe zurückblickt, ſo findet man allerdings ſo naive Zuſtände, daß ſie einem Europäer kaum begreiflich ſind. Bisher war der Regel nach ſtets das Erbrecht maßgebend, das der Nation des Erblaſſers eigenthümlich war. Gerade die Erbregulirungen wurden faſt ausſchließlich von den Gerichten der Nationen bearbeitet und daher kam es, daß in allen dieſen Fällen die Grundſätze des Scheriats nicht angewendet wurden. Gelang es aber einem der Betheiligten, die Sache vor ein türkiſches Gericht zu bringen, ſo änderte ſich der Fall. Dieſes wendete ohne weiteres das ihm allein bekannte Recht, den Scheriat, an und warf die entworfene Regulirung über den Haufen. Die Anwendung des einen oder des andern Rechtes war mithin eine Frage der Macht. Es gehörte ein ziemlich großer Einfluß dazu, die Sache vor

Digitized by Google

das türkiſche Gericht zu bringen, da es nicht nur galt, deſſen Trägheit zu brechen, ſondern auch den Einfluß zu überwinden, den der Vorſtand der Nation beſaß. Daß der letztere gewöhnlich alles anwendete, um eine derartige Intervention zu hindern, lag auf der Hand.

Daß nun die complicirten Beſtimmungen des Scheriats für die Fremden unanwendbar ſind, wird jeder begreifen, der ſich mit jenen Vorſchriften auch nur ganz oberflächlich beſchäftigt. Dies Erbrecht iſt nicht nur überaus controvers, ſondern enthält auch eine Menge Vorſchriften, die für die Gegenwart abſolut nicht paſſen.

Zwei Auswege ſind möglich. Entweder beſtätigt die Türkei das bisher geltende Princip, daß jeder im Reiche verſtorbene Erblaſſer nach dem Recht ſeiner Nationalität beerbt wird, und beſtimmt, daß die türkiſchen Gerichte, die die Jurisdiction über die Grundſtücke haben, dieſe Rechte berückſichtigen, oder ſie muß ſich zu einer Reviſion des bisherigen Rechts entſchließen und ein zeitgemäßes Erbrecht einführen. Der letzte Weg wäre entſchieden der beſſere, da er die Sache vereinfacht.

3. Das ſchwerſte Bedenken betrifft die Juſtiz.

Die Juſtiz iſt in der Türkei merkwürdiger Weiſe ein geiſtliches Inſtitut. Der oberſte Chef iſt der Scheich ul Islam und die ſämmtlichen Richter ſind Geiſtliche. Das einzige Geſetz, nach welchem gerichtet wird, iſt der Koran mit ſeinen Auslegungen. Neue Geſetze gelten nur inſofern, als ſie ihn ergänzen. Eine Abänderung iſt unmöglich. Der Proceß vor ſeinen Gerichten iſt überaus einfach und naturwüchſig. Das Verfahren iſt ſtreng mündlich und dies wird bis dahin ausgedehnt, daß ſchriftliche Beweiſe nicht zugelaſſen werden. Selbſt eine Proceßvollmacht kann nicht durch Urkunden dargethan werden, es müſſen zwei Zeugen producirt werden, die die Ertheilung der Vollmacht bekunden und beſchwören. Ueberhaupt iſt nur der Zeugenbeweis gültig und dabei wird noch heute ſtreng der Grundſatz feſtgehalten, daß das Zeugniß des Ungläubigen dem Gläubigen gegenüber keine beweiſende Kraft hat.

Wenn man bedenkt, daß die in jenen Gerichten ſitzenden Richter zu den ſtrengſten Alttürken gehören, ſo wird man zugeſtehen, daß es für die Fremden äußerſt bedenklich iſt, dieſe Gerichtsverfaſſung unterworfen zu ſein.

Jene geiſtlichen Gerichte waren übrigens ſtets ein Stein des Anſtoßes. Die fremden Mächte waren immer darauf bedacht, ihre Unterthanen von ihnen frei zu machen. Dies iſt durch die Einſetzung der weltlichen Gerichte, nämlich der Handelsgerichte und der Polizeigerichte, bewirkt, vor denen gegenwärtig alle Klagen verhandelt werden, bei denen Fremde betheiligt ſind. Dieſe Gerichte haben eine durchaus abweichende Gerichtsverfaſſung, ſie entſcheiden nach neuen, dem code Napoléon entlehnten Geſetzen und ſtehen unter der Controle der weltlichen Behörden. Auch ſie geben zu vielen Klagen Veranlaſſung, im all-

gemeinen ſind ſie aber ebenſo gut, wie die Gerichte vieler anderer halbciviliſirter Staaten. Hätte man nun ähnliche Gerichtshöfe für die Immobiliarſtreitigkeiten eingeſetzt und für dieſelben eine beſondere Geſetzgebung erlaſſen, ſo würde man dagegen nichts einwenden können. Die Competenz der geiſtlichen Gerichte dagegen und die Anwendung des Scheriats iſt ein Unding, das die fremden Regierungen unmöglich anerkennen können. Dieſe Gerichtsbarkeit bewirkt in der That keineswegs die in dem neuen Geſetz als Hauptmotiv angegebene Gleichſtellung der Fremden mit den türkiſchen Unterthanen, ſondern ſanctionirt die rechtliche Ungleichheit, in die die Natur des geiſtlichen Rechts die Fremden verſetzt.

Dies ſind die Bedenken, welche das neue Geſetz hervorruft. Sie beweiſen, daß die Principien, von denen die Reform ausgeht, im allgemeinen richtig ſind. Die Letztere bewirkt nur, daß andere Gebrechen, die ſchon jetzt vorhanden und fühlbar ſind, noch mehr an den Tag treten. Wie in vielen anderen Fällen, zeigt ſich auch hier die Erſcheinung, daß es mit einer Reform nicht abgemacht iſt, ſondern daß die Verbeſſerung eines Inſtitutes ſofort die Verbeſſerung einer Reihe damit im Zuſammenhange ſtehender Inſtitute nothwendig macht.

Ein Wort über den „Allgemeinen deutſchen (Laſſalleſchen) Arbeiter-Verein.“

Vom Rheine.

Der beträchtliche Stimmenzuwachs, den der „Allgemeine deutſche Arbeiter-Verein“ ſeit dem Frühjahr gewonnen und der ihm ermöglicht hat, mehrere Abgeordnete (wie z. B. für Elberfeld-Barmen den Herrn J. B. von Schweitzer und für Lennep-Mettmann den Herrn Dr. med. Reincke) in den Reichstag des norddeutſchen Bundes zu ſenden, läßt ſich durch innerliche und äußerliche Gründe erklären. Wochenlang andauernder Aufenthalt des Herrn von Schweitzer in dem betreffenden Wahlkreis, ſein perſönliches Auftreten in allen Arbeiterverſammlungen, die Möglichkeit ununterbrochener Communication mit ſeinen rührigen und geſchickten Agenten, und die Conſequenz, mit welcher er in allen Wahlen dieſes Jahres unabänderlich der Candidat derſelben Partei war, wodurch ſein Name faſt inſtinctiv das Loſungswort der Arbeiter wurde, alles

das gab dieser Partei bedeutenden Vorsprung. Aber das entschied nicht allein Die Anhänger des Herrn v. Schweitzer gingen mit ganz anderm Pathos ins Feuer als die Liberalen; handelte sichs für sie lediglich darum, einen Abgeordneten ins Parlament zu senden, von dem sie die Ueberzeugung besaßen, daß er mit allen Kräften dahin wirken werde, die Rechte und Freiheiten des Volkes zu wahren und zu befestigen, so versprachen sich die Arbeiter von der Wahl ihres Candidaten ganz andere directe und greifbare Förderung ihrer Interessen, und das sind Zugmittel, die ungleich wirksamer sind, als alle politische Ideale. Sie sahen in dieser Wahl die Möglichkeit und den Anfang der practischen Besserung ihrer socialen Lage, und der mächtige Agitator „Magenfrage" genannt, trieb sie schaarenweise an die Urnen. „Gerechtigkeit für die große enterbte Masse des Volkes" schloß ein früher zu Gunsten des Herrn v. Schweitzer verbreitetes Flugblatt, — „aller Reichthum, welcher sich in den Händen der Capitalisten anhäuft, gehört vom Standpunkt des natürlichen Rechtes den Arbeitern" — schloß eine den Arbeitern des Wahlkreises Elberfeld-Barmen gewidmete Broschüre, die jenes nunmehrige Mitglied des Reichstags selbst zum Verfasser hat, — was vermögen die aufrichtigsten Bestrebungen, was vermögen die herrlichsten Reden für Volksfreiheit dagegen auszurichten?

Das Streben des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" beruft sich auf die bekannten Lasalleschen Theorien.

Wenn die herrschende Politik das allgemeine Stimmrecht, das ja neben den Productiv-Associationen und der Staatshilfe auch unter den Theorien Lasalles mit figurirt, als einen gefährlichen Gegner ansah, so mochte sie ihre guten Gründe dazu haben. Zu diesen guten Gründen aber gehört nicht die gewöhnlich vorangestellte Behauptung: daß das allgemeine Stimmrecht mit der monarchischen Ordnung unvereinbar sei. Das allgemeine Stimmrecht verträgt sich in der That mit jeder Regierungsform, sogar mit dem baaren Despotismus, wie das Beispiel des heutigen Frankreich zeigt. Der Aberglaube, welcher aus dem allgemeinen Stimmrecht einen unantastbaren Götzen macht, verfällt von Rechtswegen der blutigen Geißel, welche schon der radicale Proudhon über denselben mit den Worten schwingt: „den König entthront, haben wir den Plebs auf den Thron gesetzt. Kaum von einem Götzen befreit, trachten wir nur darnach, uns einen andern zu bilden. Wir sind den Soldaten des Titus ähnlich, welche nach der Einnahme des Tempels nicht von ihrem Erstaunen zurückkommen konnten, da sie in dem Heiligthum der Juden weder Statuen noch Ochsen, weder Esel noch Phallus noch Courtisanen fanden!"

Und haben nicht die Wahlen zum deutschen constituirenden Parlamente gezeigt, wie wenig ohne weiteres im socialistischen Sinne mit dem allgemeinen directen Wahlrecht durchzusetzen ist? Wie viele deutsche Arbeiter werden denn auf den Reichstagen und im Zollparlamente sein? In Preußen fällt beim

directen Wahlrecht die ungeheure Mehrheit der Stimmen dem leicht bestimmbaren und immer abhängigen ländlichen Proletariat zu, welche sie ohne Bedenken im conservativen, ja feudalen Sinne abgeben würde. Es müßte noch viel Wasser die preußischen Flüsse herunter fließen, bis die Stimmen der städtischen Arbeiter, selbst wenn sie alle unter Lassalles Fahnen ständen, den Ausschlag geben. Nehmen wir aber einmal an, es hätte sich ein Abgeordnetenhaus gebildet, dessen Vertreter in großer Majorität von Lasalleschen Principien durchdrungen wären und als ihre Hauptaufgabe anerkennten, durch Productivassociationen der Arbeiter den Unternehmergewinn des Capitals zu beseitigen, so würde noch immer die Frage sein, ob die Abstimmungen und Entscheidungen dieses Abgeordnetenhauses auch eine auf die Executive wirkende Gewalt ausübten, oder ob die Staatsmacht sich nicht vielmehr stark genug und verpflichtet fühlen würde, diesen Beschlüssen die Wirkung zu versagen. Die Abgeordneten würden zuerst und ausschließlich für die Geltung ihres verfassungsmäßigen Rechtes zu kämpfen haben und in dieselben Bahnen gedrängt werden, auf denen sich die Fortschrittspartei bewegte. Die durch directes Wahlrecht heraufbeschworene etwaige „Staatshilfe" wäre also nichts weniger als ein bequemes oder nur sicheres Mittel zur Reorganisation der Arbeiterverhältnisse. Sie setzt einen Staat voraus, der geneigt ist, die in Anspruch genommene Hilfe zu gewähren; ein solcher aber wird durch das allgemeine directe Wahlrecht an sich noch keineswegs geschaffen.

Was nun die „Staatshilfe" selbst betrifft, so hatte Herr Lasalle vollkommen Recht, wenn er den Staat die größte Genossenschaft nennt. Der Staat ist die Association aller seiner Angehörigen und alle haben Rechte und Pflichten in demselben. Die Pflichten müssen sich nothwendig nach den Rechten bemessen, welche den Staatsangehörigen zu Theil werden; je größer die Rechte, desto größer natürlich auch die Pflichten, so will es die Gerechtigkeit.

Weshalb ist nun aber diese große Association da? Soll von Staatswegen jedem Staatsbürger sein Mittagsbrod gekocht und jeder von Staatswegen gefüttert werden, ohne eine Hand oder einen Fuß regen zu müssen? Ein solcher Gedanke wäre ausführbar, wenn eine gehörige Anzahl Staatsköche angestellt würde und die nöthige Zahl der Staatsfütterer jeder mit einem Staatsteller und einem Staatslöffel. In Staatsküchen würde gekocht, das Feuermaterial würde durch Staatsleute herbeigeschafft werden. Staatsmaurer, Staatszimmerleute und Staatsdachdecker hätten die nöthigen Gebäude gebaut, Staatslandwirthe, Staatsgärtner, Staatsfleischer, Staatsbäcker ꝛc. die nöthigen Fütterungsbedürfnisse besorgt. Bei der Unvermeidlichkeit durststillender Mittel sind auch Staatsbierbrauer, Staatswinzer nöthig; es dürfen überhaupt in keinem Fache die Staatsbeamten fehlen, also auch keine Staatsschneider noch Staatsschuhmacher, keine Staatsputzmacherinnen noch Staatsnäherinnen ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Doch wo sind nun endlich die Menschen, denen alle diese Staatsdienstleistungen geschehen sollen? Der Staat besteht ja nur eben aus seinen eigenen Angehörigen; es gibt also nur zwei Möglichkeiten: entweder ein Theil dieser Staatsangehörigen läßt sich auf Staatskosten von dem andern Theile bedienen; in diesem Falle, da der Staat so viele Obliegenheiten übernimmt und für die Dienste Löhne zahlen muß, muß dieser bediente Theil den gesammten Lohn aufbringen, d. h. er muß in der Form von Steuern so viele Staatskosten tragen, als zur Bestreitung jener Löhne nöthig sind; — oder es ist nur die andere Möglichkeit vorhanden, daß jeder Einzelne auf diese Staatshilfe so weit verzichtet, als er alle Dienste, welche er sich selbst zu leisten vermag, selbst leistet. Da nun gewiß jeder viel besser selbst weiß, welche Bedürfnisse und Wünsche er hat und diese individuell so sehr verschieden sind, so thut jeder zweifelsohne am besten, vom Staate so wenig wie möglich zu fordern; dann braucht er ihm auch viel weniger zu zahlen, als im andern Falle.

Betrachten wir aber einmal die practischen Versuche mit Lassalleschen Theorien. Das classische Land der socialen Experimente ist Frankreich. Nicht erst seit dem zweiten Kaiserreich, welches das allgemeine directe Wahlrecht schon lange in Uebung gebracht hat, sodaß die Stimme eines jeden Arbeiters, der über 21 Jahr alt ist, ebenso viel gilt, wie die eines Fould oder Pereire, ohne daß darum der französische Arbeiter materiell oder social besser daran wäre, als der deutsche und ohne daß der gesetzgebende Körper zu Paris den Angelegenheiten und Interessen des Arbeiterstandes eine besondere Aufmerksamkeit widmete, — schon in den vierziger Jahren hat man dort angefangen, den „alttestamentlichen Organismus" zu ändern. Louis Blanc machte den Vorschlag: der Staat solle die großen Industriellen alle expropriiren um ihre Fabriken den vereinigten Arbeitern zur Ausbeutung zu überlassen, und auf diese Weise nach und nach die ganze Production in seine Hände zu nehmen und sociale Werkstätten in sämmtlichen Hauptbranchen der Fabrication zu errichten, in die alle Arbeiter mit gleichem Lohne aufgenommen werden sollten. — Ebenso wollte Lasalle mit einem Sprunge den Arbeiter am Unternehmungslohne theilnehmen lassen. Von den Zwischenstationen, welche das Genossenschaftswesen bietet, mochte er nichts wissen und forderte vom Staate die Initiative, daß er wenigstens indirect durch Zinsengarantie den Arbeitern die Capitalien und Arbeitsinstrumente zur selbständigen Production schaffe. Das sind also keineswegs neue Erfindungen; in den Nationalwerkstätten, Lohntaxen, Maximalpreisen für Lebensmittel, Zinstaxen ꝛc. sind alle diese Gedanken bereits verwirklicht worden. Denn alle diese Herrlichkeiten haben den nämlichen theoretischen Ausgangspunkt: verkehrte unnatürliche Zustände und Verhältnisse durch willkürliche also eben so unnatürliche Einrichtungen zu

Digitized by Google

ändern, künſtlich zu organiſiren, wo eine natürliche Organiſation bereits vorhanden iſt, welche aber durch unnatürliches Eingreifen, durch abſolutiſtiſche Maßregeln geſtört wurde. Gewiſſermaßen verlangte die franzöſiſche Februar-Revolution die Garantie der Arbeit. Der Staat kann aber nur für das Erarbeitete einen beſtimmten Schutz leiſten, nie aber die Pflicht übernehmen, jeder Arbeitskraft in der Geſellſchaft den entſprechenden Antheil zu verſchaffen. Eine ſolche der Befugniß und dem Zwecke des Staates widerſprechende Verpflichtung würde die größten Störungen des perſönlichen und ſtaatlichen Rechtes nach ſich ziehen, welches das ganze Leben des Menſchen, ſeine geiſtigen und materiellen, ſocialen und individuellen Beziehungen zu ſeines Gleichen umfaßt, und deshalb nicht abſoluter, ſondern bedingter Natur iſt. Das materielle und das geiſtige Gebiet der Arbeit ergänzen ſich gegenſeitig, keines kann ohne das andere beſtehen, ſie bilden, „ökonomiſch betrachtet" die Einheit der Arbeit, und das Recht des einen iſt deshalb auch das Recht des andern. Wenn alſo eine Garantie der Arbeit geleiſtet werden könnte, ſo müßte ſich dieſelbe auf die geiſtige wie auf die materielle Arbeit erſtrecken. Es iſt bis jetzt aber z. B. noch keinem Naturforſcher eingefallen, für ſeine Fähigkeit, gute naturwiſſenſchaftliche Bücher zu ſchreiben, vom Staate eine Garantie in Anſpruch zu nehmen. Er ſchreibt ſie und das Geſchriebene wird vom Staate beſchützt, nicht aber das Talent zum Schreiben. Ebenſo wenig hat die ackerbautreibende Claſſe Garantie für ihre Arbeit auf dem Felde und in der Tenne gefordert, denn ſie weiß, daß dieſe Arbeit abhängig iſt vom Regen und Sonnenſchein, vom Wind und Wetter, über die der Staat das Recht der freien Verfügung zur Zeit noch nicht beſitzt. Nicht alſo die Arbeit an ſich oder die ſubjective Anlage und Fähigkeit zur Arbeit, ſondern nur die Arbeit als ökonomiſches Object von reellem Werth kann ein Recht auf Schutz und Garantie beanſpruchen.

Wenn in der franzöſiſchen Revolutionszeit und auch neuerlich wieder durch den Kaiſer Napoleon vorgeſchrieben wird, daß die Bäcker das Brod nicht über einen beſtimmten Preis hinaus verkaufen dürfen, was iſt das anders als eine Beſtimmung: daß der Lohn der Bäcker zu Gunſten der Brodverbraucher erniedrigt werden ſoll, während die Erfahrung hundertfältig gelehrt hat, daß nur der freie Verkehr, alſo das ungehinderte Schwanken durch Nachfrage und Angebot das allein Richtige iſt.

Wie faſt immer Erfahrung und Geſchichte geräuſch- und oft nachdrucksvoller, aber auch weit empfindlicher als alle Theorie die Irrthümer der Menſchen an den Pranger ſtellt, ſo hat ſie auch die unheilvollen Phraſen vom Garantierecht in jenem Sinne vor den Blicken der Gegenwart entlarvt. Wie kläglich iſt die practiſche Conſequenz der Garantie der Arbeit, die hochgeprieſenen Nationalwerkſtätten, dieſes koſtſpielige Experiment unſeres Jahrhunderts geſcheitert! Und iſt es Zufall oder hat es nicht vielmehr Sinn genug, daß ge-

Digitized by Google

rade da, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts jede von den arbeitenden Classen geschlossene organische Verbindung als Rest des mittelalterlichen Monopolismus aufgehoben und die bürgerliche Gesellschaft in ihre Atome zerlegt wurde, daß gerade in Frankreich solche verderbliche Wege betreten wurden? Und haben solche Attentate auf den bestehenden Organismus der Gesellschaft, wie diese vermeintlichen Ansprüche der Arbeit an das Recht oder dessen Träger, den Staat, in ihren Bestrebungen nach Gleichheit bisher zu anderm Ende geführt als zum absoluten Regiment? Als die Sorbonne dem Ludwig sagte: Recht sei alles was von und für den Monarchen geschehe; als der Convent noch absoluter herrschte als die Ludwige; als Napoleon der Erste unumschränktester Cäsar wurde, als Louis Philipp Regent ward und die Republikaner die Macht erhielten, bis endlich Louis Napoleon wieder den Absolutismus auf dem Scheine des Volkswillens herstellte, — — waren es nicht immer dieselben Tendenzen nach gesellschaftlichen Ausgleichungen solcher Art, welche zur Despotie führten?

Das Capital kann übrigens der Staat nicht hergeben, denn er hat keins; die Zinsgarantie kann er aber auch nicht geben, denn die Zubuße müßte aus der Staatscasse erfolgen und diese wird durch die Steuerzahler gefüllt. „Aber der Staat giebt Zinsgarantie bei Eisenbahnanlagen," sagt Herr Lasalle. Wenn aber eine Eisenbahn gebaut wird, so geschieht es im Interesse des ganzen Staates und nicht im Interesse der Capitalisten. Was übrigens Herr Lasalle verlangt, ist ebenfalls in Frankreich bereits versucht worden und hat durch das Ergebniß der dortigen Versuche nicht minder seine vollständige Widerlegung gefunden. Das Decret der constituirenden Versammlung vom 3. Juli 1848, wonach ein Credit von drei Millionen Franken eröffnet werden sollte, um die productiven Associationen zu unterstützen, ist nichts anderes als die Verwirklichung der Lasalleschen Forderungen! Was waren die Folgen dieses Decrets? Man kann im voraus nicht wissen, wie hoch bei Associationen der Unternehmerlohn ist. Man kann den Lohn, den wir gewöhnlich Arbeitslohn nennen, berechnen; der Arbeiter weiß, welche Arbeit er zu leisten hat und ebenso weiß der Unternehmer, was er zu leisten hat und was ihm das von anderen Geleistete werth ist, aber er weiß nicht, ob er für seine Producte auch Käufer findet, ob er sie gleich oder später absetzen wird; er kann nicht wissen, ob nicht Geschäftsstockungen eintreten, ob nicht ein neuer Artikel, eine neue Erfindung, eine neue Mode den Werth seiner Producte verringern: ob die Käufer derselben auch zahlungsfähig bleiben ꝛc., kurz der Unternehmungslohn läßt sich nicht ausbedingen, er ist der Ueberschuß, der sich zuletzt findet, wenn die Waare verkauft und das Geld dafür in die Hände des Unternehmers gelangt ist; dann erst weiß er, was er verdient hat, dann erst kennt er den Lohn seiner Arbeit, dann erst hört sein Risico auf.

Die große Mehrzahl der Gesellschaften, welche einen Antheil an diesem, dem erwähnten französischen Staatscredit erlangten, sind rasch wieder untergegangen, nur zwei erfreuten sich eines glücklichen Gedeihens. Sehr viele aber von den Associationen, welche eben zu jener Zeit entstanden und die gerade keine Unterstützung vom Staate erhielten, entwickelten sich fort und in schönster Blüthe. Das ist ein practischer Beweis, daß es nicht die Staatssubvention ist, welche beim Gelingen der productiven Associationen entscheidet. Mag auch zugegeben werden, daß in Frankreich bei der Vertheilung jener drei Millionen nicht immer die beste Wahl getroffen wurde; allein wo sollen Garantien hergenommen werden, daß anderwärts und zu anderen Zeiten glücklicher gewählt wird? Und ausgewählt muß werden, denn es ist gar nicht denkbar, daß der Staat alle an ihn kommende Arbeitergesuche berücksichtigen könnte.

Nun lassen sich andrerseits allerdings Mittel finden, um eine Ausbeutung des Staates durch unsinnige Anforderungen Einzelner zu verhindern. Aber schon durch die Entscheidung über zur Unterstützung empfohlene Projecte wäre den Bevorzugungen und dem Protectionssystem Thür und Thor geöffnet, und außerdem müßte der Staat auch die Operationen und Geschäfte der einzelnen Genossenschaften überwachen; er müßte sich vielfach in ihre Organisation, in ihre innersten Verhältnisse mischen, wenn er vor Mißbräuchen sicher sein wollte. Denken wir uns nun solche Arbeiter-Associationen allgemein verbreitet, so hätte schließlich der Staat die ganze Production zu überwachen und zu leiten. Hiermit ständen wir aber mitten im Socialismus mit seiner Uniformität, mit seiner Aufhebung der freien individuellen Thätigkeit. Alles müßte nun den von der höchsten staatlichen Weisheit festgesetzten Regeln unterworfen werden, alles müßte sich in die von ihr bestimmten Formen zwingen lassen, die erstrebte Freiheit für alle wäre in eine Vielregiererei umgewandelt, mit welcher verglichen die schlimmsten Polizeieinrichtungen unserer Tage wahres Amüsement wären.

Dies war nun freilich nicht die Absicht Lasalle's; er verlangte ausdrücklich, daß die arbeitenden Classen alle ihre individuellen Freiheiten bewahren und zum Staate in keiner andern Beziehung stehen sollten, als daß ihnen das erforderliche Capital resp. der erforderliche Credit zu ihrer Association vermittelt werde. Wie dies mit der nothwendigen Oberaufsicht des Staates bei der Gründung dieser Vereine und mit der nöthigsten Controle ihrer Geschäftsführung zu vereinbaren wäre, bleibt indeß Räthsel.

Zur Kurzweil werfen wir noch einen Blick auf den Begriff der Concurrenz in dem so geordneten Staate. Wie soll es mit ihr, der Triebfeder alles Erwerbs und Fortschritts gehalten werden, wenn die Production in die Hände von Arbeiter-Associationen gegeben ist, die durch Staats-Interventionen die nöthigen Gelder zu ihrer Unternehmung erhalten haben? Soll der

Digitized by

Staat die Concurrenz dulden? Soll er einer zweiten Association, die sich meldet, die Mittel versagen? Darf und kann er aber mehrere sich gegenseitig bekämpfende Etablissements zugleich unterstützen?

Mit welchem Rechte und nach welcher Norm soll er dem einen verweigern, was er dem andern gestattet? Dieser Staat, der sich die Aufgabe gestellt hat, unsere heutigen Ungleichheiten nnd Ungerechtigkeiten abzuhalten, kann doch seine Thätigkeit nicht damit beginnen, neue Ungerechtigkeiten zu begehen, neue Ungleichheiten zu schaffen? Nun denke man sich diese Fabriken, die einander gegenseitig Concurrenz machen, von denen aber keine mit ihrem eigenen Gelde wirthschaftet! — Was liegt den Arbeitern an den Capitalien des Staates und an denen, welche er garantirt hat? Was wir heute so häufig sehen, wenn zwei Etablissements einander Concurrenz machen, — daß sie einander gegenseitig so lange unterbieten, bis der schwächere oder gar jeder der beiden Theile seine Capitalien aufgezehrt hat — das würde und müßte sich täglich wiederholen. Denn es wäre nicht mehr das eigene Capital, welches Gefahr läuft, sondern wenn die eine der Gesellschaften unterliegen sollte, so ist ja immer wieder der Staat da, der einer wieder neu sich bildenden Association neue Capitalien liefert! Offenbar hat man es hier mit einer Schraube ohne Ende zu thun. Ein solcher Zustand wäre auf die Dauer vollkommen unerträglich.

Man sieht also der Staat dürfte die freie Concurrenz der Genossenschaften nicht dulden. Trotz der Ungerechtigkeit, die der Staat begeht, wenn er nicht jedem Arbeiter gleiche Rechte einräumt, — trotz der Erleichterung für die Willkür, die dadurch geschaffen wird, daß ein Gesuch von Arbeitern abgewiesen werden kann, nur weil es vielleicht ein paar Tage später kommt, als das einiger anderer, — trotz der Widersinnigkeit, die darin liegt, die Staatsunterstützung von der Schnelligkeit abhängig zu machen, mit der sie verlangt wurde, — — wird doch der Staat durch die Macht der Verhältnisse darauf hingeführt, in jedem besondern Felde der Production eines jeden Artikels immer nur eine Fabrik und eine Association mit ihren nöthigen Verzweigungen zu unterstützen. Dieses bevorzugte Unternehmen würde dann leicht jede Privatconcurrenz besiegen und beseitigen können. Dabei wären wir wieder bei Louis Blanc angelangt, bei der Vernichtung jeder Concurrenz, bei dem Monopol, dem chinesischen Stillstand und der universalen Faulenzerei, aus der höchstens die Wahrnehmung aufrütteln würde, daß eines schönen Morgens alle unsere Märkte von fremden Fabricaten überschwemmt wären, was zur Pflicht machen würde, zum grassesten Prohibitivsystem zurückzukehren.

Die Aufhebung der Concurrenz so gut wie die Gestattung derselben würde also in dem Lasalleschen Staate in gleicher Weise den Ruin des Landes nach sich ziehen. Wenn ein System aber weder mit Beibehaltung der Con-

Digitized by Google

currenz noch ohne dieſelbe functioniren kann, ſo beweiſt dies eben aufs neue daß es überhaupt unausführbar iſt.

Das iſt nun freilich nichts weniger als eine Neuigkeit, und ich würde Anſtand genommen haben, mich in Ihrem Blatte ſcheinbar auf Gemeinplätzen zu tummeln, fehlte nicht ſo Vielen, denen dieſe Fragen jeden Tag practiſch an den Leib treten, der Muth, die Conſequenzen zu ziehen. Bei uns am Rheine empfindet man den Ernſt der Arbeiterfrage vielleicht am ſtärkſten. Umſomehr fühlen wir uns aufgefordert, dazu beizutragen, daß aus der Reihe von Löſungsvorſchlägen wenigſtens das ausgeſchloſſen werde, was mit dem Zauber des innern Widerſpruchs begabt in unreifen Köpfen ſpukt. Man ſollte ſich gewöhnen, Apoſtel und Agitatoren der obenbeleuchteten Doctrinen vom pathologiſchen Geſichtspunkte zu betrachten.

Die Lage Süddeutſchlands.

Aus Schwaben, 12. Oct.

Durch das Rundſchreiben Bismarcks vom 7. Septbr. ſind die Südſtaaten in eine neue Lage gebracht; in die Freiheit ihres Entſchluſſes iſt ihr eigenes wie das Schickſal Deutſchlands gegeben. So offen als es nur jemals Cavour gethan, hat Bismarck den Grundſatz der Nationalität aufgeſtellt. Die Conſtituirung eines Volkes iſt ſeine eigene Sache; will das deutſche nur einmal eins ſein, ſo findet ſich auch der Staatsmann, der die Hand dazu bietet, alles iſt hinfort in den Willen der Nation ſelbſt geſtellt. Süddeutſchland insbeſondere iſt geſagt, daß es nur von ihm ſelbſt abhänge, an dem Neubau des deutſchen Staats theilzunehmen, und Frankreich iſt der verſtändliche Wink ertheilt, daß Deutſchland ſich in ſeiner Conſtituirung durch keinen Verſuch fremder Einmiſchung ſtören laſſen werde.

Das Rundſchreiben war die Erwiederung auf die ſalzburgiſche Zuſammenkunft. Dieſe Provocation, — die ſtärkſte aller bisherigen Provocationen, mag auch die practiſche Folge Null ſein, — forderte eine Aeußerung der preußiſchen Regierung heraus, die nach beiden Seiten kein Mißverſtändniß ließ, weder der Nation noch dem Ausland gegenüber. Es war die Frage, wie ſie von beiden Seiten aufgenommen und beantwortet wurde.

Digitized by Google

Jeder Tag verstärkt für Frankreich die Nöthigung, endlich aus seinem bisherigen Schwanken zwischen Kriegs- und Friedensschlüssen herauszutreten. Es kann ihm nicht entgehen, daß durch die Fortdauer der bisherigen Zweideutigkeit sein Prästige viel sicherer untergraben wird, als durch rückhaltlose Anerkennung der Thatsachen. Denn wenn es das Rundschreiben von 7. September, die officiellen Kundgebungen aus Baden, die Adresse des norddeutschen Reichstags ruhig hinnimmt, ohne doch seine halbdrohende Haltung aufzugeben, so ist nur die eine Deutung möglich, daß es wohl der Entwicklung der deutschen Dinge entgegentreten möchte, aber, für den Augenblick wenigstens, doch vor dem Aeußersten zurückschreckt. Die klare Sprache Bismarcks nicht minder als die Lage der Geschäfte in Frankreich drängen zu einer Entscheidung. Noch scheint dieselbe zu dieser Stunde nicht erfolgt. In der That wurde sie erschwert durch die gleichzeitigen Verwicklungen, die von Rom her sich erhoben.

Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß auch in diesem Augenblick wieder die Bahnen der deutschen und der italienischen Einheitsbewegung aufs innigste sich berühren und zusammenlaufen. Hier wie dort ein Volk, das vor dem letzten Ziele seiner staatlichen Entwicklung steht, hier wie dort der drohende Einspruch einer Macht, die auf zweideutige Verträge gestützt das neue Recht der Völker nicht anerkennen will, hier wie dort das entschiedene Verlangen, dieser unberechtigten Bevormundung ein für allemal sich zu entziehen. Noch einmal tritt an Frankreich die Versuchung heran, nach beiden Seiten seine illegitimen Ansprüche aufrecht zu erhalten. Näher noch muß ihm der Gedanke liegen, durch Nachgiebigkeit nach der einen Seite sich eine starke Position nach der andern zu verschaffen. Aber auch der dritte, eines großen sich selbst achtenden Volks allein würdige Weg steht ihm noch offen, der Entschluß, andere Völker nach ihrem freien Willen ihre inneren Angelegenheiten ordnen zu lassen.

Mit weit größerm Gleichmuth könnte man den Entschließungen Frankreichs entgegensehen, wenn das Bismarckische Rundschreiben sofort im Süden den entsprechenden Wiederhall gefunden hätte. Aber es scheint fast in Frankreich besser verstanden und gewürdigt worden zu sein, als bei uns. Man hätte denken sollen, nachdem das nationale Ziel von Preußen so unumwunden aufgestellt und die Vollendung des Einheitswerkes einzig vom freiwilligen Entgegenkommen des Südens abhängig gemacht ist, müßte die Bewegung vollends unaufhaltsam dem Ziele zueilen, jede Drohung ignorirend, jeden Widerstand zermalmend. Allein gerade die Freiheit der Wahl, die dem Süden zugestanden ist, kommt zunächst den Widerstandsmächten zu gute. Ohne auf die Bevölkerungen die elektrische Wirkung hervorzubringen, die bei einem Volke andern Temperaments oder minder entwickelten Localgeists nicht ausgeblieben wäre, gewährt sie den Regierungen die erwünschte Frist, unbelästigt sich in den Rechten ihrer Souveränität wohnlich einzurichten.

Das scheint, von Baden abgesehen, die Stellung, welche die süddeutschen Regierungen der neuen Lage gegenüber eingenommen haben. Herr v. Dalwigk, der schlimmste unter seinen Collegen, bleibt unbeanstandet auf seinem Posten, trotzdem der Graf Bismarck schonungslos ihm eine Lection ertheilt hat, die nicht jeder auf sich sitzen läßt. Fürst Hohenlohe edirt eine neue Auflage seines alten Programms, an der wiederum nichts verständlich ist, als der negative Theil, und nichts verständlicher, als die Weigerung, in den norddeutschen Bund zu treten, und die polemische Spitze, die gegen die Tendenzen dieses Bundes und gegen ein einseitiges Vorgehen Badens gerichtet ist. Daß Herr v. Varnbüler auf derselben Linie steht, darf man aus guten Gründen annehmen wenn auch seine Beredtsamkeit vor den Kammern in ein weniger kunstvolles und weitfaltiges Gewand sich hüllen wird. Die allerhöchste Aeußerung, das Schutz- und Trutzbündniß und der neue Zollvereinsvertrag seien das letzte äußerste Zugeständniß an Preußen, mag authentisch sein oder nicht, die Meinung der regierenden Kreise dürfte sie ziemlich genau ausdrücken. So antworten denn die süddeutschen Regierungen auf die Einladung, daß ihnen die Pforten des neuen deutschen Reichs offen stehen, mit einem runden: Wir wollen nicht.

Unter diesen Umständen wäre in der Bevölkerung selbst die Aufbietung aller Kräfte nöthig, um Preußen, den eigenen Regierungen wie Frankreich gegenüber, den festen Willen zu bekunden, vom neuen deutschen Reich nicht ausgeschlossen zu sein. Aber zu einer so einmüthigen geschlossenen Gesinnung fehlt noch viel. Wir stehen hier vor einem Proceß, der erst begonnen hat und der noch lange nicht erlaubt, reife Früchte zu schütteln. Die Organisation einer nationalen Partei, die Kundgebungen in Stuttgart, Nürnberg, in Augsburg, auch der Empfang, der dem König von Preußen in verschiedenen Orten Würtembergs und Bayerns zu Theil geworden ist, das Alles sind Symptome, daß die Stimmung seit einem Jahr wesentlich zum Bessern sich gewendet hat. Allein es sind Anfänge. An die Initiative der würtembergischen und auch der bayrischen Stände zur Forderung des Eintritts in den Bund ist nicht zu denken. Man muß schon froh sein, wenn die bewußten Verträge die Genehmigung der Kammern erhalten. Noch sind die Intriguen, die namentlich gegen die Genehmigung des Schutz- und Trutzbündnisses in Würtemberg angezettelt worden, nicht völlig aussichtslos. Der Gedanke einer Einmischung des Auslandes, anstatt als eine mit allen Mitteln abzuwendende Schmach in den Gemüthern zu brennen, läßt die Menge theilnahmlos und erfüllt Radicale und Ultramontane mit Sehnsucht und Hoffnung.

So steht denn der Süden mit einem Wort noch lange nicht auf der Höhe des ihm vom Nordbund gemachten Anerbietens. Allerdings darf man vertrauen auf die mit der fortschreitenden Befestigung der norddeutschen Bundeseinrichtungen wachsende Anziehungskraft des constituirten Staatsorganismus

Digitized by Google

auf die noch fehlenden atomistisch zersplitterten Theile. Wird durch die Wiederherstellung des Zollvereins und insbesondere durch die Institution des Zollparlaments für das Bewußtsein der gemeinsamen Interessen ein stetig wirkendes Organ geschaffen, so werden andrerseits die Früchte der einheitlichen Gesetzgebung im Nordbund das Volk im Süden zu Parallelen einladen, die für die Vereinigung nur günstig sein können. Schon jetzt fällt der Vergleich der ökonomischen Verhältnisse entschieden zu Ungunsten des Südens aus. Die nächste Zollvereinszählung wird wieder Resultate bringen, die schlecht zu der Mohl'schen Verherrlichung des süddeutschen Eldorado stimmen. In der Folge wird sich noch viel deutlicher herausstellen, wie es mit den Früchten der norddeutschen Knechtschaft und der süddeutschen Freiheit beschaffen ist. Die Fortschritte der norddeutschen Gesetzgebung müssen als eben so viele Schrauben wirken, die an die Autonomie des Südens angesetzt werden. Es wird auch in Süddeutschland die Erkenntniß aufdämmern, daß für das wirthschaftliche Wohlergehen und selbst für die politischen Rechte der Nordbund ganz andere Garantien biefet, als die Selbständigkeit des Südens, d. h. sein Ausschluß von dem lebendigen Spiel der wirthschaftlichen und politischen Kräfte der Nation.

Dies Alles wird seine Wirkung ausüben. Aber man wird nicht erwarten können, daß die Wirkung sich rasch zeige. In der That müssen wir, so lange das Programm: „Warten bis der Süden freiwillig kommt." strict ausgeführt werden soll, uns auf eine lange Uebergangszeit gefaßt machen. Niemand vermag vorauszusehen, wann — normale Zeitumstände vorausgesetzt einmal der Zeitpunkt kommen wird, da die süddeutschen Bevölkerungen mit der Wucht einstimmigen Willens und Entschlusses den Eintritt begehren. Und wer sie darum gar zu hart beurtheilen wollte, den darf man doch daran erinnern, daß auch im Norden die bundesstaatliche Einigung nicht durch Ueberreden oder freiwilliges Entgegenkommen zu Stande gebracht worden ist. Preußens bundesstaatliches Programm vom 10. Juni 1866 wäre noch heute ein Programm wie andere, ohne die darauf gefolgte Action, ohne die Einverleibung der einen und ohne den mehr oder weniger sanften Druck auf die anderen.

Und wenn man nur sicher wäre, daß dieser Proceß, wenn auch langsam, doch stetig und ohne Störungen sich vollzieht! Aber der Uebergangszustand ist nicht nur von unabsehbarer Dauer, er ist auch nicht ohne Gefahren. Eine auswärtige Verwicklung mag Norden und Süden rascher zusammenschmelzen, aber man gebe sich keiner Täuschung hin, auch das ist bei der geographischen Lage der Südstaaten noch immer denkbar, daß der Versuch einer Trennung gemacht würde. Schon einmal haben zum Theil dieselben Minister, die heute noch regieren, die freundlichen Dienste Frankreichs angerufen, und noch heute sieht die würtembergische Regierung in der preußischen Partei des Landes ihren eigentlichen Feind. Verbissene Demokraten träumen von der Vereinigung mit der

Schweiz und begrüßen im Bund mit den Ultramontanen die französisch-östreichische Allianz als Rettungsanker für die süddeutsche Freiheit. Ungescheut wird das Schutz- und Trutzbündniß im Süden als ein werthloses Stück Papier bezeichnet und allgemein ist das Gefühl, daß dieses Band allerdings für sich allein nicht stark genug ist, die Wiederkehr der Schmach früherer Zeiten unmöglich zu machen. Nicht einmal dazu hat es überall hingereicht, ungesäumt die preußische Wehrverfassung einzuführen, wozu es wenigstens die moralische Verpflichtung insofern enthielt, als seine legale Ausführung ohne diese Vorbedingung gar nicht möglich ist. Und wo denn doch mit der Erhöhung der Kriegstüchtigkeit Ernst gemacht wurde, hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche öffentlich als den eigentlichen Gegner, gegen welchen Süddeutschland „bis an die Zähne" sich waffnen müsse, Preußen bezeichneten, und welche die Anspannung der militärischen Kräfte ausdrücklich nicht mit der Nothwendigkeit des Zusammenstehens nach außen motivirten, sondern mit der Gefahr einer „uns etwa nach den Erfahrungen von 1866, wenn auch nur möglicherweise drohenden Vergewaltigung".

Dies sind nun freilich Verirrungen Einzelner, welche die Entwicklung im ganzen und großen nicht aufhalten können. Allein so lange jene Frist der freien Wahl dauert, ist doch auch den Agitationen dieser Art Freiheit gesichert und nicht jegliche Aussicht auf Erfolg abgeschnitten. Für das Ausland zumal sind sie ein beständiger Vorwand, sich der bedrohten süddeutschen Freiheit anzunehmen und ehrgeizige Gelüste in das Gewand tugendhafter Entrüstung zu kleiden. Das Gefühl der Unsicherheit zum mindesten ist unzertrennlich von dem Wohnen in einem ungebauten Haus. Und wer sich erinnert, wie die süddeutsche Bevölkerung im vorigen Jahr durch nichtswürdige Verführungskünste ihre Vernunft gefangen nehmen ließ, muß wünschen, daß die Zeit abgekürzt werde, innerhalb deren die Wiederkehr ähnlicher Erfahrungen wenigstens möglich ist. Es liegt im Interesse des Südens wie des Nordens, im Interesse des allgemeinen Friedens, daß die Zeit der freien Wahl ihr Ende finde.

Und es ist ein Mittel diese Frist abzukürzen. Erwartungsvoll sind in diesem Moment die Blicke auf Baden gerichtet. Der Norden ist bereit zu empfangen, Baden ist bereit zu kommen — welche Gründe sind vorhanden, den entscheidenden Schritt zu verzögern? Der Schlußparagraph der Bundesverfassung erlaubt den Zutritt auch eines einzelnen der Südstaaten; Bismarcks Rundschreiben und die Adresse des Reichstags erklären einen solchen Schritt für eine lediglich innere Angelegenheit der deutschen Nation; der unberechtigte Versuch des bayrischen Veto fordert eine unzweideutige Antwort.

Nach der französischen Seite würde der Zutritt Badens vollends die erwünschte Klarheit bringen. Die Ausdehnung des norddeutschen Bundes längs des Rheins bis an die Schweizergrenze würde Frankreich einen letzten Entschluß

Digitized by Google

kosten, es wäre die letzte Möglichkeit eines Versuchs, die deutsche Einheit zu hindern. Die letzte, aber nicht eben die günstigste. Gerade bei Baden wäre der Vorwand für eine Einmischung schwerer zu finden als bei der Aufnahme des ganzen Südens. Auch in Frankreich weiß man, daß man Baden gegenüber von preußischen Uebergriffen und Eroberungsgelüsten am wenigsten reden kann. Nicht einmal eine nennenswerthe Minderheit gilt es zu schützen gegen die Krallen des preußischen Adlers. Es ist der freieste Entschluß, der reine Ausfluß der Selbstbestimmung, wenn in Baden Fürst, Regierung und Volk in die dargebotene Rechte einschlägt. Soll uns dann der Handschuh entgegengeschleudert werden, unter günstigeren Umständen und mit besserm Gewissen könnten wir ihn nicht aufnehmen. Allein, täuscht nicht alles, so ist durch das Bismarcksche Rundschreiben, wenn es auch anfangs die Empfindlichkeit unsrer Nachbarn reizte, die öffentliche Meinung in Frankreich eher in friedlichem Sinn bestärkt worden. Mit größerm Nachdruck als zur Zeit des Luxemburger Conflicts hat sich das Friedensbedürfniß und der Friedenswille ausgesprochen. Aus dem einfachen Ernste der Bismarckschen Worte hat man die Unmöglichkeit herausgelesen, die Einheit Deutschlands überhaupt noch verhindern zu wollen, und überrascht wäre man nur dann, wenn diesen Worten die erwartete That nicht folgte.

Hat aber Frankreich auch diesen weitern Schritt hingenommen wie es die Ankündigung desselben in den badischen Kundgebungen im Rundschreiben Bismarcks und in den berliner Adreßdebatten hingenommen hat, so brauchte uns wegen der Isolirung Würtembergs nicht mehr bange zu sein. Es wäre für die Widerstandskräfte ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholten. Und wenn der Fürst Hohenlohe Baden vor einseitigem Vorgehen warnte, so that er es in dem ganz richtigen Gefühl, daß damit auch sein künstliches Anschlußprogramm über den Haufen geworfen wäre und der Einheitsproceß unaufhaltsam vollends die beiden letzten widerstrebenden Staaten anfallen würde.

Die preußische Regierung wird keinen Schritt thun, dessen Tragweite nicht vorher genau bemessen ist, sie wird auch für den Eintritt Badens umsichtig den Moment wählen, sie wünscht, daß der Ausbau des deutschen Staats sich im Frieden vollziehe. Aber am sichersten werden wir dann für den Frieden sorgen, wenn man uns entschlossen unsere Straße weiter ziehen und furchtlos die Mainbrücke überschreiten sieht. *y.*

Digitized by Google

Politiſche Rundſchau.

(Die innere Lage Frankreichs.)

X Leipzig, Mitte October.

„Wir wiſſen ſelbſt nicht, was wir mit uns anfangen ſollen.“ Mit dieſem wunderlichen Bekenntniß beginnt die October-Rundſchau der Revue des deux mondes ihre Beſprechung der gegenwärtigen europäiſchen Situation. Wer nur einige Tage lang franzöſiſche Octoberluft vom Jahre 1867 einzuathmen Gelegenheit gehabt hat, wird einräumen, daß dieſer Ausſpruch in der That das Geheimniß der gegenwärtigen Lage Frankreichs mit merkwürdiger Prägnanz zuſammenfaßt, und daß die Rathloſigkeit, von welcher derſelbe Zeugniß ablegt, dem aufmerkſamen wie dem unaufmerkſamen Beobachter franzöſiſcher Zuſtände der Gegenwart auf Schritt und Tritt begegnet. Das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland iſt begreiflicher Weiſe der Hauptgegenſtand der pariſer Berichte, welche unſere deutſchen Zeitungen ausfüllen, und wer ein Journal der Hauptſtadt des Weſtens zur Hand nimmt, ſieht daſſelbe zunächſt darauf an, ob es freundlich oder feindlich über die Dinge urtheilt, welche ſich diesſeit des Rheins vollziehen, ob Krieg oder Frieden die Loſung des nächſten Frühjahrs ſein werde. Und dennoch ſcheint uns, als habe die Frage nach der Stimmung, welche Frankreich ſeinen Nachbarn gegenüber hegt, ein blos untergeordnetes Intereſſe im Vergleich zu der Frage nach dem Verhältniß der franzöſiſchen Nation zu ſich ſelbſt. Wohl verſteht es ſich von ſelbſt, daß dem deutſchen Patrioten an Frankreich für den Augenblick nichts wichtiger iſt, als ſein Verhältniß zu Deutſchland; die Zeiten ſind vorüber, in denen der Deutſche als philoſophirender Allerweltsmann die Dinge „rein objectiv“, von einem „höhern Standpunkt“ anſah und weil er daheim nichts zu verlieren hatte, nicht darnach zu fragen brauchte, welche ſeiner eigenen Intereſſen bei einer Veränderung der Weltlage ins Spiel kommen könnten. Nichts deſto weniger glauben wir, daß die Frage nach Frankreichs nächſter Zukunft falſch geſtellt iſt, wenn man ſie in die Alternative: „Krieg oder Frieden mit Deutſchland“ zuſammenfaßt. Ein mal läßt ſich für uns von den franzöſiſchen Zuſtänden der Gegenwart, auch abgeſehen von des dritten Napoleon nächſten Entſchließungen, außerordentlich viel lernen und zweitens wird die Frage, ob Frankreich mit ſich ſelbſt Frieden ſchließen und zur Ruhe kommen wird, zugleich dafür entſcheidend ſein, ob die Adler des zweiten Kaiſerreichs über den Rhein getragen werden oder zu Hauſe bleiben.

Die Phraſe „auswärtiger Krieg oder innere Freiheit“ iſt unzählige Male wiederholt worden. Daß dieſe Alternative ſo frech und offen aufgeſtellt

Digitized by Google

werden konnte, wie es seit den letzten sieben Monaten geschehen, darin liegt der eigentliche Jammer der gegenwärtigen Lage des französischen Volks. Es ist wohl auch sonst vorgekommen, daß ein ehrgeiziger Staatsmann die Blicke seiner Nation von inneren auf äußere Händel abzulenken versuchte, daß er mit seinen Vertrauten darüber rathschlagte, welcher der genannten beiden Wege am schnellsten und sichersten zu dem Ziel der Wiederherstellung erschütterter Machtstellung führen werde: Dafür, daß ein großes Culturvolk bei hellem, lichtem Tage darüber discutirt, ob es sich durch den Ueberfall eines Nachbarn für den Mangel eigenen Behagens schadlos halten solle oder nicht, — dafür wird schwerlich ein Beispiel aus der neuern oder ältern Geschichte herangezogen werden können. Die Voraussetzung von Erwägungen dieser Art ist nicht nur ein tiefer sittlicher Verfall, sondern auch die Erkenntniß desselben und zugleich die Einsicht in die Unmöglichkeit einer Wiedergeburt aus eigener Kraft. Sehen wir näher zu, so werden wir finden, daß die Verzweiflung oder doch der Zweifel an der eigenen Fähigkeit, ein auf politische Freiheit gegründetes Staatswesen dauernd zu ertragen, der eigentliche Grund des tiefen Unbehagens ist, das seit Jahresfrist an dem Mark der französischen Nation zehrt. Dieser Satz wird sich bestätigen, mag man behufs einer Orientirung über die gegenwärtige Volksstimmung bei Blättern des Empire oder der Opposition, bei der France, dem Constitutionel und der Patrie oder bei den Debats und dem Temps anfragen; bekommt man überhaupt eine Antwort, so wird dieselbe wenig von dem Forcadeschen Wort verschieden sein, das wir an die Spitze dieser Betrachtung stellten: Politiquement nous sommes un peuple qui ne sait point ce qu'il a à faire.

Fangen wir mit unserer Rundfrage bei den wirklichen Politikern und zwar bei den Imperialisten der Kriegspartei an. Diese, so hat es den Anschein, wissen allerdings was zu thun ist: sie wollen losschlagen und glauben dadurch alle inneren Schwierigkeiten zum Schweigen zu bringen. Auf diese Partei wird aber, wie uns scheint, sehr wenig ankommen. Einmal ist die Menge Derer, die einen Krieg wollen, durchaus nicht mit der Zahl Jener identisch, die nur Krieg wollen, und zweitens sind die Kriegsfreunde à tout prix die Leute, welche die gegenwärtige Regierung am wenigsten fürchtet. Wer den Krieg nur will, um die Schreier im Lande zur Ruhe zu bringen, der beweist dadurch, daß ihm die Erhaltung des zweiten Empire der letzte Zweck ist, daß er für seine Person allenfalls auch ohne Krieg mit dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Angelegenheiten zufrieden ist. Die Besorgniß wegen der wachsenden Verstimmung des Vols gegen die Regierung ist neben der nationalen Eitelkeit das Hauptmotiv zu dem soldatischen Lärm, der in der Gazette de France und in Blättern ähnlicher Farbe geschlagen wird. Die besseren Köpfe unter den Gliedern der Kriegspartei sehen eine auswärtige Verwickelung blos als Palliativ an

Digitized by Google

und wollen zu diesem greifen, weil sie sich von anderen Mitteln noch weniger Effect versprechen und weil sie aus Erfahrung wissen, daß der Ruhm einiger gewonnenen Schlachten ihre Existenz mindestens auf ein halbes Jahrzehnt weiter fristet. Die friedlich-liberalen Imperialisten der dynastischen Opposition sehen weiter; sie verlangen eine Erweiterung der Volksfreiheit, weil sie von dieser eine dauerndere Unterstützung des herrschenden Systems hoffen, als von einem Kriege und weil sie den Wankelmuth der Schlachtengöttin fürchten.

Mit dem Glauben an die Möglichkeit einer freiheitlichen Entwickelung ist es aber auch in diesen Kreisen nicht weit her. Sie erstreben die Freiheit nur als Mittel zum Zweck. Sie wissen so genau, daß ein wahrhaft parlamentarisches Regiment über kurz oder lang zu einem Umsturz der bestehenden Ordnung führen würde, daß ihre Wünsche sich auf das bescheidenste Maß des Erreichbaren beschränken und sich im wesentlichen zufrieden geben, wenn der Volksvertretung die Möglichkeit geboten wird, künftig compromittirende Mißgriffe von der Art der mexikanischen Expedition und der Experimente mit dem Credit mobilier zu verhüten. In der Wahl ihrer Mittel von den Männern der Kriegspartei verschieden, sind diese Politiker bezüglich ihrer letzten Zwecke mit Jenen im Großen und Ganzen einig; auch ihre Politik lebt von der Hand in den Mund und sieht wenig über den kommenden Morgen hinaus. Einen wahrhaft gesunden Volkszustand herbeizuführen sind beide Fractionen der kaiserlichen Anhängerschaft außer Stande, ja sie sehen es auf einen solchen nicht einmal ab. In ihren Augen ist das Volk eben nichts mehr als ein vielköpfiges Ungeheuer, das auf irgend welchem Wege zur Ruhe gebracht werden muß, mit dem sich auf die Dauer aber nichts anfangen läßt und das eigentlich nur dazu da ist, das herrschende System und das Behagen derer, die sich auf dieses System gestützt haben, zu erhalten. Der gemeinsame Familienzug beider Gattungen von „öffentlichen Charakteren“ ist eine kalte egoistische Blasirtheit, die mit allem politischen Idealismus, mit allem Glauben an zu erreichende sittliche Zwecke längst abgeschlossen hat; die einzelnen Schwärmer, die sich unter ihnen finden, fühlen entweder das Bedürfniß der Aufregung durch Krieg, Kriegsgeschrei und kriegerisch-patriotische Phrasen, oder sie glauben, das Quentchen Freiheit, das mit dem Imperialismus verträglich ist, werde dazu hinreichen, em Leben der Nation eine edlere Richtung zu geben und von den herrschenden Classen den Koth abzustreifen, der an denselben klebt. Ist in diesen Kreisen davon die Rede, „was mit dem französischen Volk anzufangen sei“, so lautet der selbständige Nachsatz „damit das Kaiserthum und seine Freunde im Regiment bleiben.“ Davon, mit dem Volk etwas um des Volkes willen anzufangen, denken beide Fractionen nicht. Ganz anders sieht es bei der Opposition, bei den Männern aus, welche den gegenwärtigen Zustand als einen Schaden, als ein sittliches Uebel empfinden. Man hat sich bei uns seit den letzten Debatten im

Corps législatif daran gewöhnt, in den Stimmführern dieſer Oppoſition die eigentlichen Feinde der deutſchen Sache zu ſehen und ſie als ſolche zu verurtheilen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Verzweifelung an einem friedlichen Ausweg aus dem beſtehenden Zuſtande in Orleaniſtiſchen Kreiſen vielfach zu kriegeriſchen Gelüſten geführt hat, ſo thäte man doch Unrecht, wollte man die Thiers, Glaize, Favre und deren auswärtige Politik allein nach ihren Reden über die deutſche Frage beurtheilen. Man darf nicht vergeſſen, daß es ſich in dieſen Reden nicht ſowohl um die deutſchen Dinge ſelbſt, als um deren Behandlung durch die franzöſiſche Regierung handelte, und daß es den Oppoſitionsmännern darauf ankam, die Angriffspunkte, welche dieſe Regierung ihnen geboten, mochten dieſelben diesſeit oder jenſeit des Rheines liegen, um jeden Preis auszunutzen. Die Spitze ihrer Angriffe war nicht gegen Preußen, ſondern gegen die franzöſiſchen Förderer der preußiſchen Sache gerichtet. Während es ſich im imperialiſtiſchen Lager bei den Fragen der innern und äußern Politik mögen ſie kriegeriſch oder friedlich beleuchtet werden, immer nur darum handelt, was der gegenwärtigen Regierung frommen könne, während die Ausdrücke Frankreich und die franzöſiſche Nation hier nichts weiter ſind, als Euphemismen für „den Kaiſer“ und „das Kaiſerreich“, glauben die Männer der republicaniſchen und orleaniſtiſchen Oppoſition wirklich noch an das Volk, welches ſie vertreten, iſt es ihnen ernſthaft um Vaterland und Mitbürger zu thun. Freilich reicht auch dieſer Glaube nicht weit. Beide Fractionen, die orleaniſtiſche wie die republikaniſche vertreten im Grunde ein und dieſelbe Schichte der Geſellſchaft: Die Bourgeoiſie. Die eigentliche Demokratie hat ſich ſo vollſtändig ausgewirthſchaftet, daß von ihr als einer Partei der Freiheit kaum mehr die Rede ſein kann; in der Gefolgſchaft des kaiſerl. Vetters ziemlich zahlreich vertreten, repräſentirt ſie eine beſondere Spielart des Imperialismus. Der Bund, den das Kaiſerthum mit dem vierten Stande geſchloſſen und deſſen Unkoſten die Bourgeoiſie getragen, hat die Franzoſen längſt darüber belehrt, was es mit dem ſouveränen Volk eigentlich auf ſich habe. Im Namen der Maſſe und des Maſſenwillens, im Namen der ſogenannten arbeitenden Claſſen kann die Fahne der Freiheit heute nicht mehr erhoben werden; mag auch hie und da bis in die Kreiſe der Ouvriers und ihrer uniformirten Brüder Unzufriedenheit mit einer Regierung gedrungen ſein, die ſich von Herrn v. Bismarck übertölpeln ließ und die Schmach der mexicaniſchen Tragödie herbeiführte — ſo lange der Baron Hausmann noch abtragen und bauen läßt, wird der Blouſenmann ſchwerlich zur Flinte greifen und bis all die endloſen Häuſerreihen, die abgebrochen werden ſollen, durch neue erſetzt ſind, kann noch manches Jahr vergehen. Nicht im Namen der ſouveränen Maſſe, die man bisher das Volk von Paris nannte, wird dem Kaiſerthum der Krieg erklärt, ſondern im Namen einer höhern Souveränität, der des Sittengeſetzes und der wirklichen fran-

Digitized by Google

zösischen Volksehre. Das alte Frankreich der fleißigen und ehrbaren Bürger ist noch nicht ganz untergegangen und was von diesem übriggeblieben, strömt in immer wachsender Fluth in das Lager der Opposition. Die Unzufriedenheit, welche heute die französischen Staatsmänner aus ihrer Ruhe aufstört und in ihren weiteren Wirkungen den Frieden des Welttheils gefährdet, ist wesentlich verschieden von jener krampfhaften einer fliegenden Fieberhitze vergleichbaren Unruhe, welche dem Verbote der Reformbankette folgte; sie ist ihrem Wesen nach ein tiefgewurzelter sittlicher Unwille über eine Regierung, die von der Demoralisation des Volkes lebt. Der angebliche Verlust der europäischen Machtstellung Frankreichs zufolge der preußischen Siege vom Sommer 1866 ist allerdings die Veranlassung zu dem Erwachen des französischen Selbstgefühls gewesen; fällt aber nicht mit dem Aerger um den Verlust dieses Selbstgefühls und mit der bloßen Nationaleitelkeit zusammen. — Hat man Gelegenheit mit wirklich gebildeten, sittlich ernsten Franzosen in Berührung zu kommen, so wird man sich leicht davon überzeugen, daß die glorreiche Erhebung des deutschen und preußischen Nationalgefühls, das Bild der Concentration Deutschlands um eine große, würdige Aufgabe nicht sowohl die französische Eigenliebe und Eitelkeit, als das französische Gewissen getroffen und die Erinnerung an die besseren Tage wachgerufen hat, deren dieses Volk sich wohl rühmen darf. Jede Parallele zwischen den Zuständen diesseit und denen jenseit des Rheins färbt die Stirn des französischen Patrioten, der sein besseres Theil aus dem Sumpf der neuesten Aera gerettet hat, mit einer Schamröthe, die auf bloße Eitelkeit zurückzuführen wir nicht den Muth haben, und an dem Schmerz, mit dem ein namhafter übrigens anti-bismarckischer Publicist der französischen Hauptstadt dem Schreiber dieser Zeilen dazu Glück wünschte, heute kein Pariser, sondern ein Bewohner norddeutschen Bundeslandes zu sein, hat sicher ein größerer Theil der Nation Antheil, als man hüben annimmt und drüben eingesteht. Die Fesselung des Volkswillens durch eine Staatsform, die nur dem Namen nach vom Absolutismus verschieden ist, die Vergeudung des Staatsvermögens in nutzlosen Prachtbauten und kostspieligen Expeditionen, die Erstickung aller edleren Regungen des nationalen Geistes in dem Taumel entwürdigender Orgien, vor allem der Verfall der öffentlichen Sittlichkeit und die Zerrüttung des Familienlebens sind Schäden, die in den mittleren Schichten der Gesellschaft seit lange schmerzlich empfunden wurden: seit der Mantel der französischen Machtstellung von ihnen abgerissen ist, werden sie öffentlich eingestanden und die oberflächlichste Berührung mit pariser Bürgern von altem Schlage oder mit Leuten aus der Provinz reicht dazu hin, den Fremden, der durch die Straßen von Paris gegangen, mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß es so nicht mehr lange fortgehen kann, daß ein Umschwung der Verhältnisse unausbleiblich bevorsteht. Was irgend Empfindung

Digitized by Google

für die Würdelosigkeit der Gegenwart hat, steuert ins Lager der parlamentarischen Opposition unter die Fahnen der Führer der alt-liberalen Bourgeoisie, zum guten Theil allerdings weil andere Banner noch nicht aufgepflanzt sind. Dieser Unwille über die öffentlichen Zuständnisse ist, wie wir gesehen haben, ebenso moralischer, wie politischer Natur, er erstreckt sich darum bis in Kreise, die sich sonst um Politik wenig oder gar nicht kümmern.

Wie sich am kaiserlichen Hof und in der imperialistischen Partei der politischen Körperschaften zwei Fractionen entgegenstehen, deren eine den Krieg als geeignetestes Mittel zur Rettung der gegenwärtigen Staatsform empfiehlt, während die Andere einen von liberalen Concessionen begleiteten Frieden anräth, so geschieht es auch im Heerlager der Opposition, nur zu durchaus anderen Zwecken und in entgegengesetztem Sinn. Daß in diesen Kreisen von Krieg und Kriegswünschen überhaupt die Rede sein könne, ist aber, wie uns scheint, der vollgiltigste Beweis für die Richtigkeit unseres Satzes, daß die Franzosen in der That nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen. Davon, daß Furcht vor Gefährdung der Grenzen des Reichs oder daß Sympathie für den deutschen Föderalismus unsere Nachbarn unter die Waffen riefen, davon kann im Ernst nicht die Rede sein; wo von Freunden oder Feinden des Gouvernements Krieg gewünscht wird, geschieht es ausschließlich aus Gründen der innern Politik. Der laute Beifall, der die Thiers'schen Kammerreden über die Verrückung des europäischen Gleichgewichts lohnte, galt nicht sowohl der diplomatischen Weisheit dieses Staatsmanns, dessen altbackene Anschauungen über auswärtige Politik wesentlich auf eine Verherrlichung des Programms hinausliefen, mit dem er es vor dreißig Jahren selbst versuchte — als den Stacheln, welche für die Herren Lavalette und de Moustier eingestreut waren.

Was hat nun der Zustand des französischen Volks- und Staatswesens von einem Kriege zu gewinnen?

Auf eine französische Niederlage und deren Rückwirkung auf den Volksgeist zu spekuliren, kommt sicher den wenigsten in den Sinn. Politiker, die die Niederlage ihrer nächsten Gegner selbst mit dem Preise nationaler Demüthigung zu erkaufen bereit sind, werden in Deutschland leider vielleicht in größerer Anzahl vorhanden sein als in Frankreich. Von einem Siege der französischen Waffen hat Frankreichs Freiheit aber sicher nichts zu gewinnen. Es bleibt mithin nur die Annahme übrig, die liberalen Kriegsfreunde jenseit des Rheins wollten um jeden Preis aus der Entwürdigung herauskommen, deren durch Verlust des äußern Ansehens bewirkte Erkenntniß sie zu Boden drückt, sie hofften durch Wiederherstellung der nationalen Selbstachtung den Grund zu einem gesundern bessern Volkszustande zu legen. Nun, der Weg, den sie zu diesem Ziele einschlagen wollen, ist sicher der kürzeste nicht. Aber es sprechen viele Gründe für die Annahme, daß Denen, welche auf eine Umgestaltung der französischen Zu-

Digitized by Google

ſtände hinarbeiten, an dem kürzeſten Wege zu derſelben wenig gelegen iſt, weil ſie ſich die Fähigkeit, ihrerſeits das Regiment zu übernehmen, wenigſtens für den Augenblick nicht zuſchreiben. So lange es ſich um eine Kritik des beſtehenden Syſtems und der Fehler und Mißgriffe deſſelben handelt, kann die Oppoſition der Bourgeoiſie auf eine ziemlich allgemeine Unterſtützung und auf einen noch allgemeinern Beifall rechnen; die Fähigkeit, ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte zu treten, ſpricht ſie ſich weder ſelbſt zu, noch wird ſie ihr von anderen zugeſprochen. Die Verantwortung für die Folgen eines Umſturzes der beſtehenden Staatsgewalt wird ſchwerlich auch nur einer der Männer übernehmen wollen, die heute das Mögliche thun, um Anſehen und Einfluß derſelben zu untergraben. Sieht man ſich in den Kreiſen derjenigen Franzoſen um, die es mit ihrem Vaterlande und deſſen politiſcher Zukunft ernſt nehmen, ſo wird man bei aller Verſtimmtheit über die Vorgänge in Deutſchland nicht viele finden, die ernſthaft den Krieg wünſchen; interpellirt man ſie darüber, ob die ſelbſtändige Conſtituirung eines großen Volks wirklich ſeinen Nachbarn für einen Casus belli gelten könne, ſo wird man in den meiſten Fällen ausweichende Antworten in der Form allgemeiner Sätze erhalten. Aber noch beſchränkter als die Zahl der Kriegsfreunde iſt der Kreis derer, welche ſich von der Fortdauer des Friedens eine wirkliche Wiederherſtellung und Begründung der Volksfreiheit verſprechen.

Die Erinnerungen an das, was man ſeit den letzten fünfundzwanzig Jahren erlebt hat, ſind noch zu friſch, als daß in dem Lager der Oppoſition irgend jemand da wäre, der ſich über die Möglichkeit eines freien Staatsweſens Illuſionen machen könnte. Neue Talente von wirklicher Bedeutung hat die Bourgeoiſie — und in dieſer wurzelt die Oppoſition — keine aufzuweiſen und das Gewicht der alten Namen, deren ſie ſich rühmen darf, iſt nicht ſchwer genug, als daß ſich auf dieſe eine Regierung gründen ließe. Es giebt kein Syſtem, deſſen rettende Heilkraft ſich auf einen ſtarken Glauben ſtützen könnte: der Legitimismus iſt ausgelebt und vergeſſen, und wenn er von dem franzöſiſchen Bürgerthum heute anders beurtheilt wird, wie vor vierzig Jahren, ſo hat er dennoch keine nennenswerthe Partei hinter ſich, die Republik auf volksthümlicher Grundlage hat zu jenem Bunde des Abſolutismus mit den unteren Claſſen geführt, unter deſſen Joch heute die gebildete und anſtändige Geſellſchaft ſchmachtet und darf der großen Maſſe der Bevölkerung nicht ein mal mit Namen genannt werden. — Es bleibt mithin nur die Möglichkeit des conſtitutionellen Bürgerthums übrig. Dieſes zählt allerdings eine Anhängerſchaft, die in täglichem Zunehmen begriffen iſt und in deren Reihen man die Beſten derer findet, die ein auf Sittlichkeit und Bildung gegründetes Staatsleben für die allein menſchenwürdige Form politiſcher Exiſtenz halten; in ihre Lager ſammelt ſich Alles, was noch Sinn für Zucht und Ehre übrig hat und den Traditionen jener häus-

lichen und bürgerlichen Tugend und Tüchtigkeit treu geblieben ist, deren sich der französische Mittelstand einst mit Recht rühmen durfte und deren Vorbilder er in den Gliedern der Dynastie Louis Philipp's verehrte und zum guten Theil noch heute verehrt. Daß es mit dem Glauben an die Lebensfähigkeit eines auf diese Schicht der Gesellschaft gegründeten Systems aber immer noch sehr schwach bestellt ist, das hat seinen guten Grund. Ihr Sturz steht auf den letzten Blättern der französischen Volksgeschichte geschrieben, und die zwanzig Jahre, die seit demselben verstrichen sind, haben die öffentliche Sittlichkeit so tief heruntergebracht, den Volksgeist so vollständig von Maß und Selbstbescheidung entwöhnt, daß eine auf Compromisse gegründete Regierungsform kaum irgendwo in Europa so geringe Chancen zu haben scheint, als in dem Frankreich des zweiten December. Zieht man in Erwägung, daß auch das letzte Mittel, um eine Nation zur Kundgebung ihres Willens und zur Besinnung auf sich selbst zu bestimmen, jenes Suffrage universel, welches den Radicalen alter Schule für das allein zulässige Fundament freiheitlicher Zustände galt, daß auch dieses verbraucht ist und daß die Freunde der Freiheit und eines auf die Principien des Rechts und der Moral gegründeten Staatswesens auf niemand weniger rechnen dürfen, als auf den gemeinen Mann, der längst gelernt hat, daß Brod und Spiele besser schmecken und ergötzlicher sind, als politische Versammlungen, — so wird man es durchaus erklärlich finden, wenn der Frage nach dem, was zunächst aus Frankreich werden soll, starres Schweigen begegnet, mag sie gerichtet sein an wen sie wolle. Jenen selbstvertrauenden Leichtsinn, mit welchem man früher händereibend zuschaute, wenn eine verhaßte Regierung sich zu Grunde richtete, man findet ihn in dem heutigen Frankreich nicht mehr.

Diese Unsicherheit über die Zukunft ist es, die ein wirklich energisches Eintreten der Opposition gegen den Krieg und die Kriegsagitation hemmt und lähmt. Unter dem gegenwärtigen Regime in wahrhaft liberalem Sinne zu reformiren und das Volk um große erhabene Ziele zu versammeln, hält die Bourgeoisie für unmöglich; mit dem Tage des Sturzes dieses Regimes sieht sie sich aber am Ende ihrer eignen Weisheit; möge sie greifen, wozu sie wolle, jede Staatsform ist schon einmal dagewesen und hat sich abgenutzt und zwar bevor die Gesellschaft in den Zustand ihrer heutigen Zerrüttung gerathen war! Das Geschlecht, welches sie vorfindet, scheint zu nichts zu brauchen zu sein, die freiheitlichen Institutionen, welche demselben als Aequivalent für den vermißten Kriegsruhm geboten werden sollen, haben darum auch für diejenigen, welche sie für sich selbst wohl zu benutzen wüßten, wenig Reiz. Anders steht es mit dem Kriege; gerade daß die Chancen eines solchen sich minder genau berechnen lassen, als die des Friedens, hat für diejenigen, welche über den gegenwärtigen Volkszustand nur all' zu klar sind, etwas Verlockendes. Der Donner der Schlachten kann die gifterfüllte Atmosphäre, welche über der Nation liegt, reinigen, unberechenbare

Digitized by Google

Wandelungen herbeiführen, beſſere Elemente innerhalb des gegenwärtigen Syſtems zur Geltung bringen, die Bedrängniß des Vaterlandes kann die geſunden Kräfte die gegenwärtig ſchlummern, durch ſein Drohen wachrufen — während die Fortdauer des augenblicklichen Zuſtandes bietet keinerlei Ausſicht auf Impulſe, die zum Umſchwung des franzöſiſchen Lebens führen können. Eine klare Vorſtellung von den Vortheilen, welche ein Krieg der Volksgeſundung bringen ſoll, findet ſich freilich auch in dieſen Schichten ſeiner Anhängerſchaft nicht. Das Hauptargument iſt die Ueberzeugung, daß der Frieden noch weniger zu dieſem Ziele führen kann. Wäre die liberale Oppoſition des Volks und ſeiner Fähigkeit zu richtigem Gebrauch der Freiheit und zur Selbſtregierung einigermaßen ſicher, ſie wollte gewiß von einem Kriege nichts wiſſen, — diejenigen Glieder, welche einen ſolchen dennoch wünſchen, — und es ſind ihrer wenige — werden zu dieſem Wunſche von der Ueberzeugung gedrängt, daß unter den gegebenen Verhältniſſen mit dem Volk nichts anzufangen ſei, auch wenn ihm ein größeres Maß von Freiheit geboten werde.

Es wird übrig bleiben, nach Stimmung und Willen der zahlreichen Claſſe von Leuten zu fragen, welche außerhalb der Parteien und außerhalb aller Betheiligung an den Angelegenheiten des franzöſiſchen Staats ſtehend die Dinge ausſchließlich nach ihrer Einwirkung auf ihre perſönlichen Intereſſen beurtheilt. Hier liegt die Sache ziemlich einfach. Direct gewünſcht wird der Krieg von dem rohen, urtheilsloſen Haufen, von den Leuten, die nichts oder wenig zu verlieren und — wie ſie meinen — viel zu gewinnen haben, von den zahlreichen Berufsſoldaten der Armee und dem jugendlichen Proletariat und Halbproletariat, an welchem die großen franzöſiſchen Städte ſo reich ſind. Dieſe bei gutem Muth und günſtiger Stimmung für das Empire zu erhalten, iſt das Hauptbeſtreben der Regierung, und fängt dieſe Krieg an, ſo geſchieht es hauptſächlich dieſen Leuten zu Liebe. Die Claſſe der beſitzenden und producirenden Bürger iſt an und für ſich friedlich; wenn ſie für den Krieg ſtimmt, ſo geſchieht es nur, weil ſie glaubt, es ſtehe ihr bloß die Wahl zwiſchen dieſem und einem gewaltſamen, anarchiſchen Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe offen. Die beſſere Hälfte dieſes Theiles der Geſellſchaft wird mehr oder weniger mit der Oppoſition ſympathiſiren und die friedliche Schattirung derſelben unterſtützen.

Noch hat die Oppoſition, noch hat der beſſere Theil des franzöſiſchen Volks ſein letztes Wort nicht geſprochen. Faßt dieſer zu ſich ſelbſt Vertrauen, nimmt ſein Einfluß auf die Maſſen zu, gewinnen die Verſuche zu einer innern Regeneration der Nation an Intenſität und Nachdruck, läßt ſich hoffen, daß der Mittelſtand die Macht wieder gewinnt, welche ihm die letzten Jahrzehnte aus den Händen genommen haben, wiſſen die Führer Frankreichs wieder, „was ſie mit dieſem Volk anfangen ſollen“, das zu viel tüchtige Elemente enthält, um in dem Jammer ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu verharren und deſſen ſitt-

Digitized by Google

liche Auferſtehung heute noch nicht möglich erſcheint — dann wird, wie wir die Dinge anſehen, der Frieden aufrecht erhalten bleiben. Im entgegengeſetzten Falle kann es den Franzoſen nicht erſpart bleiben, durch einen blutigen Bankerott der überkommenen Zuſtände hindurchzugehen, ehe ſie an das andere Ufer, und die Segnungen eines auf ſittlicher Grundlage ruhenden freien Staatsweſens gelangen und durch die Waffen des von ihnen angegriffenen deutſchen Volks darüber belehrt werden „was ſie mit ſich ſelbſt anzufangen haben.“ Für Deutſchland würde dieſe Eventualität die beſchleunigte Erreichung des Ziels bedeuten, auf welches unſere Nation ein mal unaufhaltſam losſteuert.

Briefe vom Reichstag.

*** Berlin, 15. October.

III.

Gegen achtzig Männer nennt die Fraction der Nationalliberalen die Ihren. Von der erſten Bank des linken Centrums nach der Tiefe des Hauſes gerechnet füllt ihre compacte Phalanx das ganze linke Centrum bis an das ſächſiſche Idiom der Bundesſtaatl.-Conſtitutionellen und der up ewig ungedeelten Auguſtenburgerei der Schleswig-Holſteiner. Und da ſich weiter vorn ſchon die zerſträuten Häupter der freien Vereinigung zwiſchen die Nationalliberalen ſchieben, wie in einer ordentlichen Gebirgslandſchaft die ſtarren freien Gletſcher in das wechſelnde Grün, ſo haben ſich dafür die Nationalliberalen auch auf dem rechten Centrum noch ungefähr zwanzig Sitze vorbehalten. Es iſt ein wohlthuendes und für unſere parlamentariſche Zukunft beruhigendes Gefühl, ſich ſagen zu können, daß hier ausnahmsweiſe die der Anzahl nach weitaus ſtärkſte Partei nicht die Vertreterin behäbiger Mittelmäßigkeit iſt, ſondern eine ſehr große Zahl bedeutender Talente, mächtiger Redner, ſtaatsmänniſch-klarblickender und durch jahrelangen parlamentariſchen Kampf in allen Theilen Norddeutſchlands geſchulter Köpfe beſitzt. — Gewiß haben Sie oft ſchon die alten guten Schlachtenbilder Merians in ſeinen Chroniken geſehen, wo die Mannen des Schwedenkrieges in viereckigen Haufen um ihr Fähnlein ſtehn und todesmuthig den kaiſerlichen Kanonen ins Auge ſchauen, die der Griffel des Künſtlers unperſpectiviſch vor ihrer Naſe aufgefahren hat. Da ſtehen die

Digitized by Google

Führer stets mit schwerer Schärpe und mächtigen Stulpen an der Kante des viereckigen Schlachthausens. So auch die nationalliberalen Rufer im Streit. Auf den rechten Eckplätzen des linken Centrums sitzen hintereinander Graf Schwerin, Forkenbeck, Lasker, v. Hennig, v. Unruh, v. Bennigsen, Nebelthau, Weigel; von ihnen durch den Mittelgang getrennt auf den linken Eckplätzen des rechten Centrums Redecker, Miquèl, Planck, Grumbrecht, Becker (Oldenburg) und die beiden Puttkammer, während Braun (Wiesbaden) die scharfe Ecke nach der äußersten Linken der Partei hin hütet, neben sich Dr. Stephani und Mosig v. Aehrenfeld. — Dringt man ein in die Vergangenheit der Männer, so ist das Urtheil nicht übertrieben, daß in dieser Fraction alle politischen, freiheitlichen und nationalen Kämpfe der letzten vierzig Jahre Form und Gestalt finden. Wie sie die Koryphäen, die jene bewegte Vergangenheit überdauert, in sich vereinigt, so kann als ihr Parteiprincip bezeichnet werden: die große Lehre dieser Zeiten, die Resultate, die sie erarbeitet, im nationalen Staate zur Wahrheit zu machen.

Die bekannte Thatsache, daß in den Kleinstaaten unseres Vaterlandes zuerst und schon bald nach den Freiheitskriegen der Kampf um constitutionelle Freiheiten entbrannte, findet auch in der Fraction ihren Ausdruck. Die ältesten unter unseren Liberal-Nationalen stritten in jenen Tagen zuerst gegen die dynastischen Interessen ihrer kleinen Tyrannen und die Fremdherrschaft des deutschen Bundestags. Voran der alte wackre Bernhardi aus Cassel, der die Burschenschaft als Marburger Student mitbegründete und dann als Erzieher in Belgien an den gewaltigen Gestalten der Wassergeusen und der reinen Größe Wilhelms des Schweigers, der glühenden Freiheitsliebe und den weitschauenden Planen niederländischer Staatsmänner sein politisches Urtheil gebildet hat. Bei ihm und seinen kurhessischen Mitstreitern Oetker und Nebelthau ist die nationale Gesinnung am höchsten zu achten. Denn wenn irgend ein „Staat" des norddeutschen Bundes das segensreiche Abhandenkommen eines widerlichen Kleinfürsten theuer bezahlen müssen, und den Verzicht wirklich berechtigter Stammeseigenthümlichkeiten, anerkannter und in schwerem Kampfe behaupteter Freiheiten der norddeutschen Bundesgemeinschaft bringen, dann ist es Kurhessen. Und diesen drei Braven, und dem reichgebildeten, in Handelsfragen als erste Autorität geachteten Weigel aus Cassel ist es zu danken, daß die große Mehrheit des kurhessischen Volkes sich durch die trügerischen Stimmen der Trabert und Genossen im Unmuth über die preußische Gleichmacherei nicht ablocken ließ von dem alten kerndeutschen Wesen dieses tapfern Stammes. Während die drei alten Kämpen gegen die Mißregierung der entarteten Species Kurfürst selten das Wort ergreifen, soll Weigel namentlich in den Fractionsversammlungen sich lebhaft und in durchaus selbständiger klarer Weise an den Debatten betheiligen. Im Reichstag hat auch er erst wenig gesprochen.

Digitized by

Als Gegenstück dieser Neigung zu dem goldenen Spruche Davids kann unter den Liberal-Nationalen der Bürgermeister der Stadt Harburg, Grumbrecht, bezeichnet werden. Er spricht zum Unterschiede von Bismarck auch wenn er nicht gereizt wird. Die Sprechstatistik dieser Session ist natürlich noch nicht geschlossen, aber die des constituirenden Reichstags soll die Thatsache ergeben haben, daß er und Vincke (zum Unterschied von dem nunmehr endlich noch gewählten „Onkel" Vincke) den häufigsten Gebrauch von ihren Stimmmitteln gemacht haben. Unleugbar steckt noch etwas von der Gemeinschaft mit dem organischen Professor Ahrens und dem revolutionären Urthum des D. Rauschenblatt in ihm, mit denen gemeinsam er die Göttinger Revolution 1833 in Scene setzte. Während man im Ganzen von der Partei sagen kann, daß sie nicht mehr wie beim constituirenden Reichstag an einer Ueberproduction von Amendements laborire, so sind in dieser Hinsicht die Grumbrecht'schen Productionskräfte noch durchaus im Fluß und machen leider öfters unproductive Consumtion von Zeit erforderlich. — Wir sind bei dieser Gelegenheit unmerklich unter die Vertreter des vormaligen Königreichs Hannover gerathen, dessen Besitzübergang an die Krone Preußen nun technisch (nach Delbrück) „Erwerbung" genannt wird. Hier müssen wir nun vor anderen die wackeren Kämpfer gegen das Borries'sche Mißregiment, den Rechtsanwalt Weber von Stade und Senator Schläger aus Hannover anführen. Der Letztere hat noch nicht im Haus gesprochen, und selbst nicht, wie ich höre, in der Fraction. Sein Landsmann Weber ist daheim berühmt als Vertheidiger und verdient diesen Ruhm gewiß, denn er hat sich gegen eine Anklage auf Beleidigung des hannöver'schen Ministeriums Borries selbst vertheidigt und wurde freigesprochen. Er spricht heftig und erregt, nicht selten provocatorisch gegen die Linke, z. B. bei der Debatte über das Salzgesetz. Er gilt deshalb bei denen, die noch viel Pietät für die Linke haben, als enfant terrible. Durchaus hervorragend unter den Hannoveranern und der Partei nicht nur, sondern im ganzen Hause sind Planck, Miquèl, Bennigsen; die Letzteren durch ihre jahrelange systematische Opposition gegen den undeutschen Particularismus der Welfen so berühmt, daß kein Wort zu ihrem Lobe nöthig scheint. Leider sind Beide diesmal durch den am 18. September erfolgten und bis Anfang October ausgedehnten Zusammentritt der hannöver'schen Provinzialstände den Debatten des Reichstags in diesen Tagen entzogen gewesen, und Miquèl liegt leider noch jetzt an schwerer Krankheit darnieder. Bennigsen ist der constante Fractionsvorsitzende der Partei, Planck zählt zu den klarsten, ruhigsten und überzeugendsten Rednern des Hauses. Dieselbe schlagende sachliche Behandlung, die seine Schriften gegen die hannöver'sche Octroyirungspolitik charakterisirt, getragen von tiefer, wahrer sittlicher Ueberzeugung, tritt in seinen Reden zu Tage. Ihm gebührt das Verdienst, sowohl bei der Adreßdebatte, als in jener denkwürdigen Sitzung über die Matrikularbeiträge, wo die nationale Partei die Vorlegung der von der Bundesregierung mit den kleinen Staaten geschlossenen Nachverträge forderte, weil sonst die zu deren Gültigkeit nothwendige Beschlußfassung des Reichstags verfassungswidrig umgangen würde, die Sachlage am erschöpfendsten und klarsten gezeichnet zu haben. — Die lockende oratorische Gestalt Grumbrecht's hat mich zu früh von den Kurhessen entfernt, von denen noch Dr. Harnier, Obergerichtsanwalt in Cassel, rühmend zu erwähnen ist wegen seiner ruhigen, beweiskräftigen, wie mir versichert wird in den Fractionssitzungen, wie in den Commissionen und Abtheilungen, denen er angehört, hochgeschätzten Klarheit der Rede. Hier soll er häufig die Ansicht der Majorität bestimmen. Im Reichstag hat er selten oder nie gesprochen — ein Beweis mehr für die Wahrheit des Gedankens, mit dem wir diese Briefe eröffneten. Wie alle seine Landsleute hat Harnier

Digitized by Google

den cynischen Despotismus seines Landesherrn am eigenen Leben erfahren. Als das Ministerium Hassenpflug die Reaction in Kurhessen einleitete, verließ er freiwillig seinen hohen Posten als Mitglied der Gesetzgebungscommission und außerordentlicher Referent im Ministerium des Innern, wohin er 1848 berufen worden.

Doch wer hat der Reaction, der von ganz Deutschland in Mecklenburg bis heutigen Tag ungestörtesten und gewissenlosesten, größere Opfer gebracht als die beiden Brüder Julius und Moritz Wiggers! Von ihnen gehört der Aeltere und Erstere zu den Nationalliberalen. Auch er spricht selten im Reichstag; doch zeugt das ernste, früh gealterte, scharfgeschnittene Gesicht von dem reichen innern Geistesleben des Mannes. Auch seine Landsleute v. Thünen, Prosch u. der Nationalökonom Wachenhusen gehören fest zur Fraction. Meist schweigsam sind die Thüringer Genast, Fries und der Reuße Bürgermeister Jäger. Selbst seinem Mitreußen Salzmann, dem Humoristen des constituirenden Reichstags, scheint mit der Regierung der Fürstin Karoline der Gegenstand seiner Laune heimgegangen. Doch Einen hat uns Thüringen gestellt, der spricht und schreibt, was Hand und Fuß hat, der auch in dem constitutionellen Musterstaat Weimar den sichern Glauben an die Zukunft Deutschlands als Einheitsstaat sich erworben und in seinen vorjährigen Flugschriften dargelegt hat: den ordentlichen Professor zu Jena und Oberappellationsgerichtsrath Endemann. Ein noch jugendfrischer Mann, durch vielseitige Beamten- und Verwaltungszweige des Staates Kurhessen von 1847—1856, durch die er gegangen, reich erfahren, als juristischer und nationalökonomischer Schriftsteller und Praktiker nicht minder geschätzt wie als academischer Lehrer (seit 1862), bekundet er in seiner Rede zugleich natürlichen Schwung und wissenschaftliche Tiefe. Im Reichstag hat er sich bei der Debatte über den Lasker'schen Antrag auf Aufhebung der Wuchergesetze ausgezeichnet.

Die Hanseſtädter sitzen, mit einziger Ausnahme des radicalen Tischlermeisters Richter aus Hamburg, alle auf den Bänken der Nationalen. Das sind sie auch, so lange man hübsch bei Deutschland im Großen bleibt; aber bei Gelegenheit der Fractionsdebatten über die Aversa von Hamburg und Bremen sollen die Vertreter dieser edlen Städte, auch Meyer von Bremen nicht ausgenommen, eine gute Portion von dem entfaltet haben, was wir Landratten mit dem Namen Kirchthurmspolitik bezeichnen. Im Aeußern sind die Hanseaten feine Leute, Meier aus Bremen die gentlemanlikeste Erscheinung des Hauses, groß, schlank, mit freundlich lächelndem Angesicht. Sein Feld ist die See, und wenn ihn sein rastloser Geist auch zum Hütten- und Bergwerksbesitzer gemacht hat, — vermuthlich unter Gottes sichtlichem Beistand, — so zeigt seine Rede ihre Force doch nur an solchen Stoffen, wo der Kiel den Pflug vertritt. Da ist er zu Hause, da eröffnet er mit Klarheit und Wärme uns Binnenländlern den weiten Horizont und die unbemessene Bahn, die der kräftige junge Staat der deutschen Schifffahrt im Krieg und Frieden gefahrlos und ehrenvoll geebnet hat.

Warmen Heilgruß aber schulden diese Blätter den vier Nationalliberalen, durch deren Wahl Sachsen sich selbst überrascht und geehrt hat. Die Thatsache ihrer Gegenwart im Reichstage legt heilsame Bresche in die Sonderthümelei ihrer Landsleute, die während der ersten Session so auffällig alle Gegensätze politischer Parteistellung in der Nothwehr gegen den großen Staat vereinigte. Ist in Stephani der stolzen Arbeit eine gediegene hervorragende Kraft gewonnen, in Leistner und Mosig wackere und ernsthafte Strebensgenossen, so hat der jüngste unter ihnen, Blum, zuerst den Muth bewiesen, deutschen Derbsinn über sächsische Höflichkeit zu stellen.

Digitized by Google

Geschlossen aber sei diese Reihe außerpreußischer Nationaler mit dem flüchtigen Bilde desjenigen unter ihnen, dessen reichbegabter Geist und unverwüstliche Arbeitskraft, dessen mächtige Redegabe und Schlagfertigkeit von den Freunden hochgeschätzt, von den Gegnern arg gefürchtet wird: Braun aus Wiesbaden. Er hat vom Jahre 49 ab seinem Herzog die Reaction herzlich sauer gemacht, von 59 ab wurde die Kammer unter Braun's Führung und Präsidium der Krone geradezu unausstehlich. Diese tapfere Führerschaft und der lebhafte Antheil, den Braun seit 1859 an dem Zustandekommen und an der Leitung des volkswirthschaftlichen Congresses hatte, verschafften seinem Namen guten Klang durch ganz Deutschland. Dieses Ansehen ward zugleich mit Recht gegründet auf seine schriftstellerische Thätigkeit in volkswirthschaftlicher Richtung. So war er in allen liberalen Zeitungen Deutschlands gefeiert. Zwiespältig aber ward dies Urtheil, als Braun im Jahre 1866 unter denen stand, die unverholen die Annexion an Preußen als das einzige Rettungsmittel für das Herzogthum Nassau verkündigten, und als diese erfolgt war, die Partei in seinem engern Vaterlande führte, welche mit aller Kraft und vollem Herzen sich und ihre Heimathsgenossen einzuleben strebte in den neuen großen Staat. Da ward in sämmtlichen Zeitungen und Zeitschriften, die über die Gewaltherrschaft Preußens und die Dreitheilung Deutschlands ihren heiligen Zorn ausschütteten und für das „reine Deutschland" Ströme von Tinte fließen ließen, Braun's Name vor allen anderen mit radicalem Koth beworfen. Er hat sich seitdem dieser Auszeichnung vollkommen würdig gemacht. Er hat im constituirenden Reichstage wohl von allen die größten Rednertriumphe gefeiert. Er spricht ruhig, langsam, die tiefen Brusttöne seiner Stimme schwingen sich leicht und ungezwungen in die äußersten Tiefen des Hauses, durchbrechen mühelos den häufig herausgeforderten Widerspruch der äußersten Rechten und Linken. Wenn Braun spricht, wird man unwillkürlich die Enge des Hauses gewahr. Er hat alle Mittel überzeugender Rhetorik in seiner Gewalt; aber eine seltene Gabe besitzt er obendrein in hohem Grade, diese, die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Sein Witz ist zündend und scharf, und wehe dem Gegner, den Braun am Schlusse einer Debatte noch zum Gegenstand persönlicher Bemerkung macht. Das haben in dieser Session Reichensperger und Dr. Götz und neuerlichst Wagener empfindlich erfahren. Größere Reden hat Braun in dieser Session bei der Adreßdebatte und bei der Verhandlung über die Aufhebung der Zinsbeschränkungen unter großem Beifall gehalten. Seine neueste Flugschrift, die vier Briefe an Jakoby, die zuerst in diesen Blättern gestanden, wird von den Mitgliedern aller Parteien im Lesezimmer eifrig begehrt, — wenn nur auch ebenso beherzigt!

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 44.

Ausgegeben am 25. October 1867.

Inhalt:

Die baltischen Provinzen Rußlands. 1. Prolog . . . . Seite 165
Die 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. 183
Das zwölfte (sächsische) Bundesarmeecorps 197
Musikalische Literatur 202
Berichtigung 204

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die baltiſchen Provinzen Rußlands.

I.

Prolog.

Gleichſam die Grenzſcheide zwiſchen den Machtgebieten occidentalen und ſlaviſch-orientaliſchen Völkerlebens bildend, zieht ſich entlang dem 43° öſtlicher Länge ein ſchmaler Länderſtrich, der von Völkerſplittern der verſchiedenſten Art bewohnt und größtentheils dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, eine eigene Welt ausmacht, deren vielfach abnorme Verhältniſſe in der weſtlichen Hälfte Europas faſt eben ſo wenig bekannt ſind, als in der öſtlichen. Den gemeinſamen Familienzug dieſer Gruppe bildet der ariſtokratiſche Charakter ihrer Cultur, der auf dem Grunde unausgeglichener ethnographiſcher Gegenſätze ruhend, in jeder der einzelnen Landſchaften, die dieſes Grenzland bilden, anders geartet und doch allenthalben derſelbe iſt. Während wir öſtlich und weſtlich von dieſem Complex compacte Völkermaſſen finden, die zu großen Staaten zuſammengeballt das Bild geſchloſſener Nationalitäten bieten, tritt uns innerhalb dieſes Gebiets der unausgeglichene Dualismus herrſchender und unterworfener Raçen entgegen, die der Macht eines dritten Volkes unterſtellt, der Allwiſſenheit der Anhänger des Nationalitätsprincips, Probleme ſchwierigſter, faſt unlösbarer Art entgegenſtellen. Im Norden vom weißen Meer, im Süden von den transſylvaniſchen Alpen begrenzt, zwiſchen dem 47 und 39° öſtlicher Länge liegend, ſcheint dieſer ſchmale, langgeſtreckte Länderſtrich dazu auserſehen, das Schlachtfeld für die Kämpfe zu bilden, in welchen germaniſch-romaniſches Culturleben mit ſlaviſchem um die Herrſchaft des Welttheils ringt, von den einen für das Bollwerk des Occidentalismus, von den anderen für den Vortrab des zur Weltherrſchaft beſtimmten Slavenſtamms ausgegeben. Drei verſchiedene Culturgebiete ſind es, die ſich unter dieſem Längengrade zu einer Kette zuſammenſchließen: ein ſchwediſches, ein deutſches und ein polniſch-litthauiſches, die gemeinſam die Weſtgrenze des ruſſiſchen Reiches bildend unter ſich eben ſo fremd, wie ſie durch hiſtoriſche und ethnographiſche Eigenthümlichkeiten von dem Stamme geſchieden ſind, der ſie ſeinem Staate einverleibt hat. In allen dreien, in

Digitized by Google

Finnland, wie in Liv-, Eſt-, Kurland und in Litthauen und Galizien entbrennt heute ein leidenſchaftlich bewegter und doch von dem übrigen Europa kaum beachteter Streit darüber, ob die Herrſchaft dem das Culturelement repräſentirenden, numeriſch ſchwächern Herrſcherſtamm oder der plebejen Majorität gebührt, die von jenem empfangen, was ſie an Schätzen ſittlicher und geiſtiger Cultur beſitzt. Noch läßt ſich nicht abſehen, wann die Löſung dieſes Streits eintreten, wem der Sieg zufallen wird, — ja, es darf zweifelhaft erſcheinen, wer den entſcheidenden Wahrſpruch fällen wird, ſeit der berufene Richter ſo entſchieden für den einen der Kämpfer Partei genommen, daß die Appellation an ein höheres Forum auf die Dauer nicht ausbleiben kann.

Jedes der drei Culturgebiete, von denen hier die Rede iſt, hat ſein eigenes Hinterland, auf welches es ſich, wenn nicht politiſch, ſo doch geiſtig und moraliſch ſtützt; wie Finnland eine ſkandinaviſche, iſt Litthauen eine polniſche, Liv-Eſt-Kurland eine deutſche Colonie. Aber die Beziehungen zwiſchen Vorpoſten und Hauptarmee ſind nicht überall die gleichen. Während die Wechſelwirkungen zwiſchen Mutterland und Colonie, nördlich vom finniſchen Meerbuſen und ſüdlich vom Njemen außerordentlich lebhafte ſind, die Theilnahme für die Vorgänge in Finnland im Leben Schwedens eine mindeſtens ebenſo große Rolle ſpielt, wie das Intereſſe an Dänemark, während Polen und polniſche Litthauer ſich ſeit Jahrhunderten als ein auf ewig verbundenes Brudervolk anſehen, iſt das alte livländiſche Ordensland, der Boden, auf dem vier Jahrhunderte lang deutſches Blut gefloſſen, um dem heiligen Reiche einen wichtigen Vorpoſten für ſeine nordöſtlichen Marken zu erhalten, im Gedächtniß des deutſchen Volkes erloſchen, die Erinnerung an die einſtige Verbindung der Fürſten dieſes Landes mit den Gebietigern von Marienburg und den deutſchen Kaiſern zum Mythus eingeſchrumpft, über welchen wohl noch einzelne Schriftgelehrte Beſcheid wiſſen, mit dem das Bewußtſein der Nation aber längſt nichts mehr zu ſchaffen hat. Für den Elſaſſer, der vergeſſen hat, daß er jemals etwas anderes als Franzoſe geweſen, ſteigen periodiſch noch immer patriotiſche Phraſen zum Himmel, die „meerumſchlungenen“ Herzogthümer an der Elbe ſind durch Jahrzehnte Gegenſtand eines nationalen Cultus geweſen, das Land, das zwiſchen der Narowa und dem Njeman liegt und an Sprache, Recht und Glauben ſeiner Väter trotz dreihundertjähriger Trennung noch heute mit unerſchütterlicher, kampferprobter Treue feſthält, es iſt aus den Reihen des Lebens geſtrichen und wird wenn überhaupt nur noch als „Prügelknabe“ berückſichtigt, an welchem der deutſche Liberalismus gelegentlich ſeine Fechterkünſte übt. — Allerdings haben die Bewohner der baltiſchen Küſte mit dem Gedanken an eine Wiederherſtellung der ſeit drei Jahrhunderten zerriſſenen Bande, welche ſie an das römiſche Reich deutſcher Nation feſſelten, ſeit unvordenklicher Zeit abgeſchloſſen, wollen ſie heute nichts anderes ſein als treue Bürger des Staates, dem ihre Heimath eingefügt

Digitized by Google

ist — auf den deutschen Charakter ihres Landes, auf die deutsche Mission, zu deren Erfüllung sie ausgezogen, haben sie darum nicht verzichtet. Wissen sie es auch aus tausendfältiger Erfahrung, daß man ihrer im Stammlande vergessen, daß man für ihren Anspruch, Theil zu haben an der Ehre und Bildung des deutschen Volks kaum ein Lächeln übrig hat, — sie lassen sich nicht irren und schöpfen aus dem thörichten Glauben an einen historischen Beruf, den man ihnen längst abgesprochen, auf eine Blutsverwandtschaft, die täglich verleugnet wird, bis auf diese Stunde das beste Theil der Kraft und Zähigkeit, mit welchem sie im Kampfe gegen widrige Verhältnisse ausdauern. Die jüngsten Geschicke, welche das baltische Küstenland erfahren, zählen zu den ernstesten, die überhaupt an demselben vorübergegangen; vielleicht, daß sie dem „verlorenen Posten“ das verwirkte Anrecht auf die Theilnahme der Stammesgenossen wiedergeben, die eben jetzt der stolzesten Zukunft freudig entgegengehen und von denen nichts weiter verlangt wird, als daß sie ein ermuthigendes Wort, eine flüchtige Erinnerung übrig haben, für die versprengten Brüder, deren Thorheit auf diese Zeugnisse einstiger Zusammengehörigkeit ein Gewicht legt, das außer Verhältniß zu dem wirklichen Werth derselben steht.

Die Liv-, Est- und Kurländer sind bekanntlich nicht identisch mit den Deutschen, welche das russische Reich bewohnen, ob sie sichs gleich gefallen lassen müssen, mit diesen identificirt oder doch zusammengeworfen zu werden. Wenn sie von ihrem Existenzrecht reden, so geschieht es auch in Deutschland häufig genug, daß dieses für einen Anspruch auf die deutsche Herrschaft in Rußland gehalten wird. Und doch ist in Wahrheit von einem solchen ebenso wenig die Rede, wie von schwedischen oder polnischen Prätensionen auf das Regiment im weiten Slavenreich. Um festzustellen, worum es sich eigentlich in jenem Kampf zwischen dem baltischen Deutschthum und der russischen Democratie handelt, dessen Gerücht in den letzten Tagen über das Meer gedrungen ist, sei ein flüchtiger Abriß der siebenhundertjährigen Geschichte des Ostseelandes an den Eingang dieser Blätter gestellt, die ein Bild aufrollen sollen von dem deutschen Colonialleben an den Ufern der Düna, des Embach und der Narova.

Die baltischen Provinzen des russischen Reichs, Liv-, Est- und Kurland, während des Mittelalters gewöhnlich mit dem Collectivnamen Livland bezeichnet, bildeten vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert einen Föderativstaat der den römisch-deutschen Kaiser und den Papst als seine höchsten Oberherren anerkannte. Im Jahre 1159 durch Bremer Kaufleute für den Westen Europas neu entdeckt, wurde die baltische Küste bald der Sammelplatz deutscher Ritter, Priester und Kaufleute, deren Zahl zufolge des religiösen Eifers, mit welchem ihre Eroberungs- und Missionspläne in Deutschland unterstützt wurden, so rasch zunahm, daß die Ureinwohner dieses Landes, Esten, Letten, Kuren und Liven,, die Fremdlinge bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Landes-

Digitized by Google

herren anerkennen mußten. Der eigentliche Gründer dieses jungen, rasch emporwachsenden Staats, war der Bischof Albrecht von Buxhövden, der Gründer Rigas (1202), ein Kirchenfürst von hoher Weisheit, starkem Willen und sittlichernstem Streben, der die verstreuten, fast zusammenhangslosen Einwanderergruppen zuerst in ein Ganzes zusammenzufügen wußte. Fünf Bisthümer, Riga, Dorpat, Oesel, Kurland und Semgallen und der Orden der livländischen Schwertbrüder theilen sich in die Herrschaft des Landes, dessen Besitz sie in schweren, beinahe ununterbrochenen Kämpfen mit den Urbewohnern, mit Russen, Litthauern und an der Südküste des finnischen Meerbusens gelandeten Dänen nur mühsam behaupten. Zugleich dem Christenthum und dem Joch harter Leibeigenschaft unterworfen, sind die Letten und Esten bemüht, durch immer neue blutige Aufstände die verlorene Freiheit wieder zu erringen, aber ihre wilde Tapferkeit vermag nichts gegen die geregelte Kriegskunst der eisengepanzerten Sachsen (so werden die Einwanderer von den Besiegten genannt) auszurichten und das Ende jedes dieser Versuche ist die Verstärkung des Drucks, der nach den Anschauungen der Zeit, das gute Recht der Sieger ist. Aber schon während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hören die Zuzüge aus dem Stammlande auf und als die Macht der fraternitas militiae Christi durch eine gegen die von Süden andrängenden Litthauer verlorene Schlacht gebrochen ist, sehen die Ueberbleibsel derselben sich gezwungen, den auf Veranlassung des Herzogs Conrad von Masovien nach Ostpreußen gezogenen Orden der deutschen Herren zu Hilfe zu rufen. Nach langwierigen Verhandlungen kommt unter Mitwirkung Gregors IX. die gewünschte Vereinigung beider Orden im Jahre 1237 zu Viterbo zu Stande; ein neuer livländischer Zweig des deutschen Ordens wird begründet, über welchem ein Magister provincialis, den anfangs die gesammte Brüderschaft, später das livländische Provinzialcapitel wählt, — das Regiment führt. Die deutsche Colonie am rigaschen Meerbusen ist von dem ihr drohenden Untergang gerettet, aber nur um den Preis eines verhängnißvollen politischen Fehlers, der die Saat unauslöschlicher Zwietracht und schließlichen Verderbens in die Furchen der jungen Pflanzung streut. Der deutsche Hochmeister (so wurde 1237 festgestellt) nahm als Erbe des Kreuzritterordens die livländischen Ordenslande von dem (1255 zum Erzbischof erhobenen) Bischof von Riga zum Lehen — ein Verhältniß dessen Unnatürlichkeit aufs schroffste ins Auge fällt, wenn man die gewaltige Macht des Ordens und die Schwäche des Bischofs und seiner Brüder, der Bischöfe von Oesel, Dorpat, Kurland, später auch Reval in Betracht zieht, die sich ausschließlich auf ihre wenig zahlreichen und dazu ungefügigen Vasallen stützten. In der preußischen Provinz desselben Ordens fand das umgekehrte Verhältniß zwischen den Machthabern statt, denn die Bischöfe von Kulm, Samland und Ermeland standen in Abhängigkeit vom Orden und besaßen nur ein Drittheil des Landes; bis zu

Digitized by Google

vollkommenſter Widerſinnigkeit mußten ſich die Beziehungen zwiſchen Orden und Biſchöfen endlich ſteigern, als Preußen und Livland zu einer Eparchie verbunden und dem rigaſchen Erzbiſchof unterſtellt wurden, der auf dieſe Weiſe in Livland der Lehnsherr, in Preußen der Vaſall des Ordens war.

In dem erſten Jahrhundert livländiſchen Lebens ruhte die Gewalt faſt ausſchließlich in den Händen der Landesherren; bald aber und ganz beſonders wegen der Händel, in welchen dieſe ihre Macht aufrieben, erwuchs der adelige Vaſallenſtand und neben dieſem das Bürgerthum der größeren Städte zu einer Macht, die nicht länger von der Mitregierung ausgeſchloſſen werden konnte. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ſchloſſen ſich die Vaſallen der einzelnen Territorien genoſſenſchaftlich aneinander und kurze Zeit darauf ſind ſie Landſtände und beſchicken die Landtage, auf welchen die Biſchöfe und Ordensgebietiger, ihre Lehnsherren, die gemeinſamen Angelegenheiten des Bundesſtaats berathen. Dieſer genoſſenſchaftliche Geiſt war ein Erbtheil, das die Eroberer Livlands aus der Heimath mitgebracht hatten und deſſen gewaltige innere Kraft alle gleichzeitigen ſtaatlichen Bildungen überleben ſollte, um noch heute die Grundlage des baltiſchen öffentlichen Lebens zu bilden. Zuerſt in Eſtland, der vom Orden im Jahre 1347 angekauften Colonie Dänemarks, gelangte der Vaſallenſtand zu Macht und Einfluß, den er dem ohnmächtigen, mit ſteten Verlegenheiten kämpfenden däniſchen Königthum abzuringen wußte, ſeinem Beiſpiel folgten die Ritterſchaften der biſchöflichen Lande, der geiſtliche Regenten zur Ausfechtung ihrer Händel mit dem Orden dringend der Vaſallenhilfe bedürftig waren, — der Orden ſelbſt war mächtig und kriegeriſch genug, um ſeine Lehnsleute entbehren zu können, die erſt ſpäter der Privilegien theilhaftig wurden, deren ſich ihre Mitbrüder in den biſchöflichen Landen ſchon ſeit Jahrzehnten erfreut hatten.

Auf eine Darſtellung der unſeligen brudermörderiſchen Kämpfe, in welchen Bisthümer und Orden ihr Herzblut und ihre beſte Kraft ausſtrömten, können wir hier ebenſo wenig eingehen, wie auf die Frage, auf welcher Seite das Recht geſtanden; berührt ſei nur, daß das baltiſche Bürgerthum ſich noch heute als den Erben des episcopalen Princips anſieht, während die Ritterſchaften für die Repräſentanten der Ideen des Ordens gelten, dem nicht abgeſprochen werden kann, daß er an einem wichtigen politiſchen Gedanken, zu allen Zeiten unbeugſam feſtgehalten hat, — dem der nothwendigen Einheit der baltiſchen Territorien und der Solidarität ihrer Intereſſen. Seinem Weſen nach war dieſer Bürgerkrieg, der die entfernteſte Colonie des deutſchen Reichs Jahrhunderte lang verwüſtete, ein Wiederſpiel des Rieſenkampfes, der um dieſelbe Zeit am Fuß der Alpen die Welt erſchütterte — die Gegenſätze zwiſchen Kaiſer und Papſtthum wurden unter anderen Namen auch an den Niederungen der Düna, des Embach und der heiligen Aa ausgefochten. Kann der Orden auch nicht

als directer Repräsentant des Kaiserthums angesehen werden, so ist er in Livland doch der Vertreter der weltlichen Macht gewesen, sein Ansehen stützte sich vorzüglich auf den Kaiser, von diesem stammten seine Privilegien, von diesem die reichsfürstliche Würde des Hochmeisters — auf den Kaiser beriefen sich die deutschen Herren, wenn der Erzbischof mit päpstlichen Bullen drohte. Das schließliche Resultat fiel zu Gunsten des Ordens aus; seine Landmeister (so hießen die livl. Provincialstatthalter des Großmeisters) warfen sich allmählich zu Herren des gesammten Landes auf, nachdem mehrere der ausgezeichnetsten unter ihnen, wie Eberhard v. Monheim, Conrad v. Vietinghof, Berndt v. d. Borch den Erzbischof und seine Bundesgenossin, das stolze Riga gedemüthigt hatten. Von einer Oberherrlichkeit des Erzbischofs über den Orden, war schon am Ende des 14. Jahrhunderts kaum mehr die Rede, 1451 mußte die erzstiftische Geistlichkeit das Habit des Ordens anlegen, 1452 wurde der Heermeister (dominus magister) als Mitregent von Riga anerkannt, 1481 sogar ad interim mit dem Erzstift belehnt und als der große Walter von Plettenberg, der dem Lande nach glänzenden Siegen über den „Erbfeind", den „Muskowiter" die bis dazu unbekannten Segnungen eines 50jährigen Friedens schenkte und vom Kaiser zum Reichsfürsten ernannt wurde, war er der anerkannte Schirmherr und Regent des gesammten Landes, princeps et protector Livoniae; die Kämpfe die unter ihm beschlossen wurden, hatten dazu geführt, in Bezug auf die Centralregierung die Macht des Ordens, in Bezug auf die Territorialverhältnisse den Einfluß der Vasallen zu vergrößern.

Dieser Sieg den der Orden erfochten, war aber nicht vollständig genug gewesen, um die Gegensätze, welche den Kampf hervorgerufen hatten, auszusöhnen, oder in einer höhern Einheit aufzulösen. Unter der Asche glimmte der alte Hader weiter und das Bild der Zerrissenheit, welches Gesammtlivland am Eingang des 16. Jahrhunderts bot, fand sich getreulich in jedem der einzelnen Territorien wieder. Der Bischof haderte mit seinem Capitel, dieses mit den Vasallen; dem Meister machten der Trotz, die Unbändigkeit und Sittenlosigkeit der durch stete Kämpfe verwilderten Ordensritter Noth, die Städte insbesondere Dorpat und das stolz aufstrebende Riga suchten von den Händeln ihrer Beherrscher für die eigene Selbständigkeit möglichsten Vortheil zu ziehen und hätten am liebsten keine andere Oberherrlichkeit anerkannt, als die des Hansabundes, dem sie längst beigetreten waren. Allenthalben überwucherte der ständische oder territoriale Particularismus, das Bewußtsein der Interessensolidarität, dieselbe deutsche Krankheit, welche die Macht und Größe des Mutterlandes zerstört hatte, wüthete in den Eingeweiden der nordischen Colonie. Bei der ungeheuern Entfernung von den Mittelpunkten der Cultur und der Ohnmacht des Reichsregiments konnte von einem sittigenden Einfluß dieses, nicht die Rede sein. Wohl erwuchsen die Städte, deren man in dem eigentlichen

Digitized by Google

Livland allein sechzig zählte, unter Plettenbergs Friedensscepter zu üppiger Blüthe, wohl tobte die unbändige Lebenslust und sinnliche Frische der Colonisten in endlosen Festen, deren Wüstheit alles überbot, was die wilde Genußsucht der damaligen Zeit kannte, aber das Herz des Landes war todtkrank. Zu vollster Schroffheit ausgebildet, verhinderte das Feudalsystem jede gesunde staatliche Entwickelung; indessen Russen, Schweden, Polen und Litthauer kampfgerüstet und eroberungslustig vor den Thoren des Landes standen, verbrauste die Kraft der Söhne desselben in wüstem Genuß und endlosem Hader; jedes Mannes Hand war gegen die des Nachbarn und allein die mächtige Heldengestalt des Meisters bildete einen Mittelpunkt für die widerstreitenden Interessen. Mit ihm sank auch der alte, innerlich ausgehöhlte Bundesstaat ins Grab. Als die durch Tegetmeyer und Knöpken rasch verbreitete Reformation siegreich ins Land gedrungen war und den Fortbestand der alten Lebensformen unmöglich gemacht hatte, war es allein Plettenberg gewesen, der ihre zerstörende Kraft zu bändigen vermochte, über seinem Grabe aber brach das morsche Gebäude krachend zusammen. Ihre wichtigste Aufgabe hatte die heermeisterliche Zeit (mit diesem Ausdrucke wird in Livland herkömmlich die Unabhängigkeitsperiode bezeichnet) ungelöst gelassen; der Stolz der Colonisten, der sich an dem thörichten Bewußtsein sonnte, daß auf baltischer Erde die Begriffe „Herr" und „Deutscher" identisch seien, hatte vor der Germanisation der Ureinwohner des Landes zurückgescheut, diese ihrer alten Barbarei überlassen und auf die tiefste Stufe menschlichen Daseins herabgedrückt. In dumpfer Verzweiflung trug der träge, apathische Lette das Joch strenger Leibeigenschaft, das ihm die Eroberer, päpstlichen Bullen und kaiserlichen Decreten zum Trotz aufgebürdet hatten, während der störrische Trotz des Esten zähneknirschend an den Ketten rüttelte, in welche ihn der Sieger geschlagen. Das stolze Gebäude an der Ostsee war auf schwankenden Grund gebaut, und was die Ahnherren zu thun unterlassen, konnten die Enkel nicht mehr oder doch nicht rechtzeitig nachholen.

Neben der Reformation war der Einfall eines von Iwan dem Schrecklichen nach Livland gesandten russisch-tartarischen Heeres die äußere Veranlassung zum Zusammensturz der alten Verhältnisse. Bald war die gesammte nördliche Hälfte des Landes in den Händen des furchtbaren Feindes. Es war kein gewöhnlicher Krieg den die Livländer gegen die Tatarenhorden zu führen hatten, welche der furchtbare Zaar zur Unterwerfung des wehrlosen Landes ausgesandt hatte; nicht dem 30jährigen Kriege, allein jenen Mongolenüberschwemmungen kann er verglichen werden, welche unter Tschinginschan die uralte Cultur blühender mittelasiatischer Länder bis auf die Spur ausgerottet, und so furchtbar gehaust hatten, daß ein Menschenalter lang nur Trümmer und Leichenhaufen den Weg bezeichneten, welchen die Barbaren genommen. Bis heute hat die Bevölkerungsziffer in Livland nicht wieder die Höhe erreicht, welche sie vor jenem Einfall besessen,

Digitized by Google

von den sechzig Städten des Landes, war am Ausgang des 16. Jahrhunderts kaum ein Dutzend übrig geblieben, das in der Folge bis auf neun herabsank. Gegen die Uebermacht dieses Feindes wäre kein Widerstand möglich gewesen, auch wenn dieser nicht schon von vornherein durch die Ueppigkeit und Entsittlichung der zur Vertheidigung Berufenen gebrochen worden wäre. Gleichzeitig mit den Russen drangen schwedische und polnische Heere über die Grenzen des alten Ordenslandes, es fragte sich nur noch, welchem der Eindringlinge man sich unterwerfen sollte. Vergebens wandten die schwerbedrohten Landesherren sich mit verzweifelten Bitten an das Reich, Kaiser Ferdinand I., zugleich von widerspenstigen Reichsfürsten und eroberungslustigen Türken bedrängt, war taub für den Hilferuf der Livländer; das Schreiben, mit welchem er auf Andringen des Reichstags von Augsburg einen „Hatschier" an den Zaaren absandte (1559) blieb ebenso wirkungslos, wie eine später angeordnete nicht einmal in Angriff genommene „Reichsexecution" — es schien, man wollte den Livländern den Abschied vom Reiche nicht all zu schwer machen. In dieser Noth und von aller Welt verlassen wandten der Ordensmeister Gotthard Kettler und der Erzbischof von Riga ihre Blicke auf den König Sigismund August von Polen; sie verpfändeten ihm gegen die Summe von 160,000 Gulden einen bedeutenden Theil ihrer Territorien; der Herzog Magnus von Holstein, der sich in der Folge als livländischer Schattenkönig unter russischen Schutz stellte, kaufte gleichzeitig die Stifte Oesel, Kurland und Reval. Da er aber außer Stande war, dem durch die Russen hartbedrängten Estland irgend welche Hilfe zu gewähren, unterwarf die Stadt Reval sich am 4. Juli 1561 dem König Erich von Schweden; ihrem Beispiele folgten wenig später die vereinigten estländischen Ritterschaften von Harrien, Wierland, Jerwen und Allentaken. Diese Unterwerfung Estlands unter ein fremdes Scepter war das Signal zu einer vollständigen Zerstückelung des livländischen Staatenbundes. König Sigismund August von Polen unterwarf sich im November 1561 das südliche Livland, (Dorpat blieb bis 1582 in russischen Händen) Kurland wurde unter Kettler ein polnisches Lehnsherzogthum, nur die Stadt Riga wahrte noch zwanzig Jahre lang ihre Selbständigkeit, bis auch sie sich im Januar 1582 der Krone Polen unterwerfen mußte. Ein feierlicher Staatsvertrag, jenes Privilegium Sigismundi Augusti, datum feria sexta post festum Stae. Catharinae, das noch heute die wichtigste Rechtsgrundlage des öffentlichen Zustandes in Livland bildet, sollte den lutherischen Glauben, die deutsche Sprache, das ererbte Recht und die Selbstverwaltung für alle Zeit sicher stellen und vor Gefährdung schützen, nebenbei freilich auch die feudale Herrlichkeit des Adels und dessen unbeschränktes Dispositionsrecht über die Bauern aufrecht erhalten. Mit einer Treue, welche ihnen das Stammland niemals gedankt hat, aus deren schwerfälligen Ausdrücken der Patriot aber noch heute den tiefen Schmerz der preisgegebenen Colonie nicht ohne Bewegung

Digitized by Google

herausleſen wird, bedangen die Livländer ſich ganz beſonders (P. XI.) aus: „Weil wir Ihro Majeſtät aus unvermeidlicher und hoher, unumbgänglicher Noth in dieſen unſern Trangſalen und Beklemmungen, wodurch wir, nebſt unſern Fürſten, wegen des barbariſchen Feindes Uebermuth in die äußerſte Noth gebracht und vom römiſchen Reich verlaſſen, unſer Leben, Weib und Kind nicht beſchützen können . . . . . uns unterwürfig gemacht haben: Als wolle Ew. Königl. Majeſtät es dergeſtalt vermitteln, das wegen dieſer unſres Fürſten Ergebung und auch uns als Unterthanen bey dem unüberwindlichſten Kayſer, den Churfürſten, Fürſten und Ständen des römiſchen Reichs, unſer Ehre und Gut vertreten und gehandhabet werde, damit wir nicht etwa in öffentliche Reichsacht erkläret oder ſonſt mit andern Ehrenmakeln beſchmitzet oder ſchädlich gefähret, ſondern vielmehr allerdings Schadlos gehalten und erhalten werden.“ Das Reich, das ſeine Ehre längſt verloren, ſollte nicht übel von denen denken, die von ihrem unüberwindlichen Kayſer und denen Herren Churfürſten und Ständen kampflos preisgegeben, von ihm gelaſſen hatten in der Stunde tödtlicher Gefahr! Den Enkel, der dieſe Zeugniſſe trotz bitteren Erfahrungen unbeirrter Treue erröthend lieſt, will es bedeuten, nicht dieſe, ſondern die Ironie über den Jammer der Zuſtände, denen ſie entronnen, habe den Livländern eingegeben, ſcheidend dem Reiche gegenüber ihre Ehre ſicher zu ſtellen!

Wenn die Livländer ſich von der Unterwerfung unter die polniſch-litthauiſche Krone das Ende ihrer Leiden, Schutz vor dem äußern Feinde und Wahrung der Heiligthümer ihrer Vergangenheit verſprochen hatten, ſo ſollten ſie arg getäuſcht werden. Mehr als die Hälfte des 50jährigen Abſchnitts der polniſchen Regierung verging unter blutigen Kriegen mit Ruſſen und Schweden, die faſt ausnahmslos auf livländiſcher Erde ausgefochten wurden und das Land noch tiefer herabdrückten, als es bereits durch den ruſſiſch-tatariſchen Einfall geſchehen war. Von einer Beobachtung der durch das Privilegium König Sigismund Auguſts verbießenen Rechte und Vorzüge war unter dem recht- und geſetzloſen, wüſten Polenregiment vollends nicht die Rede. Der Converſionseifer fanatiſcher Jeſuiten ſetzte es durch, daß ein katholiſcher Biſchof über Livland eingeſetzt wurde, daß zu Riga, Werden und Dorpat lutheriſche Kirchen in katholiſche verwandelt wurden und daß das Lutherthum zu der Rolle einer bloß geduldeten Ketzerei herabſank. Allen Stipulationen zum Trotz, wurde das Land unter polniſche und litthauiſche Caſtellane vertheilt, die garantirte Verfaſſung durch wiederholte Octroyirungen unkenntlich verändert, Recht und Herkommen mit Füßen getreten und ernſtliche Miene gemacht „die Transmariner über das Meer zu jagen, von dannen ſie gekommen“. Unrettbar ſchien das unglückliche, der Cultur nur zur Hälfte gewonnene Land in die Nacht alter Barbarei zurückzuſinken; elender denn je war der Zuſtand des von feindlichen Soldaten und polniſchen Beamten ausgeſogenen Bauernſtandes, auf dem, der

Digitized by Google

Verarmung und Verwilderung des Adels wegen, das Joch der Leibeigenschaft mit doppelter Schwere lastete, die Kirchen und Schulen verfielen, keiner der wenigen übrig gebliebenen protestantischen Geistlichen war seines Lebens sicher, die Städte waren durch die Noth immer wiederkehrender Belagerungen verwüstet und verarmt, Handel und Gewerbe stockten, die von den Landmeistern sorgfältig angelegten Wege und Heerstraßen verfielen — ein Zustand allgemeiner Auflösung trat an die Stelle der bis dazu wenigstens äußerlich geordneten Verhältnisse. Erst durch die Leiden eines neuen, fast dreißigjährigen Krieges sollte die Wandlung zu einem erträglichern Zustande ermöglicht werden. — Sigismund III von Polen und Schweden wurde wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche im Jahre 1600 durch die schwedischen Stände für der Krone verlustig erklärt, sein Oheim Karl IX., zum Reichsverweser, später zum Könige gewählt. Der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg, den erst Gustav Adolf siegreich zu Ende führte, und der zum größten Theil in Livland ausgekämpft wurde, war die Folge dieser Staatsveränderung. Schon 1602 mußte der größte Theil des livländischen Adels Karl IX., der seine Privilegien bestätigte, huldigen, 1629 war Livland eine schwedische Provinz; nur die südöstlichen Kreise des Landes mit den Vogteyen Dünaburg, Roitten, Lutzen und Marienhausen verblieben den Polen: diese haben dieselben so vollständig zu assimiliren gewußt, daß dieser Landstrich in welchem man sich vergeblich nach Spuren deutsch-protestantischen Lebens umsieht, noch heute „Polnisch-Livland" heißt. Dafür wurde die Insel Oesel, die bei der Auflösung des alten Bundes an die Dänen verloren gegangen war, mit Livland wieder vereinigt. — Estland war, wie wir wissen, schon früher schwedisch geworden und hatte sich unter dem humanen Scepter der protestantischen Fürsten dieses Reichs, das die Rechte und die Nationalität seiner neuen Unterthanen sorgfältig schonte, ungleich besser befunden, als die südlichere Schwesterprovinz, mit welcher es nun wieder vereinigt wurde. Das günstigste Loos war aber dem Herzogthum Kurland zugefallen, dessen weiser Fürst Gotthard Kettler seine Unterthanen mit seltenem Geschick vor polnischen Eingriffen zu schützen und von den Kriegshändeln in den Nachbarländern fern zu halten gewußt hatte. Mit Hilfe seines verdienstvollen Kanzlers Salomon Henning reorganisirte der Herzog Rechtspflege und Verwaltung seines Ländchens und entwarf er eine Kirchenordnung, die zu den besten ihrer Zeit gehörte. Hier war der Bauer ungleich günstiger gestellt als nördlich von der Düna; eine zahlreiche, gebildete Geistlichkeit legte die Grundlagen echter Gesittung, die Wohlhabenheit des Adels, die Gunst eines mildern Klimas und die größere Fruchtbarkeit des Landes, vor allem das gute Beispiel, welches der Herzog auf seinen zahlreichen Domänen gab, gestalteten die bäuerlichen Verhältnisse trotz der Fortdauer der Leibeigenschaft zu einem mindestens erträglichen Zustande. Dazu kam, daß die 1561 begründeten Zustände 134 Jahre

Digitized by Google

dieſelben blieben und Kurlands Selbſtändigkeit erſt im Jahre 1795 aufhörte. Ein ſelten unterbrochener Frieden förderte Ackerbau und Viehzucht und begründete einen Wohlſtand, der mit der Zeit ſo beträchtlich wurde, daß (nach dem Ausdruck eines Hiſtorikers) im 17. und 18. Jahrhundert ſelbſt die kuriſchen Bettler zweiſpännig fuhren. Aber ein Uebelſtand ernſteſter Art ſtellte Dauer und Zukunft der Zuſtände Kurlands doch wieder in Frage: der Mangel eines tüchtigen, ſelbſtändigen Bürgerſtandes, eines ausgebildeten Städteweſens. Der Adel herrſchte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ſo unumſchränkt, daß die Herzöge mit ihm rechnen und auf die Entwickelung eines wirklichen Staatslebens verzichten mußten. Die verhältnißmäßig zahlreichen Städte waren klein und bedeutungslos, ihren Bewohnern mangelte jener tüchtige, auf das Bewußtſein des eigenen Werths gegründete Bürgerſinn, den man ſchon jenſeit der Düna ebenſo entwickelt fand, wie in Deutſchland, ſie kamen niemals über die Sorge für ihre nächſten Intereſſen hinaus. Der Handel war höchſt unbedeutend, das Gewerbe nährte ſich von den Bedürfniſſen der Barone, die Stelle des Bürgerthums vertrat (vom 17. Jahrhundert ab) eine Claſſe, die der „Literaten", d. h. gelehrter Bürgerlicher, die als Prediger, Aerzte, Juriſten u. ſ. w. einen beſondern Stand, nach Hippels geiſtreichem Ausdruck den „Rinnſtein" zwiſchen Edelmann und Bauer, bildeten. Kein Wunder, daß die Selbſtherrlichkeit des Adels, dem jedes Gegengewicht mangelte, maßlos aufſchoß, und daß das Bürgerthum Kurlands noch heute nicht dazu gelangt iſt, ſich die Grundlagen einer ebenbürtigen und ſelbſtändigen Exiſtenz zu begründen.

Doch wir müſſen zu Livland, dem Herzen und Schmerzensträger der dreieinigen deutſchen Colonie zurückkehren. Die faſt hundertjährige ſchwediſche Herrſchaft in dieſem Lande zerfällt in zwei durch den Regierungsantritt Karls IX. ſcharf von einander geſchiedene Hälften — eine in vielfacher Beziehung ſegensreiche und eine unglückliche, leidensvolle Periode, wie ſie kaum zu polniſcher Zeit hätte ſchlimmer ſein können. Zunächſt war des Jubels darüber, daß man der argen Polenwirthſchaft entronnen und in einen proteſtantiſchen Staatsverband getreten war, kein Ende. Guſtav Adolf hatte Livland in der That zu danken, daß es Cultureinflüſſen gerettet und dem Zuſtande der Barbarei entriſſen war. Die erſte Sorge des weiſen, großherzigen Fürſten war die Wiederherſtellung des am Rande des Abgrundes ſtehenden lutheriſchen Kirchenweſens. Eine allgemeine Kirchenviſitation ſtellte die Nothwendigkeit eines Neubaus von Grund aus, feſt; die Gotteshäuſer lagen in Trümmern, die Schulen auf dem flachen Lande waren ſein Menſchengedenken geſchloſſen; da es allenthalben an Geiſtlichen mangelte, wurde Kenntniß der reinen Lehre bei den Bauern ebenſo wenig gefunden, wie Zucht und Sitte. Hier griff der große König mit der vollen Energie ſeines mächtigen Willens ein. Zum Segen des Landes führte er die ſchwediſche Kirchenordnung ein, deren Grundprincipien bis auf die Ge-

Digitized by Google

genwart in Geltung sind und der lutherischen Kirche Livlands für alle Zeit eine feste materielle Basis gesichert haben. Dann wandte der König seine Aufmerksamkeit der Justiz und Verwaltung zu, die gleichfalls von Grund aus neu gestaltet und in eine feste Ordnung gebracht wurde; auf Grund der Privilegien Sigismund Augusts sollte der Adel seine und der Bauern Richter und Verwaltungsbeamte wählen, der Bürger städtischen Magistraten unterstellt sein — aber über beiden stand eine Staatsgewalt, die das öffentliche Interesse wahrnahm und über der Gesetzlichkeit der Erwählten des Landes wachte. Seine größten Verdienste erwarb das schwedische Königthum sich aber durch die Begründung einer protestantischen Hochschule zu Dorpat und zweier Gymnasien (1632) und durch eine eingreifende Umgestaltung der tief im Argen liegenden bäuerlichen Verhältnisse. Gustav Adolf und seine Nachfolger haben es mit keiner der staatlichen Aufgaben, an welchen sie in Liv- und Estland arbeiteten, so ernst genommen, als mit der Beschränkung der Leibeigenschaft und mit der Begründung würdigerer agrarischer Zustände. Der Bauernstand, so wollten die Enkel Wasa's, sollte auch in Livland die Grundlage ihrer Macht und gemeinsam mit den Städten ein Gegengewicht gegen den Adel bilden. Zum ersten male wurden sämmtliche Rittergüter Liv- und Estlands genau vermessen und catastrirt, auf Grund dieser (gleichfalls noch heute geltenden) Catastrirung, Arbeitsregulative sogen. Wackenbücher entworfen, welche die Leistungen der Bauern in ein festes Verhältniß zu dem ihnen zur Nutzung übergebenen Grund und Boden setzten, und als Maximum der dem Herrn zustehenden Forderungen, unter keinen Umständen überschritten werden durften. In heilsamer Weise wurde zugleich die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsbesitzer abgegrenzt und die Freiheit über Leben und Tod der Erbleute auf das Recht zur Ausübung der Hauszucht beschränkt. Die weitergehenden Pläne, mit welchen die schwedischen Könige sich trugen, um die Leibeigenschaft stufenweise und allmählich abzuschaffen kamen zufolge des nordischen Krieges nicht mehr zur Ausführung. Leider war diese Periode segensreicher Einwirkung der Staatsgewalt auf die feudalistisch verrotteten Zustände Livlands von blos beschränkter Dauer; die stete Finanznoth der schwedischen Krone veranlaßte Karl XI. zu einem Staatsstreich, dessen Schändlichkeit die Segnungen, welche Livland den Ahnherren dieses eigenmächtigen, brutalen Fürsten verdankte, nahezu aufwog — zu jener Reduction, welche unter dem Vorwande mangelhafter Besitztitel der Grundherren, fast $^{9}/_{10}$ aller livländischen Rittergüter zum Besten des Fiscus einzog und hunderte adeliger Familien an den Bettelstab brachte. Schon die Anwendung des vom stockholmer Reichstage beschlossenen Reductionsgesetzes auf die Provinzen jenseit der Ostsee involvirte eine schwere Rechtsverletzung. Da die livländischen Stände niemals Reichsstandschaft in Schweden genossen hatten, die Theilnahme an dieser aber die Grundbedingung der Angehörigkeit zum schwedischen Staatsverbande bildete, war die Anwendung schwedi-

Digitized by Google

ſcher Ständebeſchlüſſe auf das baltiſche Land juriſtiſch unmöglich. Nichts deſtoweniger ſchalteten des Königs Reductionscommiſſionen in Livland rückſichtsloſer und eigenmächtiger, als in ihrem Vaterlande. Vergebens ſandte die Ritterſchaft Deputationen über Deputationen nach Stockholm, um die Abwendung des Aeußerſten zu erflehen, vergebens beriefen ſie ſich auf ihre verbrieften Rechte und Privilegien. Des Königs Antwort auf die Vorſtellungen, die ihm gemacht wurden, war die Aufhebung des Landesſtaats (der ritterſchaftlichen Verfaſſung) und die Einkerkerung Johann Reinhold Patkuls, deſſen kühnſten der mannhaften Sprecher, welche dem Throne Karls genaht waren. In Riga hauſte unterdeſſen der ſchwediſche General-Gouverneur Graf Haſtfer als erbitterter Feind des Adels und unbeſchränkter Günſtling ſeines Fürſten. Mehr und mehr traten ſchwediſche Ordnungen und Geſetze an Stelle der deutſchen, drangen Fremdlinge in die Aemter und Richterſtühle, wurden die Söhne des Landes zurückgedrängt und des Einfluſſes beraubt, der *ihnen* nach dem Recht der Geſchichte und nach den Satzungen der Väter zukam. Aber die Wahrheit des Wortes: „zu drücken ſind ſie, doch zu *unterdrücken* nicht", ſollte ſich noch einmal glänzend bewähren. Der zähe Widerſtand auf den die feindliche Politik Schwedens allenthalben ſtieß, wußte die Fortſchritte derſelben bis zum Wendepunkt des Jahrhunderts aufzuhalten — dann aber brach der nordiſche Krieg aus, um die Machtverhältniſſe des Oſtſeegebiets noch einmal vollſtändig zu verändern. Von den Schweden aufs äußerſte bedrängt und an der Rettung ſeines Vaterlandes durch friedliche und legale Mittel verzweifelnd, wandte Patkuls düſtere Heldengeſtalt ſich der von Oſten aufgehenden Sonne Peters des Großen zu; ſein Werk war es, daß der Zaar, (der dieſen in ſeine Dienſte getretenen Fremdling mit einer Rückſicht behandelte, die ihm ſonſt nicht eigen war) ſein Auge auf die Oſtſeeländer richtete und das Verhängniß, in welches Schweden durch Karls XII. Eiſenkopf geriſſen wurde, dazu benutzte, die Grenzen ſeines Reichs bis an das baltiſche Meer zu erweitern. Wiederum wurde das Land zwiſchen Düna und Embach der Kampfplatz der ſtreitenden Mächte, wiederum verwüſtete die Kriegsfurie faſt zwei Jahrzehnte lang die weiten livländiſchen Ebenen, ſank der Bauer zu bettelhafter Armuth und Verwilderung herab, wurden Städte angezündet und Burgen geſchleift. Trotz des harten Unrechts, das ſie erfahren, ſchlugen die Livländer ſich tapfer für die Sache ihres Fürſten und erſt nach hartem Kampfe und verzweifelter Gegenwehr wurde der Zaar des Küſtenſtrichs Meiſter. Erſt nachdem er Ritterſchaft und Städten ihre alten Privilegien beſtätigt hatte, huldigten dieſe dem neuen Landesherrn; durch Confirmation der ſog. Accordpunkte, ſpäter durch die Beſtimmungen des Nyſtädter Friedens wurde Peter für ſich und ſeine Nachkommen verpflichtet, die Herrſchaft der lutheriſchen Kirche, des deutſchen Rechts, der deutſchen Sprache und der angeſtammten Verfaſſung in ſeinen neuen

Digitized by Google

Provinzen Liv- und Estland anzuerkennen und für alle Zeit sicher zu stellen, der Livländer Privilegien auch eher zu „augmentiren“ als zu „diminuiren“.

Noch ein Mal war der „verlorene Posten“ deutscher Cultur an der Ostsee gerettet — aber um einen hohen Preis. Aus tausend Wunden blutend lag das Land in dem Zustande einer Erschöpfung und Apathie da, die ein halbes Jahrhundert dauerte. Erst zehn Jahre nach Abschluß der Accordpunkte schloß Peter mit den Schweden Frieden, bis dazu dauerten die Pressungen, zu welchen er durch die Kriegsnoth gezwungen war, ununterbrochen fort. Aus Furcht, die Schweden möchten während seines Feldzuges in Kleinrußland landen und sich in der Gegend Dorpats, das für besonders unrussisch gesinnt galt, festsetzen, ließ der Zaar diese Stadt vollständig zerstören und die Einwohner derselben in das Innere des Reichs schleppen. Die russische Regierung kannte ihre neuen Unterthanen noch zu wenig, um sich in die eigenthümlichen Bedürfnisse und Anschauungen derselben hineinfinden zu können und trotz des unleugbaren Wohlwollens, das Peter seinen deutschen Provinzen bewies, konnten Fehlgriffe, Mißverständnisse und Rechtsverletzungen der peinlichsten Art nicht ausbleiben — es verging ein Menschenalter, ehe man sich verständigen lernte und ehe die Regierung etwas thun konnte, um den dringendsten Nöthen abzuhelfen. Sich in wirksamer Weise selbst zu helfen war die verarmte Landschaft aber völlig außer Stande. Auf dem livländischen Landtage von 1714 wurde nicht nur constatirt, daß es den meisten Kirchspielen an Kirchenvorstehern fehle, es stellte sich zugleich heraus, daß auf je fünf bis sechs Kirchspiele nur ein Prediger kam, so furchtbar hatten der Krieg und seine grimmen Begleiter, die Pest und die Hungersnoth gehaust! Wohl wurde beschlossen, nach Kräften für „fromme und geschickte Subjecte“ Sorge zu tragen und durch den Generalsuperintendenten und die Pröpste „öftere Visitationes“ vornehmen zu lassen, aber woher sollten die Leute zur Besetzung der Vacanzen, die Mittel zum Wiederaufbau der niedergebrannten und verfallenen Kirchen und Pfarrhäuser hergenommen werden? War die Noth doch so groß, daß die Ritterschaftseinnahmen nur 200 Thaler betrugen und daß die Abgabe von einem Carolin per privaten Haken (einer schwedischen Catasterbezeichnung, die ursprünglich einen Bodenwerth von 80 Thalern repräsentirte, aber schon vor 150 Jahren den dreifachen Werth bedeutete) nicht mehr aufgebracht werden konnte, daß die Glieder der Ritterschaft die Herren Landräthe um Verzicht auf ihre blos 15 Thaler betragende Remuneration bitten, die Hofgerichtsglieder mit dem Versprechen trösten mußten, in Zukunft einen Fonds zu derer Herren Glieder Gagirung zu „intendiren“. Im Consistorium war nur der Generalsuperintendent auf dem Platz, der Director lag an schwerer Krankheit darnieder, ein Assessor hatte sich seines Amtes „entäußert“, der andere wurde vom Hofgericht in Anspruch

Digitized by Google

genommen und von geiſtlichen Beiſitzern war nicht einmal die Rede. Die Armuth war ſo allgemein, daß der Adel auf demſelben Landtage beſchloß, Deputirte zur Vermeidung öfterer allgemeinerer Verſammlungen zu wählen, „dieſes Mal ſei die Ritter- und Landſchaft um des armen Vaterlandes Noth gern gekommen.“ Wie es unter ſolchen Umſtänden um den gemeinen Mann, zumal um den Bauern beſchoffen ſein mußte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, das entſetzliche Bild der livländiſchen Bauernexiſtenz in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu entwerfen, ſträubt ſich die Feder des Enkels. In elende Erdhütten mit Kühen nnd Schweinen zuſammengepfercht, friſtete der Bauer ein Daſein, das längſt aufgehört hatte, auf Menſchenwürde Anſpruch zu machen. Regelmäßig trat im Herbſt Völlerei, im Frühjahr Hungersnoth ein, zu den Leiſtungen, welche er dem Herrn ſchuldete, mußte der Sclave mit der Peitſche des Frohnvogts getrieben werden, Branntweinpeſt und Ruthenſtrafe, die ſchrecklichen „Geſchwiſter der Leibeigenſchaft“, waren die Pole, zwiſchen denen ſich die Axe ſeines Lebens drehte. Dazu kamen die Schwierigkeiten eines unholden Klima's, das nur vier Sommermonate kennt, deſſen endloſe Winter das Wetterglas gefrieren machen, das rings die weiten Ebenen mit fußhohen Schneemaſſen überzieht, die zuweilen undurchdringlich werden und den Bewohner der ländlichen Einöde zu tagelangem Müßiggang, dämmerndem Halbſchlaf in rauchige Hütter verurtheilen. Zuſtänden dieſer Art anders als allmählich abzuhelfen, lag außer dem Bereiche des Möglichen. Fromme Wünſche für öftere Viſitationen, fleißigere Kirchenvorſteher, geordnetere Schulverhältniſſe begegnen uns in den Landtagsacten des geſammten Vierteljahrhunderts, welches der „Conquête“ folgte, während es mit der Verwirklichung derſelben nicht vorwärts ging. Selbſt mit dem Zuſammentritt der Landtage, der rechtlichen Organe der Landeswünſche, welche regelmäßig zu Berathungen des Landrathscollegiums mti dem Generalſuperintendenten und demgemäß zu Verſuchen einer Abhilfe führten, hatte es in jener Zeit große Schwierigkeiten. Im Jahre 1726 war die Landtagsverſammlung ausgeſetzt worden, weil Menſchikow eine ſolche ohne Befragung des geheimen Conſeils nicht zulaſſen zu können glaubte, von 1730 bis 1740 fand gleichfalls eine Art Interregnum ſtatt, weil das Reichsjuſtizcollegium ſich erſt darüber unterrichten wollte, welche die geſetzlichen Gründe zur Einberufung ſolcher Verſammlungen ſeien, wem die Initiative zu denſelben gebühre u. ſ. w. 1734 erhielt der General-Directeur Völkerſahm den Auftrag zu „ſondiren“ ob ein Landtag „nachgegeben“ werden würde, erſt 1735 kommt die Antwort, man müßte erſt „an Hof“ berichten; aus ähnlichen Gründen trat die Ritterſchaft von 1750—57 kein einziges Mal zuſammen, denn es verlautete im Jahre 1754 etwas von „bedenklichen Umſtänden, welche den größten Vorrechten Gefahr bringen könnten.“ Neben dieſen äußeren Verhältniſſen, die hemmend einwirkten, war die materielle Noth, welche auf allen Ständen laſtete, der Haupt-

grund der Stagnation, welche jede Entwickelung und Neugestaltung, die kirchliche wie die politische, niederhielt. Siebzehn Jahre dauerte es, bis an die Restauration der einzigen Lehranstalt, welche der Adel zur Bildung seiner Söhne besaß, des Lyceums zu Riga, ernstlich gedacht werden konnte und ein halbes Jahrhundert verging, bis für eine materielle Basis dieses Instituts auskömmlich gesorgt wurde! Wen konnte es da Wunder nehmen, wenn für den Volksunterricht so gut wie nichts geschah und die vom Generalsuperintendenten beantragten, oft „unanimiter" gefaßten Schlüsse zur Einrichtung von Dorf- und Gebietsschulen auf dem Papier blieben. Kriegsnoth und exorbitante Abgabenleistungen verschlangen alles, was der Fleiß des Landmannes und die Sparsamkeit der Herren erübrigte und noch im Jahre 1737 mußte der in Riga versammelte Adel eine Collecte eröffnen, um einen verarmten Mitbruder, den Major v. Rehbinder neu zu kleiden, damit der Herr Vicegouverneur wegen des „Habits" dieses in äußerste Armuth gerathenen Mannes, keine „ungleichen Gedanken" bekomme!

Nicht minder traurig sah es in den Städten aus: Handel und Gewerbe konnten sich nur mühsam von den Schlägen erholen, die das Kriegselend ihnen gebracht, der verderbliche Zunftzwang und eine thörichte Nationalökonomie, die durch ewig wechselnde Verbote der Aus- und Einfuhr jede gesunde Speculation unmöglich machte, thaten das ihre, um das verrottete Spießbürgerthum, das namentlich in den kleineren Städten wucherte, zu verewigen und jede freie Entwickelung abzuschneiden. Von Rußland, das damals mit schweren inneren Krisen zu kämpfen hatte, waren keine bildenden Einflüsse zu erwarten; daß es in diesem Staat keinen Mittelstand sondern nur Edelleute und leibeigene Bauern gab, machte sich vielmehr in Liv- und Estland in nachtheiligster Weise fühlbar. Die maßlosen Ansprüche des Adels dieser Provinzen hielt man in Rußland für ebenso selbstverständlich, wie die Sclaverei der Bauern; für die Rechte und Bedürfnisse des Bürgerthums hatte man kein Verständniß, weil man zu Hause keins kannte. Die Privilegien, welche die Livländer mit Recht als die Heiligthümer ihres öffentlichen Lebens hoch hielten, waren zugleich die Ursachen der Stagnation und Armuth, in welche das Land versank und aus der es sich erst in der zweiten Hälfte des philosophischen Jahrhunderts mühsam emporarbeitete; zugleich mit der Herrschaft der lutherischen Kirche und der deutschen Sprache hatte der Adel sich das Recht zu ausschließlichem Güterbesitz gesichert, hatten die Städte sich den Fortbestand uralter Zunftordnungen und Schragen ausbedungen, welche die wirthschaftliche Entwickelung ihrer Bewohner niederhielten. Müßige Händel zwischen Edelleuten und Landsassen, (Gutsbesitzern, welche nicht zur Ritterschaft gehörten) zwischen Zunftmeistern und Bönhasen, (unzünftigen Handwerkern) Eifersüchteleien zwischen städtischen und ritterschaftlichen Behörden und Autoritäten, absorbirten die übrig gebliebenen Kräfte, zerstörten jedes ge-

Digitized by Google

deihliche Zuſammenwirken der verſchiedenen Elemente und brachten die baltiſchen Deutſchen um die Achtung ihrer neuen Beherrſcher. Das Bollwerk des deutſchen Elements drohte zugleich die Zwingburg deſſelben zu werden, zumal ſo lange der Adel nicht in die geiſtige Bewegung gezogen wurde, die ſich in Deutſchland um die Mitte des Jahrhunderts zu regen begann und ſo lange der Sohn aus adligem Hauſe keine andere Laufbahn für angemeſſen hielt als die kriegeriſche. In den Jahren 1700—1747 gab es kaum eine europäiſche Armee, in welcher nicht Livländer ihr Heil verſucht hätten; während dieſes kurzen Zeitraums hat das kleine Land an der Oſtſee nicht weniger als dreiundzwanzig Feldmarſchälle, zehn Generals en chef, ſiebenundzwanzig Generallieutenants, vierunddreißig Generalmajors und dreiundfünfzig Obriſten hervorgebracht; die Namen einzelner derſelben, wie des edlen Loudon, der die öſtreichiſche Armee zu manchem Siege gegen den großen König ins Feld führte und jenes Conrad Roſen, der unter Ludwig XIV. gegen den großen Oranier nach Irland geſandt wurde, ſind mit Ehren auf die Nachwelt gekommen.

Erſt in den ſechziger Jahren machte ſich ein entſchiedener Umſchwung zum Beſſern geltend, wurden ernſthafte Verſuche zur Löſung der Aufgaben gemacht, die ſeit Jahrzehnten auf ihre allendliche Löſung harrten. — Nachdem der Gerechtigkeitsſinn Peters des Großen das Unrecht der ſchwediſchen Reduction ausgeglichen und den Adel wieder in den Beſitz ſeiner Güter geſetzt, deſſelben Monarchen Einſicht die Richterſtühle und Verwaltungsſtellen auf den alten Fuß gebracht hatte, zum erſtenmale Poſtverbindungen zwiſchen den einzelnen Städten hergeſtellt waren, ein fünfzigjähriger Frieden den Sinn der Menſchen gemildert und daran gewöhnt hatte, über des kommenden Morgens gemeine Sorgen hinauszuſehen — erwachte in den Enkeln der Letten- und Eſtenbezwinger das Bewußtſein der ſchweren Schuld, welche ſie gegen dieſe Völker abzutragen hatten. Der Landrath Karl Friedrich Scholz, Freiherr v. Aſcheraden war es, der zuerſt für das Recht des Bauernſtandes eintrat und Anno 1763 im Namen der „retablirten Menſchenrechte“ eine freiwillige Beſchränkung der Leibeigenſchaft vom livländiſchen Adel forderte; ſeine Mahnungen wurden freilich mit Erbitterung zurückgewieſen, der Funken aber, den er in die Herzen der ſtolzen Barone geworfen, war nicht mehr zu erſticken, zumal die Regierung Catharinas II. ſich der Sache annahm, und durch ſtets erneute Anträge auf Verminderung der bäuerlichen Laſten, das Gewiſſen des Adels wach erhielt. Der Kampf um die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Emancipation des Bauernſtandes iſt fortan der rothe Faden, der ſich durch die Geſchichte der letzten hundert Jahre baltiſchen Lebens zieht. Nicht nur an der Staatsregierung gewann die Sache der bäuerlichen Freiheit während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen mächtigen Rückhalt, das Bürgerthum und die Geiſtlichkeit nahmen energiſchen Antheil an denſelben. Zumal in Riga, wo um jene

Digitized by

Zeit Männer wie Herder und Hamann wirkten, wo einer der größten Wohlthäter des Landes, der Buchhändler und Buchdrucker Hartknoch für die Sache der Aufklärung thätig war, das neugegründete Theater einen Kreis strebsamer Schriftsteller um höhere Interessen sammelte, die Anfänge einer provinziellen Presse unter dem Schutz edler Patricier (Schwartz, Behrens) und aufgeklärter Geistlicher (Sonntag, Hupel) aufschossen, fanden die freisinnigen und humanen Ideen der Zeit begeisterte Aufnahme und fruchtbaren Boden; in Riga hatte Garlieb Merkel, der 1796 mit seiner leidenschaftlichen Anklageschrift „die Letten" gegen die Zwingherrschaft des Adels auftrat, die erste Anregung zu dem Gedanken der Rettung des Lettenvolks empfangen. Die Geistlichkeit des flachen Landes, bis dazu in starrer Orthodoxie verknöchert und ohne Verständniß für ihre civilisatorische Aufgabe, wurde um dieselbe Zeit durch die Einflüsse des halleschen Pietismus, später des Rationalismus in neue Bahnen gedrängt und nahm sich der Sache der Volksbildung mit Aufopferung und Thatkraft an — überall regten sich Bildung und Streben, und die Ueberzeugung, daß es anders und besser werden müsse, bemächtigte sich bald aller Gebildeten des Landes.

Aber auch den Irrthümern des philosophischen Jahrhunderts mußte das Ostseeland seinen Tribut zahlen; 1783 hob Catharina II. die alte Verfassung auf, um sie durch neue bureaucratische Ordnungen zu ersetzen, die unter dem Namen der „Statthalterschaftsverfassung" den Gang der historischen Entwickelung zu durchbrechen und fremden Elementen, die kein Verständniß für die besonderen Bedürfnisse des Landes hatten, Thor und Thür zu öffnen drohten — wiederum war der Fortbestand des deutschen Colonialstaats gefährdet und in Frage gestellt. Der Gerechtigkeitssinn Kaiser Pauls, gab den getreuen Liv- und Estländern indessen Anno 1796 wieder, „was ihnen mit Unrecht genommen war."

Am Eingang des 19. Jahrhunderts finden wir die drei Provinzen, welche 1561 auseinandergerissen worden waren, unter dem russischen Scepter vereinigt wieder; nach der letzten Theilung Polens war die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Kurlands unmöglich geworden und hatte dieses polnische Lehnsherzogthum sich Catharinen II. unterworfen (1795). Sieben Jahre später erfüllte sich einer der heißesten Wünsche, mit denen die Bewohner der drei Lande sich seit neunzig Jahren getragen hatten; im December 1802 stellte Alexander I., getreu der Verheißung die sein großer Ahnherr Peter in den „Accordpunkten" von 1710 niedergelegt hatte, die Universität Dorpat wieder her und mit der Eröffnung dieser segensreichen Pflanzstätte deutscher Wissenschaft beginnt die neueste Epoche der baltischen Provinzialgeschichte.

Von dieser soll das nächste Mal berichtet werden. Die Aufgabe welche wir dem „Prolog" zu künftigen Schilderungen des Ostseelandes stellten, beschränkte sich darauf, die Erinnerung an den einstigen Zusammenhang Deutschlands mit dem baltischen Norden wach zu rufen und ein Bild der Leidensgeschichte zu

Digitized by Google

entwerfen, durch welche die versprengte Colonie gegangen, seit sie vom Mutterlande abgerissen worden. Aber es galt noch einen andern Zweck zu erreichen: die keine anderen Empfindungen für ihre liv-, est-, kurländischen Stammesgenossen übrig haben, als Ausdrücke herben Tadels und unnachsichtiger Verurtheilung der Sünden, welche jenes Land auf sich geladen, die sich lossagen von dem „entarteten" Geschlecht, das nicht hauszuhalten gewußt hat mit dem Erbe der Väter, das über dem Hochgefühl des Herrscherrechts, die Pflichten gegen die Beherrschten vergessen hat — diese sollten gefragt werden, ob die Geschicke, durch welche der verworfene und verleugnete Bruderstamm gegangen, wirklich dazu angethan gewesen sei, eine glücklichere Entwickelung zu fördern und ob die Zähigkeit, welche trotz allem dem und allem dem ein Stück deutschen Lebens an der Ostsee erhalten hat, aller und jeder Anerkennung derer unwürdig ist, die überhaupt eine Empfindung für deutsche Ehre und Tüchtigkeit übrig haben.

Die 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M.,

18.—24. September 1867.

Die heurige Zusammenkunft dieser ältesten deutschen Wanderversammlung scheint uns aus manchen Rücksichten eine Besprechung auch in nicht naturwissenschaftlichen Blättern zu verdienen. Nicht die politische, nicht die sociale Bedeutung dieser Versammlung wollen wir berühren, so sehr es uns auch gefreut hat, zu sehen, daß die Frankfurter sich wieder einmal zu einer That ermannt haben, zur frischen Vorbereitung, zur kräftigen Durchführung dieser wissenschaftlichen Versammlung, zu welcher sich Männer der Wissenschaft aus allen Theilen des Vaterlandes friedlich zusammengefunden hatten. In welchem Sinne die Frankfurter ihren Gästen entgegentraten, in welchem Sinne alle Theilnehmer, von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit in bestimmt nationaler Entwickelung der Wissenschaft getragen, einträchtig zusammen zu wirken berufen waren, fand trefflichen Ausdruck in der Eröffnungs- und der Schlußrede des Geschäftsführers, Dr. Spieß, und in manchen Trinksprüchen. Wir wollen nur die innere Entwicklung der Versammlung näher ins Auge fassen, denn hier haben wir einige wesentliche Fortschritte zu constatiren, welche, wenn auch in

Digitized by Google

den nächſten Jahren ſorgſam und richtig cultivirt, den Naturforſcherverſammlungen immer größere Wirkſamkeit in ſich wie in weiteren Kreiſen in Ausſicht ſtellen.

Als ſolche Fortſchritte bezeichnen wir folgende: Die Verſammlung iſt wieder auf eigene Füße geſtellt, es iſt mehr und anhaltender als in den letzten Jahren gearbeitet worden; eine neue Section, für das ganze Volk von Wichtigkeit, iſt den anderen zugefügt worden, jene für öffentliche Geſundheitspflege; die allgemeinen Sitzungen haben wieder erhöhte Bedeutung erhalten.

Die ſehr gerechtfertigte Gaſtfreundſchaft, welche ſich in den erſten Jahren auf freundliche Aufnahme der Gäſte in Haus und Familie beſchränkt hatte, war allmählich in ein Ueberbieten durch Luſtfahrten und ſonſtige Feſtlichkeiten ausgeartet, welche zumal in Wien und Bonn ihren Höhepunkt erreichten. Sie wurden nur durch reiche Zuſchüſſe aus Staats- oder ſtädtiſchen Caſſen ermöglicht. Unſere frankfurter Collegen ſprachen ſchon in Hannover ihre Abſicht aus, die Verſammlung wieder auf einfachern Fuß zu ſetzen; was damals gute Abſicht war, iſt mittlerweile eine Nothwendigkeit für ſie geworden. Es wurden ſtatt der üblichen 3 Thlr. Beitrag diesmal 4 Thlr. von jedem Theilnehmer erhoben; ein ſtädtiſcher Zuſchuß ward nicht geleiſtet. Die Einnahme von 283 frankfurter und 523 auswärtigen Theilnehmern reichte, wie wir hören, zur Deckung aller Koſten hin; es wird ſomit künftig die Wahl der Verſammlungsorte viel weniger beſchränkt ſein, mit der Wahl wird nicht zugleich dem gewählten Orte eine finanzielle Laſt aufgebürdet. Abendvergnügungen, wie die uns in Frankfurt gebotenen (Concert, Feſtoper, Liederkranzabend u. dergl.) werden dankbar angenommen werden; ſie greifen nicht wie die Luſtfahrten und große Eſſereien ſtörend in die Sitzungen ein.

Dieſe Beſchränkungen ſowie die Verlegung des Mittageſſens auf 4½ Uhr und die durch den Saalbau und das polytechniſche Inſtitut gegebene Möglichkeit, alle Räume für Sitzungen, Demonſtrationen, Reſtauration und Unterhaltung in demſelben Gebäude dicht neben einander zu vereinen, waren die weſentlichſten Urſachen, daß dieſes Jahr mehr und eifriger beſuchte Sectionsſitzungen ſtattfanden als wohl bei irgend einer frühern Naturforſcherverſammlung. Mit den Sectionsverhandlungen konnte man im allgemeinen wohl zufrieden ſein, wenngleich auch nicht zu leugnen iſt, daß namentlich der Eifer der Mittheilung in einigen der Sectionen für practiſche Disciplinen nicht ſelten die gebotene Beſcheidung überwog. Wir können hier nicht einmal auf die wichtigſten dieſer Mittheilungen aufmerkſam machen; die meiſten haben doch nur für die Fachgenoſſen ein wirkliches Intereſſe und wo dieſes überſchritten wird (wie z. B. bei Meyers Mittheilung über die gewölbte Blättchenlagerung in der Knochenspongiosa, ſo daß die verſchiedenen als Zug- und Druckcurven wirken, bei Jürgenſens, Ziemſſens und Liebermeiſters Empfehlung der Behandlung des

Digitized by Google

Typhus durch Wärmeentziehung mittelst kühler Bäder, bei Schaaffhausens Darlegung der Bildung des Eiterkörperchens aus der rothen Blutscheibe, bei den Mittheilungen über locale Anästhesirung, über losen einfachsten Wundverband u. s. w.) würde ausführlicheres Eingehen nöthig sein.

Lobend ist auch der rasche Druck des Tageblattes anzuerkennen, welches uns regelmäßig morgens früh die Protokolle aus den am vorhergehenden Morgen und Nachmittag stattgehabten 12 Sectionssitzungen lieferte. Diese Berichte wurden hauptsächlich deshalb so rasch zum Druck eingeliefert, weil für alle Sectionen Localschriftführer im voraus bestellt waren, welche ihrer Aufgabe mit großem Eifer oblagen. Wird diese Einrichtung auch künftig beibehalten, so muß unschwer erzielt werden können, daß die Protokolle über die einzelnen Sectionen gleichmäßiger, und daß einige unter ihnen eingehender geführt werden, als dies in Frankfurt der Fall war. Unter dieser Voraussetzung rechtfertigt es sich gewiß sehr, an die Stelle des frühern sehr kostspieligen ausführlichen Berichtes, der manchmal erst nach Jahren erschien, und ausnahmslos lange, nie gehaltene aber verhaltene Reden lieferte, durch ein rasch erscheinendes Tageblatt zu ersetzen, zumal wenn demselben, wie uns in Frankfurt versprochen wurde, die in den allgemeinen Sitzungen gehaltenen Vorträge einverleibt und baldigst den Theilnehmern zugesandt werden.

An der diesjährigen Versammlung nahmen verhältnißmäßig viele Schullehrer Theil. Mehrfach war die Wichtigkeit eines richtig verstandenen naturgeschichtlichen Unterrichts in den Schulen hervorgehoben worden, Virchow hatte in seinem Vortrage in der allgemeinen Sitzung vom 20. besonders betont, wie es verhältnißmäßig wenig fruchte, den Kopf der Kinder mit botanischen Systemen anzufüllen, daß es vielmehr darauf ankomme, sie schon frühe physikalisch denken zu lehren. Die anwesenden Lehrer haben sich demnach in einer am 23. Sept. abgehaltenen besondern Sitzung für die nächste Versammlung in Dresden zu folgenden Beschlüssen vereinigt: 1) die bei der Naturforscher-Versammlung anwesenden Lehrer treten während der Dauer derselben zu besonderen Berathungen zusammen. 2) Zweck dieser Versammlung ist Besprechung über die Nutzbarmachung der Fortschritte der Naturwissenschaften für den naturwissenschaftlichen Unterricht, so wie die Pflege dieses Unterrichts in der Schule überhaupt.

Auf Betreiben des unermüdlichen Prof. H. E. Richter aus Dresden war schon 1865 in Hannover eine Commission zusammengetreten, um für die diesjährige Versammlung Vorschläge in Betreff einer Medicinalreform in Deutschland, insbesondere der Organisation des ärztlichen Standes auszuarbeiten. Es wurden von dieser Commission folgende allgemeine Sätze vorgeschlagen: „Es ist wünschenswerth und für die Folgezeit vielleicht unentbehrlich, daß in allen deutschen Ländern die wissenschaftlich ausgebildeten und

Digitized by Google

geprüften Aerzte zu einer Körperschaft zusammentreten, welche berechtigt sei: 1) ihre Berufsangelegenheiten selbst zu verwalten, 2) ihre Standesinteressen zu wahren, 3) Gegenstände der öffentlichen Gesundheitspflege zu berathen, 4) in diesen Hinsichten an obere und untere Behörden Anträge zu stellen und deren Beantwortung bezüglich Erledigung zu erhalten, 5) zu diesem Endzweck größere und kleinere Vereine zu bilden, 6) mittelst selbstgewählter Abgeordneter (ärztlicher Kammern nach Analogie der Advocaten-, Handels- und Gewerbekammern) bei ihren betreffenden Regierungen vertreten zu sein." Nach weiterer Motivirung wurden als Mittel zur Ausführung dieser und späterer Medicinalreformen in Deutschland bezeichnet: „1) Bildung ärztlicher Local- und Bezirksvereine in allen Theilen Deutschlands, 2) Gründung eines den Interessen des ärztlichen (wohl auch pharmaceutischen) Standes gewidmeten Correspondenzblattes in jedem einzelnen deutschen Lande oder Regierungsbezirke." Der Vorsitzende Cohen und einige andere Mitglieder stimmten diesen Anträgen im allgemeinen zu, indem sie anerkannten, die Medicinalreform habe den Zweck, für die ärztliche Wirksamkeit den günstigen Boden zu bereiten; viele andere, namentlich Kirchhoff, Varrentrapp, Wasserfuhr traten den Anträgen entgegen, sie wollten kein Einmischen des Staates in die öffentlichen Verhältnisse und keine Anlehnung an den Staat, nur das ärztliche Wohl, keine Standesinteressen seien zu beachten, möglichst freie Bewegung aller Berufsclassen sei im Auge zu behalten. Dr. Wasserfuhr beantragte speciell auszusprechen, daß die Aerzte zur Wahrung ihrer Interessen mehr Gebrauch von dem Vereins- und Petitionsrecht machen möchten, sowie daß im Interesse der öffentlichen Gesundheit den Physikern eine erweiterte Initiative und Executive, sowie eine gesicherte unabhängigere Stellung zuzugestehen sei. Allseits ward empfunden, daß die angeregten Fragen noch lange nicht spruchreif, weil noch nicht unter allgemeinen Gesichtspunkt gebracht seien. Schließlich ward beschlossen, diese Frage einstweilen auf der Tagesordnung zu belassen, die Nothwendigkeit einer Medicinalreform sowie eines gründlichern Studiums derselben aber principiell anzuerkennen. Ein mageres Resultat, weil man, großentheils von Standesinteressen befangen, nicht erkannte, daß es gilt, dem ärztlichen Wissen den gebührenden Einfluß gegenüber der Bureaucratie zu verschaffen und dem entsprechend die Stellung der Aerzte zu einer freiern zu machen, nicht aber dem ärztlichen Stande eine angenehmere oder würdigere Stellung zu geben.

Oeffentliche Gesundheitspflege. Der geneigte Leser möge uns gestatten, bei dieser Section etwas länger zu verweilen, nicht nur weil sie nicht ausschließlich den Fachmann, sondern jeden Gebildeten interessirt, oder weil sie zum erstenmal in Deutschland derartig in öffentliche Verhandlung tritt, sondern ganz besonders deshalb, weil es nach unserer Ansicht sehr darauf ankommt, in welcher Weise darin die vorkommenden Fragen vorbereitet und verhandelt

werden. Hiervon hängt ſicher nicht nur der wünſchenswerthe Einfluß dieſer neuen Section auf die öffentliche Meinung, auf Behörden und Vertretungen ab, ſondern ſogar ihre Exiſtenz. Denn können die Aerzte bei dieſer Section nicht aus der bisherigen Routine der deutſchen Naturforſcherverſammlung heraustreten und der hohen practiſchen Bedeutung der Sache entſprechend practiſch vorgehen, ſo werden ſich ſicherlich diejenigen, welchen es mit der öffentlichen Geſundheitspflege Ernſt iſt und welche in derſelben gearbeitet haben, von der Verſammlung loslöſen; es wird dies nicht zum Vortheil der Naturforſcherverſammlung gereichen.

Dr. Varrentrapp und mit ihm als zweiter Geſchäftsführer Dr. Spieß erließen im Auguſt ein Rundſchreiben, in welchem ſie zur Bildung einer Section für Geſundheitspflege aufforderten, im weſentlichen mit folgender Motivirung: „Die Erkenntniß ſeitens der Aerzte, daß ihre Aufgabe eben ſo gut iſt, die äußeren Urſachen der Krankheiten zu ergründen und dieſe ſelbſt zu verbüten, als ihr Weſen zu erkennen und ſie zu heilen, bricht ſich immer mehr Bahn. Der practiſchen Thätigkeit nach dieſer Seite, von erleuchteten Staatsmännern unterſtützt und gefördert und bereits von nicht unbedeutenden Erfolgen gekrönt, hat ſich eine ernſte rein wiſſenſchaftliche Bearbeitung der mannigfachſten Vorfragen angeſchloſſen. Es ſcheint daher geboten, daß eine Verſammlung von Aerzten und Naturforſchern dieſen Fragen nicht ferner fremd bleibe. Manche Gründe ſcheinen allerdings dafür zu ſprechen, für die öffentliche Geſundheitspflege lieber ganz getrennte Verſammlungen zu veranlaſſen. Zur Bearbeitung der hier in Betracht kommenden Fragen ſind nämlich die geeigneten Kräfte aus einem weitern Kreiſe von Männern herbeizuziehen, als wir gewöhnlich bei den deutſchen Naturforſcherverſammlungen zuſammentreten ſehen. Nicht nur Aerzte, Chemiker, Meteorologen, auch Ingenieure, Verwaltungsbeamte, Staatsrechtslehrer ſind bei verſchiedenen Fragen dieſes Feldes betheiligt. Dieſe Fragen verlangen ferner meiſtentheils eine andere Art der Behandlung. Die Forſchung des Einzelnen tritt hier ſehr in den Hintergrund; ſelbſt wo dieſer auf dieſem Felde analytiſch oder ſynthetiſch wirkend ſchafft, fußt er größtentheils auf Grundlagen, welche ihm nicht von einzelnen, ſondern von vielen, namentlich von amtlichen Organen, deren Mitwirkung nicht zu entbehren iſt, geſammelt und übermittelt worden ſind. Wir meinen hier zunächſt und im weiteſten Umfange die mediciniſche Statiſtik.“

Es wird ſodann weiter ausgeführt, daß das vorhandene ſtatiſtiſche Material nicht nur vervollſtändigt werden, ſondern daß die Section auch angeben müſſe, in welcher Richtung für ihre Zwecke die Aufnahmen vorzunehmen ſeien. „Die Erforſchung des Bodens, des Grundwaſſers u. ſ. w. eines einzelnen Ortes durch einen Einzelnen fördert uns noch wenig; nach gleichen Normen an vielen Orten von vielen thut ſie uns noth. Handelt es ſich um Entwäſſerung,

Digitized by Google

Wasserversorgung der Städte u. dgl. Fragen, so bedürfen wir des Beirathes der Ingenieure, welche diese einzelnen Zweige ihrer Kunst zu besonderer technischer Ausbildung gebracht haben, wir bedürfen der Bau- und anderer Behörden, um die erlangten Resultate derartiger Reformen zuverlässig zu erfahren u. s. w. Demnach möchte manches dafür sprechen, alljährlich in Deutschland einen Congreß für öffentliche Gesundheitspflege und zeitweise derartige internationale Congresse zu halten."

„Dagegen aber lasse sich einwenden, daß ohne Noth die Zahl der wissenschaftlichen Jahresversammlungen nicht vermehrt werden solle u. s. w. Vor allem aber scheint folgende Betrachtung für diesen Anschluß zu sprechen. Die öffentliche Gesundheitspflege, welche, in der Regel als untergeordneter Theil der gerichtlichen Medicin behandelt, bisher in Deutschland gegen Frankreich und namentlich gegen England im Vergleich zu anderen Zweigen zurückgeblieben ist, kann in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wie in ihren practischen Leistungen nur dann gedeihen, wenn ihre Bedeutung in immer weiteren Kreisen, zunächst der Aerzte und sodann des gesammten Publikums und der Behörden erkannt wird. Wer hierin fördern will, wird einsehen, daß es gilt, den Aerzten diese Fragen erst nahe zu bringen; die Hygieniſten müssen deshalb die Aerzte aufsuchen; dies geschieht am besten auf unserer jährlichen Wanderversammlung. Allerdings wird die Behandlung der einzelnen zur Discussion kommenden Gegenstände großentheils verschieden sein müssen von derjenigen in anderen Sectionen. Es wird namentlich sehr geeignet sein, in der Versammlung des einen Jahres mehrere Fragen im voraus für die Tagesordnung des folgenden Jahres zu bestimmen und vorzubereiten." Zur Verhandlung werden sodann vorgeschlagen die Fragen 1) der Aetiologie des Typhus, 2) der Entwässerung der Städte, 3) der Ursachen der hohen Kinder-Sterblichkeit.

Nach Aufforderung des Vorsitzenden Prof. Griesinger entwickelte Dr. Varrentrapp die Ansichten weiter und führte namentlich aus, daß die hygienische Section sich entschließen müsse, das Ergebniß ihrer jeweiligen Berathungen in gewissen bestimmten Thesen auszusprechen. Dieselben, ob mit Mehrheit oder Einstimmigkeit angenommen, könnten keineswegs beabsichtigen, in der Wissenschaft irgend etwas als absolut und bleibend richtig zu octroyiren, sondern nur der jeweiligen herrschenden Ansicht der Sachverständigen bestimmten Ausdruck zu geben. In Betreff der Entwässerung, Canalisirung und Abfuhr z. B. verlangten Ingenieure wie Magistrate von den Hygieniſten eine bestimmte Meinungsäußerung darüber, was die öffentliche Gesundheit als gut bezeichne, wo sie Gefahren oder Mißstände fürchte. Es komme bei solchen Verhandlungen keineswegs, wie in den anderen Sectionen, zumeist darauf an, daß die Anwesenden sich gegenseitig belehrten, sondern sie müßten Aussprüche feststellen, welche die Wahl anderer leiten, oder deren technische Ausführung zur Grundlage

Digitized by Google

dienen könnten.*) Er berief sich hierbei auf den erfolgreichen Vorgang der internationalen Congresse für Gefängnißreform, öffentliche Gesundheitspflege ꝛc.

Die erste behandelte Frage war die der Aetiologie des Typhus. Es wurde sehr vag darüber hin und her geredet, in welcher Jahreszeit der Typhus an einzelnen Orten vorherrsche, ob Feuchtigkeit auf die Verbreitung dieser Krankheit von Einfluß sei u. dgl., alles ohne hinreichende Grundlage. Griesinger legte dar, wie bei dieser Nachforschung die heftigeren Epidemien von den mehr sporadischen Fällen getrennt ins Auge gefaßt werden müßten. Virchow meinte, nicht sowohl der Stand des Grundwassers sei von Wichtigkeit, als vielmehr der Stoff der es verunreinige; er betonte die locale Contactinfection, das Ende des Dünndarms werde vorzugsweise ergriffen, weil hier der krankmachende Stoff am längsten verweile. Höchst beachtenswerth war die von Prof. Buhl aus München eingesandte Zeichnung der Schwankungen des dortigen Grundwassers und der Zahl der Typhusfälle während 12 Jahren. Absolut entspricht jedesmal dem Fallen des Grundwassers ein Steigen des Typhus. Seidl hat auf mathematischem Wege durch Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Behauptung, daß dies Verhältniß ein blos zufälliges sei, vollständig entkräftet. In dem beigefügten Briefe legte Buhl sehr schön dar, wie ungerechtfertigt es bei unserer totalen Unkenntniß des Typhusgiftes sei, letzteres in Wirkung auf Verbreitung u. s. w. dem Choleragifte in den Cholerastühlen gleich zu stellen. Der Pilz, der bei dem Typhus wohl anzunehmen, ist nicht die specifische Ursache der Krankheit sondern nur das nothwendige Vorkommniß bei der Gährung und Fäulniß der durch die Krankheit außer Verband mit den physiologischen Thätigkeiten getretenen Flüssigkeiten und Körpertheilchen. — Pettenkofer hält den Flortyphus für eine specifische Infectionskrankheit, er tritt an gewissen Orten häufiger und heftiger auf als an anderen. Locale und zeitliche Momente hierfür sind aufzusuchen. Unreinlichkeit in den Häusern und deren nächster Umgebung reichen nicht hin, epidemisches Auftreten zu erklären; solche Unreinlichkeit würde dauerndes und überall wo sie angetroffen wird, gleichmäßiges Auftreten bedingen. Höchst wahrscheinlich sind auf die örtliche und zeitliche Entwicklung des uns noch unbekannten Typhusinfectionsstoffes gewisse Boden- und Wasserverhältnisse von Einfluß, erstere für die örtliche, letztere für die zeitliche Entwicklung. Sie wird begünstigt durch porösen Boden und fällt mit dem niedergehenden Wassergehalt des Bodens zusammen. Ob die Luft oder das Wasser im Boden die Typhusursache abgebe, sei zu untersuchen.

---

*) Diese gewiß sehr richtigen, ja unerläßlichen Sätze haben soeben in der Nationalzeitung (1. Beiblatt zu Nr. 473 v. 10. October) eine weitere, sehr eindringliche Ausführung durch Stadtbaumeister Hobrecht aus Stettin erfahren, welcher auch an der frankfurter Versammlung thätigen Antheil genommen hat.

Digitized by

Gegen Virchow hebt er hervor, daß der Mensch nur 1—2 Liter Flüssigkeit, aber etwa 8640 Liter Luft in 24 Stunden in sich aufnehme, wahrlich genug für in uns zu übertragende Krankheitskeime. Die Untersuchung der Bodenbeschaffenheit habe sich zu erstrecken auf Configuration der Oberfläche, geognostischen Bestand und physikalische Agregation, Grad der Porosität, Wasserbindung der einzelnen Bodenschichten, Gehalt an organischen (organisirten und nicht organisirten) Substanzen. Für Untersuchung der Bodenfeuchtigkeit werden meist Grundwasserbeobachtungen ausreichen. Grundwasser nennt man jenen Grad von Wassergehalt (in den Boden gedrungenes atmosphärisches Wasser) einer porösen Bodenschicht, bei welchem die Luft aus den Poren gänzlich verdrängt ist und zwar durch Wasser. Das Auf- und Absteigen dieses fixen Feuchtigkeitspunktes ist Grundwasserbeobachtung. — Die hier abgebrochene Verhandlung wird hoffentlich zur Folge haben, daß diese nothwendigen Beobachtungen endlich an vielen Orten vorgenommen werden.

Thesen über die 2. uud 3. Frage des Programms hatte Dr. Varrentrapp aufgestellt und zu motiviren übernommen. — Diejenigen in Betreff der Entwässerung der Städte lauteten folgendermaßen:

Zu einer gesundheitsgemäßen Herstellung und Erhaltung unserer Wohnungen ist nothwendig, daß der Untergrund derselben rein und trocken erhalten werde. — Hierzu muß eine stete Correction des Grundwassers eingerichtet werden, d. h. das Grundwasser muß, a) wo es bis über die Kellerboden steigt tiefer gelegt, b) auf diesem niedern Standpunkt gleichmäßig und c) überhaupt rein erhalten werden.

Dies wird erzielt durch ein systematisches Netz von tiefer als die Kellerboden gelegten Canälen. — Ihre Größe berechnet sich nach der Menge des wegzuführenden Meteorwassers, zu welcher Aufgabe außerdem Ueberflußröhren für außerordentliche Fälle mitwirken. Form und innere Wand müssen schleunigsten Fluß und innere Reibung im Auge haben. Die Canalwand muß der Kosten und des Drainirens halber möglichst dünn und porös (außer den Hauptcanälen nur in der Stärke eines Backsteines), aber möglichst fest (mit gutem Cement) hergestellt werden.

Diese Canäle sind zur Aufnahme des durchsickernden Grundwassers, so wie des Meteorwassers, der Haushaltungs-, Wasch- und Badewasser, der flüssigen Industrieabfälle (mit ganz speciellen sehr seltenen Beschränkungen) und allen flüssigen Straßen- und sonstigen Unrathes bestimmt. Alle diese flüssigen Stoffe sind möglichst rasch in gehöriger Entfernung unterhalb der Städte zu führen. Handelt es sich um kleine oder mittlere Städte, welche an großen Wasserläufen liegen, so kann diesen jener flüssige Unrath getrost überliefert werden; handelt es sich dagegen um große an kleinen Wasserläufen liegende Städte, so wird möglicherweise eine bemerkbare Verunreinigung des Wassers entstehen, und diese

Digitized by Google

iſt zu verhüten. Die durch Abfuhr dieſes flüſſigen Unrathes entſtehenden enormen Koſten zwingen ſich ſeiner durch Berieſelung von Land zu entledigen. Dieſe wird jedoch, außer wo magere, trockene Sandfelder zu Gebote ſtehen, nur dann lohnend ſein, wenn durch ein vollſtändiges Waſſercloſettſyſtem auch die menſchlichen Ausleerungsſtoffe, jenem flüſſigen Unrathe zugemiſcht, ihm eine hinreichend düngende Kraft gewähren.

Die Frage der Waſſercloſette kann getroſt ſpäterer Entſcheidung vorbehalten bleiben, zunächſt handelt es ſich im Intereſſe der Geſundheit für alle Städte nur um Austrocknung des Bodens (in den meiſten Fällen Tieferlegung des Grundwaſſerſpiegels) und um Reinerhaltung deſſelben. Dies wird erzielt einerſeits durch abſolute Verbannung aller Arten von Gruben ohne Ausnahme, ſowie durch Verbot jeder Aufſpeicherung von Unrath und andererſeits durch Anlegung eines tiefen Entwäſſerungsſyſtemes.

Dr. Varrentrapp hob motivirend hervor, daß unſere Häuſer und Städte durch Quantität und Qualität des Waſſers des Erdreichs leiden können, quantitativ namentlich durch den wechſelnden Stand des Grundwaſſers, durch welchen die Zerſetzung der im Boden befindlichen organiſchen Subſtanzen weſentlich befördert werde. Sodann ſchildert er alle die vielen Quellen der Verunreinigung des Bodens durch Verbrauchswaſſer und Abfälle, welche direct oder durch Verſitzgruben u. dgl. in den Boden gelangen; er führt verſchiedene Städte als Beiſpiel an. Man habe faſt allerwärts nur die Entfernung der unreinen Flüſſigkeiten und nicht die Entwäſſerung im Auge gehabt, daher die oberflächlichen Canäle, ſtatt Canäle tiefer gelegen als alle Kellerboden. Unſere Aufgabe heiße aber: Correction des Grundwaſſers und zwar müſſen wir es 1) wo erforderlich niedriger legen als die Kellerboden, 2) dieſen niedern Stand dauernd erhalten und 3) es rein erhalten vor jeder Verunreinigung. Er geht ſodann in die Details der Canalanlagen ein (wie ſie auch jetzt in Frankfurt durch Lindley und Gordon meiſterhaft ausgeführt werden). Er bittet die Frage der Abfuhr der unreinen Stoffe, namentlich der Excremente nicht mit in die Berathung zu ziehen, um Verwirrung zu vermeiden und zur Annahme beſtimmter Beſchlüſſe in betreff der Entwäſſerung zu gelangen; denn dieſe letztere ſei unter allen Umſtänden nothwendig, die anderen Fragen möchten erledigt werden, wie ſie wollten.

Dr. Waſſerfuhr, Delbrück und Hobrecht (ſämmtlich aus Stettin) ſind mit den Anträgen des Dr. Varrentrapp im ganzen einverſtanden, halten aber die Entfernung der unreinen Stoffe für wichtiger als die des überflüſſigen Grundwaſſers, wünſchen Weglaſſung der techniſchen Details, zumal die Betonung der Durchläſſigkeit der Canäle, ob dieſe nur geduldet werden dürfe, wo, wie in Frankfurt die Canäle allerwärts in das Grundwaſſer zu liegen kämen. Das Syſtem der Schwemmcanäle habe ſich ſeit zum Theil 30 Jahren in England und

Digitized by Google

neuerdings in Hamburg bewährt; Frankfurt sei die zweite Continentstadt, welche sie zur Ausführung bringe. Die Canäle von Wien, Berlin, München, Köln, Stettin u. s. w. seien nur dem Namen nach Canäle, in der That aber nichts als große Kloaken, Mist- und Abtrittsgruben, sie dürften nicht mit den nach richtigen Grundsätzen erbauten Canälen Hamburgs und Frankfurts verwechselt werden, man dürfe letztere nicht für die Mängel jener verantwortlich machen. Das englische Canalsystem habe in allen Städten Minderung der Sterblichkeit im Gefolge gehabt. Diesem Resultate gegenüber sei die Verwendung der abgeführten Stoffe Nebenfrage. Sie stellen daher folgenden Antrag:

„Die Section für öffentliche Gesundheitspflege wolle erklären: I. Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege der Städte ist die Aufspeicherung der Fäulniß ausgesetzter organischer Abgänge in oder neben den Wohnungen für verwerflich zu erachten, und die Beseitigung aller Arten von Gruben oder Sammlern zur Aufnahme derselben zu fordern. — II. Systeme unterirdischer Abzüge (sewers), welche die erwähnten Abgänge durch Spülung aus dem Bereiche der Wohnung ableiten, sind das bewährteste Mittel, die ad I erwähnten Gesundheits-Schädlichkeiten zu beseitigen. — Derartige Abzugs-Systeme werden in der Regel auch eine bessere Trockenlegung des bebauten Terrains erreichen lassen."

Pettenkofer stimmt dem Varrentrappschen Antrag zu, doch wünscht er statt des letzten Alinea folgenden Satz: „Die beste Methode für Entfernung der menschlichen Excremente soll auf der nächsten Versammlung zur Berathung kommen."

Geh. Baurath Wiebe, mit Varrentrapp und Hobrecht einverstanden, stellt folgenden Antrag:

Die Section für öffentliche Gesundheitspflege wolle erklären: Zur Herstellung und Erhaltung eines normalen Gesundheitszustandes in Städten erachtet sie folgende Mittel für wesentlich: 1. Versorgung der Wohnhäuser mit frischem, reinem Wasser, und zwar am besten durch alle Stockwerke. 2. Leichte und schnelle Abführung des durch den Gebrauch verunreinigten Wassers durch gut eingerichtete, gehörig gespülte und ventilirte unterirdische Abzüge, dergestalt, daß jeder Fäulniß der flüssigen organischen Abgänge nicht nur im Bereiche des Hauses, sondern auch im Bereiche der ganzen Stadt unbedingt vorgebeugt wird. 3. Diese Abzüge sind mit Vorrichtungen zu versehen, die jedes Austreten von Luft aus denselben in die Häuser wirksam verhindern. 4. Die Abzüge müssen tiefer als die Kellersohlen liegen und sind so anzulegen, daß sie die Keller von etwaigem Grundwasser befreien, überhaupt die Keller vor dem Eintreten von Wasser in dieselben völlig schützen. 5. Die Abzüge müssen auch menschliche Abgänge unschädlich aufnehmen und abführen können, sofern sie ihnen frisch, das heißt ohne jeden Aufenthalt, gleich nach ihrem Entstehen zu-

Digitized by Google

geführt werden und so weit mit Wasser verdünnt sind, daß sie eben so leicht wie das sonstige unreine Hauswasser abfließen. 6. Um solche Abflüsse auch außerhalb der Städte unschädlich zu machen und zugleich die in ihnen enthaltenen Düngstoffe für den Landbau zu verwerthen, sind dieselben, sei es durch Verwendung zur Berieselung, sei es durch andere gleich bewährte Methoden, so weit zu reinigen, daß sie ohne Nachtheil für die Gesundheit in öffentliche Wasserläufe geleitet werden können.

Motive: Es kann hier nicht Absicht sein, dem Ingenieur für alle, so vielfach verschiedenen Fälle specielle Anweisung zur Ausführung der für die öffentliche Gesundheitspflege erforderlichen Anlagen zu ertheilen. Wir erachten es vielmehr als Aufgabe dieser Versammlung, diejenigen Zwecke vom ärztlichen Standpunkte klar und bestimmt anzugeben, welche durch solche Anlagen erfüllt werden sollen.

Dr. Thudichum (Professor der pathologischen Chemie am Thomashospital in London und seit langen Jahren mit hygienisch-chemischen Arbeiten beschäftigt) hält die Frage über Abfuhr der Excremente nach den Erfahrungen der englischen Städte mit Wassercloſetten und Schwemmcanälen für vollständig erledigt, dies sei auch die Meinung in ganz England. Selbst Dr. Child, der zufolge eines vor zwei Jahren erschienenen Schriftchens als Gegner derselben citirt werde, und der nach dessen Veröffentlichung zum Gesundheitsbeamten von Oxford ernannt worden war, habe danach die Frage wirklich studirt und sei nunmehr in einer jetzt erschienenen Schrift ebenfalls für Wassercloſette und Schwemmcanäle. Er erwähnt sodann den durch Berieselung mit Canaljauche enorm gesteigerten Bodenwerth und giebt schließlich Kenntniß von der durch Simon officiell veröffentlichten Aufnahme der Sterblichkeit in 24 englischen Städten, in welchen seit längerer Zeit bauliche Verbesserungen, namentlich Wassercloſette und Schwemmcanäle, durchgeführt worden seien. Es sind für alle Städte die Jahre vor und die Jahre nach jenen Verbesserungen einander gegenübergestellt; allerwärts ist Verminderung der Sterblichkeit überhaupt, so wie an Typhus und Tuberculose insbesondere eingetreten (obgleich England im ganzen genommen in den Jahren 1861—65 eine etwas höhere Sterblichkeit als von 1851—60 liefert).

Baurath Hennicke bestätigt nach eigener Anschauung jene Fortschritte in England.

Herr Krepp verliest eine Lobrede auf das Liernur'sche System, auf pneumatischem Wege die Excremente täglich aus den Städten zu entfernen. Für Frankfurt werde die Anlage hierzu „nur 2½ Millionen Gulden" kosten (daneben aber noch enorme jährliche Kosten für einen äußerst umständlichen Betrieb). Die Form der Mittheilung rief lauten Widerwillen hervor, auf die Sache ging niemand ein; eine zur Prüfung des projectirten Systems ernannte Commission

Digitized by Google

erklärte auf Abgabe eines Gutachtens verzichten zu müssen, weil ein solches Mißdeutungen erfahren könne u. s. w.*)

Dr. Varrentrapp hebt einige sachlichen Irrthümer des Herrn Krepp hervor und ergänzt Dr. Thudichum's Mittheilung noch dadurch, daß Städte, welche für treffliches Wasser gesorgt, aber Wassercloſette nur in geringer Zahl und ein Schwemmcanalsystem überhaupt nicht eingeführt hätten, noch keine merkliche Besserung der Gesundheit nachweisen könnten, woraus sich ergebe, daß Wassercloſette und Schwemmcanäle allerdings der wichtigste Theil jener baulichen Veränderungen sei, wie auch Farr u. a. annehmen. Weitere Ausführung dieser Sätze finde sich in seinem so eben erschienen Werke „über Entwässerung der Städte", wo er alles Material in Betreff der gesundheitlichen Seite dieser Frage gesammelt habe. Er giebt Kenntniß von neuen Briefen, die er darüber von Liebig, Simon, Farr u. a. erhalten hat.

Es hatten sich somit alle diejenigen Aerzte und Baumeister, welche die Canalisationsfrage sowohl theoretisch als in England und Hamburg practisch studirt hatten, einstimmig, unbedingt und ohne Rückhalt für Wassercloſette, Schwemmcanäle und Entwässerung ausgesprochen. Dagegen war nichts anderes vorgebracht worden, als die Ansicht, daß eine bewährte Methode deshalb andere noch nicht ausschließe, daß die Fragen, zumal die der Berieselung, noch nicht spruchreif seien, daß man sich noch nicht hinreichend instruirt habe; daß Abstimmung und Resolutionen der Sectionen ganz gegen den Gebrauch der Naturforscherversammlung, ja undeutsch seien! Hiergegen konnten die erwähnten Aerzte und Ingenieure, welche sich sämmtlich auf den Wiebe'schen Antrag vereinigt hatten, nicht durchdringen mit ihrem Verlangen, die Versammlung solle ihre Ansicht über die vorliegende Frage aussprechen. Dr. Wasserfuhr betonte, daß diese Section sich nicht mit abstracten Dingen zu beschäftigen, nicht über wissenschaftliche Wahrheiten abzustimmen habe, sie müsse ein practisches Resultat liefern; die Gemeindevertreter verlangten von ihr einen Ausspruch, an welchen sie sich halten könnten. Dr. Varrentrapp erwähnte noch, daß es ihm auf einen Ausspruch vorzugsweise über Entwässerung u. dgl. ankomme, Sätze, die man für selbstverständlich erkläre, gegen welche aber in allen deutschen Städten, mit Ausnahme von Hamburg und Frankfurt, gehandelt und gesündigt werde. Auf die angeblich strittigste Frage, Wassercloſette oder nicht, lege er practisch gar keinen Werth, denn wo den Einwohnern reichliches Wasser geliefert werde, kämen die Wassercloſette von selbst, gleichgültig ob man sie fördere, verbiete

*) Ein Ausschuß der physikalischen Section hatte die Grundprincipien dieser pneumatischen Entleerungsmethode für physikalisch richtig, auch für versuchswerth erklärt, jedoch eine große Zahl technischer Bedenken und Einzel-Zweifel ausgesprochen. Darauf hin ließ Herr Krepp am folgenden Tage drucken, die Liernur'sche Städtereinigung sei von der Section für Physik als höchst zweckmäßig anerkannt worden.

Digitized by Google

oder selbst mit Strafen belege; so sei es in Brüssel gegangen. Berlin zähle jetzt etwa 13000 Wassercloſette, auch in Frankfurt bürgerten sie sich ein und nun, nachdem Paris seit 1½ Jahren die reichliche Wasserversorgung aus der Dhuis habe, streiche auch der allmächtige Seinepräfect Hausmann die Segel seines fast zwanzigjährigen Widerstandes.

Die Versammlung beschloß mit etwa ⅔ der Stimmen von 150—180 Anwesenden, principiell sich jeder Abstimmung zu enthalten.

Die Zeit war erschöpft; die Frage der Kindersterblichkeit, für welche Dr. Varrentrapp eine Reihe von Thesen aufgestellt und eine statistische Arbeit über Kindersterblichkeit Frankfurts im Vergleich mit anderen Städten und Ländern hatte vertheilen lassen, kam nicht mehr zur Verhandlung. Es ward statt dessen folgender Antrag von Dr. Varrentrapp angenommen.

In Erwägung: 1) daß es für die Ersprießlichkeit der Verhandlungen der Section für öffentliche Gesundheitspflege von entscheidendem Einfluß sein wird, daß es nicht von dem Zufalle abhänge, welche Frage gerade von einem der Erscheinenden vorgebracht werden wird, daß diese Fragen vielmehr, sowohl längere Zeit zuvor bekannt gemacht, als in der Regel auch zuvor durch Ausschüsse geprüft und bearbeitet worden seien, — 2) daß die Bedingungen und Ursachen der in den einzelnen Staaten und Städten höchst verschiedenen, immerhin aber sehr hohen und sicherlich vielfach verminderbaren Kindersterblichkeit nicht genügend erforscht sind, — daß zu dieser Erforschung gleichmäßige und wiederholte Erhebungen erforderlich sind, — beschließt die Section für öffentliche Gesundheitspflege:

die Geschäftsführer der diesjährigen Versammlung zu ersuchen,

I. die für die nächstjährige Versammlung ernannten Geschäftsführer zu bitten:
   a) einige zur Verhandlung in der Section für öffentliche Gesundheitspflege geeignet scheinende Fragen vorzubereiten,
   b) zu prüfen, ob und in welcher Weise die Frage der Kindersterblichkeit auf die Tagesordnung der Versammlung von 1868 zu setzen sei,

II. die auf der diesjährigen Versammlung nicht zur Verhandlung gekommenen Thesen des Dr. G. Varrentrapp über Kindersterblichkeit sammt dessen Arbeit über die Kindersterblichkeit in Frankfurt, so wie die von Herrn Dr. Glatter aus Wien eingesandten Tabellen nach Dresden zu übermitteln.

Die Thesen über Kindersterblichkeit hatten sich vorzugsweise auf die Punkte statistischer Erhebung und sonstiger Erforschung bezogen und die Einsetzung einer Commission beantragt, welche sich (etliche Jahre wiederholt) mit der Einsammlung der statistischen Nachweise und deren Bearbeitung beschäftigen und mit den Behörden in Verbindung setzen sollte.

Digitized by Google

Die hygienische Section hat sich sonach mit sehr wichtigen Fragen beschäftigt, keine aber zu einem Abschluß oder demselben nur viel näher gebracht. Die Mittheilungen in Betreff des Typhus beruhten meist auf Beobachtungen, welche über das Gewöhnliche (Jahreszeit, Temperatur u. dgl.) nicht hinausgingen. Die Verhandlung über Entwässerung ließ diese specielle Frage ganz außer Acht, stellte aber wenigstens das Ergebniß fest, daß sich alle Aerzte und Ingenieure, welche sich theoretisch und practisch mit der Canalisationsfrage beschäftigt hatten, ohne Ausnahme und unbedingt für Wassercloſette und Schwemmcanäle aussprachen. Will die Section eine wahrhaft segensreiche Wirkung ausüben (und diese ist ihr sehr nahe gelegt), so muß sie sich aus allen den oben angegebenen Gründen entschließen, zu Beschlüssen, zu Aussprüchen ihrer Ansicht gelangen. Diese müssen aber eingehender sein, als die dieses Jahr von Dr. Varrentrapp vorgelegten. Die Wiebeschen über Canalisation waren richtiger geordnet, aber nicht so klug und vorsichtig in der Beschränkung. Man studire doch gefälligst die Thesen des Brüsseler Congresses für Gesundheitspflege (1852) und nehme sie zum Muster. Vor allem aber muß der Vorsitzende fest daran halten, daß die Fragen möglichst scharf begrenzt und einzeln zur Verhandlung und Abstimmung gelangen. Wir beglückwünschen die frankfurter Versammlung zu der Bildung dieser sicherlich vom größten Einfluß auf die Gesundheitszustände in Deutschland begleiteten Section; mögen die Versammlungen der nächsten Jahre ihre Schuldigkeit in richtiger Ausbildung dieser Section thun.

Eine sehr große Verbesserung lag ferner in der Hebung der allgemeinen Versammlungen zu der Höhe, die sie nur in den ersten Jahren gehabt hatten. In den zwei letzten Jahrzehnten lag alles Interesse nur in den Sectionssitzungen, zu Vorträgen in den allgemeinen Sitzungen drängten sich meist Redelustige ohne Bedeutung. Vor zwei Jahren in Hannover beschloß die Versammlung auf Virchows Antrag, daß in den allgemeinen Sitzungen Bericht über die Fortschritte in den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften in einer für jeden Naturforscher geeigneten und lehrreichen Weise erstattet würde. Die frankfurter Geschäftsführer haben diesem Auftrage bestens entsprochen und eine ausgezeichnete Wahl getroffen. Nicht minder glücklich lösten die 9 gewählten Redner ihre Aufgabe. Gleich der alte Staatsrath Mädler, der den Reigen eröffnete, lieferte einen auch in der Form meisterhaften Ueberblick der Leistungen der Astronomie während der letzten 5 Jahre. Pettenkofer legte die Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege dar und betonte die Nothwendigkeit selbständiger Lehrstühle an allen Universitäten für dieses Fach, bis jetzt besäßen nur die drei bayrischen Universitäten solche Professuren. Wundt sprach über die Physik der Zelle in ihrer Beziehung zu den allgemeinen Principien der Naturforschung, Bail über Mykologie, Virchow über die Fortschritte der Pathologie, Clausius über den zweiten Lehrsatz der mechanischen Wärmetheorie,

Digitized by Google

Schaaffhausen über die anthropologischen Fragen der Gegenwart, Geiger über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwickelung, v. Kittlitz schließlich über die practische Wichtigkeit der psychologischen Selbsterkenntniß. Derartige vollendete, in sich abgerundete Ueberblicke lassen sich nicht in Auszügen von wenigen Sätzen kennzeichnen, wir können darauf um so eher verzichten, als uns zugesagt ward, daß ein jeder Theilnehmer der Versammlung noch im October einen vollständigen Abdruck aller dieser Vorträge als Anhang zum Tageblatt in seine Heimath nachgeschickt erhalten solle.

Das zwölfte (sächsische) Bundesarmeecorps.

Im vorjährigen Kriege war nach der preußischen Armee im ganzen Bundesgebiet keins der kleineren Contingente schlagfertiger als das sächsische; keins schlug sich besser und kein anderes wurde nach dem Frieden rascher und gründlicher reorganisirt. Noch ist nicht ein Jahr vorüber und die tief eingreifendsten Umwandlungen sind bewirkt. Es ist eine brave und intelligente Truppe, welche jetzt der deutschen Armee fest eingefügt ist, und bei einem neuen Kampf an der Seite ihrer deutschen Kameraden unter dem Oberbefehl des Bundesfeldherrn die alte Tüchtigkeit und Tapferkeit für Deutschland bewähren soll.

Ihre Geschichte aber ist so abweichend von der anderer Contingente des Bundesstaats und so reich an Unglück, an Opferung für die Politik ihres Kriegsherrn und an dem furchtbaren Conflict hoher Pflichten, daß wir uns nicht versagen, dem Glückwunsch, welchen wir für ihre gegenwärtige Stellung zur Nation haben, und einer kurzen Aufzählung ihrer Schicksale, welche wir nach Mittheilungen eines geehrten Mitarbeiters geben, in der nächsten Nummer einige Bemerkungen über ihre und der übrigen Contingente Stellung in der Bundesarmee folgen zu lassen.

Nach dem dreißigjährigen Krieg wurden infolge der allgemeinen Erschöpfung die Streitkräfte allenthalben in Deutschland sehr reducirt und so zählte denn die sächsische bewaffnete Macht im Jahre 1673 unter Johann Georg II. etwa 6500 Mann unter dem Commando des Churprinzen, dem nachmaligen Johann Georg III., der sie der kaiserl. Armee am Rhein zuführte. Als dieser 1680 zur Regierung gelangte, that er vieles für das Heerwesen und man kann ihn als den eigentlichen Begründer derselben annehmen.

Digitized by Google

1683 eilte er mit 12 000 Sachsen zum Entsatz Wiens. Als Generale werden dabei genannt: Feldmarschall v. d. Goltz, Feldmarschallieut. v. Flemming, die Generale Prinz Christian zu S. Weißenfels, Graf Trautmannsdorf, Graf Reuß, v. Reidschütz.

Im Jahre 1685 gingen 3 Regimenter nach Venedig gegen die Türken, 1686 weitere 6000 Mann nach Ungarn ab und 1688 führte der Churfürst dem Kaiser 15,000 Mann an den Rhein zu.

Beim Entsatz zu Wien bestand die sächsische Armee aus: dem Leibgarde-Trabanten-Regiment, später Garde du Corps, dem Küraſſier-Leibregiment, den Regimentern Trautmannsdorf-, Goltz- und Ploth-Küraſſiere, Graf Reuß-Dragoner; an Infanterie: dem Leibregiment, Regiment Goltz, Flemming, Prinz Christian, Kupfer, Löwen und einer Grenadier-Compagnie.

Unter Johann Georg IV. († 1694) wurden die Grand-Musketäre unter Oberst v. Massenbach errichtet, die aber bald nach seinem Tode unter seinem Nachfolger Friedrich August I. (der Starke) wieder aufgelöst und unter die Dragoner-Regimenter v. Schöning und v. Clamm vertheilt wurden. 1692 wurde das Cadettencorps errichtet und im folgenden Jahre gingen 12,000 Sachsen als Reichscontingent gegen die Franzosen.

Unter dem prachtliebenden und kriegerischen August dem Starken erlitt auch die Armee manche Umgestaltung. 1697 wurde ein Generalstab und eine Compagnie Pontoniers errichtet. Schon 1703 bestand die Armee aus 8 Garde-, 8 Küraſſier- und 8 Dragoner-Regimentern, jedes zu 4 Schwadronen, 12 Infanterie-Regimentern zu je 2 Bataillonen, 1 Artillerie-Corps, 6 Regimenter Defensioner (Milizen, die aber bereits 1716 wieder aufgehoben wurden), 2 Regimenter Ritterpferde und den Festungsgarnisonen. 1712 wurde das Ingenieurcorps errichtet und 1725 die Ritter-Militair-Academie (adeliges Cadettencorps), 1729 die Leibgrenadier-Garde. Im Jahre 1731 wurden noch 5 Küraſſier-Regimenter errichtet. Bekannt sind die großen und kostspieligen Lustlager zu dieser Zeit, darunter das bei Zeithain 1730, wo 30,000 Mann zusammen gezogen waren. Unter Augusts I. Regierung fochten die Sachsen: 1694—96 ein Corps von 12,300 Mann gegen die Türken, von 1700—1706 verschiedene Corps gegen Karl XII. von Schweden, 1702—1709 4 Küraſſier- und 6 Infanterie-Regimenter als Soldtruppen und 9000 Mann als Reichscontingent mit den Kaiserlichen gegen die Franzosen, von 1709—1713 ein 15,000 Mann starkes Corps abermals gegen die Schweden und 1715—1717 gegen die aufständischen Polen.

Als 1733 August II. dem verstorbenen Vater in der Regierung folgte, errichtete er von da bis 1745 die 4 Regimenter Chevaux-Legers und 1742 noch 4 Regimenter Infanterie. Er stiftete 1736 den Militair-St.-Heinrichs-Orden, und 1738 errichtete er die Erziehungsanstalt für Soldatenknaben in Annaburg, sowie 1742 eine Ingenieur-Academie. Unter diesem Kriegsherrn fochten die Sachsen 1733—1735 gegen die Conföderirten in Polen, 1735 als Reichscontingent gegen Frankreich, 1737—39 in Ungarn gegen die Türken, 1741—42 im ersten schlesischen Kriege gegen Preußen. Ebenso auch im zweiten schlesischen Kriege von 1744—45. Die Armee war damals 51,780 Mann stark, wurde aber in Folge der großen Verluste bis auf 16,000 Mann vermindert.

Beim Ausbruch des 7jährigen Krieges 1756 wurde die Armee, 12,000 Mann stark, bei Pirna gefangen genommen und unter die preußische gesteckt; doch verließ der größere Theil durch Desertion und Uebergang die preußischen Reihen. Schon im nächsten Jahre ist wieder ein Corps von 10,000 Mann unter dem Prinzen Xaver errichtet, das zu den Franzosen stößt und hier bis zum Friedensschluß (1763) verbleibt. Die in Polen gestandenen Regimenter stießen zur kaiserlichen

Armee und zeichneten sich da mannigfach, namentlich in der Schlacht bei Collin aus.

Während der Unmündigkeit Friedrich Augusts III. that Prinz Xaver als Administrator nach dem hubertsburger Frieden viel für die Reorganisation der Armee und errichtete 1766 die Artillerie-Academie in Dresden. Als Friedrich August 1768 die Regierung übernommen hatte, kam 1775 ein neues Exercir-Reglement heraus und 1776—77 wurde ein großes Lager bezogen. 1778 wurde eine Uniformirung vorgenommen, in dem alle Infanterie-Regimenter von 3 Bataillonen und 14 Compagnien auf 2 Bataillone und 10 Compagnien, sowie die Vertheilung der 4 Küraſſier-Regimenter unter die andere Cavallerie angeordnet wurde.

Von 1778—79 nahm die Armee, mit Preußen alliirt, Antheil am bayrischen Erbfolgekriege gegen Oesterreich, wobei es jedoch bekanntlich zu keiner eigentlichen Action kam. 1791 wurde ein Husaren-Regiment errichtet. In den Kriegen von 1793—96 fochten verschiedene Corps in der Stärke von 5200, 6000 und 10,000 Mann als Reichscontingent gegen die Franzosen am Rhein, 1794 hatte die ganze Cavallerie stehende weiße Federbüsche erhalten. Im Jahre darauf wurde jedes Infanterie-Regiment um 100, das Artilleriecorps um 300 Mann verstärkt. In den Jahren 1802 und 1803 wurden große Lager bei Mühlberg und Dresden, gegen 30,000 Mann stark zu Uebungen bezogen. Im erstern Jahre wurden bei dieser Gelegenheit an alle Regimenter neue Fahnen vertheilt. Abermals erschien 1804 ein neues verbessertes Exercirreglement.

In dem für Deuschland so verhängnißvollen Jahre 1806 wurden Flügeladjutanten ernannt, eine Militär-Plankammer eingerichtet und eine reitende Batterie formirt. Unter dem General v. Zezschwitz nahm die Armee an der unglücklichen Schlacht bei Jena 22,000 Mann stark, mit Theil, während die bei der Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand von Preußen befindliche Truppenabtheilung im Gefecht bei Saalfeld eine Niederlage erlitt.

Nach dem Friedensschluß zu Posen vereinigte sich ein 6000 Mann starkes Corps unter Generallieutenant v. Polenz in Folge des Rheinbundes mit den Franzosen und stieß zum Corps des General Lefèbre.

Beim Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich mußte Sachsen für ersteres 19,000 Mann stellen, die abermals General v. Zezschwitz führte und die zum Corps des Marschalls Bernadotte gehörten. Die Sachsen fochten mit in der Schlacht bei Wagram und sonst mit besonderer Auszeichnung. Es waren in diesem Jahre ein Jägerbataillon und 2 Schützenbataillone errichtet worden.

Mit dem Jahre 1810 traten abermals durchgreifende Veränderungen in Formation und Ausrüstung ein, wovon auch die eben errichteten 2 Schützenbataillone mit berührt wurden, indem sie zu zwei Regimentern leichter Infanterie den Stamm gaben. Auch die Uniform wurde umgeändert.

Beim Ausbruche des Kriegs mit Rußland mußte Sachsen ein Corps von 20,000 Mann stellen, über das der Generallieutenant v. Le Coq das Commando übernahm. Auch auf diesem schrecklichen Zuge, der in der Kriegsgeschichte seines Gleichen sucht, fochten die Sachsen mit aller Bravour und zeigten bei allem Misère eine seltene Disciplin.

Im Mai 1813 vereinigte sich nach der Schlacht bei Lützen ein neugebildetes und 10,000 Mann starkes Corps mit der französischen Armee und stieß zum Corps des General Reynier. Die Küraſſierbrigade und später ein Bataillon Fußgarde kamen zur Hauptarmee. Die Sachsen fochten mit gewohnter Tapferkeit in den mörderischen Schlachten bei Bautzen, Dresden,

Digitized by Google

Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig. Nach letzterer verließen sie die französischen Fahnen und traten zu den Alliirten über. Hatten sie bisher ihr edles Blut für eine fremde Sache und zum Nachtheil des Vaterlandes fließen lassen müssen, so standen sie nun in den Reihen ihrer Stammesbrüder.

Die gewaltigen Verluste machten abermals eine Reorganisation nöthig. Die Armee bestand von neuem aus 3 Regimentern und 1 Schwadron Reiterei, 1 Grenadier-Regiment, 3 Linien-Regimentern, jedes zu 3 Bataillonen, 2 Regimenter leichter Infanterie zu je 2 Bataillonen, 1 Jägerbataillon und 7 Batterieen. Zugleich wurden über 20,000 Rekruten ausgehoben, daraus zunächst 6 Landwehr-Regimenter formirt und überdies noch ein 3000 Mann starkes Corps Freiwilliger, die „Banner" genannt, errichtet.

Auf diese Weise wurde die Wehrkraft Sachsens bis auf circa 40,000 Mann gebracht, die großentheils als drittes deutsches Armeecorps unter dem Herzog von Weimar nach den Niederlanden zogen und dort mit operirten. Die Landwehr und die Banner, letztere unter dem Herzog von Coburg, hatten währenddem bei Mainz gestanden.

Nach dem pariser Frieden marschirten diese letzteren Truppen wieder nach dem Lande zurück, während die der Linie, etwa 16,000 Mann stark, bis zum Frühling 1815 am Niederrhein stehen blieben, wo sie mit unter des Marschalls Blücher Oberbefehl standen und dann ins Osnabrückische marschirten. Hier fand bei dem Anfall eines Theils der sächsischen Lande an Preußen auch die Theilung der Truppen statt, wodurch eine abermalige neue Formirung der Armee bedingt wurde, die jetzt auf die Stärke von 16,000 Mann reducirt wurde. Diese nahm bald darauf an dem wieder begonnenen Kriege mit Frankreich Theil und vereinigte sich unter Generallieutenant Le Coq und unter dem Oberbefehl des Herzogs von Coburg mit der österreichischen Armee im Elsaß. Nach dem Friedensschlusse 1815 blieb ein Corps von 5000 Mann unter Generallieutenant v. Gablenz mit der Occupations-Armee in Frankreich zurück, das erst 1818 wieder heimkehrte.

Im Jahre 1820 erhielt die Armee abermals eine neue, den Bundesbestimmungen mehr entsprechende Organisation. 1836 und 1838 wurde sie mit Percussionsgewehren versehen.

Die Vorgänge des Jahres 1848 waren auch auf Sachsen tief einwirkend. Im October mußte auf Anordnung der Reichs-Centralgewalt ein 6000 Mann starkes mobiles Corps unter Generalmajor Graf Holtzendorf als Reichstruppe Altenburg und einen Theil Thüringens zur Erhaltung der Ordnung besetzen, die dann später in die Elbherzogthümer gegen die Dänen abgingen. Anfangs April 1849 zogen abermals Truppen nach Schleswig, bestehend aus dem Gardereiter-Regiment, einer 12- und einer 6pfündigen Batterie, dem 2. und 3. Infanterie-Regiment, einem Schützenbataillon und einer Pionnier-Abtheilung und abermals 6000 Mann stark, unter Generalmajor v. Heinz dahin ab. Sie kamen unter den Oberbefehl des preußischen Generallieutenants v. Prillwitz. Die Sachsen zeichneten sich auch hier, namentlich am 13. April, bei dem Stürmen der Düppeler Schanzen aus, wobei ihr Thronerbe, Kronprinz Albrecht, Augenzeuge war. Dieses Contingent kehrte nach dem Waffenstillstand im September wieder in die Heimath zurück.

Eine schwierigere und peinlichere Aufgabe hatten die im Lande zurückgebliebenen Truppen bei Niederwerfung des Mai-Aufstandes in Dresden zu lösen, die nur unter dem Beistande preußischer Regimenter gelang. Danach trat abermals eine neue Organisation ein, wobei die Stärke der Armee auf 25,000 Mann gebracht wurde.

Digitized by Google

Das Jahr 1853 brachte wieder ein neues Exercier-Reglement für Infanterie und Reiterei und 1856 ein neues Militär-Strafgesetzbuch, und 1857 erhielt die Artillerie ein anderes Reglement.

Beim Ausbruch des Krieges in Italien im Jahre 1859 wurde in Folge Bundesbeschlusses durch Cabinetsordre die Kriegsbereitschaft der Armee angeordnet, aber bald wieder aufgehoben.

1861 erhielt die Artillerie gezogene Geschütze und ein Jahr darauf wurde die Infanterie mit gezogenen Gewehren versehen. Gleichzeitig erhielt dieselbe andere Uniformirung.

Als im Jahre 1863 abermals der deutsch-dänische Krieg ausbrach, wurde Sachsen vom deutschen Bunde angewiesen, ein Corps von 6000 Mann als Executionstruppen nach Holstein zu senden, über welches der Generalmajor v. Schimpff das Commando erhielt. Zu gleichem Zwecke sollten auch mehrere andere Bundesstaaten Truppen stellen, und über das Ganze sollte der sächsische Generallieutenant v. Hake den Oberbefehl erhalten. Doch bald entstanden Differenzen zwischen den beiden deutschen Großmächten und den anderen Bundestruppen und so sah sich der Commandirende nun nur auf sein sächsisches und ein hannöversches Corps von gleicher Stärke beschränkt. Nachdem das Corps ein Jahr in Holstein gestanden hatte, kehrte es im December 1867 wieder nach dem Lande zurück. Es war für die braven Sachsen mehr ein Kampf mit den Gefühlen als mit den Waffen gewesen. —

Als in dem ereignißvollen Jahre 1866 der längst befürchtete Zusammenstoß der beiden deutschen Großmächte erfolgte, schlug sich Sachsen auf Oestreichs Seite und theilte von nun an dessen Geschicke.

Wo die Sachsen sich am Kampfe betheiligten, zeigten sie die alte Bravour, ihre Führer Umsicht und Sicherheit. Davon gaben sie schon Beweise in dem heißen Treffen bei Gicgin (29.) Juni, wo sie dem Corps des Grafen Clam-Gallas zugetheilt waren. (Doch alle ihre Tapferkeit, die sie hier bewiesen, konnte die Mängel nicht compensiren, die vom Obercommando ausgingen.)

Rühmlichen Antheil nahmen auch die Sachsen an der Entscheidungsschlacht bei Königsgrätz; sie hielten sich im allgemeinen Wirrwarr des Rückzugs in möglichster Ordnung zusammen und leisteten dadurch ihren Bundesgenossen eine nicht geringe Hilfe.

Eine harte Prüfung wurde den braven Kriegern noch nach den Kämpfen und dem Friedensschlusse. So lange die diplomatischen Unterhandlungen noch über diesen hinauswährten, mußten sie in der Fremde weilen und wurden da auch mehr und mehr als lästige Fremdlinge angesehen. Nach der endlichen Rückkehr wurde zu den bisherigen Decorationen, dem Verdienst- und Albrechtorden, noch eine neue für die Armee gestiftet, welche Dank der seitdem erfolgten Aenderung der Dinge hoffentlich die letzte ist, die erfolglose Tapferkeit schmückt.

Schon am 1. April dieses Jahres war die neue Organisation der Armee und ihre nunmehrige Stellung zum deutschen Bund ausgearbeitet, ein Beweis, daß man mit Aufrichtigkeit und Ernst an die Sache ging. Die sächsische Armee besteht von nun an aus 8 Linien-Infanterie-Regimentern und 1 Schützenregiment, jedes zu 3 Bataillonen, 2 Jägerbataillonen, 6 Regimenter Reitern, darunter die wegen der conform der preußischen Armee zu errichtende Landwehrreiterei neugestifteten Ulanen), 1 Feldartillerie-Regiment zu 16 Batterien, 1 Festungsartillerie-Regiment mit einer Festungsabtheilung von 4 Compagnien und 1 Pionnier- und 1 Train-Bataillon, im Ganzen 35.460 Mann. Die Landwehr ist in 12 Bataillonsbezirke eingetheilt. Selbstverständlich ist auch hier alles möglichst nach preußischem Muster organisirt. Mit Vertrauen blickt das Vaterland auf die nunmehr als 12. Bundesarmee-Corps organisirte Truppe, zu deren

Digitized by Google

Bestem wir möglichst baldige Beseitigung aller noch vorhandenen Abweichungen von der norddeutschen Militärverfassung wünschen.

M. v. E.

Musikalische Litteratur.

W. A. Mozart von Otto Jahn. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. In 2 Theilen. — Erster Theil, mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1867.

Wenn der verehrte Verfasser S. XXVIII. ausspricht, daß ihn selbst der Erfolg seiner großen 4bändigen Mozartbiographie und die immer deutlicher werdende Nothwendigkeit einer neuen Auflage überrascht habe, so werden sich die zahlreichen warmen Freunde seines Werkes auch hierin in Einklang mit ihm finden. Schriftsteller wie Verleger sind heutzutage nur zu sehr daran gewöhnt, bedeutendere Bücher, welche einen gewissen Umfang und Preis übersteigen, als einen eisernen Bestand des Lagers ansehen zu lernen, und zumal das Publikum der Künstler und Kunstfreunde unseres deutschen Vaterlandes steht im Bücherkaufen hinter den Engländern, Franzosen und Italienern empfindlich zurück. Desto lebhafter begrüßen wir es, daß dem obengenannten Buche ein besseres Schicksal zu theil geworden, und um so zuverlässiger prophezeien wir der vorliegenden neuen Bearbeitung, das was sie beabsichtigt und verdient: Verbreitung in weitesten Kreisen, Interesse bei allen Verehrern Mozart's und bei allen denen, welche, überzeugt, daß Kunstgenuß und Kunstverständniß nur ein Resultat ernster Arbeit sein können, sich hierbei einem bewährten Führer anvertrauen wollen.

Das Werk ist in seiner neuen Gestalt erheblich gefördert worden. Erstlich haben alle gesicherten Resultate der fortgesetzten Studien des Verfassers und der durch die erste Auflage angeregten kunstwissenschaftlichen und historischen Arbeiten Anderer Aufnahme darin gefunden (Vorrede S. XXX. ff.) Insbesondere verdankt der Verfasser Ludwig von Köchels chronologisch-thematischem Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke Mozart's (Leipzig, 1862) vielseitige Unterstützung und die Möglichkeit, seine neue Bearbeitnng durch Streichung aller Notizen und Voruntersuchungen zu erleichtern, welche in der frühern Auflage als vorläufige Beiträge zu einem solchen Werke mitgetheilt werden mußten, nun aber durch einfache Verweisungen auf Köchels Buch erledigt werden konnten. Dankbar gedenkt der Verfasser auch der Beihilfe von Sonnleithner, Karajan, Pohl, Jul. André. Wie sorgfältig aber vor allem er selbst auf vollständige Beherrschung des sehr verstreuten Materials bedacht gewesen ist, erhellt daraus, daß er bei der neuen Auflage die gesammte Correspondenz Mozarts und seines Vaters, sowie sämmtliche Compositionen Mozarts in Abschriften oder auch im Original zur Verfügung hatte. Dadurch hat die stoffliche Seite der Biographie noch manche mehr oder minder bedeutende Erweiterungen erfahren. Allein weit eingreifender sind die Veränderungen in formaler Hinsicht. Kleine Unebenheiten der Darstellung, wie sie bei dem successiven Erscheinen der früheren 4 Bände kaum zu vermeiden waren, erscheinen als beseitigt. Als den wesentlichsten Fortschritt aber muß man es bezeichnen, daß die zuweilen sehr ausführlichen Anmerkungen, Beilagen und Excurse der ersten Auflage theils einfach entfernt, theils in den lebendigen Zusammenhang der Darstellung hineingearbeitet worden sind. Nun fließt die Erzählung in klarer ununterbrochener Folge dahin, die Hauptpartie der Biographie treten deutlicher vor als früher, wo sie von dem überreichen

Digitized by Google

Detail der Untersuchungen umgeben und nicht selten verdeckt wurden. Vieles was bei der ersten Auflage, getreu der historischen Gewissenhaftigkeit, nur als Vermuthung oder in der Form der Untersuchung mitgetheilt werden durfte, ist mittlerweile gesichertes Resultat geworden, wirkt bereits als feststehende Thatsache in weiteren Kreisen der Fachgenossen, ja selbst des Publikums und durfte somit weit knapper und einer ästhetisch abgerundeten Darstellung entsprechender vorgetragen werden. Ebenso sind durch Köchels Catalog manche in der ersten Auflage mitgetheilten Verbesserungen von Fehlern in den gedruckten Partituren überflüssig geworden, auch die auf die großen Opern bezüglichen Emendationen sind weggeblieben, da sie in einer aus der Hand von Julius Rietz zu erwartenden neuen Partiturausgabe practische Würdigung und Verwendung finden werden.

Auf diese Weise ist es möglich geworden, den frühern Umfang des Buches ohne irgendwelche Beeinträchtigung der Vollständigkeit und Sicherheit sehr erheblich zu verringern. Der vorliegende erste Band enthält von der frühern Auflage die beiden ersten Bände und den halben dritten Band (bis zu S. 253). Auch gliedert sich das Ganze vortheilhafter, ganz ungezwungen sind diesem ersten Bande die Jugend-, Lehr- und Wanderjahre anheimgefallen, welche ihren symbolischen Abschluß in der Gründung des eignen Hausstandes finden, während dem zweiten Bande die kurzen inhaltreichen Jahre der vollen Meisterschaft vorbehalten bleiben.

Die erste Auflage von Jahn's Mozart ist rasch zu einem Grund- und Eckstein unsrer musikalisch-historischen und ästhetischen Wissenschaft geworden. Wenigen Schriftstellern ist es, wie dem Verfasser vergönnt, in einem kurzen Jahrzehend so eingreifende und ausgebreitete Wirkungen eines Werkes zu erleben, die Resultate einer großen und mühevollen Arbeit, umsichtiger und gewissenhafter Untersuchung und Forschung, gerichtet vorzugsweise an einen Leserkreis von Fachmännern deren Zahl eine sehr beschränkte war, in wenigen Jahren zum Gemeingut der Wissenschaft, ja fast zur alleinigen Basis aller verwandten Arbeiten werden zu sehen. Aber den wenigsten sicherlich ist die Freude beschieden, die schönste Frucht selbst zu ernten, zum Lohn ihrer frühern Arbeit sich selbst an den großen Kreis der Gebildeten wenden, und ihnen in ächt populärer Darstellung die Resultate voraufgegangener fachgemäßer Studien bieten zu können. So verhält sich die vorliegende neue Bearbeitung wie der Genuß zur Arbeit, und in seiner neuen Gestalt wird das Buch sich auch in noch weiterm Kreise Freunde zu erwerben wissen. Es sei empfohlen als ein ernstes Vorbild für die Stellung unsres Volkes zur Kunst und ihren Vertretern; durchgebildetem Kunstinteresse wird es Stärkung und vielseitige Bereicherung, heranwachsender tüchtiger Jugend wird es Lehre und Unterweisung bringen und ein treuer Führer zur ächten Kunst werden. Hierfür bürgt nicht nur die historisch-kritische auf anderen Gebieten gleich bewährte Meisterschaft des Verfassers, nicht nur die Gewissenhaftigkeit und Treue seiner Erzählung, die Reinheit und der Adel seiner Darstellung, sondern auch und in vorzüglichem Maße die Gesundheit und Tüchtigkeit seiner Kunstbetrachtung. In Bezug auf ästhetische und wissenschaftliche Betrachtung und Würdigung ist aus leicht ersichtlichen Gründen die Musik lange hinter die übrigen Künsten zurückgesetzt worden. Auch auf diesem Gebiete bezeichnet die Mozartbiographie einen großen Fortschritt. Wir kennen bis jetzt kein zweites Buch verwandten Inhalts, welches auch in den ästhetischen Analysen der musikalischen Kunstwerke so energisch und erfolgreich von dem ausginge, worauf das Specifische eines jeden Kunstwerkes beruht, von der Form, und welches so glücklich die Aufgabe löste „nachzuweisen, wie die allgemeinen Gesetze der

Digitized by Google

Kunst unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen durch die Individualität des Künstlers in dieser ganz concreten Gestalt zur Anwendung gebracht sind." —

Wir vernehmen, daß der Biograph Mozart's in kurzer Frist nach dem Süden wandern wird, welcher ihm, dem Manne der Kunst wie der Wissenschaft, eine doppelte Heimath ist. So haben wir in diesen Tagen noch einmal seinen Mozart durchgelesen, als ein Abschiedswort von ihm und zugleich eine Verheißung künftiger segensvoller Tage. Ihm als dem langjährigen bewährten Freunde und Mitarbeiter der grünen Blätter senden wir unsern herzlichsten Reisegruß.

Von Herrn Dr. Aegidi ist der Redaction die nachstehende

Berichtigung

zu einer in der Nr. 42 dieser Zeitschrift enthaltenen Notiz zugegangen, welche dieselbe bereitwillig der Oeffentlichkeit übergibt.

Geehrter Herr Redacteur!

Der „Brief aus dem Reichstag" in Nr. 42 des Grenzboten, vom 11. October d. J., enthält Angaben, die mich betreffen. Gestatten Sie mir, dieselben zu berichtigen.

Es heißt darin: „Aegidi hatte überdies von seinem Kreise Wanzleben ausdrücklich das Mandat erhalten und angenommen, nach besten Kräften diese Vereinigung (der Freiconservativen und Altliberalen) zu Stande zu bringen." Ein solches Mandat habe ich weder erhalten noch angenommen.

Ferner: „Sobald er in Berlin ankam, ließ er sich aber einfach bei den Freiconservativen einschreiben." Ich trat in die Fraction der Freiconservativen ein, nachdem ich einige Tage an den Berathungen derselben als Gast theilgenommen und die Ueberzeugung gewonnen, hier meine politischen Gesinnungsgenossen zu finden. —

Mein Eintritt, den ich von keinem äußern Umstand abhängig machen wollte und konnte, verzögerte sich mit Rücksicht auf Verhandlungen, die ich zwischen Altliberalen und Freiconservativen einzuleiten die Ehre hatte. Diese Verhandlungen führten zu keiner Verschmelzung, doch zu der naturgemäßen und wirksamen Verbindung der beiden Fractionen. Hier ist von keinem Verdienste die Rede; noch weniger aber von einer „Hauptschuld", wie sie mir von dem Verfasser des Briefes beigemessen wird. —

Möge derselbe nun erkennen, daß er von irrigen Voraussetzungen ausgegangen ist. So braucht er sich nicht zu der Meinung zu „zwingen", daß meine Beweggründe andere sind, als die jedes ehrlichen Mannes. Berühre ich noch die „reizende" Stellung, die er mir andichtet? Nur mit einer Andeutung! Auf den wahren „Reiz", der darin besteht, im Umgang mit gebildeten Männern, bald gebend bald empfangend, Gedanken auszutauschen, verzichtet in Deutschland keine Schicht der Gesellschaft. Ich möchte dies auch von „Fürsten, Herzögen und Grafen" behaupten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Berlin, 15. October 1867. Dr. Aegidi.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 45.

Ausgegeben am 1. November 1867.

Inhalt:

Die baltischen Provinzen Rußlands. 2. Land und Leute . . Seite 205
Die Stellung der Hansestädte im neuen Deutschland 222
Politischer Monatsbericht 230
Briefe vom Reichstag. 4. 238
Vermischte Literatur 240
Erklärung von Herrn Abg. Grumbrecht 244

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.
Literarische Beilage von Toussaint-Langenscheidt in Berlin.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized

Die baltischen Provinzen Rußlands.

II.

Land und Leute.

Die drei Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland bilden sammt den zu ihnen gehörigen Inseln Oesel, Moon, Runo, Dagden und Worms ein Territorium von 1754 Quadrat-Meilen, das etwa 1,850,000 Bewohner zählt. Das im Herzen Livlands liegende Städtchen Walk, gleich weit entfernt von der Nord-, wie von der Südgrenze des deutscher Cultur gewonnenen Landes, bezeichnet die Grenze zwischen den beiden Urvölkern, welche nach wie vor die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung repräsentiren; nach Norden hin, bis an die felsige Südküste des finnischen Meerbusens dehnen sich die Sitze des Estenvolks aus, südlich, von Walk bis an die flachen Ufer des Njeman, wird der Boden Liv- und Kurlands von Letten bearbeitet, einem litthauischen Stamm, dessen Sprache von allen in Europa gesprochenen Idiomen dem Sanskrit am nächsten stehen soll. Zwischen beiden Völkern verstreut, bald in Städten und Flecken zu compacten Massen an einander geschlossen, bald auf einsamen Edelhöfen und Pfarrhäusern, Krügen, Mühlen und Schulmeistereien angesiedelt, leben und herrschen etwa 200,000 Deutsche, zum Theil Nachkommen der tapferen Eroberer dieses Küstenlandes, zum größten Theil neuere Einwanderer der verschiedensten Berufsarten; alles was nicht zum Bauernstande gehört, ist deutsch geartet. Mit Genauigkeit festzustellen, wer der deutschen, wer der lettisch-estnischen Bevölkerung angehört, hat noch niemand unternommen, und wird kaum jemandem gelingen, denn jährlich nimmt die Zahl derer zu, die aus dem unterworfenen in den herrschenden Stamm übergehen. Der Schulmeister, der in einem der Seminare Liv- oder Kurlands seine Bildung empfangen hat, der jüngere Sohn des behäbigen Bauerwirths, der in die Stadt gezogen ist, um ein Handwerk zu lernen oder Handlungslehrling zu werden, der talentvolle Bauerknabe, dem die Gunst des Gutsherrn oder die Freundschaft des benachbarten Pastors eine gelehrte Laufbahn erschlossen, der umsichtige Wirthschaftsaufseher, der es zum Amtmann oder Verwalter gebracht, die Knechtstochter

Digitized by Google

endlich, die als Dienstmagd in die Stadt gewandert oder als dienende Spielgefährtin mit den Töchtern des Barons aufgezogen worden ist — sie alle ändern mit dem Beruf zugleich die Nationalität und werden binnen Jahr und Tag zu Deutschen; selbst der reiche lettische Hofbesitzer, der seinen Pachthof zum freien Eigenthum erworben hat und sich mit Stolz einen Bauern nennt, der absichtlich keine andere Sprache als die seines Volks redet, sieht es gern, wenn seine Kinder deutsch lernen. Er läßt sich's ein Stück Geld kosten, damit seine Söhne bei dem Schulmeister deutschen Privatunterricht erhalten, oder er entschließt sich, eine „Gouvernante" ins Haus zu nehmen und dieser das Werk der Germanisirung seiner Töchter zu übertragen. Die Begriffe „Herr" und „Deutscher" sind in diesem Lande so vollständig identificirt, daß die Sprache des Esten nur einen Ausdruck für beide (Saxa) hat und daß die Germanisation für den einzigen Weg gilt, der zu wahrer Bildung und höherer Stellung in der Gesellschaft führt. „Rustice tu non eris hic rex" (Bauer, du wirst hier niemals König sein) rief im Jahre 1345 ahnungsvoll ein Litthauerfürst dem lettischen Heerführer zu, der ihn zu einem gemeinsamen Vernichtungskriege gegen die Deutschen einlud — und dieses Wort hat sich im eminenten Sinne erfüllt; Nicht-Deutscher und Bauer sind Bezeichnungen, die bis heute einander decken und selbst um Bauer im modernen Sinne des Worts zu werden, muß der Urbewohner des baltischen Landes zum Deutschen werden. Wohl nennt der auf seinen „Culturberuf" stolze ländliche Müller deutschen Geschlechts oder der städtische Handwerksmeister, der seinen Stammbaum aus einem Hinterhause des Berliner Vogtlandes ableitet, das Geschlecht derer, die im Umwandlungsproceß begriffen sind und ihre lettischen Namen noch nicht gehörig germanisirt haben, spöttisch Halb- oder Wachholderdeutsche, wohl geschieht es zuweilen, daß der alte Baron seinem jungen Verwalter, dessen hochmüthige Halbbildung den Ursprung aus einem ehrlichen Bauernhause verleugnen will, durch eine lettische Anrede „den Standpunkt klar macht" — im großen und ganzen thut der baltische Deutsche aber das Mögliche, um die Verschmelzung mit den beiden Urvölkern, auf die er angewiesen ist, zu fördern. Heute feststellen zu wollen, wie viele Deutsche in den drei Provinzen lettischen oder estnischen Ursprungs sind, und welche Letten und Esten bereits die deutsche Sprache angenommen haben, wäre ein unmögliches und — wie uns scheint — überflüssiges Unternehmen. „Die Sprache", so heißt es in einer geistreichen Abhandlung über die Nationalitätenfrage in den Ostseeprovinzen, welche die baltische Monatsschrift im Mai 1864 veröffentlichte, „die Sprache ist nur eines der die Nationalität constituirenden Elemente; zwar ein sehr wichtiges, aber nicht das an und für sich entscheidende. Hier ist es die Religion, dort der Staatszusammenhang, anderwärts noch anderes, was die gegebenen sprachlichen Differenzen überwiegt und als unwesentlich zurücktreten läßt. Wie ein Volk seine Sprache behalten und zugleich in

Digitized by Google

faſt allen übrigen Beziehungen jedes eigenthümliche Gepräge einbüßen kann, davon ſind gerade die Letten und Eſten ein treffendes Beiſpiel. Durch Lutherthum und Herrenhutismus*) iſt die Subſtanz ihrer geiſtigen Bedürfniſſe in deutſche Form gegoſſen, in deutſche Rechtsbegriffe haben ſie ſich ſeit Jahrhunderten hineingelebt, ihre ganze Literatur beſteht aus Nachbildungen und Ueberſetzungen deutſcher Producte. Was bleibt übrig? — etwa noch Volkslieder, Hochzeitsgebräuche, ein eigenthümlicher Anſpann, Pflug oder Dreſchflegel? Aber alle dieſe Ueberreſte aus dem Kindheitsleben der Völker ſchwinden von Tag zu Tage und man könnte behaupten: die Germaniſirung der Letten und Eſten, weit davon entfernt ein Problem zu ſein, ſei längſt ſchon vollendete Thatſache. Zwar die Sprachen ſind noch übrig; aber ſelbſt dieſe würden das einheitliche Bewußtſein der verſchiedenen Bevölkerungsſchichten, das Gefühl ihrer weſentlichen Zuſammengehörigkeit kaum beeinträchtigen können, wenn nicht ein anderes hindernd dazwiſchen träte — etwas, das nicht nationaler, ſondern ſocialer Natur iſt. Die Kluft zwiſchen dem leibeigenen Bauern und den übrigen Ständen des Landes war einſt ſchauerlich tief und breit aufgeriſſen; ſie hat durch die Arbeit eines ganzen Jahrhunderts noch immer nicht in genügender Weiſe ausgefüllt werden können; je mehr dies geſchieht, deſto ohnmächtiger werden alle bisherigen Gegenſätze, auch der Sprachen, werden."

Auf das Verhältniß der verſchiedenen, Liv-, Eſt-, Kurland bewohnenden Nationalitäten und die Verſuche zu einheitlicher Verſchmelzung aller derſelben, werden wir in der Folge näher einzugehen mannigfache Gelegenheit haben. Hier kommt es nur darauf an, daſſelbe in ſo weit zu berühren, als zur Charakteriſtik der Phyſiognomie von Land und Leuten an der Oſtſee nothwendig iſt. Um das Land und ſeine Bewohner wirklich kennen zu lernen, dürfen wir aber nicht bei dem allgemeinen Begriffe „die Oſtſeeprovinzen" ſtehen bleiben, iſt es vielmehr nothwendig, daß wir in die einzelnen Landſchaften und Kreiſe einkehren. Der Particularismus, den die Einwanderer des 12. und 13. Jahrhunderts in die neue Heimath mit hinüber nahmen, hat ſich in der Colonie ebenſo erhalten, wie im Mutterlande, ja er iſt durch die Verſchiedenheit der Geſchicke, durch welche die einzelnen Theile des Landes im Lauf der Jahrhunderte gegangen ſind, in

*) Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit tiefſter Verkommenheit politiſcher und kirchlicher Zuſtände auf dem flachen Lande kamen die Herrnhuter nach Livland, um zur geiſtlichen Erweckung der Letten und Eſten beizutragen. Da ſie ſich der Volkseigenthümlichkeit accommodirten und den damals leibeigenen Letten und Eſten Antheil an der kirchlichen Gemeindeverwaltung einräumten, deren Erwählten geiſtliche Ehrenämter ertheilten, und auf dieſe Weiſe ein kirchliches Selfgovernment begründeten, gewannen ſie binnen kurzem ungeheuern Einfluß und zählen ſie, trotz des Gegenſatzes in welchen ſie neuerdings zu der Geiſtlichkeit getreten, noch heute Tauſende von Anhängern in Livland. Um die Volksbildung und die Beſſerung der Sitten haben die „Brüder" ſich namentlich im 18. Jahrhundert entſchiedene Verdienſte erworben.

Digitized by Google

gewiſſem Sinne ſchärfer ausgebildet worden als in Deutſchland. Im Norden haben ſchwediſche, im Süden polniſche Einflüſſe prävalirt; hier hat die Rauheit des Klimas, dort die größere Fruchtbarkeit des Bodens entſcheidend auf den Charakter der Bewohner und die Phyſiognomie der Landſchaft eingewirkt. In Eſtland haben die Schweden ſechzig Jahre länger geherrſcht wie in Livland, die Inſel Oeſel war durch ein halbes Jahrhundert in däniſchen Händen, das livländiſche Feſtland hat lange Zeit hindurch polniſches Regiment erdulden müſſen, Kurland endlich iſt nie ſchwediſch und nie polniſch geweſen und hat ſeine Selbſtändigkeit achtzig Jahre ſpäter in ruſſiſche Hände niedergelegt als das Land nördlich von der Düna — kein Wunder, daß von einer ſtreng geſchloſſenen, einheitlichen Entwickelung nicht die Rede ſein konnte, daß die verſchiedenen geſchichtlichen Factoren, welche in den einzelnen Territorien zur Geltung kamen, nachhaltige Spuren hinterließen, — daß die Menſchen verſchieden geartet ſind und erſt allmählich die Solidarität ihrer Intereſſen verſtehen und die Unterſchiede ausgleichen lernen, durch welche ſie getrennt und auseinandergeriſſen worden ſind.

Beginnen wir mit dem ſüdlichſten der drei Lande, mit Kurland, dem ſchmalen langgeſtreckten alten Herzogthum, das im Weſten die äußerſte Spitze Oſtpreußens berührt und im Oſten einem Keil gleich, zwiſchen Litthauen und Polniſch-Livland eingeklemmt iſt. Durch keine Bergwand, keinen Höhenzug zerriſſen, nur von zahlreichen kleinen Flüſſen durchzogen, ſorgfältig bebaut und ihre fleißigen Bewohner reichlich nährend, dehnen ſich die weiten fruchtbaren Ebenen von der ſüdlichen Abdachung der Düna bis an die moraſtigen Ufer des Njeman, der die Grenze Litthauens und die Herrſchaft eines andern Culturgebiets bezeichnet. Daß die Anſiedlung eine nach Jahrhunderten zählende iſt, und daß tiefer Frieden ſeit Generationen geherrſcht hat, ſieht der kundige Reiſende auf den erſten Blick; die Nordſpitze des Landes und den ſchmalen öſtlichen Ausläufer abgerechnet, der ſich der Düna entlang zum bloßen Streifen zuſpitzt, herrſcht allenthalben das Kornfeld vor, die ungeheuren Tannenwälder, die der Landſchaft Liv- und Eſtlands ihr melancholiſch-düſteres Gepräge geben, ſie ſind hier längſt verſchwunden oder doch zu beſchränkten, ſorgfältig gepflegten Forſten und Gehegen zuſammengeſchrumpft, die wohl noch dem flüchtigen Haſen und dem ſcheuen Reh eine Zuflucht gewähren, aus denen der zottige Bär und der hungrige Wolf aber ſeit Menſchengedenken gewichen ſind. Endloſe Roggen-, Weizen- und Gerſtenfelder wechſeln mit fetten Wieſen, nur ausnahmsweiſe ſteckt ein wüſt gebliebener Moorhügel ſein moosbedecktes Haupt empor, um den ewig jagdluſtigen Sohn des Landes zu einer „Skrauja“ einzuladen. Rechts und links von der breiten Heerſtraße, die die alte Reſidenzſtadt Mitau mit den Häfen der Weſtküſte (Libau und Windau) und den zahlreichen kleinen Städten und Flecken des Unterlandes (ſo heißt dieſer geſegnete Landſtrich, zwiſchen dem 39° und 43° öſtlicher Länge) verbindet, ſehen ſpitze, meiſt grün angeſtrichene

Kirchthürme, stolze Edelhöfe, behäbige Pastoratswidmen und zahlreiche Bauerhäuser, meist von wohlgepflegten Obstgärten umgeben, über den wellenförmigen Boden, der den ursprünglich maritimen Charakter der weiten Ebene bezeichnet, freundlich ins Land. Alles athmet Behagen und aufstrebenden Wohlstand; die Wirthshäuser (Krüge), in welchen der Wanderer einkehrt, sind sauber und den Ansprüchen civilisirter Menschen entsprechend eingerichtet, in der „deutschen Stube" wird der Gast von einer freundlichen, das Deutsche geläufig redenden lettischen oder halblettischen Wirthin empfangen und wenn er in die nebenan liegende Schenkstube tritt, kann er in den meisten Fällen darauf rechnen, von den jungen Bauerburschen, die hier beim Glase beisammensitzen, verstanden zu werden. In keinem Theil des baltischen Landes ist der deutsch-protestantische Charakter der Cultur so deutlich ausgeprägt, wie in diesem, nirgend ist die Germanisation so weit vorgedrungen wie hier, nirgend von fremden Elementen so wenig zu spüren wie in Unter-Kurland. Eigentliche Städte werden in blos geringer Anzahl gefunden, dagegen ist die Zahl der Flecken und Hakelwerke, die der Verbreitung des deutschen Elements Vorschub leisten und von Leuten bewohnt werden, die die natürliche Vermittelung zwischen beiden Nationalitäten bilden, — ziemlich bedeutend. Dörfer fehlen dagegen vollständig; in Kurland und in dem lettischen Theil Livlands sitzt der Bauer einsam auf der Scholle, die er als Pächter oder Grundeigenthümer erworben, oft eine halbe Meile vom nächsten Nachbarn entfernt.

Während der Schornstein noch manchem Bauernhause der ärmern Gegend Liv- und Estlands fehlt, wird er in Unterkurland seit einem halben Menschenalter allenthalben angetroffen, häufig auf ein Steingebäude herabsehend, das sammt den weitläufigen Nebengebäuden, dank den Bauverbänden, welche auf zahlreichen Gütern des Landes bestehen, mit verhältnißmäßig geringen Kosten hergerichtet ist. Das gesammte Gehöft zeichnet sich durch Ordnung und Reinlichkeit aus, zweien Tugenden, welche der kurische Lette rasch angenommen hat, und ist häufig durch eine wohlgepflanzte Allee schlanker Birken oder knorriger Ahornbäume mit der Landstraße verbunden. Nach jahrhundertelanger Stagnation ist es mit der agrarischen Entwickelung des „Gottesländchens" (mit diesem Ausdruck ihres Nationalhelden des Herzog Gotthard, pflegen die Kurländer ihre Heimath zu bezeichnen) merkwürdig rasch vorwärts gegangen. Erst 1817 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und das Agrargesetz, welches die neuen Beziehungen zwischen Herren und Bauern regelte, beging den Fehler, sich auf den Boden der freien Contracte zu stellen d. h. allen Grund und Boden dem Gutsbesitzer zuzusprechen, die Bedingungen der Verpachtung dem Uebereinkommen zwischen diesem und dem bäuerlichen Pachter zu überlassen, und diesen von der Erwerbung eigenthümlichen Grundbesitzes auszuschließen. Bis zum Anfang der dreißiger Jahre war die Arbeitspacht die einzige übliche

Digitized by Google

Form der bäuerlichen Existenz und einzig der traditionellen Humanität der Gutsbesitzer, denen die harte Behandlung ihrer Leute für „unkurisch" und unaristocratisch galt, war es zuzuschreiben, daß der Bauer nicht elend verkümmerte; von diesem Zeitpunkt (den dreißiger Jahren) ab, begann die Conversion der Arbeitspacht oder Frohne in die Geldpacht, und zwar ohne jede Mitwirkung der Gesetzgebung, allein durch die Macht des guten Beispiels und des großen persönlichen Einflusses, den der damalige Landesbevollmächtigte (diesen Titel führt das Haupt der kurländischen Ritterschaft) Baron Hahn ausübte. Ziemlich gleichzeitig trat die Mehrfelderwirthschaft an die Stelle des alten Dreifeldersystems. Die Art und Weise ihrer Verbreitung ist so charakteristisch für die Art des kurischen Adels, daß ihrer in Kürze Erwähnung geschehen mag. Die Gutsbesitzer suchten durch Ueberredung auf ihre Pächter zu wirken und wo diese nicht half, ließ der Herr das vierte Feld eigenmächtig durch seine eigenen Knechte aufreißen; natürlicher Weise säete der Bauer auf diesen neuen Acker, an dem die Hauptarbeit einmal geschehen war und auf diese Weise wurde die Adoption des neuen Systems gleichsam mit Gewalt und doch ohne Verletzung des bäuerlichen Interesses durchgesetzt. Während in Liv- und Estland unaufhörlich mit Agrargesetzen experimentirt wurde, vollzog sich die Conversion der Frohn in die Geldpacht bei den Kurländern von selbst. Nachdem auf diese Weise der legislatorische Fortschritt vorbereitet worden war, drang die Staatsregierung im Anfang der 60er Jahre auf Freigebung des bäuerlichen Grundbesitzes und auf Beschränkung des bis dazu unbegrenzten Einziehungsrechts der Herren. Dank der Thätigkeit der freisinnigen Adelspartei, welche der gegenwärtige Landesbevollmächtigte v. d. Recke führte, wurden beide Regierungsanträge im Sommer 1863 angenommen; schon vier Jahre später war nahezu ein Drittheil derer Bauerhöfe in das Eigenthum der Pächter übergegangen und die glückliche materielle Lage des Bauernstandes gesetzlich garantirt. Im Juni 1865 ging der kurländische Adel einen neuen bedeutsamen Schritt auf der Bahn liberaler Reformen weiter; er verzichtete freiwillig auf sein uraltes Recht zum ausschließlichen Besitz von Rittergütern und gab den Erwerb derselben der Concurrenz aller Stände frei. — Dringen wir durch das reiche, weizenbebaute kurische Unterland weiter nach Osten vor, so gelangen wir jenseit des an der Düna gelegenen Städtchens Friedrichsstadt in das sogenannte Oberland, einen Winkel, der ein durchaus eigenthümliches, von den übrigen Theilen des Herzogthums verschiedenes Gepräge trägt. Hier machen sich bereits die Einflüsse der polnisch-litthauischen Nachbarschaft geltend. Landschaftlich herrscht der Wald vor, der sich in ursprünglicher Wildheit längs der Düna meilenweit in das Land zieht und die Wohnsitze der Menschen und die Kornfelder als Ausnahmen erscheinen läßt; die Bevölkerung ist eine gemischte, stark mit litthauischen und polnischen Elementen versetzte und steht in sittlicher und intellectueller Beziehung

Digitized by Google

tief unter dem Bildungsniveau des größeren, rein lettischen Landestheils. Während im übrigen Kurland keine anderen als lutherische Landkirchen zu finden sind, zählt das Oberland zahlreiche Katholiken, Uniaten, Bekenner der griech.-orthod. Confession und russische Altgläubige, die aus dem benachbarten Witepsk und aus Polnisch-Livland eingewandert und zu einem verwilderten Mischvolk verschmolzen sind, das das lettische Element überwuchert hat und dem nachgesagt wird, daß es Pferdediebstahl, Straßenraub und Branntweinschmuggel allen übrigen Beschäftigungen vorziehe. Geschäftsleben und Handel sind hier fast ausschließlich in Händen von Juden,*) die zu polnischer Zeit nach Kurland eingewandert, die Mehrzahl der Städte des Landes übervölkert und — dank der Armuth, Rohheit und Unbildung, die sie aus Polen mitbrachten — demoralisirt haben. Nirgend aber werden sie zahlreicher vorgefunden als im Oberlande, dessen wilder, sitten- und gesetzloser Charakter ihrer Betriebsamkeit und Geschmeidigkeit nicht entbehren kann und in welchem sie als Händler, Makler, Hehler, Factoren, Branntweinbrenner u. s. w. eine wichtige, in alle Lebensverhältnisse eingreifende Rolle spielen. Der abweichende Charakter dieses verkommenen Winkels theilt sich zuweilen selbst dem Adel mit, der sonst ein rein deutsches Gepräge trägt, der oberländische Baron hat in vielen Fällen etwas von der Wüstheit und Willkürlichkeit des polnischen Pan mit dem er stete Berührungen nicht vermeiden kann und die Frische und Derbheit der kurischen Natur artet hier häufig zu Rohheit und ungezähmter Wildheit aus.

Die Stammeseigenthümlichkeiten der baltischen Deutschen haben sich nirgend so scharf ausgebildet, in keiner der anderen Provinzen so charakteristische Formen angenommen wie in Kurland und ganz besonders bei dem kurischen Adel. Es ist ein wunderliches Geschlecht, das die stolzen und doch so einfachen Barone dieses Landes repräsentiren. Während der Einfluß des reicher und stärker entwickelten Städtelebens und das frühere Erlöschen der politischen Selbständigkeit den Livländer mehr und mehr mit des Gedankens Blässe angekränkelt und zum Durchschnittsdeutschen gemacht haben, circulirt das frische, heiße Blut, das die ursprünglichen Colonisten dieses Landes mitbrachten, in den Adern des Kurländers noch heute mit ungebändigter Kraft und Wärme. Unversiegbare Genußsucht und mächtige Arbeitskraft wohnen hier noch dicht neben einander und hindern die ruhige, normal-philiströse Entwickelung, die sonst die Stärke des Deutschen ausmacht — das Leben verbraust zwischen gewaltsamer, sprunghaft gesteigerter Anstrengung und frischem, häufig üppigem Genuß. Die Gewohnheit jahrhundertlanger Herrschaft und unbestrittener Oberherrlichkeit giebt dem kurländischen Edelmann ein Gefühl der eigenen Würde und Bedeutung, das jede äußere Beschränkung wie ein Unrecht empfindet und doch wieder

*) In Liv- und Estland leben nur sehr wenige Juden.

Digitized by Google

grundverschieden ist von der anmaßenden Junkerhoffahrt des märkischen „Herrn von“ oder des ärmern livländischen Edelmanns, dessen jüngere Söhne jenem häufig nachahmen. Aus den Kreisen der Ritterschaft „von Kurland und Pilten“ ist von vornherein jede Ostentation und Großthuerei verbannt, — die Vornehmheit thut sich in knappen, derben, häufig schlichten, immer sicheren und selbstbewußten Lebens- und Umgangsformen kund, — charakteristisch genug werden im gewöhnlichen Leben keine Titel gebraucht, heißt der Edelmann, mag er simpler Baron sein oder es zum Kanzler- und Oberburggrafenamt gebracht haben, immer nur „Herr von“. Dem Bürgerlichen begegnet man höflich und ungebunden — da man sich nie vergeben zu können glaubt, hat man es nicht nöthig anspruchsvoll aufzutreten oder sein Uebergewicht äußerlich fühlbar zu machen; den hochgestellten Beamten läßt man gern fühlen, daß es für den kurländischen Edelmann keine vornehmen Leute giebt, und daß die Zugehörigkeit zur Ritterschaft der höchste Rang ist, zudem es der Sterbliche überhaupt bringen kann — mit dem Bauern endlich wird in derber oft herrischer, in der Regel aber väterlich-herzlicher Weise verkehrt. Die geniale Charakteristik, welche Hippel in den beiden ersten Bänden seiner „Lebensläufe“ von der Art des kurischen Edelmanns entwirft, ist der Hauptsache nach heute so zutreffend, wie vor hundert Jahren. Der Kurländer ist allen Fragen des Lebens gegenüber, in erster Reihe, Practiker und Naturalist, nichts ist seiner Natur so fremd und antipathisch, wie die graue Theorie — aber er besitzt in der That ein practisches Geschick, das den Nagel auf den Kopf trifft, ohne lange an der Wand herumgehämmert zu haben. In der freien Natur aufgewachsen, von bequemen Verhältnissen getragen, bis in das späteste Alter unermüdlicher Jäger und Reiter, mit unverwüstlichem Humor und gesunder Laune begabt, giebt er sich gern das Ansehen des leichtsinnigen, breitspurigen Lebemanns; hinter dieser derben Schale birgt sich aber öfter als der Fremde glauben möchte, ein tüchtiger edler Kern. Mancher rauhe Waidmann, von dem man annehmen möchte, er habe nie über seine nächste Umgebung hinausgedacht, entpuppt sich bei näherer Bekanntschaft als tüchtiger Jurist, scharfsichtiger Politiker oder belesener Kenner historischer und literarischer Dinge. Das „plus être que paraître“ ist in diesem Lande so alt hergebracht, gilt so allgemein für das Merkmal wahrer Aristocratie, daß jeder sich scheut, mehr sein zu wollen, als simpler Kurländer, daß die feineren Züge des Charakters und der Bildung gleichsam absichtlich zurückgedrängt werden, um ihren Inhaber nicht dem Verdacht der Pedanterie oder Sentimentalität auszusetzen.

Wesentlich dem Edelmann gleich geartet, wenn auch äußerlich von demselben verschieden, ist der bürgerliche Kurländer, mag er praktischer Jurist, Gelehrter oder Geistlicher sein. Selbst der ehrsame, streng orthodoxe Landpastor, der für die sittliche und religiöse Bildung seiner Bauern mit unermüdlichem Eifer thätig ist, verleugnet die Eigenthümlichkeiten der kurischen Natur nur selten;

Digitized by Google

er hat einen lebhaft entwickelten Sinn für alles, was das Leben an Luſt und Freude bietet, er verſchmäht es nicht, in die Beſprechung der ernſteſten Lebensfragen gelegentlich eine derb-humoriſtiſche Wendung einzuführen, er weiß häufig mit der Jagdflinte eben ſo gut umzugehen wie mit Poſtille, Heuchelei und Scheinthuerei ſind ihm ebenſo zuwider, wie unfruchtbare theoretiſche Erörterungen und er macht kein Geheimniß daraus, daß ihm „probiren über ſtudiren geht“. Wer die urkräftigen, derben Geſtalten dieſer Prediger zum erſtenmale ſieht, wird meinen, in eine Geſellſchaft lebensluſtiger Biſchöfe des Mittelalters gerathen zu ſein und kaum glauben wollen, daß dieſe Männer an ſittlichem Ernſt, energiſcher Arbeitskraft und Treue des Berufseifers ihren gravitätiſch-ſalbungsvollen Amtsbrüdern in Deutſchland ſchlechterdings nichts nachgeben, ja an Unabhängigkeit der Geſinnung häufig über denſelben ſtehen und in ſehr vielen Fällen ungleich glücklichere Seelſorger ſind als jene. Die kurländiſchen Geiſtlichen ſind Volkslehrer im beſten Sinne des Worts und halten die Erfüllung der Pflicht der Volksbildung für wichtiger als alle Beſchäftigung mit dogmatiſchen Spitzfindigkeiten. Die Zeiten in denen ſie blos gute Cumpane und Jagdgenoſſen ihrer adligen Nachbarn waren, ſind längſt vorüber. Die Förderung der Volksbildung wird in neuerer Zeit von Adel und Geiſtlichkeit als Ehrenſache des geſammten Landes angeſehen und der Gutsbeſitzer, der irgend darauf Anſpruch machen will, für einen guten Patrioten zu gelten, kann nicht umhin, den Gehalt des Gemeindeſchulmeiſters mindeſtens zur Hälfte aus dem eigenen Säckel zu beſtreiten. Auf Koſten der Ritterſchaft beſteht ſeit nunmehr 27 Jahren ein Volkslehrerſeminar zu Irmelau, das unter der Leitung des Generalſuperintendenten und ſeines Directors, eines aus Preußen berufenen ausgezeichneten Schulmanns, reichen Segen geſtiftet und dafür geſorgt hat, daß es in Kurland kaum einen jüngern Bauern giebt, der außer Leſen, Schreiben und Katechismus nicht auch die Anfangsgründe der Arithmetik, Geographie und Geſchichte kennen gelernt hätte. Man wird es in Deutſchland für eine Fabel halten, wenn wir auf eigene Erlebniſſe geſtützt, berichten, daß die zahlreichen pommeriſchen und mecklenburgiſchen Bauerknechte, welche während der letzten Decennien nach Liv- und Kurland gezogen worden ſind, den Letten häufig durch ihre Roheit und Unwiſſenheit Anſtoß gegeben haben!

Es iſt bereits in dem erſten der vorliegenden Beiträge zur Kenntniß von Land und Leuten an der Oſtſee hervorgehoben worden, daß der Mangel eines ſelbſtändigen Bürgerthums in Kurland von Alters her der Krebsſchaden iſt, an dem dieſe ſonſt ſo begünſtigte Landſchaft krankt. In neuerer Zeit hat derſelbe einen beſonders bedrohlichen Charakter angenommen, und zu einer ſtändiſchen Spaltung geführt, deren Gefahren in der That ernſteſter Art ſind. Bei der Unbedeutendheit und Armuth der meiſt von Juden überfüllten Landſtädte entbehrt das Bürgerthum der natürlichen Wurzeln ſeiner Exiſtenz und des Ein-

Digitized by Google

flusses, den auszuüben ihm das Jahrhundert längst ein Recht gegeben hat. Kaufleute und Handwerker werden durch die Concurrenz des jüdischen Elements zu Boden gehalten und an jeder Kraftentfaltung gehindert, der Gelehrtenstand oder — um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen — die „Literaten" bilden eine besondere Kaste, die sich in begreiflichem Unmuth über ihre Isolirung und Bedeutungslosigkeit verzehrt und oft in ihren hervorragendsten Vertretern eine rein negative Stellung zu den gegebenen Zuständen einnimmt. In der That sind alle politische Macht und aller politische Einfluß in den Händen der Ritterschaft; ihre Delegirten bilden den Landtag und vertreten einseitig das Provinzialinteresse, in ihre Hände ist die Wahl der Hauptleute, Oberhauptleute, Assessoren und Oberhofgerichtsräthe gelegt, welche die Richter und ländlichen Verwaltungsbeamten der Provinz sind — der bürgerliche Jurist ist darauf beschränkt, in den Dienst einer der städtischen Communen zu treten, Advocat zu werden oder den einträglichen, aber jede Beförderung ausschließenden Posten des Secretärs bei einer adligen Behörde zu übernehmen. Justiz und locale Kreisverwaltnng sind in allen drei Ostsee-Provinzen rein ständischer Natur, nur die Glieder der provinziellen Aufsichts- und Finanzbehörden werden vom Staat ernannt. Während das stärker entwickelte Städteleben den Bürgerlichen Liv- und Estlands eine selbständige Laufbahn ermöglicht, bleibt dem bürgerlichen Juristen Kurlands, dem das Secretariat bei einer adligen Landesbehörde nicht ansteht, nur ein Ausweg übrig, der Eintritt in den Staatsdienst, die Annahme eines Postens in der Mitauer Gouvernements-Regierung (Aufsichtsbehörde für Polizei und Verwaltung), im Kameralhof (Steueramt) oder im Forst- und Domainenwesen, das wegen des großen Umfangs der Domainen, welche der Staat in Kurland besitzt, eine gewisse Rolle spielt. Die Staatsbehörden Liv- und Estlands setzen in der Regel ihre Ehre darein, mit den ständischen Autoritäten Hand in Hand zu gehen und das deutsch-protestantische Element nach Kräften zu fördern; in Kurland dagegen fällt die Bureaucratie nicht selten in die Rolle der blinden Opponentin gegen Adel und Ständewesen. Der Haß gegen die Allmacht der Ritterschaft wird zum Freibrief für die Entfremdung von den heimischen, specifisch kurischen Interessen, die wie die Dinge einmal liegen, mit dem der Stände zusammenfallen. In einem Staat, dessen Hauptgebrechen der Mangel fester Rechtsformen ist, der keine andere Autorität als die unumschränkte monarchische Gewalt kennt, dessen Kernbevölkerung einem andern Stamme angehört, als dem der Träger der Cultur in unserer versprengten Colonie ist, unter Verhältnissen, in denen die überkommene nationale Tradition in den ständischen Formen die einzige rechtliche Garantie ihrer Existenz besitzt, in einem Lande wo der Kampf gegen den Einbruch feindlicher Elemente heiß genug tobt, um die Wahl der Mittel zur Abwehr desselben unmöglich zu machen — wo es sich mit einem Worte gesagt — um einen Nothstand handelt, wie der ist,

in welchen die baltischen Provinzen Rußlands, seit der Herrschaft der russisch-democratischen Nationalpartei gerathen sind, da werden ständisch-aristocratische Formen der Natur der Sache nach anders beurtheilt werden müssen wie in Deutschland oder sonst in Westeuropa. Daß es abnorm ist, wenn ein einziger Stand im Besitz der politischen Repräsentation, des Rechts zur Wahl der meisten Beamten, der Ausübung der ländlichen Justiz u. s. w. ist, braucht nicht erst gesagt zu werden — die Frage nach der rechtlichen und moralischen Zulässigkeit eines solchen Zustandes wird aber erst beantwortet werden können, wenn man weiß, was für den Fall seiner Aufhebung an die Stelle treten würde. Auf diese Frage werden wir einzugehen haben, wenn wir die gegenwärtige politische Situation des gesammten Ostseelandes näher ins Auge fassen — warnen aber müssen wir den Leser schon hier, ein vorschnelles Urtheil über Verhältnisse zu fällen, die viel zu complicirt sind, als daß ihre Lösung durch die bloße Anwendung der liberalen Schablone möglich wäre. —

Den Eigenthümlichkeiten Kurlands und des kurischen Wesens näher zu treten ist uns durch den beschränkten Raum dieser Blätter versagt. Es wird vielmehr nothwendig sein, daß wir uns weiter nach Norden wenden, um einen Blick in die Beschaffenheit von Land und Leuten in den beiden Nachbarprovinzen zu werfen. — Das breite Bett der majestätischen Düna bildet die Grenze zwischen Kur- und Livland; hat man bei Olay die Provinzialgrenze überschritten und über Riga seinen Weg in das Herz Livlands genommen, so befindet man sich in einer Welt, die trotz vielfacher Aehnlichkeiten mit der kurischen, doch eine andere, von jener verschiedene ist. Schon das veränderte Bild der Landschaft erinnert den Wandrer daran, daß er weiter nach Norden vorgerückt ist. Der düstere; tief-melancholische Tannenwald, der allenthalben den Horizont umgrenzt, läßt errathen, daß der Kampf mit der Natur hier ungleich schwerer gewesen als auf den Ebenen Kurlands, daß die Menschen zwischen Riga und Pernau entfernter von einander wohnen und ein größeres Stück Culturarbeit vor sich haben, als ihre Brüder jenseit des prächtigen Stromes, von dessen Wogen die ersten deutschen Colonisten an das baltische Ufer getragen wurden. Anspann und Gefährte der Bauern, die uns begegnen, lassen auch in Livland auf einen gewissen Wohlstand schließen — aber dem kundigen Auge verräth der mangelhafte Eisenbeschlag der Räder bald, daß diese Wohlhabenheit eine junge, noch werdende ist. Auch die bäuerlichen Gehöfte, die aus dem Birkengehege sichtbar werden, das das eintönige Dunkel der Tannen und Föhren hin und wieder unterbricht, nehmen sich minder stattlich aus wie in Kurland, das Strohdach herrscht noch ziemlich allgemein vor und die frische Tünche des Schornsteins läßt errathen, daß der gegenwärtige Inhaber des Hofs sich der altherkömmlichen Rauchstube noch lebhaft erinnern kann. Statt der endlosen, nur von Bächen durchschnittenen Ebenen, die wir drüben fanden, tritt uns hier das Bild eines

Digitized by Google

Hügellandes entgegen, das von einzelnen Höhenzügen, selbst von zwei beträchtlichen Plateaus gekrönt ist. Die Flüsse sind breiter und zahlreicher und nur dem harten Geschick des Landes, von welchem zahlreiche Burg-Ruinen ein lebendiges Zeugniß ablegen, ist es zuzuschreiben, daß ihre Schiffbarmachung erst heute in der Entstehung begriffen ist. — Etwa 12 deutsche Meilen nördlich von Riga ändert sich die Scene, wir gelangen in die reiche Flachsregion Livlands. Hier sind die Waldungen schon zum größten Theil gelichtet, und in Aecker verwandelt, Steingebäude mit rothen Ziegeldächern werden vorherrschend, und das wohlhäbige stolze Aussehen des Bauern läßt errathen, daß er vom Pächter zum Grundbesitzer geworden. Bei Walk verschwindet der blaue Rock, an welchem der Lette erkennbar ist, an seine Stelle tritt das lange schwarze Gewand des langhaarigen Esten, dem sich allerdings größere Energie und Charakterkraft nachrühmen läßt, der sich aber gegen die Einflüsse der Cultur entschiedener abschließt als der lettische Bewohner Kurlands und des südlichen Livlands. Hier begegnen uns die ersten Dörfer d. h. Complexe von 5 bis 10 Bauernhöfen, wie sie der geselligern Natur des Esten Bedürfniß sind. Immer dichter und finsterer werden die Wälder, immer unansehnlicher und schmutziger die Bauernhäuser, denn obgleich der nordwestliche Theil Livlands, dank der ergiebigen Flachscultur, zu den wohlhabendsten Gegenden des Ostseelandes zählt, stehen seine Bewohner in Bezug auf ihre Ansprüche an Comfort und Reinlichkeit hinter den Letten zurück, wird hier noch manches Haus ohne Schornstein und mit niedrigen, schmutzigen Fenstern gefunden, dessen Besitzer sein Vermögen nach Tausenden zählt. Im äußersten Norden Livlands und in Estland treten Unreinlichkeit und Armuth immer widriger in den Vordergrund. Hier ist die Frohne noch vor wenigen Jahren, vielleicht Monaten herrschend gewesen, das Pachtsystem eine neue Errungenschaft, der bäuerliche Grundbesitz eine seltene Ausnahme.

Nächst der größern Ungunst des Klimas und den undankbareren Bodenverhältnissen tragen der geringere Wohlstand des Adels und die Irrthümer einer vielgewundenen Legislation die Schuld an den noch nicht völlig überwundenen Mängeln des agrarischen Zustandes. Betrachtet man den äußern Gang der livländischen Agrar-Gesetzgebung, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß dieser vor Kurland manches voraus hat. Während dort das alte Bauergesetzbuch von 1817, welches den Landmann seine persönliche Freiheit mit einer vollständigen Loslösung vom Grund und Boden und mit der Adoption des Princips der „freien Contracte" bezahlen ließ, bis zum Eingang der sechziger Jahre in Kraft blieb, hat es in Livland binnen neunundfünfzig Jahren nicht weniger als vier verschiedene Gesetzbücher gegeben, welche die Beziehungen zwischen Herren und Bauern zu regeln versuchten. Nachdem die Aufhebung der Leibeigenschaft eine Vogelfreiheit der jeder Existenzbasis beraubten Bauern herbeigeführt und

Digitized by Google

das Maß der „contractlich übernommenen" Frohnleiſtungen exorbitant geſteigert hatte, wurde ſchon 1849 principiell die Verwerflichkeit der Arbeitspacht anerkannt und eine Bank gegründet, mit deren Hilfe der Fröhner zum Grundeigenthümer werden ſollte: 1856 trat ein unſeliger Rückſchlag in den Anſichten des Adels ein, der von den Principien ſeines eben verſtorbenen liberalen Führers Hamilcar v. Foelkerſahm abweichend, die Zugeſtändniſſe von J. 1849 zurückzunehmen Miene machte. Dieſes Beginnen, das inmitten der gleichzeitigen ruſſiſchen Reformbeſtrebungen beſonders thöricht und für den moraliſchen Credit des deutſchen Elements verderblich erſcheinen mußte, fand bei der Staatsregierung ſo entſchiedene Mißbilligung, daß man in dem Agrargeſetz von 1863 zu den früheren Principien zurückkehren und einen Compromiß mit denſelben ſchließen mußte. Das Schwanken der Legislation, begleitet von erbitterten Kämpfen im Schooße der Ritterſchaft, wirkte in peinlichſter Weiſe auf die Beziehungen zwiſchen Gutsbeſitzern und Bauern und erſchwerte den Uebergang von der Frohne zum Pachtſyſtem und zur Befeſtigung des bäuerlichen Grundbeſitzes, der erſt ſeit den letzten fünf Jahren namhafte Fortſchritte gemacht hatte, in nachtheiligſter Weiſe. Noch ungünſtiger haben ſich die Verhältniſſe Eſtlands geſtaltet, das durch einen Bauernaufſtand von 1859 durchgehen mußte, um zu der gegenwärtigen Ordnung der Dinge durchzudringen. — Heute kann die Agrarfrage in den Oſtſeeprovinzen allerdings als im weſentlichen gelöſt angeſehen werden und nur die Scheelſucht der moskauer Democratie träumt noch von der Nothwendigkeit einer radicalen Umgeſtaltung, die, weit davon entfernt eine Wohlthat zu ſein, vielmehr mit einem Bankerott des geſammten Landes identiſch wäre. Die noch nicht zu Eigenthümern gewordenen Pächter ohne weiteres zu Grundbeſitzern machen, hieße die Gutsbeſitzer und ihre zahlreichen Gläubiger an den Bettelſtab bringen. Die Frohne iſt gegenwärtig in allen drei Provinzen vollſtändig beſeitigt, der von den Bauern pachtweiſe beſeſſene Boden gegen Einziehungen vollſtändig geſchützt, die Verwandelung des bäuerlichen Pachtbeſitzes in Grundeigenthum geht mit Rieſenſchritten vorwärts, eine Gemeindeordnung vom 19. Febr. 1866 hat endlich jede Spur einer Abhängigkeit der Gemeinden von den Gutsbeſitzern aufgehoben und jene durchaus ſelbſtändig conſtituirt. Die Körperſtrafe exiſtirt gleichfalls nicht mehr und der Gutsbeſitzer, der diſciplinariſch gegen ſeine Hofsknechte vorgehen will, darf ſich nicht mehr ſelbſt helfen, ſondern muß den von der Bauerſchaft gewählten Gemeindevorſteher oder das Gemeindegericht, zu Hilfe rufen. Binnen weniger Jahre hat die Wohlhabenheit der Bauern ſo raſch zugenommen, daß die in den Händen derſelben befindlichen kleinen Capitalien bereits Millionen ausmachen und die materielle Lage der kleinen Grundbeſitzer im ganzen befriedigender iſt als die der Rittergutsbeſitzer, namentlich Livlands, wo adlige Bankerotte immer häufiger vorkommen.

Größere Wohlhabenheit iſt indeſſen nicht das einzige Merkmal, durch wel-

Digitized by

ches der kurländiſche Edelmann (man zählt allein 77 Majoratsbeſitzer in Kurland) von dem livländiſchen verſchieden iſt. Obgleich der Adel auch in Livland den herrſchenden Stand bildet, neben der Stadt Riga allein auf den Landtagen vertreten iſt, obgleich er das ausſchließliche Recht zur Beſetzung der ländlichen Richter- und Verwaltungsſtellen beſitzt und ſich einer großen Anzahl anderer wichtiger Privilegien, z. B. eines privilegirten Gerichtsſtandes erfreut, ſpielt das Bürgerthum von Alters her in Liv- und Eſtland eine ungleich größere Rolle als in dem Herzogthum jenſeit der Düna. Der häufigere Wechſel der Herrſchaft, die Leiden zahlreicher Kriege, die Einſchränkung der adligen Selbſtherrlichkeit durch das ſchwediſche Königthum, endlich die Exiſtenz größerer unabhängiger Städte, mit deren Machtſtellung gerechnet werden mußte, haben den livländiſchen Adel daran gewöhnt, ſich nicht als den einzigen herrſchenden Stand anzuſehen. Der Anſpruch auf dieſe Rolle iſt zwar niemals völlig aufgegeben worden, er hat reichlich dazu beigetragen, den ſtändiſchen Hader zu ſchüren — mit ſeiner Erfüllung hat es aber immer Schwierigkeiten gehabt. Ein ausſchließliches Recht auf den Beſitz von Rittergütern haben die Glieder der livl. Ritterſchaft niemals beſeſſen; obgleich es ihnen ſchon 1710 gelungen war die bezüglichen Privilegien der Rigaſchen Bürger in Frage zu ſtellen, koſtete es einen jahrzehntlangen harten Kampf, ehe das Bürgerthum völlig ausgeſchloſſen wurde und dieſe Ausſchließung mußte mit der Zulaſſung aller Edelleute zum Grundbeſitz bezahlt werden, d. h. auch ſolche Perſonen, welche den Erbadel im Staatsdienſt erworben hatten, aber außerhalb der Ritterſchaft ſtanden, durften Rittergutsbeſitzer werden. Erſt 1845 bei Gelegenheit der Codification des Provinzialrechts war dieſe Ordnung der Dinge in Kraft getreten — ſchon 1866 leiſtete die livl. Ritterſchaft auf dieſelbe Verzicht, indem ſie dem Beiſpiel des kurländiſchen Adels folgend den Grundbeſitz allen Ständen freigab. Seitdem hat ſich das Verhältniß des Bürgerſtandes zum Adel weſentlich gebeſſert; auf einen tüchtigen an politiſche Wirkſamkeit und Selbſtverwaltung gewöhnten Handwerker- und Kaufmannſtand geſtützt, in ſeinen Städten völlig unabhängig, durch den Beſitz der Landesuniverſität Dorpat zu dem vollen Gefühl ſeiner Bedeutung erhoben, durch das mächtige Riga auf den Landtagen repräſentirt, war das livländiſche Bürgerthum niemals in die iſolirte, verbitterte Stellung des kurländiſchen gerathen, iſt es ihm in der Neuzeit leicht geworden, die Nothwendigkeit einer Verſtändigung mit dem Adel zu begreifen und dieſen in der Vertheidigung der Landesrechte zu unterſtützen. Freilich fehlt Edelleuten und Bürgern dieſer Provinz die friſche, urſprüngliche Kraft des kuriſchen Weſens, zeigt vor allem der Adel mehr Prätenſion und weniger ariſtocratiſchen Freiſinn als in Kurland — dieſer Mangel wird aber aufgewogen durch eine bewußtere Bildung, durch ein ſichereres Verſtändniß für die Anſprüche der Zeit, durch die gereiftere Einſicht in die Nothwendigkeit, an der modernen Cultur

und ihrem Entwickelungsgang Theil zu haben. Durch den Reichthum seiner Städte, den Besitz der Universität, einer polytechnischen Schule, einer aufstrebenden politischen Presse, der ersten baltischen Eisenbahn, endlich dadurch, daß Riga der Sitz des General-Gouverneurs und der baltischen Centralverwaltung ist, hat Livland ein gewisses geistiges Uebergewicht über die Nachbarprovinzen gewonnen; Estland, das nur eine bedeutende Stadt, das alte Reval aufzuweisen hat und wegen der Ungunst seiner Bodenverhältnisse die ärmste der drei Provinzen ist, erscheint minder begünstigt. Dazu kommt, daß dieses Land zufolge der nahen Nachbarschaft Petersburgs fremden Einflüssen am meisten ausgesetzt ist. — In einer Beziehung ist Livland freilich schlimmer daran, als die beiden Schwesterprovinzen — in kirchlicher. Etwa 100.000 der ärmsten Letten und Esten traten während einer Hungersnoth der vierziger Jahre, verführt durch die trügerischen Versprechungen russischer Wanderprediger zur griech.-orth. Kirche über und in den meisten Kirchspielen des Landes ist noch gegenwärtig neben der lutherischen eine russische Kirche zu finden. Die Geschichte dieser Conversionen bildet einen der traurigsten Abschnitte in der Vergangenheit Livlands, sie fällt in eine Zeit kirchlicher und politischer Verkommenheit, aus welcher das Land sich nur mühsam herausgearbeitet hat. Die Herrschaft der Frohne, die Theilnahmslosigkeit der deutschen Bevölkerung an dem Geschick der Urvölker, zum Theil auch die Trägheit des geistlichen Standes hatten es verschuldet, daß Tausende ihrer bäuerlichen Landsleute durch den Abfall von der Kirche ihrer Väter eine bessere Zukunft zu erkaufen versucht hatten. Die armen Bethörten sollten ihre Untreue hart genug büßen. Nachdem den agrarischen Schäden nach Kräften abgeholfen, ein neuer Geist in die Prediger des Landes gefahren war, die Volksbildung, dank den zu Dorpat und Walk errichteten Schulmeister-Seminaren beträchtliche Fortschritte gemacht hatte, wurden die convertirten Letten und Esten (nahezu zehn Procent der ländlichen Bevölkerung) gewahr, daß die neue Kirche, mit welcher sie es versucht hatten, nicht im Stande sei, ihren geistigen und geistlichen Bedürfnissen zu entsprechen, daß sie von den Bildungsfortschritten ihrer lutherisch gebliebenen Brüder ausgeschlossen blieben, daß sie zu der deutschen Bevölkerung des Landes, von der alle Bildung und aller Fortschritt ausging, die jetzt unermüdlich für Schulen, Bücher und Zeitungen sorgte, — daß sie zu dieser in einen nahezu feindlichen Gegensatz getreten seien. Ihr Zustand drohte ein unhaltbarer zu werden; mitten in einem protestantischen Lande lebend, waren sie durch ihre Sprache, ihre Bildung und den Gang ihrer Entwickelung von dem russischen Volke geschieden, dessen religiöser Cultus ihnen etwas Fremdes, Aeußerliches blieb. Ein mächtiger Rückschlag trat ein — schaarenweise strömten die Convertiten zu den weltlichen und geistlichen Autoritäten des Landes, um die Wiederaufnahme in die lutherische Kirche zu erbitten, aber ein hartes unerbittliches Gesetz, das trotz der durch die Landesprivilegien gesicherten

Digitized by Google

Glaubensfreiheit factische Geltung erlangt hatte, stand ihnen drohend gegenüber; wer der griech.-orth. Kirche angehört, kann dieselbe nicht wieder verlassen, selbst die Kinder aus gemischten Ehen gehören unwiderruflich dieser Kirche an. Nachdem alle Bitten und Vorstellungen der in ihren Gewissen Geängsteten kein Gehör gefunden hatten, organisirte sich ein passiver Widerstand, dessen Gewalt noch heute nicht gebrochen ist. Zehntausende von Männern, Weibern und Kindern erklärten feierlich, keine Gewalt der Erde werde sie jemals dazu zwingen, eine griechische Kirche zu besuchen oder an den Amtshandlungen derselben Theil zu nehmen: sie besuchten fortan nur noch lutherische Gottesdienste, und da kein lutherischer Prediger bei schwerer Strafe sacramentale Handlungen an Gliedern der griechischen Kirche vornehmen darf, drängten sie sich heimlich oder unter falschen Namen zum Abendmahl; die Taufen an ihren Kindern vollzogen sie selbst nach lutherischem Ritus, ihre Ehen wurden durch keinen Geistlichen eingesegnet, sondern einfach durch gegenseitiges Gelöbniß der Treue vor Zeugen abgeschlossen. Alle Mittel der Gewalt und der Ueberredung haben sich vergeblich erwiesen und die Regierung hat schließlich auch davon Abstand nehmen müssen Personen, die zuwider den Vorschriften der griechischen Kirche jahrlang nicht zum Abendmahl gehen, mit Criminalstrafen zu belegen. Was aus diesen Ausgestoßenen werden soll, weiß Niemand im Lande zu sagen; der Freisinn der Regierung welche die Confession der in gemischten Ehen erzeugten Kinder neuerdings (1865) der Entscheidung der Aeltern überlassen und den Taufzwang für außer der Ehe geborene Kinder aufgehoben hat, — findet an der Eifersucht der griechisch-orthoxen Kirche, welche von ihrem „Eigenthum" nicht lassen will, eine unüberspringliche Schranke und die ihres angeblichen Liberalismus wegen vielgerühmte moskauer Democratie, entblödet sich nicht, die Regierung wegen der ihrer Concessionen an die vom Zeitgeist geforderte Gewissensfreiheit zu verlästern und den Fanatismus des griechisch-russischen Klerus immer wieder anzufachen. Wie ein Alp ruht dieser entsetzliche Zustand der Dinge auf dem Gewissen des Landes — da sich alle Versuche des Adels und der Geistlichkeit zur Retablirung der traktatenmäßigen Gewissensfreiheit als vergeblich erwiesen haben und jedes Kind im Lande weiß, daß der Glaubensdruck der auf die Convertiten ausgeübt wird, nicht von dem Kaiser und nicht von der Regierung ausgeht, sondern eine Forderung des russischen Volkswillens ist, ist nichts übriggeblieben, als die Unterwerfung unter den Druck eines unabänderlichen Verhängnisses, das schweigend getragen werden muß.

Ueber die äußeren Zustände des baltischen Festlandes haben wir uns der Hauptsache nach orientirt; von dem geistigen Leben und seinen Hauptträgern, der Universität Dorpat und dem Bürgerthum der Städte, wird in einem folgenden Abschnitt ausführlich die Rede sein. Es bleibt übrig der Inseln des rigaschen Meerbusens zu gedenken, die in den Kreis baltisch-deutschen Cultur-

Digitized by Google

lebens mit hineingezogen worden ſind. Drei derſelben Oeſel, Runo und Moon gehören zu Livland, die übrigen, von denen nur Dago und Worms genannt zu werden verdienen, bilden Theile Eſtlands und gehorchen dem eſtniſchen Landrecht.*) Begreiflicher Weiſe iſt das deutſche Element hier ſchwächer vertreten als auf dem Feſtlande: nur auf Oeſel giebt es eine kleine Stadt, den Hafenort Arensburg, auf den übrigen Eilanden beſteht die deutſche Bevölkerung beinahe ausſchließlich aus adligen Gutsbeſitzern und Predigern. Trotz ſeiner Zugehörigkeit zu Livland beſitzt Oeſel eine eigene, unabhängige Ritterſchaft und ein eignes Bauerngeſetzbuch. Von Bildungseinflüſſen durch das Meer abgeſchnitten, von einem Adel beherrſcht, der ſich nur mühſam zum Verſtändniß der Neuzeit durcharbeitet hat und deſſen meiſt das Fiſcher- und Seefahrergewerbe betreibende Bauern ärmer und verkommener ſind, als die des Feſtlandes, bildet dieſe Inſel den mindeſt erfreulichen Theil des baltiſchen Landes: das Bürgerthum kommt hier kaum in Betracht, die weniger zahlreichen Juriſten, Lehrer, Kaufleute und Handwerker Ahrensburgs ſind von der Culturwelt ſo gut wie abgeſchnitten. Aber noch ſehr viel iſolirter ſind die beiden kleinen Inſeln Runo und Moon, jene von Schweden, dieſe von Eſten bewohnt, unter denen der Paſtor der einzige Repräſentant deutſcher Cultur iſt. Da das Meer im Winter zufriert, oft wochenlang kein Boot den „Sund“ paſſiren kann und die Bewohner während dieſer Zeit von allem Verkehr mit dem Feſtlande und den größeren Nachbarinſeln abgeſchnitten ſind, kann der Prediger zu Moon (auf Runo iſt der Geiſtliche Schwede) wohl der verſprengteſte Apoſtel deutſchen Geiſteslebens und deutſcher Bildung in Europa genannt werden. Nur während der kurzen Sommermonate kommt er mit Männern ſeines Volks in Berührung, dringen Bücher und Zeitungen in ſeine wogenumſpühlte Wildniß. Und doch ſind Schiller und Göthe, Leſſing und Humboldt in dem ſchlichten Pfarrhof dieſer Inſel ebenſo heimiſch, wie im Herzen des reichen Mutterlandes, und doch wirkt der Greis, der an dieſen einſamen Vorpoſten geſtellt iſt, ſeit einen halben Jahrhundert in friſcher Kraft und freudigem Muth, für die civiliſatoriſche Aufgabe, welche der deutſche Stamm an der Oſtſee übernommen hat und an der er ſich nicht beirren läßt, weder durch eine feindliche Natur, die den Menſchen wie einen unberechtigten Fremdling zurückzuſcheuchen beſtrebt iſt, noch die Ungunſt politiſcher Verhältniſſe, die das 700jährige Herrſcherrecht der Einwanderer immer wieder in Frage ſtellen. „Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen“ iſt die Antwort welche

*) In den drei Oſtſeeprovinzen herrſchen nicht weniger als zehn verſchiedene Privatrechte; drei Ritter- und Landrechte, drei Staatsrechte (das Revalſche auf lübiſcher, das Rigaſche auf hamburgiſcher Grundlage ruhend), endlich vier Bauernrechte (das Oeſelſche iſt von dem livl. geſondert). In Subſidium gilt das gemeine römiſche Recht.

Digitized by Google

die baltiſchen Deutſchen ſeit einem halben Jahrtauſend denen geben, die ſie von einem Boden zu verdrängen ſtreben, den ſie mit ihrem Blut theuer genug erkauft haben.

Die Stellung der Hanſeſtädte im neuen Deutſchland.

Kein Theil Norddeutſchlands wird von den großen ſtaatsrechtlichen Veränderungen der jüngſten Zeit in dem Maße betroffen, wie die Hanſeſtädte. In den monarchiſchen Kleinſtaaten empfinden vorzugsweiſe die Dynaſtien, die Höfe und die Regierungsbehörden unmittelbare Verluſte an Macht und Einfluß, in den Hanſeſtädten trägt die ganze Bürgerſchaft an dieſen Einbußen mit. Das iſt die Folge der hanſeatiſchen Selbſtverwaltung. Nicht blos die Senatoren, auch die bürgerſchaftlichen Mitglieder der Verwaltungs-Deputationen ſehen ihren Wirkungskreis plötzlich eingeſchränkt, ſich die wichtigſten und vielfach auch die intereſſanteſten Geſchäfte abgenommen, um

„Einen zu bereichern unter Allen",

d. h. je nach Umſtänden das preußiſche Kriegsminiſterium, das Bundeskanzler-Amt, irgend einen ſtändigen Ausſchuß des Bundesraths oder wie ſonſt die neuen Organe der Centralregierung heißen mögen. Nicht alles freilich wird man ungern abgeben. Was z. B. das Militärweſen anbelangt, ſo iſt es ſpäteſtens im vorigen Sommer, als auf gute und ſchlechte Armeeverwaltung die entſcheidende praktiſche Probe gemacht wurde, den ehrbaren bürgerlichen Collectiv-Kriegsminiſtern der Hanſeſtädte klar geworden, daß man ſich je eher deſto lieber, dieſer unpaſſenden Beſchäftigung zu entäußern habe. Ihre Verwaltung mag, zumal was die materiellen Mittel betrifft, in noch ſo guter Ordnung geweſen ſein, ſo werden ſie ſich nichts deſtoweniger herzlich freuen, in Herrn v. Roon und ſeinen Gehilfen jetzt ſachverſtändige Nachfolger erhalten zu haben. Anders aber ſteht es z. B. ſchon mit der Rechtspflege. Haben die hanſeatiſchen Juriſten auch ſelbſtverſtändlich, und trotz des hohen Rufes den ihr Oberappellationsgericht beſitzt, nicht die Anmaßung, ſich in aller und jeder Rechtsgeſetzgebung beſſer ſelbſt helfen zu können, als durch den Eintritt in ein allgemeines nationales Rechtsſyſtem, zu deſſen ſtückweiſer Schaffung die tüchtigſten und erprobte-

sten Kräfte von ganz Deutschland aufgewendet werden; sind sie vielmehr umgekehrt der Mehrzahl nach schon seit Jahren zu der Ueberzeugung gekommen daß ihre Bedürfnisse in den meisten Materien entschieden auf eine Anlehnung an größere Kreise hinweisen; so gibt es doch auch einige, und zwar praktisch sehr bedeutende Theile des Rechts, in denen sie sich vermöge der Natur ihrer täglichen Aufgabe eine durchschnittliche Ueberlegenheit über den binnenländischen Juristenstand zutrauen dürfen. Zum Glück ist gerade das Handelsrecht schon länger unificirt worden und folglich kein Gegenstand des Streits und Zweifels mehr. Nicht dasselbe jedoch gilt von der Handelspolitik; und diese an die Centralgewalt zu verlieren, ist in der That für die Hansestädte keine Kleinigkeit. Man stelle sich nur vor, welche ununterbrochen fließende Quelle der werthvollsten Vortheile es für einen weitverzweigten Handelsverkehr sein mußte, daß ihm alle Mittel eines unabhängigen souveränen Staats — mit alleiniger Ausnahme eigentlicher militärischer Macht — zu Gebote standen; die Schließung von Verträgen, die Aussendung von Gesandten, die Ernennung von Consuln, die Gesetzgebung, das Recht Steuern aufzuerlegen und abzuschaffen, die Verwaltung aller öffentlichen Anstalten, die Polizei. Alle diese Hebel menschlicher Gesammtthätigkeit waren in Hamburg, Bremen und Lübeck unausgesetzt und anerkanntermaßen vor allem zu dem einen Zwecke thätig, den Handel der Stadt auf den erreichbar höchsten Grad von Ausdehnung, Sicherheit und Einträglichkeit zu bringen.. Jetzt kommt ihnen die wirksamere Hälfte derselben abhanden, und zum Ersatz erhalten sie nur die gleiche Anwartschaft, wie alle anderen norddeutschen Handelsplätze auf die allgemeine Fürsorge der Bundesgewalt. Diese hat freilich einen Vorzug vor der selbständigen hanseatischen Politik; sie ist die Trägerin großer materieller Macht, und vermag ihrem einmal ausgesprochenen Willen einen nicht leicht zu entkräftenden Nachdruck zu geben. Aber daß dieser ihr Wille gerade immer den besonderen Interessen der Hansestädte, oder deren aus langer Praxis fließenden Ansichten von den commerciellen Interessen Deutschlands entspreche, dafür gibt es bei weitem weniger Bürgschaft, als sie der hanseatische Handel bisher dafür besaß, daß die Politik seine Sache als ein guter und getreuer Anwalt führen werde. Wo sonst die Handelskammer, in der die Gesammt-Erfahrung und Einsicht des Kaufmannsstandes sich sammelt, nur einfach an den Senat oder dessen Commission für auswärtige Angelegenheiten zu berichten hatte, und der Anwendung der freilich viel bescheidneren, aber gewöhnlich doch ausreichenden staatlichen Mittel in der ihr erwünschten Richtung ziemlich gewiß sein konnte, da hat sie jetzt kaum einen andern Weg, auf den handelnden Arm zu wirken, als denjenigen schriftlicher Berichterstattung an ein einzelnes Mitglied des Bundesraths oder mündlichen Vortrags im Reichstag durch einen oder zwei ihr näherstehende Volksvertreter. Um die Executive wirklich in Bewegung zu setzen, muß schon eine Anzahl günstiger Verhältnisse

Digitized by Google

zusammenwirken; es darf weder ein wirkliches oder vermeintliches binnenländisches Interesse im Wege sein, noch eine Tradition der preußischen Bureaucratie ꝛc.; — endlich muß die Begründung des einzelnen Wunsches gewichtig genug sein, um im Nothfall eines hinzukommenden guten Willens entbehren zu können. Und wie in der Verwaltung, ist es in der Gesetzgebung. Es ist eine besondere Gunst des Schicksals, daß der Sieg Preußens über Oestreich in dem langen Kampfe um die Führung Deutschlands mit dem Triumph der Freihandels-Idee in der öffentlichen Meinung zusammengefallen ist, sonst hätten die Hansestädte den Uebergang der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung auf den Bund bitter genug zu beklagen gehabt. Eine exceptionelle Rücksicht, auf ihre örtlichen Bedürfnisse können sie natürlich ebensowenig in Anspruch nehmen als irgend ein anderer kleiner Theil des Ganzen. In dem Maße aber, als die volkswirthschaftliche Gesetzgebung auf ihren gesteigerten und vervielfältigten Verkehr einschneidender wirkt als auf die größtentheils minder entwickelten Verkehrszustände des Binnenlandes, müssen sie auch diesen Wechsel stärker empfinden — wohlthätig auf der einen Seite, nicht ohne vorübergehenden Nachtheil auf der andern.

Indessen, das ist nun einmal die unwiderruflich gegebene Lage. Mehr als das; es ist die nothwendige Consequenz einer Reform unserer nationalen Verfassung, deren großen, überwältigenden Segen die Bürger der Hansestädte am wenigsten gemeint sein können, abzuleugnen, weil sie durch ihre laufenden Beziehungen zum Auslande ihn am handgreiflichsten erfahren müssen. Es fällt ihnen denn auch längst nicht mehr ein, sich grundsätzlich gegen die neue Ordnung der Dinge zu sträuben. Bremen und Lübeck haben das überhaupt nicht gethan; in Hamburg schrumpfen die conservativen und radicalen Extreme, die mit den particularistischen Bestrebungen übereinstimmen, zusehends mehr auf einige abgelebte Greise hier, einige unreife junge Demagogen dort, zusammen. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Hansestädte sich in ihre veränderte Stellung gefunden haben, einschließlich des Verlusts ihrer so kostbaren handelspolitischen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Ja, dieser ist seltsamer Weise von der Masse ihrer Bewohner weniger schmerzlich vermerkt worden, als der Verlust der gleichgiltigen und übelangebrachten Militärhoheit. Allein was sich darum noch nicht behaupten läßt, ist, daß man sich allerseits rüstig anschicke, der veränderten Lage gemäß neue angemessene Einrichtungen zu treffen. Man lebt vor der Hand noch fort in einer gewissen Lethargie, als wäre man zu betäubt durch den Kanonendonner des vorigen Jahres oder durch die folgenreichen Reden im norddeutschen Reichstag, um sich sobald völlig fassen, an seine Geschäfte und namentlich an bedeutungsvolle Neuerungen gehen zu können. Die Seele des hanseatischen Politikers ist offenbar für seine eigentliche gegenwärtige Aufgabe noch nicht frei genug. Hanseatische Patrioten im Sinne

Digitized by Google

des alten Smidt oder der Sieveking und Abendroth gibt es im Grunde nicht mehr; die es sein könnten, haben ihr Herz an Deutschland gehängt und fühlen für die Republik nicht viel mehr als jeder sinnige Mensch für seine Vaterstadt. Man liebt es in Hamburg noch immer, mit Emphase von „der Vaterstadt" zu reden, und officielle Redner gestatten es sich nach wie vor, Hamburgs vor Deutschland zu gedenken; allein auch an der untern Elbe ist das vaterstädtisch Gemeingefühl keine so wirksame Potenz mehr wie das vaterländische.

So erklärt es sich durch einen Fortschritt der politischen Entwickelung, der aber zugleich eine Abschwächung nach einer andern Seite hin einschließt, wenn in den Hansestädten der schöpferisch patriotische Geist für den Augenblick beinahe erloschen scheint. Dazu kommt noch, daß ihre republicanische Selbstverwaltung und wesentlich democratische Verfassung jede große organische Reform erschwert. Es genügt nicht, daß wenige erleuchtete Köpfe die Nothwendigkeit des Aenderns und die Zweckmäßigkeit einer bestimmten Aenderung einsehen; die herrschende Meinung muß für beides gewonnen werden.

Wie weit jedoch der Weg immer sein möge, er muß betreten werden, wenn die Hansestädte in der neuen Epoche des Vaterlandes für lebendige, frisch und freudig mit emporwachsende Glieder gelten wollen, nicht für abgestorbene und nur zwangsmäßig mitgeschleppte. Der Umgestaltung Deutschlands muß die innere Umgestaltung Hamburgs, Bremens und Lübecks auf dem Fuße folgen, ihr entsprechend und zugleich von ihr bedingt.

Die Centralisation einer Reihe von staatlichen Aufgaben im norddeutschen Bunde nimmt den hanseatischen Staaten und Bürgerschaften den praktisch wichtigsten Theil ihrer politischen Thätigkeit ab. Die natürliche Folge ist, daß ihre specifisch communale Wirksamkeit verhältnißmäßig an Werth und Wichtigkeit zunimmt. Für communale Thätigkeit aber sind jene Körperschaften, die executiven sowohl wie die repräsentativen und controlirenden, recht mangelhaft organisirt. Sie sind vor allem zu zahlreich. Nahe an zwanzig Mitglieder, sind zu viel für den Magistrat einer Stadt von dreißig- oder sechzigtausend, ja selbst wohl von zweimalhunderttausend Einwohnern; hundert bis zweihundert Mitglieder zuviel für ihre Stadtverordneten-Versammlungen. Die Verantwortlichkeit zerstreut sich bei einer solchen Menge von Köpfen zu sehr. In der verwaltenden Behörde sammelt sich zuviel untergeordnete Detail-Arbeit, die besser technischen und subalternen Kräften überlassen bliebe; in der bürgerlichen Vertretung keimt ein sehr überflüssiger Parteigeist, wuchert die Rhetorik, und verflüchtigt sich aller nöthige Ernst für zweckmäßige Behandlung der öffentlichen Geschäfte. Ein Senat von zehn oder zwölf, eine Bürgerschaft von höchstens funfzig Mitgliedern würde die eigentlichen Gemeinde-Angelegenheiten ohne Zweifel bei weitem besser verwalten; und da diese jetzt in den Vordergrund treten, so sollte ihr Interesse in der Hauptsache auch über die Organisation der Behörden entscheiden. Die

Digitized by Google

Abnahme der mehr politischen Geschäfte drängt ohnehin darauf hin. Insofern aber doch ein Rest politischer Action zurückbleibt, wird es angemessen sein, diesen wenigstens in der repräsentativen Sphäre für eine besondere, das ganze Staatswesen umfassende Körperschaft abzuscheiden, d. h. mit anderen Worten die längst beabsichtigte Trennung der Hauptgemeinde des Staats von diesem selbst endlich einmal auszuführen.

Erst wenn dieser die Energie und die Verantwortlichkeit concentrirende Proceß vollzogen sein wird, kann man hoffen, die Hansestädte ihre Rolle als bevorzugte städtische Gemeinden, die ihnen auch in Zukunft ungeschmälert bleiben wird, mit vollem Bewußtsein ergreifen und ausfüllen zu sehen. Dann erst werden sie im Stande sein, Muster einer allseitig entwickelten und mit der Cultur der Zeit ununterbrochen fortschreitenden Gemeindeverwaltung abzugeben. Sie gehören zu den reichsten unter ihresgleichen, sowohl was unmittelbaren Besitz der Gesammtheit als was die durchschnittliche Steuerfähigkeit ihrer Bewohner anlangt; sie sind durch die Ueberlieferungen einer strengen und weitausgedehnten Bürgerpflicht, eines regen, durchgängigen, opferfähigen Gemeinsinnes moralisch stärker als die meisten anderen deutschen Städte, wenn es freiwillige Leistungen oder Steuern zu gemeinnützigen Zwecken gilt; und endlich besitzen sie, was außer ihnen jetzt keine deutsche Stadt mehr, die innere Souveränität, das Vermögen der Gesetzgebung, wenn Geld und unerzwungene Thätigkeit für irgend einen wichtigen öffentlichen Zweck nicht ausreichen. Bisher hat viel daran gefehlt, daß die Hansestädte von diesen Vorzügen ihrer Stellung als Gemeinden, anderen Städten gegenüber, rechten und vollen Gebrauch gemacht hätten. Politische Beschäftigungen und deren unvermeidliche Folge, Parteikämpfe, hinderten sie daran. Jetzt aber ist das Feld ziemlich frei; wenn sie sich noch ferner vor ihresgleichen hervorthun und ihres Vorrechts innerer Unumschränkheit würdig beweisen wollen, muß es auf dem Gebiet der communalen Thätigkeit geschehen.

Dies ist wahrhaftig keine verächtliche Sphäre. Mit dem rapiden Wachsthum der Städte häufen, vervielfältigen und erschweren sich die Aufgaben der Städteverwaltung dermaßen, daß nur die volle Hingabe vorzüglicher Kräfte sie befriedigend lösen kann. Welche Probleme stellt ihr nicht allein nicht die öffentliche Gesundheitspflege, die sich seit kurzem so mächtig in den Vordergrund drängt! Entwässerung und Wasserzuführung, Wegräumung der Auswurfsstoffe durch unterirdische Canäle oder durch Abfuhr, Entgiftung der Häuser in Zeiten größerer Epidemien — alle diese selbst der Wissenschaft zum Theil noch so neuen und räthselreichen Fragen gehören heutzutage zu dem Beruf eines Stadtraths oder der Stadtverordneten in größeren Städten. Wir werden bald sehen, daß den Cholera-Conferenzen der Aerzte und Botaniker, die Bildung einer hygienischen Section auf dem Congreß deutscher Naturforscher und Aerzte, freier und jedermann zugänglicher, hauptsächlich aber von Gemeinde-Beamten und -Vertretern be-

Digitized by Google

ſuchter Verſammlungen für Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege auf dem Fuße folgen. Dann denke man an die im Schlendrian vorkommenen Zuſtände des Armenweſens. Was läßt uns dem Pauperismus gegenüber machtlos daſtehen, als die Thatſache, daß zu ſeiner Bekämpfung faſt aller Orten nur die ſtumpfſte Routine aufgewendet wird? Weil der Geiſt fehlt, der doch allein lebendig macht, ſchüttet man Geld, Geld und immer mehr Geld in den Abgrund der Maſſenverarmnug, — das ſicherſte Mittel ihn unaufhörlich zu erweitern und auszutiefen. Eine friſche Zufuhr geiſtiger Kraft wird hier nicht allein viel Geld, d. h. Steuern erſparen, ſondern auch dem Ziele aller Armenpflege in ſtarken Schritten näherführen. Dazu nehme man endlich das Bauweſen in ſeinen tauſend Verzweigungen, ſowohl was die ſicherheitspolizeiliche Ueberwachung des Privatbaues, als den öffentlichen Bau betrifft. Beinahe alle unſere raſch angeſchwollenen Großſtädte ſeufzen nach einem Haußmann. Es kommt ihnen natürlich nicht auf die politiſchen Hintergedanken oder den finanziellen Leichtſinn des Seine-Präfecten an, wohl aber auf jene Miſchung von Kühnheit und Geſchick, Geſchmack und Unternehmungsgeiſt, welche jene Errichtung des neuen Paris auf den Trümmern des alten unbeſtritten auszeichnet.

Kurz, im Innern unſerer deutſchen Städte iſt eine Fülle bedeutungsvoller Aufgaben zu löſen, und es könnte wahrlich nicht ſchaden, wenn diejenigen unter ihnen mit beredtem, verführeriſchem Beiſpiel vorangingen, welche durch ihre freiere Stellung augenſcheinlich dazu berufen ſind. Der ſittliche und geiſtige Fonds iſt in ihrem Schoße vorhanden, der materiellen Mittel gar nicht zu gedenken. Sie haben eine verhältnißmäßig große Zahl von Bürgern, welche ſich bereits im Dienſte des öffentlichen Lebens erprobt haben; daneben nicht weniger zahlreiche andere, denen Gelegenheit geboten worden iſt, die muſterhafteſten Einrichtungen fremder Weltſtädte im jahrelangen täglichen Verkehr kennen und beurtheilen zu lernen. Sie erfreuen ſich ſeit manchem Jahr einer vollkommen freien reichentwickelten Ortspreſſe, die ſich mit einer in Deutſchland ſeltenen Vorliebe auf die inneren ſtädtiſchen Angelegenheiten wirft. Der ſie durchdringende Gemeingeiſt wird von keiner andern deutſchen Stadt überboten. Es iſt eigentlich nichts weiter mehr nöthig, als daß eine den neuen Aufgaben entſprechende Reorganiſation der Kräfte vor ſich gehe. Insbeſondere muß man grundſätzlich und für eine ganze Reihe von Thätigkeiten mit dem Deputationsweſen brechen, dieſem reinen Nothbehelf einer nun zur Vergangenheit gewordenen Zeit, in welcher eine einzelne Stadt alle Geſchäfte der innern und auswärtigen Staatskunſt gleichmäßig auf ihre Schultern zu nehmen hatte. Da war es freilich von nöthen, daß man ſich, um nicht unerſchwingliche Beſoldungsbudgets zu bekommen, an den Gemeinſinn der Bürger auch für reine Verwaltungsthätigkeiten wandte; und da niemand im Stande oder Willens iſt, dem Staate ſeine ganze Arbeitszeit unentgeltlich zur Verfügung zu ſtellen, ſo ſetzte man aus den Mußе-

Digitized by Google

ſtunden mehrerer, den Erſatz für jeden fehlenden Mann von Fach zuſammen. Wie ſchwerfällig, geiſtlos und unverantwortlich (das Wort im eigentlichen Begriffe gebraucht) dadurch die hanſeſtädtiſche Verwaltung dem Durchſchnitt nach geworden iſt, weiß jeder Kundige. In Handelsſachen war es leicht für ſie, den Ruf der Meiſterſchaft zu wahren; aber dieſer eine Tugendmantel hatte viele und arge Blößen zu bedecken. Darum darf nun auch jetzt, wo das Bedürfniß hinweggefallen iſt, um Gotteswillen aus dem Nothbehelf nicht ein Vorzug gemacht werden, am wenigſten im Namen der Selbſtverwaltung oder der Wirthſchaftlichkeit und Sparſamkeit. Es iſt keine Sparſamkeit, ſondern die ärgſte Verſchwendung, wenn die koſtbare Zeit und Kraft intelligenter Männer ſo in Maſſe vergeudet wird, wie in den beſtehenden Deputationen meiſtentheils geſchieht. Sie werden dem Gemeinweſen darum nicht verloren gehen, wenn man die Deputationsarbeit, wo es irgend geht, auf eigentliche Beamte abwälzt.

Wird auf dieſe Weiſe nicht ohne große Schwierigkeit eine Muſterverwaltung herzuſtellen ſein? — muſterhaft auch darin, daß ſie dem Zwangsverfahren der Behörden nicht mehr überläßt, als was durch freie Vereinigungen ſchlechterdings nicht zu leiſten iſt? Daß ſie, anders ausgedrückt, das höchſte Maß communaler Leiſtungen mit dem relativ niedrigſten Grade communaler Steueranſpannung verbindet? Und wenn ſo dereinſt die Kräfte vor aller Welt den Baum loben, wird dann nicht das Streben der deutſchen Gemeinden nach Unabhängigkeit von den Staatsbehörden, nach freier Selbſtbeſtimmung in allen ihnen eigenthümlichen Angelegenheiten die fühlbarſte Ermuthigung, die mächtigſte Unterſtützung gegen den Widerſtand der alten Lehre und Praxis empfangen? Das vermögen die drei Hanſeſtädte ihren Schweſtern zu leiſten, wenn ſie ſich rechtzeitig auf eine neue Rolle beſcheiden und einrichten. Ihre ſpecifiſch politiſche Aufgabe, Deutſchlands Antheil am Welthandel mit Staatsmitteln zu behaupten und unabläſſig auszudehnen, iſt auf einen andern, ſtärkern, und ſchließlich doch auch geſchicktern Träger übergegangen; aber ihr geſammter Lebensberuf iſt damit noch keineswegs erſchöpft, ſondern es öffnet ſich ihrem Ehrgeiz auf der Stelle ein neues weites Feld, geräumig genug zum Sammelplatz edler Kräfte. Wenn ſie es verſtehen, von der ihnen gebliebenen innern Souveränität einem allgemein einleuchtenden, reichen und nützlichen Gebrauch zu machen, ſo wird die Zukunft ſie nicht etwa auf das rechtliche Niveau der übrigen deutſchen Städte hinabzudrücken, ſondern umgekehrt die letzteren auf das rechtliche Niveau der Hanſeſtädte zu erheben trachten. Warum, in der That, ſollte eine moderne Großſtadt nicht im Bereich ihrer beſonderen Aufgaben völlig ſelbſtändig ſein? Welche Art von Weisheit und Tugend iſt es denn, die das preußiſche Miniſterium des Innern z. B. vor der Stadtverwaltung von Berlin oder Breslau voraus hat, wenn es ſich um communale Angelegenheiten handelt? Es fehlt nur an Beiſpielen zum Vergleich, um die Abgeſchmacktheit des über-

Digitized by Google

lieferten Grades von Unterordnung handgreiflich darzuthun; und diese werthvollen Beispiele können die Hansestädte liefern, — das zu thun ist die Mission, welche ihnen nach so viel anderen großen historischen Leistungen noch vorbehalten zu sein scheint.

Höher hinaus strebende Geister in ihrer Mitte brauchen darum nicht zu befürchten, daß sie nur die Wahl hätten zwischen der Einlassung auf Gesundheitspflege, Armenwesen und Bausachen oder vollständigem Verzicht auf die bisher geübte gemeinnützige Wirksamkeit. Auch ihnen im Gegentheil erweitert sich der Spielraum. Die bisher gewohnte politische und sociale Abgeschlossenheit macht es den Hanseaten vorläufig noch einigermaßen schwer, zu ihren örtlichen Umgebungen sowohl wie zu den mancherlei nationalen Vereinigungen der Gegenwart in das rechte Verhältniß zu kommen. Auf die Länge aber wird individuelles Bedürfniß mit dem Interesse der Gesammtheit zusammenwirken, um ihnen einen gewissen politischen Einfluß auf den Kreis, dessen großstädtischer Mittelpunkt sie sind, und eine angemessene mitleitende Rolle auf Congressen, Kreistagen und Wanderversammlungen zu verschaffen. Dann wird ihre alterworbene Sachkunde in Fragen der Handelspolitik, des Handels- und Seerechts, der Schiffahrt u. s. f. zu derjenigen Geltung gelangen —, die man ihr im allgemeinen patriotischen Interesse wünschen muß. Ihre Theilnahme am Reichstage und am Zollparlament wird nicht nothwendig auf die paar Abgeordneten der Hansestädte selbst beschränkt sein, sondern sich durch das freiwillige Entgegenkommen benachbarter ländlich-kleinstädtischer Wahlbezirke mehren. Organe wie der Juristentag, der deutsche Handelstag, die in der Gründung begriffene deutsche nautische Gesellschaft werden eine reichere Fülle hanseatischer Elemente in den unmittelbaren, agitatorischen Dienst des nationalen öffentlichen Lebens ziehen.

Alles die wird aber nur unter der Bedingung geschehen,, daß ein frischer, schöpferischer Geist in die Hansestädte einziehe und sich die rechten Gefäße schaffe. Ohne das volle Bewußtsein des Umschwungs, der in ihrer gesammten Stellung eingetreten ist, und ohne den tapfern Entschluß, sich auch unter den so gründlich veränderten Verhältnissen an der Spitze der Fortschrittsbewegung der Zeit zu behaupten, sich die noch gebliebenen Vorrechte dadurch zu verdienen, daß sie durch die Art ihrer Benutzung den segensreichen Inhalt derselben mit der Zeit zum Gemeingut machen, werden die Hansestädte ihre innere Selbständigkeit nicht dauernd retten.

Digitized by Google

Politiſcher Monatsbericht.

⋊ Leipzig, 29. October.

Seit einem Monat ſtehen die Ereigniſſe, welche die Grundveſten des jungen Königreichs Italien erſchüttern und die Dynaſtie Carignan-Savoyen unter einer revolutionären Hochfluth zu begraben drohen, im Mittelpunkt der europäiſchen Intereſſen. Victor Emanuel ſollte noch einmal wählen, ob der Ehre der italieniſchen Monarchie durch ihre eigene Regierung ein tödtlicher Stoß ertheilt werden oder ob dieſelbe gewaltſam zu einer Präfectur des kaiſerlichen Frankreich herabgedrückt werden ſollte. Während der König noch zweifelnd vor dieſer entſetzlichen Alternative ſtand, hat es ſich entſchieden, daß Italien zu einer doppelten Schmach verurtheilt worden iſt. Die Regierung hat die Partei desavouiren müſſen, welche die Löſung der römiſchen Frage unternommen und Napoleon hat, um keinen Zweifel darüber übrig zu laſſen, daß das italieniſche Königthum in ſeinen Augen bankerott ſei, dennoch den Schutz Roms einem franzöſiſchen Armeecorps, das bereits auf italieniſcher Erde gelandet iſt, übertragen.

Seit der große Staatsmann im Grabe ruht, der es allein verſtand, die Geiſter, welche er gerufen, zu beſchwören, ſtürzt ein Miniſterium nach dem andern über dem Verſuch zuſammen, die römiſche Frage zu löſen und dadurch den Italienern vor ſich ſelbſt und ihren Regenten Reſpect einzuflößen. Ricaſoli und Ratazzi, Cialdini und Menabrea, ſie ſind erfahrungsmäßig alle davon überzeugt worden, daß der Fortbeſtand der weltlichen Macht des Papſtes unvereinbar iſt mit der Conſolidation der italieniſchen Zuſtände, daß nur der Staatsmann darauf rechnen könne, die Volksmeinung dauernd für ſich zu gewinnen und eine feſtes Bollwerk des Königthums gegen die Mazziniſtiiche Republik zu errichten, der das Kreuz von Savoyen auf die Zinnen der Engelsburg pflanzt. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, allem zuvor in den Beſitz Roms treten zu müſſen, und von der eigenen Unfähigkeit, dieſe Aufgabe zu löſen, hat jedes der Miniſterien, welche Cavours Erbſchaft übernahmen, von vorn herein um das gute Gewiſſen und darum zugleich um die Fähigkeit energiſchen Auftretens gebracht. Der Umſturz des päpſtlichen dominium temporale iſt ſeit lange identiſch mit der Befreiung von der franzöſiſchen Vormundſchaft und dieſe, nicht der Beſitz des beſchränkten Territoriums, welches die ewige Stadt umgiebt, iſt es, welcher das italieniſche Volk dringend bedarf, um zu Ruhe zu kommen und wieder an die Arbeit ſeiner ſittlichen Wiedergeburt zurückzukehren. Nicht um das Geſchenk der Freiheit, um das Bewußtſein, dieſelbe ſelbſt verdienen und dauernd ertragen zu können,

Digitized by Google

handelt sich's in dem Proceß, den die Italiener begonnen haben, als sie sich gegen die kleinen und großen Souveraine auflehnten, die von der Entwürdigung ihrer Unterthanen lebten — und dieser Proceß ist wieder einmal verloren gegangen. Das Forum, vor welchem er zum Austrag gebracht wurde, war die Regierung Victor Emanuels und die Richter, welche es nicht über sich gewinnen konnten, noch einmal gegen ihre Ueberzeugung zu urtheilen und dem Staat die Pflicht der Selbstschwächung zu Gunsten eines feindlichen Gegners aufzuerlegen — diese haben weichen müssen, um Männern Platz zu machen, die trotz der Verschiedenheit ihrer Parteifarbe genau ebenso denken wie ihre Vorgänger, einstweilen aber darein gewilligt haben, ihre Ueberzeugung zu verleugnen.

Es kann für die Dringlichkeit einer Lösung der römischen Frage im nationalen Sinne kein schlagenderer Beweis beigebracht werden, als der Rücktritt Ratazzis, und die Weigerung Cialdinis, derselben Staatsmänner, die das Werk von Aspramonte fertig gebracht hatten. Das neue Cabinet Menabrea will es versuchen, trotz der bessern Erkenntniß seiner Glieder, (deren Abneigung gegen die Radicalen die Forderung der Occupations Roms durch die Regierung selbst zur nothwendigen Consequenz hat) die Zügel der Regierung zu übernehmen; daß es ihnen nicht gelingen werde, das Ansehen der Monarchie wieder herzustellen und die Grundlagen einer friedlichen, wahrhaft constitutionellen Entwickelung zu legen, wissen diese conservativen Politiker ebenso gut, wie ihre liberalen Gegner. Der Schlüssel zur Achtung des italienischen Volks ist weder in einer radicalen noch in einer conservativen Schmiede, sondern allein an den Thüren des Sanct Peter zu finden und auf ihn verzichtet zu haben, bildet das Verdienst, welchem die neuen Minister ihre Portefeuilles verdanken. So lange die Italiener das schmähliche Bewußtsein, nicht loswerden, vor dem ersehnten Hafen der Ruhe stillstehen zu müssen, ist ihnen wenig daran gelegen, ob sie nach conservativen, liberalen oder democratischen Grundsätzen regiert werden; instinctiv fühlt das Volk, daß die einzige Politik, welche ihm frommt, die eines guten Gewissens ist und dieses muß italienischen Ministern fehlen, welche für die Aufrechterhaltung eines guten Vernehmens mit Frankreich den Preis der Selbstschwächung des jungen Staats, und der Entwürdigung seiner Dynastie nicht zu hoch finden.

Noch einmal ist es die Regierung des dritten Napoleon gewesen, welche es auf sich genommen, die Italiener vor den Thoren Roms aufzuhalten. Daß die Ausübung dieses Zwangs dem Kaiser eine persönliche Genugthuung, die Aufrechterhaltung des Papstthums ein Herzenswunsch gewesen, ist ebenso wenig anzunehmen, wie daß Victor Emanuel Ratazzi mit leichtem Herzen entlassen habe. Beide, der französische Kaiser, wie der italienische König machen kein Geheimniß daraus, daß sie einer peinlichen Nothwendigkeit das Opfer ihrer Neigungen gebracht, jener indem er eine Expedition absandte, die Frank-

Digitized by Google

reich noch einmal in auswärtige Händel verwickeln kann, dieser indem er sich selbst die Brücke zur Rettung seiner Monarchie versperrte.

Der französische Herrscher glaubt es seinem stark erschütterten Credit schuldig zu sein, einen von ihm unterzeichneten Vertrag unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, — der König von Italien fürchtet die Feindschaft Frankreichs mehr, wie die Verachtung seiner Unterthanen. Die Verlegenheiten, in welche sie gerathen, ist für beide Monarchen gleich groß. Napoleons Bereitwilligkeit, die Entscheidung über die römische Frage in die Hände einer europäischen Conferenz niederzulegen und dadurch Frankreich vor dem Odium einer absichtlichen Erniedrigung des italienischen Königthums zu entlasten, ändert die Lage Victor Emanuels nicht um ein Haarbreit. Den Beweis dafür, daß sie ihr Möglichstes gethan, um das durch die September-Convention geschaffene Interim aufrecht zu erhalten, hat die italienische Regierung längst geführt — der gegenwärtige Zustand der Monarchie bildet das Beweismittel. Daß Victor Emanuel sich Europa gegenüber verpflichten werde, die Bürgschaft für die Sicherstellung des päpstlichen Territoriums vor dem italienischen Volkswillen aufs neue zu übernehmen, liegt außerhalb der Grenzen aller Wahrscheinlichkeit — daß die Großmächte Frankreich zum Protector fidei bestellen werden, ist ebensowenig anzunehmen. England hat seine Unzufriedenheit mit der Absendung der französischen Expedition bereits deutlich ausgesprochen, Preußens König die Solidarität der italienischen und der deutschen Interessen in seiner Thronrede aufs schärfste hervorgehoben, Rußland, der geschworene Feind der Curie, fühlt sicher keinen Beruf, den Anwalt derselben zu machen.*) Es bleibt Oesterreich allein übrig. Ganz abgesehen davon, daß die liberalen wiener Blätter (z. B. die Neue freie Presse) sich gegen Menabrea und Napoleon aussprechen, und daß die Partei, auf welche Herr v. Beust sich stützt, das lebhafteste Interesse daran hat, daß keine neuen Bande zwischen Wien und Rom geknüpft werden — erscheint eine österreichische Intervention zu Gunsten des Papstes undenkbar; Frankreich hat einen blutigen Krieg geführt, um diese Macht aus Italien zu verdrängen, niemals kann es darein willigen, sein eigenes Werk selbst zu zerstören und die weißen Uniformen in die Campagne zurückzuführen. So bleibt, falls keine kriegerische Action Preußen noch einmal an die Seite Italiens stellt und damit die Lage unkenntlich verändert, nichts übrig, als daß Napoleon die Aufgabe, welche er einem europäischen Congreß zuschieben will, selbst übernimmt. Ein französisches

*) Der überwiegende Theil der russischen Presse nimmt mit Entschiedenheit für die Nationalen Italiens Partei. Die moskausche Zeitung, über deren Bedeutung nichts gesagt zu werden braucht, erklärt neuerdings in einem „Ordre, contre-ordre, désordre" überschriebenen Artikel, Rußland habe schon der Türkei wegen das höchste Interesse an der Aufrechterhaltung des Principes der Nichtintervention, denn dieses allein schütze die christlichen Stämme des ottomanischen Reiches gegen westmächtliche Einmischungen zu Gunsten ihrer Niederhaltung.

Digitized by Google

Occupationsheer in Rom ist aber mit der Consolidation der italienischen Monarchie unverträglich und macht diese Monarchie zum Opfer mazzinistischer Umtriebe. das hat eine vieljährige Erfahrung bewiesen. Die italienische Revolution in Permanenz zu erklären, ist für Frankreich mehr wie unrathsam. Im Interesse der Aufrechterhaltung der Ehre dieses Staates hat die französische Gesellschaft oder doch ein bedeutender Bruchtheil derselben die Expedition Civita-Vecchias allerdings gebilligt, diese Billigung ist aber wesentlich verschieden von einer Zufriedenheit mit den Folgen dieses Unternehmens. Verharrt das italienische Cabinet in seinem Gehorsam gegen den Kaiser, so steht das Schreckbild der Anarchie Italiens und endloser mazzinistischer Verschwörungen vor ihm und den pariser Bourgois. Rafft Italien sich auf, stellt Victor Emanuel sich an die Seite Garibaldi's, so ist ein Krieg unvermeidlich. Ein Feldzug für die weltliche Macht Pius IX. und gegen das Nationalitätsprincip, für welches das zweite Kaiserthum seit acht Jahren Blut und Ehre einsetzt, aber wird sicher noch weniger Anhänger finden, als ein Krieg gegen Deutschland. Die Einberufung der französischen Kammern bekundet deutlich genug, daß die Regierung das Bedürfniß einer moralischen Unterstützung ihrer Politik durch die Volksvertretung empfindet. Bis diese zusammengetreten ist, können sich die Dinge und die französischen Anschauungen über dieselben leicht geändert haben.

Indessen Frankreich mit der Frage beschäftigt war, bis zu welcher Grenze es der Erhaltung des Papstthums Opfer zu bringen habe, hat Oestreichs Kaiser zum erstenmale deutlich ausgesprochen, daß sein Eifer für die Herrschaft der katholischen Kirche an dem Interesse des Staats eine natürliche Schranke habe. Die Wirkung dieses kaiserlichen Worts ist nicht nur in Oestreich selbst eine außerordentlich nachhaltige gewesen, sie hat dazu beigetragen, Franz Josef in Paris einen freundlichen Empfang zu bereiten und den Glauben der Franzosen an die Zukunft der habsburgischen Monarchie zu ihrem Beruf für ein freisinniges Regiment zu stärken. Wider Erwarten ist das Echo der den östreichischen Bischöfen ertheilten Antwort in Süddeutschland ziemlich rasch verhallt, rascher als ihrer Zeit die Reden, in denen Herr v. Beust dem wiener Reichsrath sein liberales Programm vorlegte oder der Jubel über das noch liberalere Ministerverantwortlichkeits-Gesetz, welches derselbe Staatsmann dem jungen östreichischen Parlamentarismus zum Hochzeitsgeschenk machte. Die süddeutschen Kammern und die Organe der süddeutschen Presse sind ausschließlich mit der Entscheidung über die Alliance-Verträge beschäftigt, deren Annahme Preußen zur Bedingung des Fortbestandes des Zollvereins gemacht hat. Noch ist das entscheidende Wort weder in Bayern noch in Würtemberg gesprochen worden; in dem Staat der Wittelsbacher hat die Herrenkammer ihre Zustimmung indessen an Bedingungen geknüpft, auf die man sich in Berlin schwerlich einlassen wird, in Stuttgart macht das Abgeordnetenhaus ernstliche Miene mit

Digitized by Google

dem einen Vertrage auch den andern direct abzulehnen. Wie uns scheint, könnte der Sache Preußens kaum ein größerer Dienst erwiesen werden, als wenn die Alliance-Verträge und das Zollbündniß zunächst wirklich an dem Eigensinn der süddeutschen Particularisten scheiterten; die wirthschaftliche Weisheit und Umsicht dieser Leute hätte Gelegenheit, in dasselbe helle Licht gesetzt zu werden, das ihr politisches Gebahren bereits seit Jahresfrist erröthend bescheint. Die unleugbaren momentanen Verlegenheiten, welche aus einer Entscheidung dieser Art für uns erwüchsen, würden reichlich aufgewogen durch den vollständigen Bankerott der directen Gegner eines Anschlusses an den Norden, der die nächste Folge dieses thörichten Beginnens wäre und durch die Nöthigung zu einem energischen Entschluß, welche für die halben Freunde einträte. Mit der wankelmüthigen Haltung des Cabinets Hohenlohe, das schlechterdings zu keinem Entschluß und zu keiner Klarheit darüber gelangen kann, wohin es seine Anker zu werfen hat, wäre es solchen Falls vorüber und die große Majorität derer, welche sich in richtiger Erkenntniß der wirthschaftlichen Nothwendigkeit in der zweiten bayrischen Kammer für Annahme des Zollvertrages ausgesprochen hatten, wäre in die Lage versetzt den Widerstand der Herren um jeden Preis, auch um den der Schmälerung bayrischer Souveränität zu brechen oder die Führer derselben an das Staatsruder zu bringen. Jener Partei, welche in ihren Reden gegen den Anschluß an Preußen kein durchschlagenderes Argument geltend zu machen wußte, als den Glanz und die Herrlichkeit der bayrischen Krone, den Männern, welche die Mediatisirung derselben als das größte Unheil bezeichneten, das Deutschland überhaupt treffen könnte, wäre nichts heilsamer, als wenn sie bei den Consequenzen ihrer eigenen Politik anlangten und Gelegenheit gewännen, sich selbst vollständig und für immer auszuleben. — Als Preußen den süddeutschen Staaten durch den prager Frieden die volle Freiheit des Handels wiedergab, hatte es seine Rechnung nicht auf den guten Willen der Deutschen jenseit des Main sondern auf eine Nothwendigkeit gestellt, die den Betheiligten durch eigene Erfahrung klar werden sollte. Die Weisen von Würzburg und was ihnen anhing, sollten in die Lage versetzt werden, die Freuden einer Isolirung durchzukosten, nach denen sie sich so häufig gesehnt hatten, die süddeutschen Souveränitäten sollten auf eigenen Füßen zu stehen versuchen; das war das sicherste Mittel sie zu dem Bekenntniß zu führen: *ohne* Preußen und Norddeutschland geht es nicht! Diesen Cursus praktischer Politik haben die Süddeutschen wie es scheint, erst zur Hälfte durchgemacht, — bis zum Unbehagen in der eigenen Haut haben sie es gebracht, — gönne man ihnen die Gelegenheit von der *Erkenntniß* ihrer bisherigen Irrthümer *zum* Bekenntniß der richtigen Lehre zu gelangen. Wie ungeheuerlich die Vorstellungen sind, welche man sich in den ultramontanen und particularistischen Kreisen Süddeutschlands noch immer von der eigenen Größe und Herrlichkeit macht, hat sich

Digitized by Google

bei Gelegenheit der Gerüchte über den bevorstehenden Anschluß Badens an den Norden in merkwürdigster Weise offenbart; „Baden" — so hieß es in gewissen Journalen — „würde durch seine Trennung von Würtemberg und Bayern im Falle eines französischen Krieges in eine militärisch unhaltbare Position gerathen". Nach den Erfahrungen des vorigen Jahres noch von der Möglichkeit träumen, Frankreichs Waffen mit bayrischen und würtembergischen Kräften Widerstand zu leisten, vermag nur der baare Unverstand. Außer dem Bereich des Möglichen liegt es übrigens nicht daß die Leute, welche dergl. Phrasen in die Welt schicken, andeuten wollen, Würtemberg und Bayern könnten auch mit Frankreich *gegen* Baden und den Norden gemeinschaftliche Sache machen! Ist man im Stande die militärische Alliance mit Preußen abzulehnen und hat man den Muth der Consequenz seiner eigenen Gedenken, so muß man dabei anlangen, das Verhältniß des Südens zu Frankreich für eine „offene Frage" zu halten, deren definitive Beantwortung erst nach der Klärung der französisch-östreichischen Beziehungen möglich sein werde. Je weiter der Particularismus in dieser Richtung war — desto schneller wird es sich auswirthschaften. Kann der Anschluß an den Norden nicht mit Hilfe der denkenden Politiker durchgesetzt werden, — nun die gedankenlosen werden ihn sicher fertig bringen, biete man ihnen nur die Gelegenheit, an die Stelle der Männer zu treten, welche sich bisher mit Versuchen zur Vermittelung zwischen Verstand und Unverstand vergeblich abmühten. Ihre Gesichtspunkte für das, was heute „süddeutsche Frage" heißt, werden sich wesentlich ändern, wenn Baden in den Nordbund gedrängt, Darmstadt aus seiner halben in die ganze Zugehörigkeit zum norddeutschen Staat gebracht worden ist; dieses Werk zu vollbringen hat niemand einen natürlichern Beruf, als die Partei, welche gegen das Bündniß mit Preußen agitirt. Ist aus der „süddeutschen" eine bayrisch-schwäbische Frage geworden, die zugleich politische *und* wirthschaftliche Interessen berührt, so wird die Noth dazu zwingen die Hand zu ergreifen, welche man heute in thörichter Verblendung wegstoßen zu können meint.

Daß Graf Bismarck offen erklärt hat, an einer halb widerwilligen Annahme des Zollbündnisses sei ihm nichts gelegen, er werde von derselben nur Gebrauch machen, wenn sie rückhaltslos und in Verbindung mit der Alliance ausgesprochen werde, mag für die süddeutschen Anhänger der nationalen Sache höchst unbequem sein, im Interesse der Sache kann dieses Vorgehen nicht genug gepriesen werden und der Takt, mit welchem die nationalliberale Partei diese Erklärung veranlaßt und das „Odium" derselben von den Schultern der preußischen Regierung auf die des norddeutschen Volks geladen haben, macht ihrem Patriotismus ebenso viel Ehre, wie ihrer Einsicht. Gegenüber einer Opposition von der politischen Beschränktheit der bayrischen Cavaliere und dem verbohrten Eigensinn der schwäbischen Rundköpfe wäre eine

Digitized by Google

entgegenkommende Nachgiebigkeit Preußens geradezu ein Unrecht gewesen. Sie hätte die principielle Entscheidung darüber, was aus dem Süden werden soll doch nur hinausgeschoben, die anspruchsvolle Hoffarth der Particularisten maßlos gesteigert, die Begriffe über das künftige Verhältniß des Südens zum Norden ein für allemal verwirrt. Aus diesen Gründen müssen wir die entschiedene Hoffnung aussprechen, Preußen werde das Ansinnen der bayrischen Pairskammer kurzweg ablehnen und dadurch eine Krisis in München herbeiführen, wie sie seit lange an der Zeit ist.

Unsere bereits angedeutete Meinung, eine Ablehnung der Zoll- und Alliance-Verträge, werde aus der süddeutschen eine bloße „bayrisch-würtembergische" Frage machen, möchte der Ausführung nicht weiter bedürfen, denn es kann für selbstverständlich gelten, daß Baden vor den Folgen der Verblendung seiner Nachbarn sicher gestellt werden muß. Als einziges außerhalb des norddeutschen Staats stehendes Glied des Zollbundes (die übrig gebliebene Hälfte Darmstadts käme nicht in Betracht), von Staaten umgeben, die ihre Feindschaft gegen Preußen offen documentirt haben, würde dieser Staat aber in eine unhaltbare Stellung gerathen. Die vollständige Aufnahme in den norddeutschen Bund zu fordern, ist er solchen Falls berechtigt und verpflichtet, und daß Preußen diese Forderung nicht zurückweisen würde, kann nach dem letzten Circulair des Grafen Bismarck für ausgemacht gelten. Wie Frankreich einen solchen Schritt auffassen würde, bleibt allerdings eine offene Frage; seine Stellung zu diesem Staat hat Preußen aber durch die vorletzte Alinea der Thronrede, welche den Reichstag beschloß, so deutlich bezeichnet, daß wir Rücksichten auf die Regierung, welche in Italien intervenirte, nicht zu fürchten brauchen. Dank dem glücklichen Verlauf der letzten Versammlung der norddeutschen Volksvertreter steht der preußisch-deutsche Staat so mächtig und schlagfertig da, daß Frankreich sich zur Einmischung in seine Angelegenheiten schwerlich so leicht entschließen wird, wie zu einer italienischen Expedition. Wäre der Reichstag ein nach dem Herzen unserer Radicalen zusammengesetzter gewesen, es stände wesentlich anders. Auf die lange Reihe der wirthschaftlichen Reformen, welche zum Austrag kamen, werden wir noch ausführlich zurückzukommen Gelegenheit haben — wie die Dinge im Augenblick liegen und angesichts der Ereignisse in Italien, haben wir allen Grund, das glückliche Zustandekommen des Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst als das Hauptresultat der letzten Versammlung des Reichstags zu bezeichnen.

Auch in seiner Mitte haben die Gegner der nationalen Sache ein Erkleckliches für die Förderung derselben gethan. Der Widerstand, welcher den Bemühungen zur Herstellung eines vom Auslande geachteten und gefürchteten deutschen Staats und der Entwickelung der wirthschaftlichen Freiheit geleistet wurde, ging dieses mal nicht sowohl von den Veteranen der altpreußischen Opposition als von

Digitized by Google

jenen Radicalen aus, welche für die Entschiedensten der Entschiedenen gelten wollen — und von den Socialisten. Preußen — so wurde von den Rednern der äußersten Linken verlangt — sollte wegen Luxemburg mit Frankreich, wegen der dänischen Kreise Schleswig mit Dänemark, endlich wegen der Ostseeprovinzen mit Rußland Krieg anfangen und gleichzeitig um die Steuerlast zu vermindern, seine reguläre Armee auflösen und mit bewaffneten Turnern ins Feld ziehen! — Gegenüber der Entschiedenheit dieser Forderungen kam kaum in Betracht was die berliner Democratie gegen das Militärgesetz vorbrachten und damit war die Entscheidung über dasselbe ausgesprochen. Dieser Entscheidung haben wir es zu danken, daß der Verlauf der Verwickelung in Italien wesentlich von der Stellung abhängen wird, die Preußen zu derselben einnimmt; entgegengesetzten Falls hätte die Sache leicht umgekehrt stehen und Deutschland in das Geschick seines südlichen Nachbarn mit hineinziehen können. Wie wir die Dinge ansehen, wäre das Scheitern der Alliance mit dem Süden identisch mit der Ueberschreitung der Mainlinie. Bei dem ungeheuren moralischen Eindruck, den dieser Schritt in Italien machen würde und dem ausgesprochenen Bestreben Frankreichs, die süddeutsche Frage mit der römischen auf eine Linie zu stellen, ließen sich die Folgen desselben nicht absehen. Gestützt auf eine militärische Organisation, die ihresgleichen in Europa sucht, hat der norddeutsche Staat nicht nöthig, diese Folgen ängstlich im voraus zu erwägen. Ihm ist es beschieden gewesen, aus dem Zustand kleinstaatlicher Zerfahrenheit direct in die Reihe der mächtigsten Staaten des Welttheils überzugehen, und während Italien, dessen Geschicke den deutschen vielfach ähnlich waren, noch um die Grundlagen seiner Existenz kämpft, liegt es in der Hand Deutschlands, durch die Bethätigung des eigenen Rechts freier Selbstbestimmung zugleich das Geschick des italienischen Volks zu entscheiden!

Betrachtungen darüber anzustellen, ob und wie weit eine directe Betheiligung Preußens am Austrag der italienischen Frage wahrscheinlich ist, überlassen wir denen, die den Beruf der Presse in Beschäftigung mit Dingen sehen, auf welche diese keinen Einfluß hat. Wichtiger als die Beschäftigung mit einer Zukunft, die sich doch nicht absehen läßt, ist für die deutschen Zeugen der italienischen Ereignisse die Betrachtung der Vergangenheit. Für die Segnungen dieser sollte das Auge Jedes offen sein, der die Folgen freiheitlicher Zustände ohne entsprechende Macht in Italien vor sich und ein Gedächtniß für die Tage hat, in denen die Bekämpfung des preußischen „Großmachtkitzels" für den directesten Weg zu deutscher Freiheit und Einheit galt.

Digitized by Google

Briefe vom Reichstag.

*** Berlin, 22. October.

IV.

Es ist ohne alle Erörterung einleuchtend daß ein so bedeutender Antheil an dem letzten Lustrum der preußischen Verfassungsgeschichte, eine parlamentarische Thätigkeit, die bei Simson, Stavenhagen und Graf Schwerin bis in die Tage des frankfurter Parlamentes zurückreicht, den außerpreußischen Parteigenossen reichste Anregung und Belehrung, den preußischen Nationalliberalen aber einen natürlichen Vorsprung, eine historische Ueberlegenheit gewährt, die nur durch das nun gemeinsame Wirken im Reichstag sich allmählich ausgleichen wird. Namentlich wenn es gilt, „die Schlingen der Geschäftsordnung" zu umgehen, oder mit diplomatischer Feinheit ein Zusammenwirken mehrerer Fractionen zu ermöglichen, oder muthmaßliche Gegner durch die Tactik eingebrachter Anträge oder die Debatte in eine Sackgasse und zu einem gezwungenen Matt zu treiben, da sind die preußischen, Nationalliberalen ihren Collegen unentbehrlich, da sie auch hier in Bezug auf die Geschäftsordnung die Material-, in Betreff der Fractionen die Personalkenntniß voraus haben.

Wohl ziemt es, bei einer nähern Charakteristik der einzelnen hervorragenden Nationalliberalen aus Preußen den Mann an die Spitze zu stellen, den die frankfurter Nationalversammlung, das erfurter Parlament und wieder der constituirende norddeutsche Reichstag auf den Präsidentenstuhl erhob, den auch dieser Reichstag nach Ablauf der ersten 4wöchentlichen Amtsperiode mit absoluter Einstimmigkeit in seinem Ehrenamt durch Acclamation wiederwählte: Dr. Simson. Hier sei nur eine flüchtige Skizze mit Liebe gezeichnet. — Noch heute erzählen alte Männer in Königsberg mit Rührung von dem Tage, als der junge Simson in einem Alter, wo andere ihre Gymnasialstudien beginnen, als primus omnium nach einer glänzenden Rede vor der überfüllten Aula das Reifezeugniß erlangte. Seit Menschengedenken waren solche Leistungen bei solcher Jugend nicht erlebt worden, sind auch bis heute vereinzelt geblieben. Augenzeugen ist, wie gesagt, jener Moment unvergeßlich. Die classischen Gesichtslinien des schönen Jünglings standen vortrefflich in Einklang mit dem tiefen Sinn und der runden Form seiner Rede. Dann bezog er die Universität seiner Vaterstadt, Bonn, Berlin und Paris, und habilitirte sich bereits im 21. Jahre (1831) als Privatdocent in Königsberg, wo er 1833 zum außerordentlichen, 1836 bereits, also mit 26 Jahren zum ordentlichen Professor ernannt ward. In dieselbe Zeit fällt seine Heirath mit der Tochter des großen Bankiers Warschauer einer

Digitized by Google

seines hohen Werthes in jeder Hinsicht würdigen Dame, die deshalb wohl hier eine Erwähnung verdient, da sie dereinst in Frankfurt a. M. die Dahlmann und Albrecht und Rieſſer an ihrem und ihres Gatten Theetisch vereinte und mit geistvoller Liebenswürdigkeit ihnen Erholung bot nach ernsten Stunden parlamentarischer Kämpfe. Nicht lange ist Simson academischer Lehrer geblieben. Schon seit 1834 gleichzeitig mit seiner academischeu Wirksamkeit zum Mitglied des königsberger „Tribunals" (ostpreuß. Appellationsgericht), ernannt, widmete er sich bald ganz dem richterlichen Berufe, ward 1846 Rath des königsberger Tribunals und ist bis jetzt zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. gestiegen, allgemein geschätzt wegen der Tiefe seines Wissens und der Klarheit seiner Auffassung. An sein Wirken in Frankfurt knüpft sich die Erinnerung weltgeschichtlicher Ereignisse. Er übernimmt das Präsidium des Parlamentes, als Gagern nach dem Rücktritt Schmerlings Ministerpräsident ward, und nun nach Klarlegung der Nothwendigkeit vom Ausschluß Oestreichs endlich das deutsche Einigungswerk auf das allein richtige Ziel, die preußische Kaiserkrone hingeführt ward. Er steht dann an der Spitze der Deputation, die hoffnungsreichen Herzens dem vierten Friedrich Wilhelm die Kaiserkrone entgegentrug, und nach Frankfurt zurückkehrte mit dem großen Schmerz, daß die Hoffnungen der deutschen Revolution zu Grabe zu tragen seien. Dann legte er wenige Tage später zugleich mit Dahlmann, Arndt, Bernhardi sein Mandat nieder, und verließ die Paulskirche. Nachdem er in Erfurt noch einmal mit den Genossen von Gotha und noch einmal vergeblich für die Gründung des deutschen Staates unter Preußen gekämpft hatte, zog er sich bis 1858 zurück vom großen politischen Leben, trat aber in diesem Jahr ins preußische Abgeordnetenhaus ein, und gehörte hier auch dann, wenn seine ruhige kraftvolle Stimme warnend der übermächtigen Fortschrittspartei Einhalt gebot auf der abschüssigen Bahn des Conflicts zu den geachtetsten stets mit reichem Beifall gelohnten Rednern des Hauses.

Als Redner verdient aber Simson auch wärmstes Lob. Der vollendetste sprachliche Ausdruck, ein Periodenbau der in kunstvollem Umfang bald an die reichsten Gedankenwerke unserer Classiker erinnert, bald in taciteischer Gedrungenheit und plastischer Kürze die Resultate seines Denkens zeichnet, ist ihm gleich sehr eigen. Und wenn die würdevolle Ruhe des großen Redners jedes seiner Worte weiht, so ist auch jedes beseelt von dem wohlthuenden Hauch innerster Bewegung und Ueberzeugung. Als angeborne höchste Gabe des seltsamen Mannes aber muß bezeichnet werden der wunderbare Tact und die meisterhafte Geschicklichkeit große parlamentarische Debatten zu leiten, die verwickeltste Sachlage mit klarem Blick zu beherrschen, durch einfache Fragstellung zur Befriedigung aller Parteien zu Ende zu führen und die heftigsten Leidenschaften zu ebnen durch ein Wort seines Mundes. Wehe dem Mann, dem abschweifenden,

Digitized by Google

den die stets bereit gehaltene Glocke im Flusse der Rede hemmt, und die heitere Sicherheit Simsons an die eiserne Ordnung des Tages erinnert; dreifach wehe aber dem, dessen platten Gemeinplätzen die Ungeduld des Hauses entgegentritt. Denn in unendlicher Heiterkeit erstickt fortan seine Stimme, wenn der Präsident sich väterlich von seinem hohen Sitze über ihn herabbeugt, ihn symbolisch umrahmt mit der Rechten, welche das metallne Ordnungsorgan umfaßt und ihm vertraulich zuruft: „Lassen Sie sich nicht stören!" oder wenn er dem Hause zuruft: „Der Redner hat seine Gedanken für sich, widerlegen Sie ihn nachher!" —

Häufig genannt und besprochen sind Simsons Parteigenossen aus der altliberalen Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses, Graf Schwerin und Generalmajor a. D. Stavenhagen. Von beiden mag daher nur so viel hier erwähnt sein, daß sie jetzt eifrige Nationalliberale, selten fehlen sollen in der Fraction. In allen militärischen Fragen gilt Stavenhagen bei der Rechten und Linken als trefflicher Sachkenner. Er ist in dieser Session Vorsitzender der Commission gewesen, die das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste berieth. Graf Schwerin dagegen hat mit seiner ehrlichen warmen Ueberzeugung auch in dieser Session häufig in zweifelhaften Fragen das richtige Wort gesprochen.

Vermischte Literatur.

Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums. Beschrieben von Otto Benndorf und Richard Schöne. Mit vierundzwanzig photolithographischen Tafeln. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1867.

Vor wenigen Monaten wurde in dieser Zeitschrift in kurzem Abriß das Leben und die Wirksamkeit eines der hervorragendsten Meister der classischen Archäologie geschildert und als ein Hauptverdienst des entschlafenen E. Gerhard seine Mitarbeit an der Gründung des römischen archäologischen Instituts bezeichnet. Es ist bekannt, welchen erfreulichen Aufschwung dieses vorzügliche wissenschaftliche Institut genommen hat, und insbesondre in der Leitung von Ausgrabungen, Publication neugefundener Denkmäler und in wissenschaftlicher Bearbeitung des bereits vorhandenen Monumentenschatzes hat dasselbe den erfolgreichsten Einfluß auf die Weiterentwickelung der archäologischen Wissenschaft ausgeübt.

In dem Kreise des römischen Instituts ist auch das vorliegende Werk entstanden, verfaßt von zwei Archäologen, welche in jeder Weise trefflich ausgerüstet für ihre Aufgabe erscheinen. Es ist ein raisonnirender Catalog der erst in den letzten Jahrzehnten zu Rom entstandenen Antikensammlung des Lateran, welche vorzüglich reich an Grabmonumenten ist, bei denen das fachwissenschaftliche Interesse überwiegt, welche aber auch Kunstwerke ersten Ranges enthält die, wie die berühmte Sophokles-

Digitized by Google

ſtatue, die Aufmerkſamkeit der Fachmänner und des kunſtliebenden Publikums gleichermaßen auf ſich zu ziehen geeignet ſind. Eine vorzügliche Zeichnung dieſer Statue ſchmückt das Werk; außerdem aber enthält es noch auf 23 Tafeln Abbildungen von meiſt unedirten intereſſanten Stücken der Sammlung, bei denen die Beſcheidenheit ihres Urhebers nur den Vorzug der gewiſſenhaften Richtigkeit in Anſpruch nimmt (Vorrede S. VIII), während auch die Einfachheit und Schönheit der Darſtellung alles Lob verdient.

Ueber die Principien, welche ſie bei ihrer Arbeit geleitet haben, geben die Verfaſſer in der Vorrede S. VII ſelbſt Rechenſchaft. Wie ihr Hauptaugenmerk, dem Zwecke eines Catalogs entſprechend, vor allem auf die Feſtſtellung des Thatſächlichen gerichtet war, ſo geht der Beſchreibung eines jeden Bildwerkes die Angabe des Materials, der Ergänzungen und der Maße voraus, welche letztere erſt ſeit einiger Zeit in ihrer Wichtigkeit für archäologiſche Unterſuchungen erkannt worden ſind. Mit beſonderer Sorgfalt iſt dann noch hinzugefügt, was ſich von einſchlägiger Literatur vorfand, ſowie was ſich, oft durch nur mühſame und weitläufige Unterſuchung, über Ort und Zeit der Auffindung des betreffenden Kunſtwerks ſicherſtellen ließ. Die Bibliothek und die Sammlungen des Inſtituts haben hierbei gute Dienſte geleiſtet. Die Beſchreibung der Kunſtwerke, oft eine ſchwerere Aufgabe als der Laie gemeinhin meint, beabſichtigt ein möglichſt klares und anſchauliches Bild zu geben, und vereint mit den daran ſich knüpfenden erläuternden und kritiſchen Auseinanderſetzungen, eine genaue Kenntniß ſowie antiquariſches und künſtleriſches Verſtändniß der Kunſtwerke zu vermitteln. Als beſonders gelungen in dieſer Beziehung kann beiſpielsweiſe die Behandlung der Marsſtatue Nr. 127, des Satyr Nr. 225 und des Sophokles Nr. 237 hervorgehoben werden. Bei der großen Anzahl der beſprochenen Bildwerke (der Catalog umfaßt 668 Nummern) können und werden nicht alle Deutungen, Erklärungen und Erläuterungen gleich geſichert und überzeugend erſcheinen. Allein das Ganze zeichnet ſich aus durch die überlegte und methodiſche Art der Kunſtbetrachtung und muß eine ſehr werthvolle Bereicherung des archäologiſchen Materials genannt werden. Auch bringt er für eine Reihe wichtiger Probleme theils Förderung theils endgültige Löſung, und ſo ſtellt es ſich den verwandten Arbeiten von Jahn, Gerhard und Hübner würdig zur Seite.

Einen Wunſch können wir hierbei nicht unterdrücken. Das römiſche Inſtitut, für deſſen Wirkſamkeit auch das vorliegende Buch als ein Zeugniß betrachtet werden darf, hat ſich in den beinahe 40 Jahren ſeines Beſtehens trefflich bewährt. Gewiß würde es mit allſeitiger Freude begrüßt werden, wenn es möglich wäre, auch nach der zweiten Heimathsſtätte der Alterthumswiſſenſchaft, nach Athen eine Colonie zu entſenden. Die Gefahr, hierbei mit der franzöſiſchen école d'Athènes zu collidiren, würde unſchwer zu vermeiden ſein. Welche großartigen Erfolge aber eine mit leidlich genügenden Mitteln ausgerüſtete ſtändige Niederlaſſung von deutſchen Archäologen in Griechenland zu erwarten hätte, das iſt zwar den Fachgenoſſen längſt bekannt, kann dagegen dem großen Kreiſe von Kunſtfreunden nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Vielleicht daß die preußiſche Regierung, der frühere Expeditionen nach Athen und die dauernde Anſtellung eines Archäologen in der Geſandtſchaft daſelbſt ſchon ſo vielfache und günſtige Reſultate ergeben haben, Mittel und Wege zu finden weiß, um den obengemachten Vorſchlag zu realiſiren.

Digitized by Google

Der sächsische Religionseid. Beleuchtet von Dr. Max Krenkel. Leipzig, Förster und Findel, 1867.

„Daß mehr als eine Wahrheit, die anderwärts für selbstverständlich gilt, auf kirchlichem Gebiet sich ihre Anerkennung erst noch zu erkämpfen hat", zeigt diese kleine Broschüre in einer Frage, die grelles Schlaglicht auf den Zustand der Gewissensfreiheit in Sachsen wirft. Schon bevor der Dualismus alter und neuer Kirche durch den Uebertritt Kurfürst August's im Stammlande des Protestantismus den Cardinalverschiedenheiten gegenüber Duldsamkeit gebot, war der Kampf der beiden evangelischen Confessionen hier mit Ungestüm entbrannt. Zu den letzten heute noch glimmenden Scheiterstücken dieser Intoleranz der herrschenden lutherischen Kirche gegen die reformirte gehört der sächsische Religionseid. Daß von Geistlichen bei ihrer Anstellung Verpflichtung auf ein Symbolum verlangt wird, hat Sinn, daß man sie aber schwören läßt, bei der ersten ungeänderten augsburgischen Confession und den übrigen symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche zu beharren und im Falle überkommener Zweifel sich selbst zu denunciren, ist eine sächsische Specialität, die nicht verfehlen kann und nicht verfehlt hat, gewissenhafte Gemüther irre zu machen. Noch empfindlicher ist die Uebertragung des Eides auf die Lehrer, gegen den sich unsere Schrift hauptsächlich wendet. Alle von Staatswegen an Schulen Anzustellende müssen fast dasselbe geloben, ausgenommen sind neuerdings die Lehrer für Künste und körperliche Fertigkeiten, da man die Erfahrung gemacht zu haben scheint, daß die Augustana und der Catechismus Lutheri an der Kalligraphie und dem geschmackvollen Gebrauch der Gliedmaßen nichts Wesentliches ändert. In der Praxis ist hin und wieder löbliche Milde geübt und vom Dispensationsrecht Gebrauch gemacht worden, aber schon dazu hat es starker Hebel in Gestalt von Remonstrationen der reformirten Gemeinden Sachsens und landtäglicher Interventionen bedurft. — Die gründliche sachliche und leidenschaftslose Kritik, welche der Verfasser übt, muß auch die letzten Vertheidiger dieses Anachronismus überzeugen; aber von der Einsicht bis zur thatsächlichen Reform ist auch in dem gesegneten Sachsen ein großer Schritt. Wir können daher nicht laut genug mitprotestiren gegen eine Einrichtung, welche schwere sittliche Bedenken macht, unnöthig ist und ihre Bestimmung gar nicht erfüllt; diesen Thesen, mit welchen der Verfasser auf die Abschaffung dringt, schließen wir uns um so entschiedener an, als gegenwärtig infolge des in Aussicht gestellten neuen Wahlgesetzes für den sächsischen Landtag die Hoffnung wächst, daß die Kirchenordnungs- und Kirchenpolizeifragen energischere liberale Behandlung finden werden als bisher durch unsere reactionären Stände.

Catulls Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert von Rudolf Westphal. Breslau, Leuckart, 1867.

Schon seit mehreren Jahren wußte man von dem bevorstehenden Erscheinen einer neuen Bearbeitung des Catull durch Herrn Westphal. Das endlich hervorgetretene Buch hat die Erwartungen, die man davon hegte, im großen und ganzen vollkommen gerechtfertigt, wenn man es auch beklagen muß, daß dasselbe nicht so vollendet und nach allen Seiten hin ausgearbeitet erscheint, als es die Bedeutung seines Helden und der darin niedergelegten Untersuchungen forderte. Das Buch ist in der That als eine der förderndsten Leistungen, welche die neuere Wissenschaft für

Digitized by Google

die Geſchichte der römiſchen Poeſie und ihren genialſten, wenn auch ungezogenſten Liebling hervorgebracht hat, anzuſehen. Aus ſeinen loſen und zerſtreuten Gedichten, welchen zugleich eine vollkommene kritiſche Muſterung und Bearbeitung zu theil wird, iſt die Biographie des Dichters entwickelt; ſehr anmuthige und angenehm zu leſende Ueberſetzungen ſind eingewoben, die aber freilich mehr den Eindruck von Bearbeitungen machen, da das antike Metrum aufgegeben iſt und an ſeine Stelle moderne Reimformen getreten ſind, deren Wahl der Verfaſſer im Vorwort S. VI zu rechtfertigen ſucht.

Auf einzelnes einzugehen müſſen wir uns hier verſagen, wir begnügen uns auf die meiſterhafte Reconſtruction der Seiten- und Zeilenverhältniſſe in der unſrer Ueberlieferung zu Grunde liegenden Urhandſchrift und auf den in vielen Gedichten vollkommen glücklichen Nachweis ſtrophiſcher Gliederung aufmerkſam zu machen. Aufgefallen iſt uns die Bemerkung S. 45: „Catull ... iſt bekannt mit dem Hiſtoriker Cornelius Nepos, der ſchon früh den jungen Dichter anerkennt und lange vor der Herausgabe ſeiner Gedichte die hohe Bedeutung deſſelben in ſeinen Geſchichtsbüchern hervorhebt. — Auch nicht ſtreng philologiſche Freunde der Antike und ihrer Poeſie dürfen ſich von dem Buche Freude und Belehrung verſprechen. Leider iſt die Correctur nicht genügend ſorgfältig; wem dies zur Laſt fällt, wiſſen wir nicht. —

Plutarch über die Muſik von Rudolf Weſtphal. Breslau, Leuckart, 1866.

Von der Schrift des Plutarch, welche vor kaum 10 Jahren durch R. Volkmann eine ausführliche Bearbeitung erfahren hatte, bringt Weſtphal, ohne Zweifel einer der ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Philologen und der unbeſtrittene Meiſter antiker Rhythmik und Muſik, eine neue Ausgabe, welche zum erſtenmale die Schätze hebt, die bisher unerkannt in dem Schachte plutarchiſcher Compilirungsſchriftſtellerei geſchlummert hatten. Die Schrift wendet ſich natürlich vorzüglich an Philologen und Kenner der antiken Muſik und zeichnet ſich aus durch alle Vorzüge, die man an den Arbeiten des Verfaſſers zu finden gewöhnt iſt. Durch mehrere Umſtellungen, Auslaſſungen und Zuſätze wird der Zuſammenhang glänzend reſtituirt, zahlreiche treffliche Emendationen machen den Text lesbar, und eine ſcharfſinnige Unterſuchung weiſt nach, daß das Ganze faſt ausſchließlich aus Excerpten beſteht, die der Vielſchreiber Plutarch den Schriften des Ariſtoxenos, Herakleides von Pontos und anderen entnommen hat. Dieſes Reſultat iſt von doppeltem Intereſſe; einmal für die Beurtheilung und Würdigung des Inhalts von Plutarchs Werk, ſodann aber gibt es einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung von Plutarchs ſchriftſtelleriſcher Methode, über welche die neuere Zeit allmählich Anſchauungen gewinnt, die ſehr erheblich zu Ungunſten des berühmten Mannes von den bisherigen abweichen.

Der Druck des griechiſchen Textes wie der deutſchen Anmerkungen iſt von Fehlern nicht frei.

Digitized by Google

Von Herrn Abg. Grumbrecht ist uns nachstehende

Erklärung

zum Abdruck zugegangen.

In dem letzten Hefte Ihrer Zeitschrift ist ein Brief aus Berlin enthalten, welcher über mich einige unrichtige Angaben macht und darf ich daher von Ihrer Unparteiligkeit die Aufnahme folgender Berichtigung erwarten.

„Nach jenem Briefe in dem letzten Hefte der Grenzboten soll ich

1) nebst Herrn von Vincke im ersten constituirenden Reichstage am meisten gesprochen haben, während nach dem Sprechregister hinter den stenographischen Berichten gesprochen haben: v. Vincke (Hagen) 60, Lasker 40, Graf Schwerin 31 mal und viele andere, darunter Twesten und Miquèl mehremale als ich, der 16 mal das Wort genommen.

Sodann soll ich

2) in dieser Sitzung des Reichstags der Versammlung durch Stellung vieler Anträge Zeitverlust verursacht haben.

Ich habe aber bis zu dem Tage, von welchem Tage der Brief datirt ist, nur drei Anträge gestellt, welche sämmtlich angenommen sind, also unmöglich als solche, die Zeitverlust zur Folge gehabt, bezeichnet werden können.

Hochachtungsvoll und gehorsamst

Berlin, den 23. Oct. 1867. A. Grumbrecht.

Druckfehler.

In dem Artikel „Das zwölfte (sächsische) Bundesarmeecorps" in Heft 44 ist zu lesen S. 200, Z. 9 v. u. „Prittwitz", ebenda Zeile 7: „Albert."

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 46.

Ausgegeben am 8. November 1867.

Inhalt:

Norddeutsche Kriegsmarine. Die Panzerschiffe: technischer Wettkampf der Panzer und der Artillerie . . . . . Seite 245
Das Mausoleum zu Halikarnass 254
Napoleon und der Norddeutsche Bund 279
Literatur: eine Biographie H. Heine's 282

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. Hirt in Breslau.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Im Halbdunkel.

Erzählungen

von **Friedrich Dornau.**

(Friedrich Ritter von Hentl.)

2 Bände. 8. Elegant brochirt. Preis 2½ Thlr.

Inhalt. Erster Band: Prinz Anastasio. — Der Talisman. — Das innere Gesicht. — Zweiter Band: Der schreibende Tisch. — Die innere Stimme. — Ein Künstler-Ideal. — Die rettende Geige.

Neben den realistischen Leistungen der Gegenwart, denen ihr Verdienst nicht abzusprechen ist, thut es wohl, wie in den vorliegenden Novellen, wieder einmal der Richtung nach dem Idealen zu begegnen, den Gedanken nicht dem, wenn auch interessanten, Stoff unterliegen zu sehen. — Der Weg, den Goethe in Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften einschlug, wird jetzt nur noch von einigen wenigen Wanderern betreten, man liebt nicht die Höhen und Tiefen, zu denen er führt, man will auf flachster Ebene möglichst rasch vorwärts kommen und begnügt sich mit dem flüchtigen Genuß auf den rasch wechselnden Anhaltspunkten. — Deshalb wird diesen nach möglichster Vollendung strebenden Erzählungen, wenn auch kein großes, aber ein gewähltes Publikum sicher sein.

In demselben Verlage erschienen kürzlich:

Brachvogel, A. E., Hamlet. Roman. 3 Bde. 8. 4½ Thlr.

— — **Neue Novellen.** 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Heinrich, Ludwig, Der Sclavenhändler. Reise-Roman in 2 Bdn. 8. 2½ Thlr.

Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

— — **Die gute alte Zeit.** Erzählungen und Geschichten. 3 Bde. 8. 4½ Thlr.

See, Gustav vom, Heimathlos. Roman. 4 Bde. 8. 6 Thlr.

In der **C. G. Lüderitz**'schen Verlagsbuchh. A. Charisius in Berlin erschien soeben:

Neue Gedichte

von **Emil Taubert.**

218 Seiten. 8. geh. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

E. Taubert ist durch seine „Gedichte" (1865) und sein „Brautgeschenk" (2. Aufl. 1867) bereits vortheilhaft bekannt. In dem hier gebotenen frischen Blüthenstrauß seiner Muse ist neben der Lyrik der Empfindung die gedankliche Lyrik in Sonetten, Oden und freieren Rhythmen vielfach vertreten. In den „Naturbildern" bekundet sich ein sinniges und überall anregendes Versenken in das geheime Walten der Natur. Wir empfehlen die nach Form und Inhalt gleich reichhaltige Sammlung allen Freunden der Poesie.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien, und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Schatzgräber.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Wibra.

3 Bde. Eleg. broch. 4 Thlr.

Ein neuer humoristischer Roman von Wibra, welchen das Publikum freudig begrüßen wird.

Ein Erbe.

Roman

von

Friedrich Gerstäcker.

3 Bde. Eleg. broch. 4 Thlr. 24 Ngr.

Schach dem Könige.

Historischer Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen

von

Hermann Kleinsteuber.

2 Bde. 3 Thlr.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Die Panzerschiffe: technischer Wettkampf der Panzer und der Artillerie.

Eine Beschreibung der jetzt unter norddeutscher Flagge fahrenden und der neuerlich unter ihr vom Stapel gelaufenen preußischen Panzerschiffe, welche den Leser nicht blos über Aeußerlichkeiten, sondern über Bedeutung und Werth dieser Fahrzeuge hinreichend orientiren soll, läßt sich, wie wir schon in einem frühern Artikel bemerkten, eigentlich nur in der Weise geben, daß zuerst die Panzerfrage überhaupt betrachtet wird und daß außerdem die Stärke der Panzerflotten andrer Seemächte, welche möglicher Weise der unsrigen entgegentreten oder mit ihr zusammen operiren würden, ebenfalls geschildert wird. Letzteres behalten wir einer spätern Abhandlung vor und erörtern heute zunächst die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Schiffbausystems, welches eine so jähe Revolution im gesammten Marinewesen hervorgerufen hat.

Wie die Einführung der gezogenen Geschütze, so haben wir auch die der Panzerschiffe bekanntlich auf den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen zurückzuführen, der die Idee des Obersten Paixhans, eines durch Erfindung der Bombenkanonen berühmt gewordenen Artilleristen, zuerst zur praktischen Ausführung brachte. Zwar kommen einzelne Beispiele von Bekleidung der Schiffe mit Metallplatten schon in früherer Zeit vor — so kannte das Mittelalter eine bleigepanzerte Galeere, und auch die schwimmenden Batterien, welche bei der berühmten Belagerung gegen Gibraltar gebraucht wurden, sollen nach einigen Quellen zum Theil durch Metall geschützt gewesen sein. Aber die allgemeine Einführung des Eisenpanzers für die gewöhnlichen Kriegsfahrzeuge und zwar nicht blos für schwimmende Batterien, sondern auch für seefähige Schiffe (sea-going ships) ist neuesten Datums.

Das Bedürfniß, Kriegsschiffe zu panzern, hat sich überhaupt erst im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts geltend gemacht. Es würde nämlich ein Irrthum sein, zu glauben, daß man auf die Idee der Panzerung gekommen sei, um die Schiffe gegen Schüsse schlechthin zu sichern. Das Werfen von Bomben oder Granaten aus Mörsern oder Haubitzen hat Schiffen gegenüber zu wenig

Digitized by

Chancen für Treffen des Ziels, als daß man es überhaupt in Anwendung brächte, und das Einschlagen einer Vollkugel, das im schlimmsten Fall nur wenig Leute von der Besatzung kampfunfähig machen kann, schadet, selbst wenn es in der gefährlichsten Gegend, zwischen Wind und Wasser d. h. in der Wasserlinie selbst erfolgt, dem Schiffe im Grunde nicht übermäßig viel. Bekanntlich ist das Loch, welches die Kugel hinterläßt, bedeutend kleiner als ihr Querschnitt, weil das zähe Eichenholz sofort nach dem Schusse sich wieder zusammenzieht — wir haben selbst auf der „Nymphe" nach dem Gefecht bei Jasmund ein Loch in den Reilings gesehn, das obgleich durch eine 30pfündige Kanonenkugel gerissen, dennoch nicht größer war als ein Thaler. Hat nun die Schiffswand eine solche Wunde durch eine Vollkugel in der Nähe der Wasserlinie erhalten, so wird einfach durch Mannschaften, die in einem Gange stationirt sind, welcher innen längs der Schiffswand ringsherum in der Höhe der Wasserlinie frei gelassen ist, ein bereit gehaltener Pfropfen in dieselbe geschlagen und von innen festgemacht, wodurch das Schiff vollkommen fähig ist, behufs gründlicher Reparatur den nächsten Hafen zu erreichen. In dieser Weise ist man ohne jeden Nachtheil Jahrhunderte lang verfahren, und haben die Holzschiffe oft „durchlöchert wie ein Sieb" Schlachten wie bei Abukir, Trafalgar und Navarin geschlagen. Selbst die glühend gemachten Kugeln, wie sie bei der denkwürdigen Belagerung Gibraltars zur Anwendung gebracht und später u. a. dem dänischen Linienschiff Christian VIII. bei Eckernförde verderblich wurden, änderten dieses Verfahren nicht. Wenn fortan die Kriegsschiffe auch Landbatterien gegenüber sich mehr in Acht zu nehmen hatten, so waren sie doch in ihren Actionen gegen eine andre Flotte durchaus nicht behindert, da die Anstalten zum Glühendmachen ganzer Eisenkugeln sich nicht ohne Gefahr auf Schiffen anbringen ließen.

Eine ganz andre Wichtigkeit aber erhielt die Deckung des Schiffs mit der Erfindung der Bomben- oder Granatkanonen (Paixhans), d. h. Geschützen, die nicht wie die bisherigen die Hohlgeschosse blos im hohen Bogen zu werfen, sondern dieselben in ziemlich gerader Linie mit voller Percussionskraft auf das feindliche Schiff zu schießen vermochten, was früher nur mit Vollkugeln möglich war. Von jetzt ab war man im Stande, Hohlgeschosse, die nicht selbst glühend, aber mit flüssigem Eisen gefüllt waren, dem feindlichen Schiffe so zu appliciren, daß sie gerade in der Schiffswand zersprangen und ihren glühenden Inhalt zwischen die Rippen desselben ergossen, wodurch es rettungslos dem Untergang durch Feuersbrunst überliefert ward. Und auch wenn man von diesen Kugeln mit Füllung von geschmolzenem Metall, als nur in einzelnen Fällen anwendbar, vollkommen absieht, blieb immer noch eine andere nicht weniger furchtbare Gefahr übrig. Die gewöhnlichen Geschosse der Bombenkanonen und aller gezogenen Kanonen nämlich, welche nur mit einer Sprengladung von

Digitized by Google

Pulver gefüllt sind, haben die Eigenthümlichkeit, daß sie gerade während sie die Schiffswand durchbohren auch zerspringen, und dadurch nicht blos gewöhnlich eine sehr große Anzahl von Leuten kampfunfähig machen, sondern auch, wenn der Einschlagspunkt nahe der Wasserlinie des Schiffs ist, ein so furchtbar großes Leck reißen, daß das Wasser strommweise hereinschießt und das Schiff unter Wasser drückt. In dieser Weise wurde der Conföderationskaper „Alabama" durch ein Sprenggeschoß der Unions-Schraubensloop „Kearsarge" in den Grund gebohrt, und die dänische Schraubenfregatte „Niels Juel" erhielt im Seegefecht bei Helgoland von einem preußischen Schraubenkanonenboot erster Classe ein Sprenggeschoß, das ein Leck von 17 Quadratfuß gerissen haben soll und das Schiff dem Untergange ganz nahe brachte. Die Sprenggeschosse der Bombenkanonen und der gezogenen Geschütze bedrohten also auf einmal das ganze Fahrzeug mit allem was darauf war. Gegen diese unerhörte Gefahr mußte man die Schiffe um jeden Preis, selbst auf Kosten ihrer Seefähigkeit zu schützen suchen; und so entstand der Gedanke der Panzerung, der zunächst an Belagerungsfahrzeugen zur Ausführung gebracht werden sollte.

Es war in der Zeit des Krimkrieges, als die französische Regierung drei schwimmende Batterien nach dem schwarzen Meere sandte, die sich zunächst gegen die kleine russische Festung Kinburn erproben sollten. Da man stark daran zweifelte, daß Fahrzeuge von feinem, scharfen Bau die nöthige Tragfähigkeit für einen schweren Eisenpanzer haben würden, hatte man denselben eine sehr bauchige und volle Form gegeben, die namentlich vorn und hinten nicht spitz, sondern ganz rundlich zulief und die es so allerdings ermöglichte, daß die Fahrzeuge den aus 3½—4zölligen Eisenplatten und einer 26zölligen Holzhinterlage bestehenden Panzer nebst der Armirung von 16 schweren Geschützen mit Bequemlichkeit trugen, wenn sich auch dadurch die Schnelligkeit auf ein Minimum (4—5 Knoten wenn wir nicht irren) reducirte, sodaß sie trotz ihrer Schraubenmaschine von 150 Pferdekraft und ihrer Takelage fast immer geschleppt werden mußten; das Takelwerk bestand nur aus einem einzigen schwachen Mast mit einem Gaffelsegel, da man das Obergewicht, das durch den Panzer schon sehr gesteigert war, nicht durch Maste und Segel noch vermehren wollte. Der Erfolg nun, den diese Batterien bei der Beschießung von Kinburn erreichten, übertraf selbst die kühnsten Erwartungen. Noch ein Jahr vorher, am 17. October 1854, war vor Sebastopol eine Flotte von 14 französischen, 12 englischen und 2 türkischen, zusammen 28 Linienschiffen nebst 9 Fregatten und 18 Dampfcorvetten, also im Ganzen 55 großen Holzschiffen mit 2398 Geschützen nicht im Stande gewesen, trotz der größten Aufopferung, namentlich von englischer Seite, die russischen Forts zu zerstören oder eine irgend nennenswerthe Zahl von Geschützen zu demontiren. Im Gegentheil, die Flotte hatte dabei trotz des schweren Kalibers ihrer Geschütze (meist 32Pfünder, ein Drittel 68Pfün-

Digitized by

der) den russischen 24Pfündern gegenüber große Verluste erlitten: 3 Linienschiffe und eine Fregatte, also ein ganzes Geschwader mit über 3000 Mann Besatzung war kampfunfähig gemacht worden, das englische Linienschiff „Agamemnon" hatte sogar nicht weniger als 240 Kugeln erhalten und war dabei mehrmals in Brand geschossen worden, und die ganze Flotte hatte in dem fünfstündigen Gefechte 525 Mann verloren. Während so ein für damalige Verhältnisse ganz formidables Geschwader von Holzschiffen trotz großer Verluste auf Distanzen von 3000—1500 Schritt eigentlich nichts erreichte, vollbrachten die schwimmenden Batterien vor Kinburn eine ähnliche Aufgabe mit größter Leichtigkeit und fast ohne alle Opfer. Trotz tapferer Gegenwehr der russischen 24- und 32Pfünder die sich anfangs unter Hohngelächter der gegen solchen Hagel sicher geborgenen Angreifer der Kartätschen bedienten, wurden auf 2500 Schritt Mauern, Wälle und Kasematten der Festung gänzlich eingeschossen; von 29 russischen Geschützen wurden 26 demontirt, d. h. durch Schüsse von ihren Lafetten herabgeworfen und kampfunfähig gemacht, und dennoch hatte die erste schwimmende Batterie, obwohl 66 mal getroffen, nur 9 Kampfunfähige, die zweite, obwohl 64 mal getroffen, nur 13 und die dritte, 17 mal getroffen, gar keine. Ueberdies waren die Verluste der Panzerbatterien nur solchen Schüssen zuzuschreiben, welche in die offenen Stückpforten eingedrungen waren; die Eisenwand war nirgends durchgeschlagen worden, und ein 7½zölliger Panzer erwies sich damals als absolut schußfest, selbst gegen Vollkugeln, die naturgemäß eine weit größere Durchschlagskraft haben als Sprenggeschosse.

Diese Erfolge ermuthigten begreiflicherweise zu dem Versuch, die Eisenpanzerung auch auf wirkliche Seeschiffe zu übertragen, auf Schiffe von so scharfer und feiner Form, daß sie die Eigenschaften der Seefähigkeit und der Schnelligkeit in gleichem Maße wie die bisherigen Holzschiffe erhalten konnten. Indessen legte naturgemäß dabei die große absolute Beschwerung des Schiffs durch die Eisenpanzerung die Schranke auf, daß man demselben behufs Erlangung großer Tragfähigkeit stets verhältnißmäßig großes Volumen und somit auch große Dimensionen geben mußte; die Panzerschiffe der ersten Zeit hatten deshalb sämmtlich wenigstens die Größe der früheren Linienschiffe.

Es war Dupuis de Lôme, der geistvolle und überaus gewandte Chef-Constructeur der französischen Marine, der zuerst das Problem zu lösen verstand, ein seefähiges Panzerschiff zu bauen, indem er die Risse zu seiner berühmten Panzerfregatte „Gloire" entwarf. Dieses erste wirkliche Panzerschiff, welches die Welt gesehen, ist ein Holzschiff, das, nach dem Breitseitensystem construirt, außer seiner Bekleidung mit 4½zölligen Eisenplatten nur geringe Abweichungen des Baues von den bisherigen hölzernen Schiffen zeigt. — Die Thatsache, daß der Bau eines seefähigen Panzerschiffes im ganzen wohl gelungen war, erregte namentlich in England ungeheures Aufsehen; das starke Albion fühlte sich mit

Digitized by Google

seinen bisherigen Holzfahrzeugen den französischen Kriegsschiffen gegenüber nicht mehr sicher, und begann nun aus allen Kräften auch seinerseits Panzerschiffe zu bauen. Als erstes lief die mächtige Panzerfregatte „Warrior" vom Stapel, gleich der französischen „Gloire" ein Schiff nach dem Breitseitensystem, aber ganz aus Eisen und von solchen Dimensionen, daß es eine bis dahin unerreichte Schnelligkeit erzielte, während allerdings die Steuerfähigkeit und der Schutz der Panzerung weniger vollkommen war als bei der „Gloire." In rascher Folge wurden nun sowohl in Frankreich wie in England weitere Panzerschiffe gebaut, und zwar in Frankreich meist wesentlich nach dem Muster der „Gloire", das nur in Einzelheiten modificirt wurde; in England dagegen baute man nach gänzlich verschiedenen, immer neuen Systemen, da man hier auf Erreichung eines absolut guten Modells mehr Werth legte als auf Erzielung möglichster Gleichmäßigkeit der Eigenschaften der einzelnen Schiffe.

Während so England und Frankreich in stetem Wetteifer die Zahl und die Vollkommenheit ihrer Panzerschiffe vergrößerten und fast alle anderen Seemächte ihnen hierin nachzufolgen begannen, bildete sich auf der andern Seite ein Factor aus, welcher der gefährlichste Gegner der Panzerschiffe zu werden versprach.

Wie die Erfahrungen von Kinburn zeigten, waren die gewöhnlichen Kaliber der Positionsbatterien, die 24- und 30Pfünder, der Panzerung gegenüber gänzlich ohnmächtig; weitere Versuche machten klar, daß auch das allerschwerste damals in der Marine gebräuchliche Kaliber, der glatte 68Pfünder (95 Ctr. Rohrgewicht) nicht blos mit seinem Hohlgeschoß, sondern sogar mit seinen Vollkugeln auf ganz nahe Distanzen die Panzerung der Schiffe nicht zu schädigen vermochte. Die umfassendsten Experimente in dieser Beziehung stellte England an, diejenige Macht, deren Bedeutung am meisten von ihrer Flotte abhängt; von den französischen Versuchen drang einmal, wie ja überhaupt in Frankreich alles Amtliche nach Möglichkeit mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben wird, weniger in die Oeffentlichkeit, und dann hat sich auch in der Folge praktisch gezeigt, daß die französischen Versuche nicht gründlich und umfassend genug gewesen waren, da man ihr Resultat, die Beibehaltung kleiner Kaliber, nach dem Kampfe der Unionsschraubensloop „Kearsarge" mit der Conföderirten „Alabama" gänzlich zu verwerfen genöthigt wurde. Die englischen Versuche dagegen, die seit Jahren in Shoeburyneß nahe der Themsemündung im Gange sind, wurden einerseits in kolossalem Umfange in allen nur erdenklichen Formen angestellt, und andrerseits wurde über ihre Resultate das Publikum durch genaue Berichte in den Zeitungen stets auf das ausführlichste unterrichtet — auf die in der englischen Presse (z. B. Army and Navy Gazette, Times, Illustrated London News) angegebenen Zahlen kann man sich meist unbedingt verlassen, wenn auch die Gruppirung der Ziffern oft so gestellt wird, daß die Tüchtigkeit der Fabrikation möglichst in den Vordergrund tritt, daß man also in gewisser Beziehung doch

Digitized by

immer noch genöthigt ist, zwischen den Zeilen zu lesen. Ueberhaupt ist bei allen Mittheilungen der englischen Presse über Schiffe, über Panzer und Geschütze stets festzuhalten, daß häufig die betreffenden Fabrikanten ihre Hand dabei im Spiele haben; die Inhaber der bedeutendsten Schiffsbaufirmen z. B. Laird aus Birkenhead, Samuda aus Poplar bei London u. s. w. haben selbst Sitze im Parlament, wo sie bei den Marinedebatten natürlich nicht gerade zum Schaden ihres Fabrikationszweiges sprechen. Dieses Verhältniß hat sich natürlich auch gelegentlich des großen Wettkampfes in der Vervollkommnung von Panzer und Geschütz sehr geltend gemacht.

Das erste auffallende Ergebniß dieser Schießversuche der englischen Admiralität, welche Platten aus den verschiedensten Fabriken (besonders Brown in Sheffield) und Geschütze theils aus den Regierungswerkstätten, theils aus Privatetablissements zur Prüfung brachte, war nun, daß die schweren gezogenen Kaliber, die man einführte, um den Widerstand der Panzerplatten zu überwinden, die 70Pfünder und 110Pfünder Armstrongs*) auf nahe Distanzen nicht einmal so viel ausrichteten wie der alte glatte 68Pfünder. Der Grund liegt in der größern Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses beim glatten Geschütz. Auf eine gewisse fernere Distanz gleicht sich die Schnelligkeit des Geschosses der gezogenen und der glatten Geschütze natürlich aus, und auf noch weitere Entfernung hat die Percussionskraft des gezogenen Geschützes ein ganz gewaltiges Uebergewicht, da das gezogene längliche Geschoß bei der Rotation um die Längenaxe nicht blos die Richtung genauer einhält, sondern auch den Luftwiderstand weit besser überwindet, als das runde Geschoß des glatten Geschützes.

Nun werden aber in England alle Versuche (jede Art Geschoß gegen jede Art Panzer) zunächst auf 200 Yards = etwa 300 Schritt angestellt, da man von der richtigen Ansicht ausgeht, daß eine Panzerung auch auf diese ganz nahe Distanz schützen muß, wenn auch das heutige Feuergefecht von Kriegsschiffen sich gewöhnlich auf 1500—3000 Schritte halten wird; Ausnahmen können indessen immer vorkommen, wie z. B. die Seeschlacht bei Lissa gezeigt hat, und deshalb müssen die Panzer auch für Schüsse aus größter Nähe genügen. Um recht sicher zu gehen, hatte man übrigens nicht blos einzelne Panzerplatten den Schüssen ausgesetzt, sondern vollständige „sections" der einzelnen Panzerschiffe, zunächst des „Warrior", construirt, d. h. gleichsam Stücke der Schiffswand mit der Panzerplatte, der Theka- (teak) Holzfütterung (backing) dahinter, mit der hinter letzterer folgenden eisernen Plankenhaut (inner skin) des Schiffs, die ihrerseits auch in der Section von den Eisenspanten (frames, Rippen) wie beim wirklichen Schiffe gestützt und getragen wurden. Ja man ging sogar später

*) Schmiedeeiserne Kanonen, von denen allen englischen Linienschiffen und Fregatten eine Anzahl als Pivotgeschütze für das Oberdeck zugetheilt wurde.

Digitized by Google

noch weiter: um den Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß das Schiff im Wasser dem Anprall des Geschosses ein wenig nachgiebt, daß also durch die Elasticität die Widerstandsfähigkeit des Panzers gesteigert wird, hatte man eine alte außer Dienst gestellte schwimmende Batterie, die „Trusty", an einzelnen Stellen mit der Panzerung der neuen Fregatten versehen und hiergegen gefeuert; zuletzt hatte man sogar, um den Widerstand der Thürme zu erproben, ein im Dienst befindliches Kuppelschiff, den „Royal Sovereign", den Schüssen der stärksten Panzerfregatte, des „Bellerophon" ausgesetzt, wobei die Reparatur der Beschädigungen des Thurmes auch nicht viel mehr kostete als die Herstellung von Probeplatten und sections der betreffenden Schiffe.

Die „Warrior"-Section war nun durch 4½zölligen Eisenpanzer auf 18zölliger Fütterung von Thekaholz glücklich so stark gemacht worden, daß sie für den glatten 68Pfünder und die kleineren gezogenen Kaliber als undurchdringlich galt. Die Artilleristen aber ruhten nicht: sie construirten gezogene 150Pfünder, endlich sogar 300Pfünder für die englischen Panzerfregatten. — Die beiden 600-Pfünder Armstrongs, welche man zuletzt in England herstellte, und von denen der erste sprang, der zweite aber auf der pariser Ausstellung paradirte, waren zu schwer, um von irgend einem der bisher gebräuchlichen Schiffe getragen zu werden; indessen sollen sie auf den neuesten jetzt im Bau befindlichen Kuppelschiffen „Captain" und „Monarch" zur Verwendung kommen. Aber auch diese Steigerung des Kalibers bis zu einem Grade, daß die größten Geschütze nur für Strandbatterien, nicht aber für die damaligen Schiffe sich eigneten, half den Gegnern des Panzers nur wenig. Denn jeder Verstärkung der Artillerie trat die Panzerfabrikation mit neuer Steigerung der Panzerdicken, traten die Schiffsbaumeister mit neuen Rissen, welche dieses größere Panzergewicht zu tragen vermochten, gegenüber. War der erste Panzer, der des „Warrior", 4½ Zoll stark gewesen (also 20¼ mal so stark als eine einzöllige Platte, da die Stärke bei massiven Panzerplatten im Quadrat der Dicke wächst), so bekamen die nächsten Panzerriesen von der Classe des „Minotaur" und „Northumberland" 5½ Zoll Eisen (30¼mal so stark als einzöllige Platten). Der „Bellerophon" stieg bis zu 6 Zoll Eisenstärke auf (36fache Stärke der einfachen Platte), und der jetzt im Bau befindliche „Herkules" wird in der Wasserlinie sogar 9 Zoll Eisen haben, wie denn auch der preußische „Wilhelm" einen 8zölligen Eisenpanzer hat (64fache Stärke der einzölligen Platte), also mehr als dreimal so stark, als der Panzer bei sämmtlichen englischen Panzerschiffen, die durchgängig nur 4½ zölligen Panzer haben, wenn wir von den fünf stärksten absehen, und wenigstens doppelt so stark als der Panzer der allerstärksten französischen Schiffe.

Dieser kolossalen Steigerung der Vertheidigungskraft vermochte die Artillerie durch Vergrößerung ihrer Kaliber nicht mehr zu folgen. Aber bald fand man eine Verstärkung anderer Art: man behielt zwar die bisherigen Geschosse

Digitized by

bei, aber verstärkte die Pulverladung, um die Percussionskraft zu erhöhen, wobei man natürlich auch das Geschützrohr und namentlich die Lafette des Rückstoßes wegen stärker construiren mußte. Auf diesem Wege kam man in England sogar dahin, bis zu 50 Pfund Pulver auf einen einzigen Schuß aufzuwenden und erreichte damit unerwartet günstige Erfolge. Aber bei der weitergehenden Verstärkung der Panzer genügten bald auch diese nicht mehr; es mußten abermals neue Mittel gefunden werden. Die früheren Geschosse waren sämmtlich von Gußeisen gewesen; jetzt suchte man durch größere Härte des Geschosses zu wirken; man nahm Stahlgeschosse. Es gelang zuerst, mit stählernen Vollkugeln (steel shot), sodann auch mit Hohlgeschossen, welche Sprengladung enthalten (steel shells), sogar 6zöllige Panzer auf mittlere Distanzen zu durchschießen, und wenn der allgemeinern Einführung von Stahlgeschossen ihr enormer Preis im Wege stand, so ward auch diesem Uebelstand durch eine neue Erfindung abgeholfen. Gerade auf dem Gebiete der Panzerschifffrage haben sogenannte Dilettanten am meisten ausgerichtet — wir erinnern blos an den genialen Capitain Koles, der ohne Schiffbauer zu sein, doch der Erfinder der panzergedeckten Drehscheibe, d. h. des Kuppelsystems geworden ist. So war es auch hier in der Geschoßfrage kein Artillerist, sondern ein englischer Husarenmajor, Palliser, der die unendlich wichtige Erfindung des „abgekühlten Geschosses" (chilled shot) machte und mit diesen Gußeisengeschossen, die rothglühend einer plötzlichen starken Abkühlung unterzogen worden waren, ebensoviel und mehr zu erreichen wußte, als die ganze Admiralität mit den theuren Stahlgeschossen. Doch müssen wir hier beifügen, daß man, noch ehe Palliser seine Erfindung gemacht hatte, bei den preußischen Schießversuchen auf dem Schießplatz von Tegel bei Berlin bereits derartige Hartgußgeschosse angewandt hatte, und daß hauptsächlich dieser geheimgehaltenen Erfindung die günstigen Resultate der schwachen Kaliber der preußischen Artillerie gegen Panzerplatten zu danken waren, die im Ausland als undurchdringlich gegolten hatten. Es ist dies wieder einmal ein recht handgreiflicher Beweis dafür, daß, wenn auch die Erfindungen des Auslandes vielfach als Muster genommen zu werden verdienen, wir dennoch durchaus nicht daran verzweifeln dürfen, auch bei uns Vervollkommnungen zu erzielen, welche denen des Auslandes ebenso überlegen sind wie unser Zündnadelgewehr und unser gezogenes Geschützsystem mit Keilverschluß.

Trotz der Verwendung von Hartgußgeschossen ist man indessen gezwungen worden, gegen die starken neueren Panzerplatten dennoch schwerere Kaliber anzuwenden, als man früher für nöthig gehalten hatte. Die Behauptung, der preußische gezogene 48Pfünder (mit etwa 130 Pfund effectivem Geschoßgewicht) und selbst der 72Pfünder (mit über 200 effectivem Geschoßgewicht) werde nicht genügen, ist zwar stets ungläubig aufgenommen worden, aber schon jetzt sind

Digitized by Google

gezogene 90Pfünder in Construction, und mit der Zeit werden sich noch stärkere Kaliber als nothwendig herausstellen.

Ein Abschluß des Wettkampfes zwischen Panzer und Kanone oder wenigstens die näheren Details desselben lassen sich gegenwärtig noch nicht voraussehen; durch neue Erfindungen im Gebiet der Schiffsconstruction und der Panzerfabrikation wird man die Panzerstärke noch immer weiter vermehren und die Artillerie wird diese Resultate immer noch zu paralysiren vermögen. Eine andere Frage aber ist, ob man für die größten Geschütze auch Schiffe wird bauen können, welche, ohne durch übermäßige Dimensionen unhandlich zu werden, diese zu tragen und ihren Rückprall auszuhalten im Stande sind; den Küstenbatterien, wenn dieselben mit diesem stärksten Geschütz armirt sind, wird dann allerdings der Panzer nicht mehr gewachsen sein, wenn er auch zum Kampf gegen andere Schiffe vollständig ausreicht, die eigentliche Seeschlacht also wird noch auf lange hin durch Panzer regulirt und beherrscht werden.

Selbst angenommen indessen, daß der stärkste Panzer späterer Zeiten, der sich überhaupt einmal construiren lassen wird, den Vollgeschossen der vervollkommnetsten Schiffegeschütze nicht mehr widerstehen könnte, so läßt sich dies doch billigerweise bei den Hohlgeschossen bezweifeln, also gerade bei denjenigen Geschossen, die durch das gewaltige Leck, das sie verursachen, allein einen Panzer nöthig machen. Denn das Loch, das eine durchschlagende Vollkugel hinterläßt, wird sich immer so weit verstopfen lassen, daß das Schiff vor dem Untergange sicher ist, und ebenso wird sich, wo einmal eine Platte in der Wasserlinie gesprengt sein sollte, das durch die schmalen Risse eindringende Wasser durch ein improvisirtes (oder besser für diesen Fall bereit gehaltenes) Wiederlager fernhalten oder schlimmsten Falls durch Dampfpumpen unschädlich machen lassen, sodaß der Hauptzweck der Panzerung erreicht ist.

Als weiteres günstiges Moment für die Panzerung kommt aber dann noch ein andrer Umstand hinzu, der von den Laien gewöhnlich ganz übersehen wird: das Verhältniß der Distanz. Selbst das schwerste Geschütz, das im Stande ist, nicht blos mit Vollkugeln, sondern sogar mit Hohlgeschossen die Flanken des Panzerschiffs auf 200 Yards zu durchbohren, vermag auf 800 Yards nicht das Geringste mehr auszurichten. Immer wird es dem Panzerschiffe möglich sein, sich vom Feinde in einer Distanz zu halten, die es selber unverwundbar macht, die ihm aber dennoch gestattet, feindliche Holzschiffe durch Sprenggeschosse in den Grund zu bohren und selbst starke Batterien, die nicht gerade durch Eisenpanzer geschützt und mit allerschwerstem Kaliber armirt sind, gänzlich zu zerstören. Das Panzerschiff wird nämlich keineswegs durch die schwere Last seiner Hülle gehindert, eben so schwere Kaliber zu tragen wie das stärkste Holzschiff, wenn es auch vielleicht seiner sonstigen Beschwerung halber eine geringere Anzahl von Geschützen zu führen gezwungen ist. Denn es ist nicht so sehr die

absolute Schwere des Geschützes, als vielmehr der gewaltige Rückprall und die Rücksicht auf die Stabilität, was die Schwierigkeit bei Führung großer Kaliber auf Schiffen bildet. Und dieser Rückstoß erfordert mehr eine starke locale Substruction als eine im allgemeinen viel größere Tragfähigkeit. Auf eine gewisse Distanz also, und dies ist vor allem festzuhalten, wird das Panzerschiff immer unverwundbar sein, und diese kann es sich selbst wählen; von der Fähigkeit, Distanz zu halten, hängt dann natürlich der Werth des Panzerschiffs vorzugsweise ab. Deshalb empfehlen wir unseren Lesern bei allen Notizen über Schießversuche gegen Panzerplatten, die ihnen zu Gesicht kommen, vor allem auf diesen Punkt zu achten. Aus jenen Gründen aber glauben wir entschieden an den endlichen Sieg der Panzerschiffe über die Artillerie. — Eingehende Schilderung des norddeutschen Panzergeschwaders lassen wir im nächsten Hefte folgen.

Das Mausoleum zu Halikarnass.

Mehr als 2000 Jahre sind verflossen, seit König Maussollos von Karien starb und seine Gattin Artemisia über seinem Grabe jenes prachtvolle Denkmal errichten ließ, welches als Maussolleion zu den sieben Wundern der Welt gezählt wurde. Der König Maussollos war längst vergessen, aber das Wort Mausoleum hatte sich hindurch gerettet durch die Jahrtausende. Wer von allen denen, die jährlich zu dem stillen Grabtempel der Königin Louise in Charlottenburg pilgern, denkt wohl daran, daß auch dieses Denkmal seinen Namen von dem Könige altheidnischer Vorzeit entlehnt hat.

Und doch hat das alte Mausoleum selber den Untergang der antiken Welt um viele Jahrhunderte überdauert. Als der olympische Zeus längst in Staub zerfallen, die hängenden Gärten der Semiramis verschüttet, die Trümmer des Koloß von Rhodos eingeschmolzen, als Rom bereits ein Steinhaufen und Griechenland eine Einöde, als Kleinasien und mit ihm Halikarnass bereits seit Jahrhunderten in den Händen der Moslemin war, noch im 11. Jahrhundert stand das Mausoleum unversehrt in alter Pracht, und erst im Anfang des 15. Jahrhunderts war es die Hand christlicher Johanniter, welche sich an diesem Wunderwerk vergriff, um es als Steinbruch für ihre Festungsbauten auszunutzen.

Als in neuerer Zeit der Orient sich wieder den europäischen Reisenden öffnete, war keine Spur des Baues wiederaufzufinden. Die Reconstruction nach

Digitized by Google

alten Beschreibungen wurde zwar ein Lieblingsthema der Künstler, in den Wahlverwandschaften läßt es Luciane vom Architecten entwerfen und Schinkels Zeichnung zu dem Diorama der sieben Weltwunder wurde ein Grundstein seines Ruhmes, aber allen Versuchen fehlte der sichere Anhalt und selbst der Ort, wo es gestanden, war unter den Gelehrten streitig. Endlich im Jahre 1856 gelang es Mr. Charles Newton, dem jetzigen Director der Antiken des British Museum, durch Nachgrabungen in umfassendstem Maßstabe die Fundamente desselben aufzudecken, eine große Anzahl der werthvollsten Fragmente, unter diesen die Kolossalstatue des Mausollos selbst, die durch einen wunderbaren Zufall fast ganz erhalten geblieben, aus dem Schutt hervorzuziehen und sie in den sichern Hafen des londoner Museums überzuführen. Das altberühmte Denkmal hat in seiner Erbauung, seiner Zerstörung und seiner Wiederentdeckung so wunderbare Schicksale erlebt, daß diese auch abgesehen von ihrer Bedeutung für die Geschichte der alten Kunst das Interesse weiterer Kreise für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Die Landschaft Karien, an der Westküste Kleinasiens gelegen, war von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, von der wir nur sehr dürftige Nachrichten haben. Wahrscheinlich ist, daß der unterworfene Stamm der Leleger zu den Indogermanen, der herrschende der Karer dagegen zu den Semiten gehörte. Zu diesen beiden kam dann das geistig weit überwiegende Element der griechischen Colonisation, welches sich auf den Inseln des Archipelagos und der Westküste Kleinasiens immer mehr ausdehnte. In Karien war die griechische Bevölkerung aus Dorern und Jonern gemischt, der ionische Dialect ward jedoch der herrschende und entfaltete sich besonders in Halikarnass, dem Hauptort jener Gegend, zu reichster Blüthe. Hier wurde Wissenschaft und Poesie gepflegt, hier Herodot geboren und erzogen. Das politische Leben jener Gegenden bewegte sich in fortwährenden Kämpfen. Die kleinen Tyrannen, welche über die halbbarbarischen Völker herrschten, suchten sich die griechischen Colonien zu unterwerfen, während sie sich andrerseits gegen die Eroberungslust der Perser zu wehren hatten. In den meisten Fällen überließen die Perser denselben die Herrschaft, sobald sie sich als tributpflichtige Vasallen des Reiches bekannten; daher war ihre Stellung je nach dem Druck, welchen der Großkönig auszuüben vermochte und die Widerstandskraft der bedrängten Griechen sehr verschieden. Eine hervorragende Rolle unter diesen Dynastengeschlechtern spielte die Familie des Lygdamis zu Halikarnass. Eine Tochter und Nachfolgerin dieses Lygdamis war die bekannte Königin Artemisia, welche als Vasallin des Königs Xerxes in der Schlacht bei Salamis sich so tapfer benahm, daß sie nach des Königs Ausspruch der einzige Mann schien, während die Männer zu Weibern geworden. Ihr Enkel Lygdamis wurde 447 vor Chr. von Herodot aus Halikarnass vertrieben.

Digitized by Google

Vierzig Jahre nachher wurden durch den Frieden des Antalkidas die Griechen Kleinasiens den Persern überliefert. Damals herrschte in Karien Hekatomnos, dessen Verhältniß zu der frühern Herrscherfamilie nicht fest bestimmbar ist. Ihm folgt 377 sein ältester Sohn Mausollos, der den Sitz der Herrschaft von Mylasa nach Halikarnass verlegte und seine Macht mit großer Kühnheit und glänzendem Erfolge über die benachbarten Städte und Inseln ausdehnte, seine Flotte allein zählte 100 Schiffe. Das persische Reich befand sich damals in solchem Zustand innerer Auflösung, daß es einem Manne wie Mausollos, der keinen Verrath und keine Gewaltthat scheute, leicht wurde, die Vasallenschaft so gut wie ganz abzuschütteln und sich auf Kosten seiner Nachbarn zu bereichern. Die Mittel, welche er anwendete, hatten nicht selten einen humoristischen Anflug. So fälschte er ein Decret, wonach er vom Perserkönig bevollmächtigt war, den Lykiern, die sehr viel auf ihr langes Haar hielten, dasselbe abzuschneiden und zur Anfertigung von Perücken für den persischen Hof nach Susa zu schicken und erpreßte von dem geängstigten Volke eine sehr bedeutende Summe für die Nichtausführung dieses Befehls. Benachbarte Städte, denen sein Schutz zu Theil wurde, mußten ihm goldene Ehrenkronen von ausbedungenem Gewicht überreichen, seine eigene Hauptstadt Mylasa prellte er, indem er sich eine große Summe zur Befestigung der Stadt auszahlen ließ, dann plötzlich erklärte, daß eine Gottheit dies Unternehmen gemißbilligt habe, und verwandte das Geld zur Verschönerung seiner neugewählten Hauptstadt Halikarnaß.

Die Wahl dieses Platzes war jedenfalls eine sehr glückliche. Das alte Mylasa lag am Fuße eines Hügels, von dem aus es beherrscht werden konnte, Halikarnass dagegen an einem vorzüglich geschützten Hafen, der die Verbindung mit den Inseln und Griechenland ermöglichte und das übrige Karien als Hinterland in der Gewalt hatte. Die Küste ist dort hufeisenförmig ausgebuchtet, in der Mitte der Krümmung nahe dem Lande liegt ein kleines felsiges Eiland, das jetzt vom Castell St. Peter eingenommen wird. Diese Insel, welche als natürliche Festung dienen konnte, war von den ersten griechischen Ansiedlern besetzt worden, Mausollos machte ein Fort daraus, verband sie durch eine Brücke mit dem Festlande und verlegte die eigentliche Stadt an den von der Natur reichausgestatteten Küstensaum, der vorn vom Meer und im Rücken von einer stattlichen Bergkette begrenzt sich amphitheatralisch um die Bucht hinzieht. Eine mächtige Mauer, deren Fundamente noch vorhanden sind, sicherte mit Benutzung aller durch das Terrain gegebener Befestigungspunkte die Stadt nach dem Lande hin; durch die vorspringende Insel wurde ein Stück der Bucht abgeschnitten, welches als geheimer Hafen gute Dienste leistete. Die Gesammtanlage der Stadt wird von Vitruv als vorzüglich gerühmt. Der Königspalast, der zugleich als Festungswerk diente, lag der Inselcitadelle gegenüber, im Mittelpunkte der Stadt, in directer Verbindung mit dem Castell und dem ge-

heimen Hafen. Der Palaſt war von Ziegeln gebaut, mit ſpiegelglattem Stucke überzogen und reich mit Marmorarbeiten geſchmückt. Als Hauptgebäude der neuen Stadt werden die Tempel des Mars und der Venus erwähnt, dazu kam die Agora, ein von Säulenhallen eingeſchloſſener großartiger Verſammlungsplatz. Es iſt anzunehmen, daß auch der hervorragende Platz, welchen das Grabmal des Königs in der Stadtanlage einnimmt, ſchon von ihm ſelbſt gewählt worden iſt, wie ja die würdige Ausſtattung des Grabes im Orient ſtets ſchon bei Lebzeiten der Fürſten betrieben wurde. Um die neue Hauptſtadt zu bevölkern, wurden die Einwohner von 8 Städten der Leleger hineinverſetzt und dadurch das ſelbſtändige Fortbeſtehen dieſes Stammes vernichtet.

Mauſſollos war ein energiſcher und ſchlauer Deſpot; unumſchränkt herrſchte er über ſein ausgedehntes Reich und erhob Tribut von den Nachbarvölkern, es gelang ihm die wichtigſten Staaten der attiſchen Bundesgenoſſenſchaft Byzanz, Chios, Kos und Rhodos von Athen abzuziehen, mit ihnen vereint die Athener gänzlich zu ſchlagen und die 4 Staaten für einen Bund mit ſich zu gewinnen. Nach aſiatiſcher Sitte war er mit ſeiner Schweſter Artemiſia vermählt und als er im Jahre 353 ſtarb, übernahm dieſe ihm geiſtig ebenbürtige Frau die Regierung. Obgleich ſie nur 2 Jahre herrſchte, wußte ſie doch die Macht ihres Hauſes anſehnlich zu vermehren. Hier ſei nur ein Zug von ihr erzählt. Die Inſel Rhodos meinte die Herrſchaft eines Weibes leicht abſchütteln zu können und ſchickte eine übermächtige Flotte gegen Halikarnaſs. Artemiſia ſammelte ihr Heer auf ihren Schiffen in dem geheimen Hafen und ließ nur wenige Männer in der Stadt zurück, welche den Rhodiern mit Friedensgrüßen entgegenkamen und ſie als Freunde in die Stadt hineinführten. Unterdeß fuhr Artemiſia durch einen Canal in den Hafen, bemächtigte ſich der unbeſetzten rhodiſchen Flotte und machte das Heer, welches in der Stadt wie in einer Falle gefangen war, bis auf den letzten Mann nieder. Dann bemannte ſie die rhodiſchen Schiffe mit ihren eigenen Leuten, ſchmückte die Maſte mit Lorbeern und Trophäen und fuhr ſo in den Hafen von Rhodos ein, wo ſie von der getäuſchten Bevölkerung, welche ihre ſiegreich zurückkehrende Flotte zu ſehen glaubte, mit Jubel empfangen wurde. Die Ueberrumpelung der Inſel gelang vollſtändig; Artemiſia ließ alle hervorragenden Bürger hinrichten und ſtellte auf dem Markt ihr Erzbildniß auf. Als aber dieſe und ähnliche Kriegsthaten längſt vergeſſen waren, lebte doch Artemiſia's Namen fort verbunden mit dem des Mauſoleums, welches ſie ihrem verſtorbenen Gatten errichten ließ. Von ihrer ausſchweifenden Trauer um dieſen Verluſt wußte man im Alterthum die ſeltſamſten Geſchichten zu erzählen und auch dieſe Anekdoten ſind bis in die neueſte Zeit hinein lebendig geblieben; in der Renaiſſance wurde Artemiſia mit der Aſchenurne ihres Gatten gemalt, Luciane in den Wahlverwandtſchaften ſpielt ſie als Paraderolle und auch Platen erzählt von . . .

Digitized by Google

Artemisia, welche mit der Asche
Des Ehgemahls sich ihren Wein verdorben.

Zur Leichenfeier des Verstorbenen wurde ein Wettkampf von Dichtern und Rednern zu seiner Verherrlichung ausgeschrieben, an welchem sich die berühmtesten Männer Griechenlands betheiligten. Auch zu dem Bau und der Ausschmückung des Grabmals wurden die ersten Künstler Griechenlands nach Halikarnaß gezogen. Satyros und Pythios waren die Architecten, Skopas, Leochares, welche schon für Maussollos selber das Tempelbild des Ares ausgeführt, Bryaxis und Timotheus übernahmen die Bildhauerarbeiten und zwar jeder eine Seite des Baus; Pythios, vielleicht derselbe, welcher auch als Architect genannt wird, bildete die kolossale Gruppe auf dem Gipfel des Grabes. Artemisia erlebte die Vollendung des Wunderbaues nicht, man erzählt, daß nach ihrem Tode die Künstler auch ohne Bezahlung des Ruhmes wegen das Werk fortgesetzt hätten. Die Selbständigkeit des karischen Reiches war nicht von langem Bestand, es bildete einen Theil des Weltreichs Alexander des Großen, ging in der Diadochenzeit aus einer Hand in die andere über, bis es im Jahr 129 zu der römischen Provinz Asien geschlagen wurde. Als Theil des oströmischen Reichs fiel es in die Hände der Osmanen und ist seitdem fast geschichtslos geworden.

Im Alterthum wird das Mausoleum außerordentlich häufig erwähnt; eine Beschreibung desselben giebt Plinius, von der einstweilen so viel erwähnt sein mag, daß sich auf dem rechteckigen Grabtempel, der von 36 Säulen umgeben war, eine Pyramide von 24 Stufen erhob, die den Maussollos auf einem Viergespann trug; die Gesammthöhe war 140 Fuß, der Umfang 411 Fuß. Die Pyramide über dem Grabe ist dem orientalischen Brauche entlehnt, die Vereinigung derselben mit der griechischen Tempelanlage ist für das halbbarbarische Fürstenhaus charakteristisch. — Noch im 12. Jahrhundert wird das Grabmal als unversehrt von Eustathios erwähnt.

Im Jahr 1402 besetzten die Johanniter-Ritter, die sich in dem nahen Rhodos angesiedelt hatten, die Stätte des alten Halikarnass, welches damals Mesy, späterhin Budrum hieß. Auch für sie war die kleine Insel, welche von den ersten griechischen Colonisten und dann von Maussollos befestigt worden, der gebotene Platz zur Anlegung eines Castells, welches den Namen St. Peter erhielt. Den Bau leitete ein deutscher Ritter Heinrich Schlegelholt, das Material gab das Mausoleum her. Ob dasselbe kurz vorher durch ein Erdbeben bereits einen Theil seines Oberbaus eingebüßt hatte, läßt sich nicht mehr feststellen; es ist dies eine Vermuthung, die in der Lage, in welcher Newton die Kolossalgruppe vom Gipfel der Pyramide fand, eine Stütze findet. Im Jahre 1472 sah der Venetianer Cepio noch die „vestigia" desselben unter den Ruinen der alten Stadt. Wieviel unter diesen „Spuren" ge-

Digitized by Google

meint iſt, läßt ſich nicht beſtimmen. Dagegen beſitzen wir einen ſehr ausführlichen Bericht aus dem Jahre 1552. In dieſem Jahre beſchloſſen die Ritter zu Rhodos, das Caſtell St. Peter gegen die herannahende Macht Solimans zu verſtärken und ſchickten eine Expedition dorthin ab. Zu ihr gehörte auch der Commandeur de la Tourette aus Lyon, welcher ſpäterhin dem gelehrten Franzoſen d'Alechamp Folgendes erzählte: „Als die Ritter in Meſy angelangt waren, begannen ſie ſogleich an der Befeſtigung des Caſtells zu arbeiten und als ſie Kalk brauchten, fanden ſie in der Umgegend kein geeigneteres und leichter zugängliches Material um ſolchen daraus zu brennen, als gewiſſe Stufen von weißem Marmor, welche ſich in Form einer Freitreppe (perron) erhoben, inmitten eines Feldes nach dem Hafen, dort wo einſtmals der große Platz Halikarnaſſus ſich befand; ſie ließen dieſelben herunterſchlagen und für ihren Zweck verwenden.*) Da man dieſe Steine brauchen konnte, ſo ſchlug man das wenige Mauerwerk, welches ſich über der Erde befand, fort und ließ in der Hoffnung, noch mehr Marmor zu finden, weiter graben. Dies hatte ſehr glücklichen Erfolg, denn ſie erkannten bald, daß je tiefer ſie gruben, deſto mehr die Conſtructionen ſich nach unten hin erweiterten, und fanden ſo viel Steine, daß ſie nicht nur zum Kalkbrennen, ſondern auch zum Bauen genug hatten. Nach Verlauf von 4—5 Tagen, nachdem ſchon viel freigelegt war, zeigte ſich eines Nachmittags eine Oeffnung, die wie in einen Keller führte. Sie nahmen Lichter und ließen ſich hinab, wo ſie einen ſchönen großen viereckigen Saal fanden, rings herum mit Marmorſäulen geſchmückt, deren Baſen, Capitäle, Architrave, Frieſe und Geſimſe ausgehauen und mit Sculpturen in Bas-relief verſehen waren. Die Räume zwiſchen den Säulen waren mit Streifen und Platten von verſchiedenfarbigem Marmor bekleidet und verziert mit Ornamenten und Sculpturen, welche mit den übrigen Theilen des Werkes im Einklang ſtanden und ſauber auf den weißen Grund der Mauer aufgeſetzt waren, wo man lauter in Stein gehauene Hiſtorien und verſchiedene Schlachten in Flachrelief erblickte. Nachdem ſie dies zuerſt bewundert und ihre Phantaſie an der Beſonderheit der Arbeit ergötzt, riſſen ſie es zuletzt herunter, zerſchlugen und zerbrachen es und benutzten es in derſelben Weiſe wie das frühere. Außer dieſem Saale fanden ſie nachher eine ſehr niedrige Thür, welche zu einem andern vorzimmerartigen Raume führte, wo ein Grabmal ſtand mit ſeinem Gefäß und Helmſchmuck (sepulcre avec son vase et son tymbre), ſehr ſchön und in wunderbarem Glanz aus weißem Marmor gearbeitet. Daſſelbe zu öffnen fehlte es

*) Es waren dies Theile des großen Unterbaus; der ganze Oberbau, alſo der eigentliche Grabtempel und die Pyramide waren demnach ſchon früher zum Bau des Caſtells verbraucht worden, der Unterbau ragte nach Angabe des Folgenden nur noch wenig aus dem umgebenden Schuttfelde hervor.

an Zeit, sie mußten forteilen, da es schon zum Rückweg geläutet hatte. Als sie am nächsten Tage zurückkehrten, fanden sie den Sarkophag erbrochen und den Boden rings herum mit kleinen Stückchen von Goldbrokat und kleinen goldenen Flittern bedeckt; sie mußten annehmen, daß die Seeräuber, welche damals längs der Küsten streiften, von den gemachten Entdeckungen Wind bekommen hatten und während der Nacht den Deckel des Sarkophags abgehoben hatten; wahrscheinlich fanden diese in demselben große Reichthümer und Schätze.“*) —

Der Zerstörungswuth entgingen nur einige Reliefplatten, welche die Ritter als Ornamente an ihrem Castell zu verwerthen wußten und welche schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des französischen Reisenden Thévenot erregten. In vielen Reisebeschreibungen des vorigen Jahrhunderts werden sie erwähnt und ohne einen sichern Beweis führen zu können, nahm man doch für gewiß an, daß sie dem Mausoleum entlehnt sein müßten. Zeichnungen derselben, welche Dalton im Jahre 1751 hatte anfertigen lassen, und das hohe Lob, welches ihnen von allen Kennern gezollt wurde, veranlaßten im Jahre 1848 den Viscount Stratfort de Redcliffe, damals englischen Gesandten in Constantinopel, sich einen Firman von der Pforte zu erwirken, der ihm die Berechtigung zur Wegnahme derselben gab. So kamen sie in das British Museum. Es waren 13 Platten in ziemlich hohem Relief, zum Theil sehr vom Wetter beschädigt. Dargestellt sind Kämpfe zwischen Amazonen und Griechen, auf die wir weiter unten näher eingehen wollen. Einige Jahre später bemerkte eine gelehrte deutsche Frau, deren Kunstkennerschaft von wenigen Männern erreicht wurde und die selber eine nicht unbeträchtliche Sammlung besaß, Frau von Mertens-Schaffhausen in Bonn, in der Villa di Negro zu Genua eine Relief-Platte, welche sie sofort als zusammengehörig mit jenen Sculpturen erkannte. Wie die Platte nach Genua gekommen, läßt sich nicht mehr feststellen, es mag sie wohl einer der Johanniterritter als Andenken in seine Heimath mitgenommen haben. Auch dieses Stück wurde nach dem Tode des damaligen Besitzers im Jahre 1864 für das British Museum angekauft.

Die Erwerbung der Sculpturen des Castells regte die Frage nach dem Mausoleum wieder in lebhaftester Weise an. Es fehlte nicht an Gelehrten, welche ihre Herkunft vom Mausoleum bestritten; aber entscheidend wurde, daß in England die Gelehrten Cockerell und Newton, von denen besonders der letztere eine eifrige Thätigkeit entwickelte, die englische Admiralität veranlaßten, genaue topographische Aufnahmen der Stätte des alten Halikarnaß zu veranstalten. Mit Hilfe dieser Karte suchte Newton die Lage des Mausoleums nach den

*) Dieser Bericht ist mitgetheilt in Guichard, funerailles des Romains, Grecs, etc. Lyon 1581.

Digitized by Google

Ortsangaben der alten Schriftsteller zu bestimmen. Die Ansicht, welche er aufstellte, wurde lebhaft bekämpft, besonders von Ludwig Roß, dem deutschen Professor zu Athen, welcher die Stätten 1850 selber besucht hatte, auch der Lieutenant T. Spratt, welcher die topographischen Aufnahmen leitete, wich von Newtons Ansicht ab.

Im Jahre 1852 übernahm letzterer das Viceconsulat auf Mitylene. Durch die Besetzung derartiger Aemter auf classischem Boden mit antiquarisch gebildeten Leuten ist die englische Regierung in der glücklichen Lage, ein ganzes Netz von Agenten für die Ankäufe antiker Kunstwerke auszuspannen; auch Newton erhielt den Auftrag, seine Nachforschungen nach derartigen Schätzen über das Gebiet seines Amtsbezirks auszudehnen, zu welchem Zweck ihm ein jährlicher Zuschuß angewiesen war. Welche Thätigkeit Newton entfaltete, mag die eine Zahl andeuten, daß er während seines neunjährigen Aufenthalts in der Levante 384 Kisten mit Alterthümern in das British Museum beförderte, unter denen die Ueberreste des Mausoleums die Hauptmasse bilden. Im Jahre 1855 machte er einen kurzen Ausflug nach Budrum und besuchte zuerst das Castell, um sich zu überzeugen, ob außer den bereits entfernten Platten noch weitere Stücke des Mausoleums daselbst zu finden wären. Sobald er die Schwelle überschritten, sah er zu seiner freudigen Ueberraschung Vordertheile von Löwen aus pentelischem Marmor an verschiedenen Stellen als Zierrath in die Mauer eingesetzt. Die Vorzüglichkeit der griechischen Arbeit ließ keinen Zweifel über ihre Zugehörigkeit zum Mausoleum entstehen. Auch Ludwig Roß, welcher sie nur von weitem gesehen, war derselben Meinung gewesen. Newton berichtete über diesen Fund sogleich an Lord Stratford de Redcliffe, der noch britischer Gesandter in Constantinopel war, und trotz der heißen Tage des Krimkrieges erlangte derselbe die Genehmigung, die Löwen fortzuschaffen und überließ an Newton ein Schiff der Flotte, um damit im Frühling 1856 nach Budrum zurückzukehren. Doch auch dieser Besuch war nur von kurzer Dauer, der Firman war noch nicht eingetroffen, das von Lord Stratford vorgeschossene Geld ging bei kleinen Ausgrabungen zu Ende, und im April mußte Newton in Amtsgeschäften nach Mitylene zurück. Jedoch schon im Herbst desselben Jahres reiste er auf kurze Zeit nach England und wußte bei der Regierung die Ausrüstung einer Expedition zur Einholung jener Ueberreste und zur Anstellung von Nachgrabungen nach weiteren Stücken des Mausoleums zu erwirken. Man überwies ihm die Dampfcorvette Gorgo mit einer Besatzung von 150 Mann unter dem Commando des Capitains Towsey. Außerdem begleitete ihn ein kleiner Trupp von Ingenieuren unter Führung des Lieutenants Smith; fernere Theilnehmer waren die Corporale Jenkins und Spackman, welcher letztere sich aufs Photographiren verstand, und zwei Gefreite, von denen der eine Schlosser, der andere Maurer war. Diese vortrefflich zusammengesetzte Expeditionsmannschaft

Digitized by Google

durfte sich aus dem Arsenal mit allen irgendwie nöthigen Maschinen und Geräthschaften versorgen, außerdem war noch die Summe von 2000 Pfund Sterling ausgeworfen. In Smyrna stieß Newton, der wieder nach Griechenland zurückgekehrt war, im November zu ihnen und nun landeten sie voll Muth und Hoffnung in dem alten Hafen des Mausolos. An der Küste wurde eine kleine Colonie für die Arbeiten der Schmiede und Mechaniker gegründet; ein alter Muselmann, dessen Freundschaft Newton, ein Mann von äußerster Liebenswürdigkeit, bereits bei seinem ersten Aufenthalt erworben, überließ ihm und dem Lieutenant Smith sein Sommerhäuschen, auf türkisch Konak genannt, als Hauptquartier. Die Ergebnisse der nun beginnenden Nachforschungen nebst denen seiner sonstigen Entdeckungen hat Newton in dem vortrefflichen Werke Halicarnassus Knidus and Branchidae, London 1862 niedergelegt. Außerdem veröffentlichte er im Jahre 1865 seine Briefe, Berichte und Tagebücher jener Reisen unter dem Titel Travels and Discoveries in the Levant, in denen die unmittelbare Frische der Eindrücke einen so angenehmen und fesselnden Ausdruck gefunden, daß ich es mir nicht versagen mag, einzelne Stücke derselben wortgetreu mitzutheilen, besonders da sie in Deutschland noch fast gänzlich unbekannt sind.

„Die Ankunft der Colonie brachte unter den friedlichen Bewohnern Budrums die größte Aufregung hervor, man staunte die Handwerkszeuge und unbegreiflichen Maschinerien an und gab die hohe Meinung, die man von der Macht und dem Reichthum der Engländer hatte, zuerst dadurch zu erkennen, daß man mit allen Preisen um das Doppelte aufschlug. Die pecuniären Hoffnungen der griechischen Erdarbeiter aus Smyrna wurden freilich bald getäuscht, als ein Trupp von 50 Matrosen mit Schaufeln antrat und in 6 Stunden mehr arbeitete als die Griechen in 2 Tagen. Besser zu verwerthen waren die Türken, welche zwar langsam, aber sehr sorgfältig arbeiteten, was bei Ausgrabungen von großem Werthe ist.“ Zuerst legte Newton ein Feld bloß, auf welchem er schon im Jahr vorher eine Anzahl Terracotten gefunden, dann ein Feld, welches Capitain Spratt als den wahrscheinlichen Standort des Mausoleums bezeichnet hatte, ohne mehr als unbedeutende Fundamente und einige Scherben alter Terracotten und Ziegel zu finden. Bessere Resultate ergaben die Nachgrabungen auf einem Felde, das einem alten Türken Hadji Captan gehörte, zu dessen höchstem Erstaunen man unter dem Boden, auf dem er lange Jahre gepflügt, gesät und geerntet, einen wohlerhaltenen römischen Mosaikfußboden von großem Umfang bloßlegte.

Newton durchstreifte indeß unabläßig die Stadt, um eine Spur von der Lage des alten Mausoleums zu finden. Im Mittelpunkte des Ortes, wo das Haus eines Türken Namens Salik Bey stand, fielen ihm einzelne frei umherliegende Stücke ionischer Säulen von feinstem parischen Marmor auf. Er faßte

Digitized by Google

die Stelle näher ins Auge und bemerkte in den Erhöhungen des Bodens eine gewisse nicht von der Natur hervorgebrachte Unregelmäßigkeit, welche sich wohl erklären ließ, wenn verschüttete Ruinen unter demselben lagen. Der Platz war ganz mit Häusern und Gärten bedeckt, welche durch kleine steinerne Wälle von einander geschieden waren. Als er diese Wälle und Mauern der Häuser näher untersuchte, fand er auch in ihnen Stücke ionischer Architectur von seltener Schönheit und aus feinstem Material eingemauert. Schon Professor Donaldson hatte auf diesen Punkt aufmerksam gemacht, welcher übrigens derselbe war, den Newton, bevor er Budrum besucht, nach den Angaben der alten Schriftsteller als die wahrscheinliche Lage der Mausoleums bezeichnet hatte. Es stimmte mit Vitruv, auch war sonst in der Stadt nirgends eine solche Anhäufung ionischer Architecturfragmente. Newton erzählt von diesen ersten Tagen der Entdeckung: „Ich beschloß also hier nachzugraben. Der Grund und Boden war in eine Anzahl kleiner Besitzungen getheilt, welche jede einen besondern Eigenthümer hatten. Nach sehr vielen Mühen und Quängeleien erhielt ich von einem derselben die Erlaubniß, auf einem kleinen Streifen der einen Hälfte seines Feldes nachzugraben. Es war am ersten Januar dieses Jahres (1857) als ich den ersten Spatenstich auf der merkwürdigen Stelle that. Nachdem ich wenige Spaten voll aufgeworfen hatte, prüfte ich die Beschaffenheit der Erde. Es war eine lose schwarze Dammerde, ganz durchsetzt mit Schutt und kleinen Splittern eines feinen weißen Marmors. Ihr ganzes Aussehen, besonders aber der Mangel gleichmäßiger Schichtung unterstützte die Annahme, daß ich es mit einer neuern Aufhäufung zu thun hatte, wie sie in den 400 Jahren seit der Erbauung der Castells durch die Ritter stattgefunden haben konnte. Die Marmorbruchstücke, welche ich sorgfältig sammelte, gehörten augenscheinlich einem Gebäude ionischer Ordnung an. Nach kurzer Zeit kam ein verstümmeltes Bein zum Vorschein, augenscheinlich von einem Fries. Ich begann unbestimmte Hoffnung zu fassen. Immer mehr Sculpturstücke kamen zu Tage, meist Splitter eines Frieses, bis ich zuletzt das Stück eines Fußes fand, welches noch mit der Friesplatte und deren Hohlkehle zusammenhing. Ich erkannte sofort, daß dies dieselbe Kehlung sei, welche die Friesplatten des Castells haben. Ungefähr in derselben Zeit, als ich diese Entdeckung machte, untersuchte ich gerade auch eine Mauer in der Nähe; ich grub und fand ein zerschlagenes Stück eines marmornen Löwen in den Fundamenten derselben vermauert. Von dem Tage an hatte ich keinen Zweifel mehr, daß die Lage des Mausoleums gefunden war. Es mag seltsam erscheinen, daß für mich der Augenblick, in dem ich diese große Entdeckung machte, durchaus nicht ein sehr freudiger war. Ich warf einen bedenklichen Blick auf die ganz mit Häusern und kleinen Flecken Gartenlands bedeckte Stelle, von der jeder Theil einem besondern Eigenthümer gehörte, und fragte mich, wie es wohl möglich sein könnte, alle diese Leutchen

Digitized by Google

auszukaufen. Die Anwesenheit eines Kriegsschiffes machte die Verhandlungen außerdem noch schwieriger, denn den Offizieren und Matrosen konnte man doch die Entdeckung des Mausoleums nicht verheimlichen und an eine ganze Schiffsbesatzung kann man auch wieder nichts als tiefes Geheimniß mittheilen. Glücklicherweise konnte damals von allen, die an der Expedition betheiligt waren, außer mir niemand auch nur drei Worte türkisch sprechen. Dennoch drang zu den Eigenthümern der Häuser bald ein unbestimmtes Gerücht, daß der Consul irgend etwas sehr Herrliches gefunden habe — das Konak irgend eines Padischah, der vor 2000 Jahren gelebt habe. Und sie richteten denn auch ihre Forderungen darnach ein."

„Nachdem ich wenige Tage auf dem schmalen Feldstreifen, den man mir überlassen, gegraben hatte, erklärte mir der Besitzer des Feldes, daß ich nun doch wohl meine Neugierde befriedigt und mich überzeugt haben würde, daß nichts zu finden sei; er erwarte also die Entfernung meiner Arbeiter. Ich bat um einige Tage Aufschub, die mir denn endlich nach langem Sträuben bewilligt wurden. Jetzt brachte ich in Erfahrung, daß jenes Feld, auf welchem ich das Bruchstück des Löwen gefunden, einer frommen Stiftung gehörte, deren Verwalter mein guter Freund Salik Bey war. Nichts war leichter, als von diesem gefälligen und gastfreundlichen Herrn die Erlaubniß zum Nachgraben zu erlangen. Ich riß die Mauer mit dem Stück des Löwen nieder und fand in ihr fünf bis sechs Säulentrommeln, das Bein eines Löwen und verschiedene marmorne Bausstücke griechischer Arbeit. Dann bekam ich Erlaubniß, ein Stückchen Land nordwärts von diesem, welches einem dritten Eigenthümer gehörte, umzugraben. Als jene Mauer entfernt war, grub ich tiefer und stieß auf einen verticalen Rand des lebendigen Felsens, der von Süden nach Norden sich erstreckte. Aus der Bearbeitung des Gesteins ersah ich, daß der Fels zur Aufnahme einer Mauer vorbereitet war und aus der Gleichmäßigkeit der Meißelschläge ergab sich unzweifelhaft griechische Arbeit. Indem ich hier weiter arbeitete, stieß ich in einer Tiefe von 12 Fuß auf grüne Steinplatten 4' im Quadrat und 1' dick mit eisernen Krampen fest zusammengehalten, welche ich zuerst für eine Pflasterung hielt. Diese erstreckte sich ostwärts weiter als ich folgen konnte; denn in einer Entfernung von etwa 20 Fuß wurde mein Untersuchungsfeld durch ein kleines Häuschen abgeschnitten, in welchem ein alter Türke mit seinem Weibe wohnte. Auf dem schmalen Streifen zwischen der Felskante und dem Häuschen fand ich wiederum Basen und Trommeln ionischer Säulen und reichverzierte Theile einer marmornen Deckencassette und zwar mit Erhaltung der blauen Farbe, die noch in dicken, breiten Fladen darauf lag und von der Intensität des Ultramarins war. Nahe dabei fanden sich zwei Theile von Löwenkörpern, die in Stil und Größe vollständig denen des Castells entsprachen. Obgleich ich damals noch nicht wußte, daß ich auf dem westlichen Rand des Mausoleum-Fundamentes stand,

Digitized by Google

und daß jene grünen Steinplatten, welche ich für ein Pflaster hielt, die untersten Lagen der Grundmauern waren, so mußte ich doch aus dem Vorhandensein so vieler großer Architectur- und Sculpturfragmente schließen, daß ich mich innerhalb des Raumes befand, den das Denkmal einstmals einnahm. Je weiter ich nach Osten vordrang, desto häufiger fanden sich Fragmente, wir gruben weiter, bis wir nur noch zwei Fuß von dem erwähnten Hause entfernt waren und sahen, daß es auf Trümmermassen stand. Es war klar, dieses Haus mußte angekauft werden, aber wie das zu bewerkstelligen wäre, war weniger klar, denn ich kannte aus langer Erfahrung die Schwierigkeit, die es hat, solch ein Geschäft mit einem Orientalen abzuschließen. Ich suchte mir deshalb Beistand bei meinem alten Freunde Mehemet Chiaoux, welcher mir so freundlich das Nachgraben in seinem Felde gestattet hatte und bevollmächtigte ihn, die Verhandlungen zu führen. Seine ersten Versuche waren nicht sehr erfolgreich; der Türke, dessen Haus mir im Wege stand, hatte eine höchst entschlossene Ehegattin, welche sich unserm Vordringen mit Entschiedenheit entgegenstellte. Eines Tages, als wir uns damit beschäftigten, auszuprobiren, wie nahe wir wohl an die Fundamente herangraben dürften, ohne das Haus zu unterminiren, kam plötzlich ein langer dürrer Arm aus dem Fensterladen herausgeschossen und eine widerwärtige Weiberstimme kreischte einige unliebenswürdige türkische Flüche auf unsere Häupter hernieder. Unser Mehemet, welcher unglücklicher Weise mit dem Rücken nach dem Hause zu, nahe am Fenster stand, trat mit einem höchst unbehaglichen und mißmuthigen Ausdruck im Gesicht schleunigst den Rückzug an. Erst einige Tage später erfuhr ich, daß die alte Bettel die Gelegenheit wahrgenommen hatte, ihm einige Stücke brennenden Zunders zwischen Haut und Hemde in den Nacken zu werfen. Der alte Soliman, der Gatte dieser fürchterlichen Dame, war ein hinfälliger, zitternder alter Mann, der zwar in seiner Jugend ein berühmter Ringer gewesen und noch viele Bravourstücke aus jener Zeit zu erzählen wußte, nun aber in tödtlicher Angst vor seinem Weibe lebte. In einer schwachen Stunde erlaubte er uns, in seinem Garten zu graben; wir kamen bald an einen jungen Feigenbaum, den wir nothwendiger Weise entfernen mußten. Während wir noch um den Preis des Baumes handelten, kam derselbe plötzlich heruntergefahren, da ihn meine Arbeiter aus Bosheit unterminirt hatten. Der arme alte Soliman bekam diesen Tag seine Tracht Prügel und unser biederer Sappeur Corporal Jenkins, der harmlos an dem Rande einer Grube stand, mußte schmählich in dieselbe hinabfahren, indem ihm plötzlich vom Fenster her in wohlgezieltem Flug ein Hackeblock gegen den Kopf wirbelte."

„Derartige kleine Unterbrechungen beachteten wir aber weiter nicht und fuhren fort zu graben, bis wir zuletzt alles um Solimans Haus so aufgewühlt hatten, daß es wie eine Insel in einem Meere von Schutt stehen blieb. Jetzt hielt ich die Zeit für gekommen, ein bestimmtes Gebot zu thun; nach langem

Digitized by

Parlamentiren wurde der Preis auf 20 Pfund festgesetzt. Ich machte dem alten Soliman mit dem Geld in der Hand in seinem eigenen Hause meine Aufwartung und fand mich nun in der angenehmen Lage, die ehrenvolle Bekanntschaft von Madame Soliman zu machen, die mit den Runzeln auf ihrem mahagonifarbenen Gesicht eine stark ausgeprägte Familienähnlichkeit mit den Eumeniden zeigte. Der Alte starrte gedankenvoll auf den Schatz, als ob er nie so viel Geld in seinem Leben gesehen hätte. „Es ist nicht genug", schrie die hartnäckige alte Hexe. Ich strich auf der Stelle mein kleines Häufchen Gold ein und ging ab. Diese schroffe Maßregel fruchtete mehr als stundenlanges Unterhandeln: zwei Tage später besaß ich das Haus."

„Das neuerworbene Stückchen war bald genug abgegraben und ich wußte nun nicht, wie wir weiter kommen sollten. Zu derselben Zeit entdeckten wir verschiedene Gänge, die aus dem festen Felsen herausgehauen waren und zu denen in jener zuerst entdeckten verticalen Wand ein Eingang führte. Jenkins, mein wackrer Corporal, war ganz entzückt über die Entdeckung dieser unterirdischen Wege, bei denen er seine Kenntnisse in der Behandlung von Minen zur Geltung bringen konnte und entwickelte solchen Eifer, sie zu durchsuchen, daß er beinahe in der schlechten Luft erstickt wäre. Deshalb mußte er zuweilen ans Tageslicht durchstoßen; da tauchte er denn bald in einem Garten, bald in einem Hofe auf, zum Schrecken der älteren, aber zum großen Vergnügen der jüngeren Hausbewohnerinnen. Viel Erhebliches fand sich jedoch in den Gängen nicht."—

„Da Plinius den Umfang des oblongen Mausoleums auf 411 Fuß angiebt, so berechnete ich mir, daß eine Seite desselben wohl über 100' lang gewesen sein müsse. Da die vertical bearbeitete Linie des Felsens, welche ich verfolgte und welche die Westseite bilden mußte, nach Süden hin plötzlich abbrach, so nahm ich an, daß hier ungefähr die Südwestecke des Gebäudes sei, und maß 100 Fuß nach Norden hin ab, um auf diese Weise die Nordwestecke zu finden. Einige Fuß weiterhin schien mir die Bodengestaltung auf einen derartigen Winkel hinzudeuten. Ich verschaffte mir deshalb von dem Eigenthümer die Erlaubniß, auf seinem schmalen Ackerstreifen nachzugraben, stieß zu meiner größten Freude auf die scharf aus dem Felsen herausgeschnittene Ecke und fand auch hier dieselben Bruchstücke von Architectur, Löwen und anderer Bildhauerarbeit. Da diese Ecke von der südwestlichen 108 Fuß entfernt war, so konnte ich nun schon ziemlich genau die ursprüngliche Gestalt des Gebäudes und meinen Ausgrabungsplan bestimmen. Aus Plinius wußte ich, daß die Seite von Ost nach West etwas länger sei als die von Nord nach Süd, danach bemaß ich die wahrscheinliche Länge derselben, untersuchte den Boden und stieß zuletzt auf die Südostecke in einer Entfernung von 126' von der Südwestecke. Auf dieser Linie stand eine Gasse mit 3 Häusern, die ich mit verschiedenen Verzögerungen endlich verkauft bekam. Nun brauchte ich nur noch

Digitized by Google

die Nordoſtecke, um den Plan zu vollenden. Dieſe konnte genau berechnet werden und befand ſich glücklicher Weiſe auf einer öffentlichen Straße, wo man meinen Nachgrabungen nichts in den Weg legte." — —

Aus der Lage der hier gefundenen Trümmer ergab ſich, daß die Ritter die dunkelgrünen Steine des Unterbaues bis zum lebendigen Felſen hinunter fortgeſchafft hatten; da ſie aber dies nicht ſchichtenweiſe thaten, ſondern erſt an einzelnen Stellen bis zum Boden drangen, ſo ſtürzten noch oben befindliche Theile des alten Grabtempels und der Sculpturen in die ſo gebildeten Höhlen hinunter und blieben auf dem Boden liegen, wo ſie Newton fand. Das hervorragendſte Stück der Bildwerke, die ſich jetzt ſämmtlich im British Museum befinden, iſt eine koloſſale Reiterfigur in orientaliſchem Coſtüm, leider ſind vom Pferde nur der Körper und die Schenkel, vom Reiter nur die Beine, der Unterkörper und die linke Hand erhalten. Als die Figur noch nicht mit Erde bedeckt war, hatten die Bewohner Stücke davon mit einem Schmiedehammer abgeſchlagen, von denen man noch etliche in einer Gartenmauer wiederfand. Trotz dieſer argen Verſtümmelung iſt die Lebendigkeit und Schönheit der Figur von größter Bedeutung. Ferner fand man einen ſitzenden weiblichen Torſo und das Untertheil einer bekleideten Figur, beide von koloſſaler Größe. Von dem Fries, der eine Anzahl Platten zum Schmucke des Caſtells hatte hergeben müſſen, war noch immer nichts Vollſtändiges zu finden geweſen, ſodaß Newton die Hoffnung ſchon aufgab. Da ſtießen ſie eines Tages plötzlich auf die Rückſeite einer großen Platte und als ſie dieſelbe umkehrten, zeigte ſich die herrlichſte Figur einer reitenden Amazone. Ein allgemeiner Schrei der Freude und Bewunderung entfuhr den Lippen der türkiſchen Arbeiter, als ſie dieſe „Kiz" (Mädchen) ſahen, wie ſie die Figur nannten. Es war das erſtemal, daß ſie in dem, was die Engländer da aufgruben, eine Aehnlichkeit mit etwas ihnen Bekanntem wahrnahmen. Beim Fortgang der Arbeiten kam man auf eine noch wohl erhaltene marmorne Freitreppe und einen rieſigen Steinblock, der augenſcheinlich zum Verſchluß des Grabportals gedient hatte. An der untern Seite befanden ſich dicke bronzene Dübel, welche jedoch nicht in die dazu beſtimmten Löcher eingeſenkt waren, was durch Zufall unterblieben ſein kann.

Wie Newton endlich in den Beſitz jener im Caſtell eingemauerten Löwen gelangt iſt, mag mit den Worten ſeines Briefes erzählt ſein.

„Während wir dieſe Entdeckungen im Mauſoleum machten, warteten wir ängſtlich auf den Firman, der uns zur Fortſchaffung der vor einem Jahr von mir entdeckten Löwen berechtigen ſollte. Durch unvermeidbare Hinderniſſe verſchleppte es ſich jedoch und in derſelben Zeit erhielt der Commandeur des Caſtells plötzlich Befehl vom türkiſchen Kriegsminiſter, die Löwen von den Wällen loszubrechen und nach Conſtantinopel zu ſchicken. Er machte ſich gleich ans Werk und ſchon nach wenigen Tagen waren zwei der ſchönſten heruntergeholt. Es

Digitized by Google

war für uns ein wenig erfreuliches Schauspiel, so vor unseren Augen diese Arbeiten vollziehen zu sehen, zu denen wir bereits Gerüste und Maschinerien ganz eigens mitgebracht hatten; dennoch schluckte ich meinen Aerger so gut ich konnte hinunter und jagte zwei Briefe, einen zur See und einen zu Land durch einen schnellen Läufer nach Smyrna, um Lord Stratford zu benachrichtigen, daß der türkische Kriegsminister uns zuvorkommen wolle. Mein Bote eilte Tag und Nacht und der Commandant betrieb seine Arbeiten mit nicht geringerer Hast. Schon waren zwei weitere Löwen aus den Mauern ausgehoben. Hätte man mir selber zwei Augenzähne aus dem Munde gerissen, es hätte mir keinen größern Schmerz bereitet. Als der Commandant vier Löwen herunter hatte, machte er mir in Begleitung aller vornehmen Türken von Budrum eine förmliche Visite bei meinen Ausgrabungen. „Ihr habt blos kleine Bruchstücke gefunden wie ich sehe", sagte er mit höhnisch triumphirender Miene; wir gruben gerade einige Fragmente von Löwenkörpern aus, auch wohl gelegentlich ein Bein oder ein Hinterviertel, aber keine Köpfe. Ich kochte vor Wuth. Noch an demselben Tage wurden jene Löwen, sorgsam in Schaffelle eingepackt, an Bord eines Kaïk gebracht, um nach Kos geschickt zu werden. Zwei derselben hatte ich photographiren lassen und warf noch einen letzten liebevollen und wehmüthigen Blick des Abschiedes auf diese kostbaren Reliquien aus der Schule des Skopas. Das Kaïk sollte, wie mir der Commandant mittheilte, noch in der Nacht absegeln und krank am Herzen legte ich mich zu Bett. So war eine schöne Hoffnung begraben. — Am nächsten Morgen um vier Uhr wurde ich plötzlich durch die Stimme eines Mitshipman von der Gorgo aus dem Schlafe geweckt. „Die Schwalbe ist von Constantinopel gekommen und der wachthabende Offizier meint, der Firman könne an Bord sein". Ich war über diesen Firman schon so oft getäuscht worden, daß ich die Meldung mit skeptischem Gleichmuthe hinnahm und verdrießlich wieder in Schlaf versank. Um 6 Uhr kam ein zweiter Bote von der Gorgo und weckte mich: „Der Capitain will Sie augenblicklich sprechen". Ich eilte an Bord und fand Towsey ungeduldig auf dem Hinterdeck hin und her gehend, sein Schiffsboot lag fertig bemannt an der Längsseite. „Wo sind Sie so lange gewesen", rief er, „der Firman ist da!" „Aber was hilft uns denn jetzt der Firman", antwortete ich ganz niedergeschlagen, „die Löwen sind fort!" „Das Kaïk liegt noch im Hafen", erwiderte er, „und wartet auf günstigen Wind zum Auslaufen; noch ist es Zeit". Ich sprang ohne ein Wort weiter zu sagen ins Boot und wenige kräftige Ruderschläge brachten uns in den Hafen. Der Führer des Kaïks zog langsam und schläfrig an seinen Ankertauen, um zu lichten. An der Spitze der Landungsbrücke stand der Arzt der Quarantaine, ein Italiener, welcher an unseren Ausgrabungen lebhaften Antheil nahm. „Lassen Sie das Kaïk nicht fort!" rief ich ihm zu, „ich habe einen Firman für die Löwen". „Werde ich besorgen", rief er zurück, „ich habe

Digitized by Google

seine Papiere noch, es kann nicht auslaufen, bevor sie unterzeichnet sind". — Wir gingen gerades Wegs zum Castell und forderten den Commandanten zu sprechen. Der war nicht wenig erstaunt, den Capitän des Kriegsschiffes mit dem Consul zu so früher Stunde bei sich zu sehen. Er war augenscheinlich eben erst aus seinem Yorgan aufgetaucht und sein Narguileh war kaum erst angezündet. Wir redeten ihn mit der ganzen unziemlichen Hast an, mit welcher die verrückten Engländer, wenn es sich einmal wirklich um etwas Ernsthaftes handelt, in das Kieff eines Orientalen einzubrechen pflegen, ohne erst den pflichtschuldigen Austausch gegenseitiger Complimente abzuwarten. Nachdem ich ihm kurzweg einen guten Morgen gewünscht, überreichte ich ihm den Firman mit der befriedigten Miene kaltlächelnder Siegesgewißheit, mit der ein Whistspieler beim ersten Stich Trumpf-As ausspielt. Die Türken gerathen selten in Erstaunen, aber mein Freund der Commandant wurde sichtlich unruhig. Er las den Firman mehrmals durch, das Document war in gültigster Form unterzeichnet und gesiegelt, der Wortlaut dieser Habeas corpus Acte war so präcis, daß an keine Ausflüchte zu denken war; die Löwen sollten mir ausgeliefert werden, gleichviel ob sie noch an der Mauer oder schon eingeschifft waren. Plötzlich blitzte dem Commandanten ein lichter Gedanke auf. „Der Firman", sprach er, „redet von Löwen — aslantar — aber die Thiere an den Mauern des Castells sind Leoparden — caplantar". „Halt dostoum mein Freund", sprach ich, „aslantar oder caplantar, Ihr wißt ganz gut, welche Bestien in dem Firman gemeint und wo sie zu finden sind. Diese Bestien fordere ich und keine anderen". „Aber", erwiderte der Commandant indem er mit plötzlicher Schwenkung andere Gründe zum Widerstand hervorsuchte, „wer soll mir meine Auslagen bezahlen? Die Summe, welche mir die Pforte dazu angewiesen hat, ist so klein, daß ich die Kosten fürs Herunternehmen der Löwen größtentheils aus meiner eigenen Tasche habe decken müssen". „Beruhigen Sie sich über diesen Punkt vollständig, ich habe Auftrag, alle entstandenen Unkosten zu berichtigen". „So wurden mir endlich die Löwen überantwortet." — So erfreulich auch die gemachten Funde waren, welche besonders über die Architectur viel Aufschluß brachten, so war doch der Gewinn an Sculpturen nur mäßig, bis im Anfang des Sommers ein neuer Fund gemacht wurde, der alle bisherigen weitaus an Wichtigkeit übertraf, ja das Bedeutendste ist, was seit langer Zeit überhaupt an Entdeckungen alter Kunstwerke vorgekommen. An der Nordseite des Gebäudes nämlich war die Linie des Unterbaues nicht gerade fortlaufend, sondern machte in der Nähe der Nordwestecke eine starke Ausbiegung, welche die Fortsetzung der Ausgrabungen nach dieser Seite hin veranlaßte. Newton berichtet in seinen Briefen über diese Arbeiten Folgendes:

„Als ich hier grub, wurde ich von einer Mauer aufgehalten, die in neuerer Zeit aus Geröll aufgeführt war und das Besitzthum eines Türken nebst einem

Hause einhegte. Da dieselbe voll von Fragmenten des Mausoleums steckte, so bat ich den Eigenthümer des Hauses um die Erlaubniß, sie abreißen und noch ein wenig nördlich nach seinem Hause zu graben zu dürfen. Dieser würdige Mann, ein Imam, erlaubte mir wirklich nach einigem Zögern, einen Streifen von sechs Fuß Breite innerhalb der Grenzmauer, welche wir niederrissen, zu durchgraben. In dem Fundament der Mauer fand sich der Schwanz eines kolossalen Pferdes eingemauert. Indem ich tiefer graben ließ, stieß ich auf eine Mauer, die aus großen weißen Marmorblöcken prächtig zusammengefügt war und mehr als sechs Fuß Höhe hatte. (Es war der Peribolos, die Umfassungsmauer, welche die geweihte Stätte des Grabmals rings umgab.) Auf der Oberseite dieser Mauer lag ein steinerner Löwe augenscheinlich wie er herabgefallen war, Beine und Schwanz abgebrochen, aber der Körper vorzüglich erhalten und der Kopf ganz unbeschädigt; seine Zunge zeigte sich beim Auffinden feurig roth bemalt. Hinter diesem Walle fand sich nach Norden zu eine Masse großer Marmorplatten, eine über der andern im Boden aufgeschichtet. (Dieselben gehörten zu den Stufen der Pyramide, welche den obersten Theil des Grabdenkmals bildete.) Nachdem wir die obersten derselben entfernt, sahen wir unter ihnen die Falten eines bekleideten Torso. Wir holten denselben vorsichtig heraus, obgleich die Arbeit bei dem Gewicht der überhängenden Platten gefährlich genug war. Dann kam ein männlicher Kopf in drei Stücke geborsten zum Vorschein, dann ein anderer bekleideter Torso und eine eigenthümliche Marmormasse mit einem daran befestigten Bronzestück, welche ich nach längerm Betrachten als die Hälfte eines kolossalen Pferdekopfes erkannte. Sogleich durfte ich für gewiß ansehen, daß ich jenem berühmten Viergespann auf der Spur war, welches nach Plinius Bericht auf der Spitze der Pyramide stand. Es zeigte sich, daß ich mich nicht getäuscht. Indem wir weiter gruben, fanden wir fortwährend Stücke von Statuen und Löwen, bis wir zuletzt auf das Hintertheil eines Pferdes von enormer Größe stießen, das vor dem Vorderbug durch eine Fuge abgeschnitten war und von der Schwanzwurzel bis zu dieser Fuge über sechs Fuß maß. Die eine Hälfte der großen Masse lag in dem Ackerstreifen, den ich durchsuchen durfte, die andere in dem Theil des Feldes, an den ich kein Anrecht hatte. Ich erwartete, daß der Imam diese Gelegenheit benutzen würde, um eine schwere Contribution für das weitere Vordringen auf seinem Besitzthum zu erpressen, aber glücklicher Weise hatte ich es diesmal mit einem billig denkenden Manne zu thun, der es verschmähte, sich solcher kleinlicher Vortheile zu bedienen. So erhielten wir volle Erlaubniß, den Boden um das große Pferd herum dergestalt bloß zu legen, daß wir unsere Triangel und Flaschenzüge darüber aufpflanzen konnten. Nachdem wir es ordentlich herausgebracht, wurde es auf einen Schlitten gelegt und von 80 türkischen Arbeitern an die Küste geschleppt. Auf den Mauern und Dächern der Häuser, an denen

wir vorüberkamen, saßen die verschleierten Weiber Budrums; nie hatten sie vorher einen Gegenstand von solcher Größe gesehen und die Neugier überwand die nach türkischer Etikette angemessene Zurückhaltung. Die Weiber Trojas können nicht mit größerm Erstaunen das hölzerne Pferd angestarrt haben, wie es durch die Mauerbresche in die Stadt gezogen wurde."

„Wir gruben weiter und etwa 12 Fuß ostwärts fand ich die andere Hälfte vom Körper eines ähnlichen Pferdes, beim Ansatz der Ohren abgebrochen. Nachher fanden wir einen der Pferdehufe, noch mit der Basis verbunden; auf demselben schmalen Streifen auch noch einen Kopf, wahrscheinlich den eines Apollo, in drei Stücke gebrochen, und einen andern Löwen. Da wir hier so wichtige Entdeckungen gemacht hatten, kaufte ich dann sogleich des Imams ganzes Haus und noch ein östlich daneben gelegenes. Nachdem ich letzteres heruntergerissen, fand ich dicht davor die andere Hälfte des Pferdekopfes mit dem Bronzegebiß noch im Maule und einen Theil eines kolossalen männlichen Kopfes, der nach dem allgemeinen Eindruck der Züge unbedingt ein ideal behandeltes Porträt und wahrscheinlich das des Mausollos selber ist; nahe dabei lag ein abgesplittertes Stück desselben bärtigen Kopfes, so daß drei Viertel des Gesichtes fast unbeschädigt erhalten sind. Unter des Imams Haus fand ich einen bekleideten Torso und in den Kamin eingemauert einen mächtigen weiblichen Kopf mit einem nach hinten herunterfallenden Schleier; das Gesicht war freilich vom Feuer fast gänzlich zerstört. Auch ein weiblicher Kolossalkopf mit einem dreifachen Kranz zierlich gedrehter Löckchen wurde an der Marmormauer gefunden."

„Als diese große Masse von Sculpturen entdeckt war, sahen wir unsern Vorrath an Kistenholz beinahe gänzlich erschöpft und auch der Schiffsraum war fast angefüllt. Aber die Hilfsmittel eines Schiffes sind gar mannigfaltiger Art. Capitain Towsey half mit leeren Fässern aus, in welche viele Hundert Architectur- und Sculpturfragmente säuberlich eingepackt wurden, indem jedes Stück, um die Reibung zu vermeiden, in alte Hängematten und Brotbeutel eingeschlagen wurde. So brachten wir alles unter, bis auf die ganz großen Marmorblöcke. Die bekleideten Torsen, die auf Imams Feld gefunden waren und die mit ihren tief unterhöhlten Falten leicht verletzt werden konnten, wurden sorgfältig mit Tauen ausgepolstert, dann in große Decken eingeschnürt und so dick umwunden, daß sie Mumien glichen und dann einer auf dem andern in den Schiffsraum hineingestaut. Die beiden Theile der kolossalen Pferde waren aber auch dafür zu groß, sie wurden deshalb auf dem Deck befestigt und durch Segelleinwand gegen das Wetter geschützt. So gelang es uns, 218 Packstücke von verschiedenster Art in der Gorgo unterzubringen. Als wir eben damit fertig waren, kam der Supply an, welchen Lord Clarendon zur Unterstützung geschickt hatte."

Der Supply begleitete Newton auf seinen weiteren Reisen nach Knidus und Branchidae, auch Stücke des Mausoleums nahm er noch auf und war nach Aus-

sage seines Capitains groß genug, um jede beliebige Anzahl von Mausoleen fortzuschaffen. Bald darauf traf auch der Architect Mr. Pullan ein, um Grundrisse der untersuchten Orte von Halikarnass aufzunehmen. — Die Ausgrabungen rings um das Grabmal wurden bis zum Sommer 1858 fortgesetzt, an der Südseite scheiterten sie aber am Widerstande zweier alter Türken, welche ihre dort gelegenen Häuser durchaus nicht verkaufen wollten. Aber auch diese beiden Gebäude sind im Jahre 1865 erworben, von dem englischen Viceconsul Biliotti und Mr. Salzmann, dem Entdecker der rhodischen Alterthümer, abgerissen und der Boden durchforscht worden. Die dort gefundenen Fragmente gehören ebenfalls den Friesen, freistehenden Statuen und Löwen an. Da übrigens noch in einer Entfernung von 170 Fuß vom Grabmal Stücke gefunden wurden, außerdem sehr vieles als Baumaterial in den Häusern und Gartenmauern der ganzen Stadt verschleppt ist, so ist ein Ende einzelner nachträglicher Entdeckungen gar nicht abzusehen. In Original und Abguß ist jetzt im Br. Mus. alles vereinigt, was, so weit unsere Kenntniß reicht, von dem Wunderbau der Zerstörung entgangen ist. Leider sind diese Schätze noch in ganz ungenügender Weise aufgestellt, eigentlich nur untergebracht. Noch wird in London fortwährend an der Zusammensetzung des Vorhandenen gearbeitet; in langen Reihen stehen die jämmerlich verstümmelten Statuen und die zerschlagenen Reste der Friese; von den 20 Löwen, die theilweise gerettet sind, ist keiner im Vollbesitz seiner Glieder. Auf langen Brettern liegen sorgsam geordnet einzelne Gliedmaßen, die Stücke von Armen und Beinen zählen nach Hunderten; die meisten der Platten, denen sie angehört, werden längst zu Kalk gebrannt sein, aber doch noch gelingt es hin und wieder, das eine und andere der Gliedmaßen dem frühern Eigenthümer wieder anzupassen.

Ehe wir auf die Sculpturen eingehen, wird es nöthig sein, die für die Kenntniß des Gebäudes gewonnenen Resultate zu betrachten. Bis zur Auffindung der Reste desselben war man auf die Beschreibung des Plinius angewiesen. Aus dieser geht mit Sicherheit nur Folgendes hervor: Es bestand aus einem von 36 Säulen umgebenen Bau, dem Pteron, welcher oblong und 37½ Fuß hoch war. Darüber erhob sich eine Pyramide von 24 Stufen, welche eben so hoch war als der untere Theil. Der Gesammtumfang betrug 411 Fuß. Die Gesammthöhe 140 Fuß. — Es blieben also in der Höhe noch ohne Beleg 65 Fuß, mit denen nun die Restauratoren nach Belieben schalteten. Alle vor der Entdeckung der Ueberreste gemachten Aufrisse — und es giebt deren eine große Zahl — haben jetzt ihre Bedeutung verloren. Zu vielen Irrthümern trug auch eine Münze der Artemisia bei, auf der sich eine Abbildung des Mausoleums zeigte, die sich aber nachträglich als Fälschung erwies.

Festgestellt ist nun soviel: 1) Die Höhe des Säulenbaues von 37½ Fuß ist von Plinius richtig angegeben. An jeder Längsseite standen 11, an jeder

Digitized by Google

Schmalseite 9 Säulen ionischer Ordnung von 29 Fuß Höhe. Sie sind auf das sorgfältigste gearbeitet, die einzelnen Trommeln greifen mit bronzenen Dübeln, um welche sie sich beim Aufschleifen drehten, in einander ein; jede Säule hat 24 Canellirungen; der Stern der zierlich geschwungenen ionischen Voluten ist nirgends erhalten, er war entweder aus einem besonders zart bearbeiteten Stück Marmor oder auch aus Erz eingesetzt. Von höchster Schönheit und sorgfältigster Arbeit sind die einzelnen architectonischen Ornamente, vor allem die Palmetten und wasserspeienden Löwenköpfe des obersten Kranzgesimses. 2) Die Pyramide läßt sich durch die erhaltenen Stufen genau bestimmen. Bei der ersten Zerstörung fiel nämlich die Spitze der Pyramide mit dem großen Viergespann herunter und zwar so in den Winkel, welchen die Umfassungsmauer mit dem Erdboden bildet, daß sie von der einen Seite geschützt war und jedenfalls sehr bald mit Schutt und Erde überdeckt wurde, sodaß selbst die bronzenen Krampen und Pferdegebisse der Beutelust christlicher und heidnischer Plünderer entgingen. Von der Wagen-Gruppe ist soviel erhalten, daß sich ihre Höhe auf etwa 14 Fuß berechnen läßt. Da die Stufen deutlich zeigen, um wie viel eine jede vorsprang und wir ihre Zahl kennen, so läßt sich die Höhe und Breite des Stufenbaues auf etwa 25 Fuß, sein unteres Maß auf 105 Fuß zu 85 Fuß bestimmen. — Alles Weitere bleibt nun der Berechnung überlassen. Die von Newton und dem Architecten Pullan angestellte giebt folgende Resultate: das Pteron ist 37½ Fuß hoch, nach Plinius soll die Pyramide so hoch gewesen sein als der untere Theil; der Stufenbau kann zu 24′ 6″, das Viergespann zu 13′ 3½″ angenommen werden; verstehen wir beides zusammengenommen als Pyramide, so ist diese 37′ 9″, also fast genau ebenso hoch wie das Pteron; bleibt für den von Plinius nicht erwähnten Unterbau 65 Fuß. — Dagegen trat Fergusson auf, wollte das Viergespann bei der Messung der Pyramide nicht mitzählen, und um die Höhe herauszubekommen, setzte er auf die oberste Stufe noch ein hohes Postament, welches die Quadriga getragen habe. — Eine entschiedene Aenderung brachte Adler in Berlin auf, welche auch von Petersen in Hamburg vertreten wird. Darnach ist der untere Theil, der nach Plinius gleich hoch der Pyramide ist, nicht sowohl das Pteron als vielmehr der Unterbau, welcher also demnach von Plinius nicht übergangen ist. Pteron und Quadriga geben 52′, theilt man den Rest, so erhält man für den Unterbau und Pyramide je 44′. Da der eigentliche Stufenbau nur etwa 25′ beträgt, so bleiben noch 19 Fuß zu vertheilen, wofür Adler, Petersen und Urlichs auf dem Rande des Pteron einen attikaartigen senkrechten Aufbau annehmen, auf dem dann erst die 24 Stufen anfangen. Ein Theil dieser 19′ wird auch von einigen dieser Erklärer für ein Postament verwendet, welches sich zwischen Stufenbau und Quadriga schieben soll. Eine feste Entscheidung über diese Fragen wird wohl erst dann möglich sein, wenn bei dem einstigen Zer-

Digitized by Google

fall oder Zerstörung des Castells zu Budrum erhaltene Baustücke aus dem Gemäuer herausgezogen werden sollten, was allerdings zu hoffen ist. — Eigenthümlich ist diesem Baue die Vermischung asiatischer und hellenischer Elemente, die für jene Herrscherfamilie freilich charakteristisch ist. War die Pyramide ein Nachbild der kegelförmigen Erdhaufen und Aufsätze, die nach altorientalischer Sitte sich über den Gräbern der Fürsten erhoben, so trat diesem barbarischen Element der edle Tempelbau, den Hellas seinen Heroen widmete, zur Seite. Uebrigens mag auf die Gesammtform die Gestalt der sorgfältig gezimmerten oben sich zuspitzenden Scheiterhaufen eingewirkt haben. Jene oben erwähnten Gänge dienten als Abzugscanäle für das sich ansammelnde Grundwasser und rühren auch wohl zum Theil von alten Steinbrüchen her.

Der großartige Bau war nun auf das reichste mit Sculpturen geschmückt, von denen uns die erhaltenen Reste wenigstens zum Theil genügende Vorstellung geben. Am erfreulichsten ist die Erhaltung des mächtigen Viergespanns mit der Statue des Mausollos selbst. Sie ist 9′ 9½″ hoch und war in 65 Stücke zersprungen, die jedoch so sorgfältig zusammengesetzt sind, daß nur ein Stückchen an der Nasenspitze, Theile der herunterfallenden Locken, der linke Fuß vom Knöchel an und die beiden Arme fehlen. Nase, Fuß und einige Abstoßungen in den Falten hat man am Original mit Gyps ergänzt, sodaß bei der sonstigen vorzüglichen Erhaltung der Figur der Gesammteindruck ein so vollständiger und ungetrübter ist, wie bei wenigen erhaltenen Monumenten griechischer Zeit. Der Fürst ist in einen weiten Mantel gehüllt, dessen vollendet schöner Faltenwurf die Pracht des heldenmäßgen Körpers zur vollen Geltung bringt. Am Halse wird ein wollenes Untergewand sichtbar. Der Kopf entschieden porträtmäßig, ist gleichfalls von idealisirender Auffassung durchdrungen. Das Haar, mähnenartig über der Stirn emporragend, fällt in langen Locken auf die Schultern herab; der kurzgeschorene Bart um Kinn und Wangen und der volle herunterhängende Schnurrbart zeigen den Barbaren; auch die Züge des Gesichts sind nicht von hellenischem Adel, aber kräftig und entschieden und durchaus nicht unschön. Ueber die Haltung der Arme kann man zweifelhaft sein, der linke ruhte vielleicht ausgestreckt auf einem langen Scepter. — Die Stellung des Mausollos in seinem Viergespanne auf der Spitze der Pyramide sollte jedenfalls sein Auffahren zu den Göttern darstellen, eine Auffassung wie sie auch anderweitig bekannt ist; diesem Vorgange entspricht die hoheitsvolle Haltung der großartigen Statue. — Untermischt mit den Trümmern derselben fanden sich die Bruchstücke einer reich bekleideten weiblichen Figur von entsprechender Größe, was zu der Vermuthung berechtigt, dieselbe habe neben ihm auf dem Wagen gestanden. Newton will in ihr die Schutzgöttin des Königs oder die Personification des Landes Karien erkennen. Leider sind die Gesichtszüge des Kopfes, welcher in einem Kamin eingemauert war, nicht mehr

Digitized by Google

erhalten, wohl aber ſcheinen die für eine Idealfigur zu reifen weiblichen Formen und auch die eigenthümliche Behandlung des Haares, das in drei Reihen zierlicher Löckchen geordnet iſt, eher auf eine Porträtfigur hinzuweiſen. Man würde dann wohl nur an Artemiſia denken können, wobei die Möglichkeit freilich nicht ausgeſchloſſen iſt, daß unter ihrem Bilde das Land Karien dargeſtellt war. Außer der Beſchädigung des Geſichts fehlen der Figur die Unterarme und die Spitze des linken Fußes, im übrigen iſt ſie vorzüglich erhalten und gehört zum Beſten, was die Antike an Gewandſtatuen hinterlaſſen.

Von dem Wagen ſelbſt ſind nur kleine Bruchſtücke aufgefunden, doch ließ ſich die Größe des 7′ 7″ Zoll hohen Rades beſtimmen. Von den Pferden iſt wenigſtens ein Vorderleib mit Hals und Kopf ſowie ein Hinterleib vollſtändig da. Sie ſind freier und maleriſcher behandelt, als wir es ſonſt an griechiſchen Pferden kennen; die Mähne flattert herab, die ganze Oberfläche iſt wellig und rauh bearbeitet. Freilich muß immer die Höhe von 140′, in welcher ſie ſtanden, in Betracht gezogen werden, einzelne von unten nicht ſichtbare Theile, wie der Rücken, ſcheinen vernachläſſigt.

Die Bruchſtücke menſchlicher Figuren, welche ſonſt noch erhalten ſind, befinden ſich ſämmtlich in einem ſo jämmerlich verſtümmelten Zuſtand, daß man ſelten auch nur die Stellung derſelben beſtimmen kann. Die meiſten ſind jedoch über lebensgroß. Eine Reihe derſelben mag zwiſchen den Säulen geſtanden, andere zum Unterbau gehört haben. An einer ſitzenden Figur hat man Aehnlichkeit mit Zeusdarſtellungen finden wollen, ein Kopf wird als Apollo bezeichnet, doch ſcheint die an mehreren erkennbare eigenthümliche Lockenfriſur, ſo wie ein Kopf mit phrygiſcher Mütze darauf hinzuweiſen, daß auch Porträtſtatuen, vielleicht aus der Familie oder der Ahnenreihe des Verſtorbenen darunter zu ſuchen ſind.

Unter den vielen Thierfiguren nehmen die Löwen den erſten Rang ein. Ihr Erſcheinen hat nichts Auffallendes, da der Löwe als Wächter des Grabes ein ſehr gebräuchliches Symbol iſt. Dieſelben ſind an 5 Fuß hoch, jedoch nicht alle von ganz gleicher Größe, ſo daß man annehmen kann, ſie ſeien an Punkten von verſchiedener Höhe aufgeſtellt geweſen. Die Behandlung der Formen iſt auch nicht gleichmäßig, meiſt ſind ſie nach einem ziemlich ſtarren Schema geſtaltet und ſo den ſtrengen Formen der Architectur angepaßt; daneben ſind aber einzelne Köpfe von höchſter Lebendigkeit und Naturwahrheit; auch die große Verſchiedenheit in der Haltung der Krallen iſt bemerkenswerth. Stücke anderer Thiere, Löwin, Panther, auch ein koloſſaler Widder, ein Ochſe, ein Bär kamen vor, und da ein Hund von einer dem Bären entſprechenden Größe gefunden iſt, ſo können dies Theile einer Jagd ſein. An eine Anzahl freiſtehender Gruppen muß man wohl denken, denn es finden ſich Figuren auf einer Baſis, die Felsboden darſtellt, auch die erwähnte anſprengende Reiterfigur

Digitized by

kann nur in Verbindung mit einer andern gedacht werden, vielleicht einem niedergeworfenen Feinde oder einem Thiere, welches das Pferd von unten her anpackt.

Genügendere Vorstellung können wir uns von der Darstellung des Frieſes machen. Derſelbe umgab an dem Architrav des Pterons den ganzen Bau in einer Länge von etwa 370 Fuß. Da die 12 Platten des Caſtells, die aus Genua und die vier unter den Trümmern gefundenen über 90 Fuß Länge haben, ſo iſt doch immerhin der vierte Theil gerettet, die Platten ſind 2′ 11⅛″ hoch. Da ſie in einer Höhe von 80—90′ angebracht waren, ſind ſie in ſehr ſtarkem Relief gearbeitet, Arme und Beine treten frei heraus und ſind infolge deſſen auch ſtark verletzt. Dargeſtellt iſt eine Amazonenſchlacht; die Kämpferinnen ſind zum Theil beritten, die Griechen ſämmtlich zu Fuß. Die beſterhaltenen Platten ſind die vier von Newton gefundenen, und da ſich dieſelben an der Oſtſeite, wo Skopas arbeitete, befanden, ſo dürfen ſie vermuthlich dieſem Meiſter direct zugeſchrieben werden, und zwar um ſo eher, weil ſie Figuren von einer Schönheit enthalten, die neben dem berühmten Torſo der Niobide im Muſeum Chiaramonti beſtehen kann. Beſonders ſind die Körper der Amazonen von wunderbarer Fülle, Friſche und Lebendigkeit. Auch auf 3 Platten des Caſtells wird man berechtigt ſein, dieſelbe Hand zu erkennen, die anderen ſind von geringerer Bedeutung, und auch wenn es uns nicht überliefert wäre, daß verſchiedene Meiſter an den Sculpturen thätig waren, dieſer Vergleich würde es ergeben. Arge Flüchtigkeiten begegnen nicht ſelten. Ueberhaupt erſcheinen alle Figuren ſtark in die Länge gezogen, was jedoch in der Rückſicht auf die perſpectiviſche Wirkung begründet ſein mag. Letzterm Umſtande wird man es wohl auch zurechnen müſſen, daß die Figuren faſt niemals in ähnlicher Weiſe wie auf dem Parthenon oder Theſeion zuſammengedrängt ſind, ſondern vielmehr in loſer Vertheilung auf der Fläche für eine ſilhouettenhafte Wirkung berechnet erſcheinen. Durchgehends ſind ſie viel gewaltſamer, üppiger und mehr auf Effect gearbeitet, als die Werke aus der Zeit des Phidias.

Noch von zwei anderen Frieſen ſind Bruchſtücke gefunden, und zwar von einem Kentaurenkampf und einem Wagenrennen. Zu jenem gehört eine der 13 Platten des Caſtells, welche um einen Zoll niedriger iſt als die vorigen und von dem erſten Herausgeber Braun dem Amazonenkampf zugezählt wurde; einige andere Stücke deſſelben wurden von Newton gefunden. Welche Stelle er am Gebäude eingenommen hat, läßt ſich nicht beſtimmen, doch darf man aus dem ſehr ſtarken Relief auf ziemliche Höhe ſchließen.

Von flachem Relief und zarteſter Arbeit iſt dagegen der dritte Fries. Von den Wagenlenkern, die in langen Kleidern dargeſtellt ſind und daher von Newton fälſchlich für Weiber angeſehen wurden, iſt beſonders einer faſt unverſehrt erhalten, der die vollendetſte Arbeit zeigt. Auch der Marmor iſt viel feiner, ſodaß man ihm wohl einen Platz im Innern des Gebäudes anweiſen darf. Es

Digitized by Google

sind von demselben an 100 Bruchstücke gefunden worden. Auch einige Reliefs in Rahmen eingeschlossen fanden sich vor.

Unter den mannigfaltigen Gegenständen, die sonst noch erhalten sind und aus Terracotten, kleinen Schmucksachen, Gefäßen u. s. w. bestehen, zeichnet sich eine große Alabastervase aus, auf welcher in Hieroglyphen und Keilschrift Namen und Titel des Xerxes in verschiedenen Sprachen eingegraben sind. Sie entspricht vollständig einer in Griechenland gefundenen Vase von gleichem Material und mag wohl als Weihgeschenk in der Grabkammer aufgestellt gewesen sein. —

Man denke sich nun dieses weithin sichtbare Prachtdenkmal mit dem mächtigen reichverzierten Unterbau, seinen Grabtempel von 36 herrlichen Säulen umgeben, die 24 Stufen hohe Pyramide, die wie frei in der Luft schwebend auf der zierlichen ionischen Attika ruhte, das Viergespann und die hoheitsvolle Gestalt des Fürsten, die Hunderte von Statuen, welche das Denkmal schmückten, die Schaaren von Löwen, von den Zinnen herabschauend, die kühn belebten Friese, die viele hundert Fuß lang die Hallen umspannten, alle die Göttergestalten und Ahnenbilder, Reiter- und Jagdstücke: — und alle diese aus dem edelsten Marmor gebildeten Werke strahlend in der buntesten Farbenpracht einer durchgehenden Bemalung.

Bekanntlich wird die Frage, wie weit die antiken Tempel und Bildwerke, die wir nur in ihrem natürlichen Weiß kennen, bemalt waren, seit einer Reihe von Jahren von den Kunstgelehrten mit besonderer Vorliebe behandelt. Aus den vorgefundenen Spuren, auf die man erst in letzter Zeit aufmerksam geworden, ist jedenfalls schon so viel festgestellt, daß an allen vorhandenen Gebäuden die Ornamente farbig waren. Wenn nun auch bei manchen Bauten die besonders von Hittorf und Semper vertheidigte durchgehende Bemalung noch streitig ist, beim Mausoleum ist sie außer Frage gestellt. Und zwar waren hier sehr kräftige und satte Farben angewandt. Von ultramarinblauem Grund hoben sich die Ornamente scharlachroth ab, der Fond der Friese war ebenfalls tiefblau, die Figuren vollständig bunt, auch das Fleisch mit dem kräftigen bräunlichrothen Ton, welcher den südlichen Völkern eigen ist; die freistehenden Figuren in purpurfarbene Mäntel gehüllt, die Löwen braungelb mit rothgefärbten Rachen, Waffen und Geräthe von vergoldeter Bronze. In den Falten der Gewänder und an anderen geschützten Theilen fanden sich die Farbenspuren in solcher Menge und so übereinstimmend vor, daß kein Zweifel darüber obwaltet. An der freien Luft sind sie schnell verblichen, doch ist einiges durch besondere Vorsichtsmaßregeln noch erhalten worden.

Diese wichtige Thatsache wird in unserer Anschauung von dem Aussehen antiker Bauten und Statuen eine gewaltige Umwälzung fördern helfen, die zwar schon seit längerer Zeit angebahnt ist, aber an der von Jugend an ge-

Digitized by

wohnten Vorstellung von der schneeweißen Antike einen schwer zu besiegenden Gegner hat. Vielleicht gelingt es bei dem neuentdeckten Mausoleum, welches in seiner jetzigen weißgrauen Erscheinung noch nicht mit unseren Vorstellungen verwachsen ist, das gewohnte Vorurtheil gegen die farbige Kunst zu überwinden; es würde wohl noch leichter sein, wenn man in jener glücklichen Welt gelebt oder wenn es jemandem gelingen könnte, den tiefblauen Himmel, das helle Grün der nie welkenden Eichenhaine, das schimmernde Silbergrau der Oliven, die Purpurgluth des hellenischen Meeres mit der strahlenden Inselkette des Archipelagus würdig zu schildern. Ein werthvoller Anhaltspunkt ist unserer Phantasie in der Beschreibung der Tracht der kleinasiatischen Griechen gegeben, die sich bei Athenäus erhalten hat und auch von Semper zu diesem Behuf angeführt wird: „Die Joner in Ephesus haben veilchenblaue, purpurn und safrangelb gemusterte Unterkleider, deren Bordüren gleichmäßig mit allerhand Arabesken geschmückt sind, ihre Mäntel sind apfelgrün und purpurn oder weiß, zuweilen auch dunkelviolett wie das Meer. Die Kalasiren (lange mit Troddeln besetzte Gewänder) sind korinthische Arbeit, davon sind einige purpurfarbig, andere veilchenfarbig, andere wieder hyacinthfarbig; manche nehmen sie auch feuer- oder meerfarben. Auch sind persische Kalasiren häufig, die schönsten von allen; man sieht auch sogenannte Aktäen, die unter allen persischen Ueberwürfen als die kostbarsten gelten, ein sehr dichtes Gewebe, durch Dauer und Leichtigkeit gleich ausgezeichnet und mit goldenen Flittern besäet. Jedes Flitterchen ist mit einem durch das mittlere Auge gezogenen Purpurfaden an die innere Seite des Gewandes befestigt."

In einer Umgebung von so überschwenglicher Farbenpracht kann gewiß ein Gebäude nur harmonisch wirken, wenn es sich gleichfalls durch kräftige und entschiedene Färbung zur Geltung bringt.

Leider fehlt es in Deutschland noch fast gänzlich an den Hilfsmitteln, um eine Anschauung jenes Weltwunders zu gewinnen. Nicht einmal für das berliner Museum sind die Abgüsse von der Kolossalstatue des Mausollos und den neu gefundenen Bildwerken und Architecturresten angekauft, nur die Abgüsse der in Budrum und Genua erhaltenen Platten sind vorhanden, aber an verschiedenen Wänden des Treppenhauses so zerstückelt und hoch angebracht daß eine Würdigung derselben kaum möglich ist.*) Dagegen befindet sich im bonner Museum die Figur des Mausollos schon seit länger als einem Jahre, und so gehört für den, der nicht gerade nach London fahren will, der alte

*) Die Platten von Budrum sind Nr. 56—63 und 90—97, die 3 Stück der Platte von Genua Nr. 104—106. Diese letzteren sind mit den beiden Langseiten und einer Schmalseite des berühmten Fuggerschen Amazonensarkophags aus Wien zu einem Reliefstreifen zusammengegipst und auch im offiziellen Katalog als Theile jenes Sarkophags verzeichnet.

Digitized by Google

Asiatenfürst einstweilen zu den Sehenswürdigkeiten des Rheinlandes. Uebrigens ist auch der jetzige provisorische Aufbewahrungsort der Originale im British Museum wenig dazu angethan, die Schätze völlig genießbar zu machen. Dazu muß die Vollendung der neuen Baulichkeiten abgewartet werden, deren Kosten bereits vom Parlament bewilligt sind. Julius Lessing.

Napoleon und der Norddeutsche Bund.

Noch dauert, während dies geschrieben wird, das Staunen über ein militärisches Abenteuer, welches seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht möglich war; auf demselben militärischen Operationsgebiet agirten zu gleicher Zeit vier Heerkörper neben einander, von denen jeder eine andere Politik verfocht und starkes Mißtrauen oder feindselige Gesinnung gegen die Sache, den Feldherrn oder die Mannschaft der übrigen Heere hegte. Da sich die vier Parteien im Patrimonium Petri nicht so einigen konnten, wie die Midshipmen des Cpt. Marryat bei dem berühmten Triangelduell, daß jeder auf seinen Nachbar zur Rechten schieße und dieser den Schuß weiter gebe, so mußte eine Vereinigung von zwei gegen zwei oder von drei gegen einen stattfinden. Das Letztere trat ein. Den unklaren Stellungen folgt eine neue Unterordnung Italiens unter die französischen Waffen, wobei Garibaldi geopfert und die Verlegenheit des Kaisers Napoleon dadurch abgewandt wird, daß er in der Form Recht behält und aufs neue als der große Schiedsrichter italienischer Wirren erscheint, und daß in Wahrheit die letzte Lösung der römischen Frage wieder auf einige Jahre hinausgeschoben, Italien vielleicht mit einem neuen Lappen des Kirchenstaates und mit neuen Schulden des Papstthums begabt, und der Mißmuth der Italiener und der Mißmuth der Franzosen über neue unfruchtbare Halbheit gesteigert wird. Aber selbst dieser friedliche Ausgang ist noch keineswegs gesichert.

Die deutsche Presse darf im ganzen das Lob für sich in Anspruch nehmen, daß sie das Große und Gute in der Politik Kaiser Napoleons unbefangen gewürdigt und die besonderen Schwierigkeiten seiner Stellung gerecht beurtheilt hat. Als der Kaiser im Bündniß mit England den Krimkrieg unternahm, im Bündniß mit Italien gegen die Heere Oestreichs einen neuen großen Staat schuf und die folgenden Friedensjahre dazu benutzte, um in Frankreich die wirthschaftliche Herrschaft der Schutzzöllner zu brechen; da war in ganz Europa die Empfindung oben auf, daß er trotz seines Cäsarismus nicht nur dem französischen Volk wohlzuthun wußte, sondern daß in seinem sinnenden Haupt auch große Gedanken zur That wurden, deren Segen für Europa größer war, als die Gefahren seines Regierungsprincips. Freilich war schon damals in seiner Politik etwas, was ihm die höchsten Resultate beeinträchtigte; der Friede mit Rußland brachte keinen dauernden Gewinn, der in irgend welchem Verhältniß zu Blut und Kosten des Kampfes stand; die zerstörten Schiffe Rußlands sind wieder gebaut, weder sein Einfluß noch seine Eroberungen im Orient wurden gedämmt; nur für die Türkei war ein neues Provisorium von einigen Jahren geschaffen, und Kaiser Napoleon hatte sich den Franzosen und dem Ausland auf einige Jahre imponirend gemacht. Auch in Italien, wo ein großes Volk nach nationaler Unabhängigkeit rang, war der erste Sieg nicht ganz nach dem Willen

Digitized by Google

des Kaisers; seine Pläne für Venetien wurden durch die Zeit und zuletzt durch die preußischen Waffen als unhaltbar widerlegt, die Bewegung überflog seinen Willen und den persönlichen Erfolg, den er nach dem Frieden von Villafranca gewonnen, er hatte der Mehrzahl der Italiener Gelegenheit gegeben, zu einer Nation zusammen zu wachsen; aber er hatte ihnen zu gleicher Zeit Grenzpfähle gesteckt, welche den nationalen Stolz tief demüthigten und vielen die Abhängigkeit des neuen Staates von Frankreich als unerträgliche Last erscheinen ließen. Auch bei den großen Culturen im Innern machten die Franzosen die Erfahrung, daß kräftige Gedanken des Kaisers sich bei der Ausführung in kleinlicher Weise umbogen. Es war ein großer Plan des unbeschränkten Herrschers, holzarmen Landschaften die versiegenden Wasseradern dadurch zu füllen, daß seine Regierung die Anpflanzung von Wäldern im größten Stile begann. Aber in die Ausführung einer radicalen Maßregel drängten sich schwächliche Rücksichten, welche sie zum großen Theile illusorisch gemacht haben. Es war wieder ein starker Gedanke, den Volksunterricht neu zu organisiren, und wieder hat die Rücksicht auf die Herrschaft der katholischen Geistlichkeit und die Unzufriedenheit unwissender Landbewohner dem Willen das Vollbringen verkümmert.

Wir Deutsche verstehen leicht, daß die Macht des Kaisers der festen Grundlagen entbehrt, durch welche das herkömmliche Regiment eines Fürstenhauses gestützt wird. Er hat seine Herrschaft den Franzosen aufgezwungen und ist immer noch in der Lage, seine Berechtigung dadurch zu erweisen, daß er einer stolzen und sehr empfindlichen Nation gefälligen Ruhm und Erfolge darbietet. Wenn er in den letzten Jahren auch nach dieser Richtung kein Glück gehabt hat, so blieben die Fehler in seiner Rechnung niemandem verborgen. Bei der Expedition nach Mexico, in den Verhandlungen um Luxemburg waren es durchaus zufällige persönliche Auffassungen, und das momentane Bedürfniß, durch neue Ueberraschungen zu imponiren, welche ihn zu gewagten Schritten fortgerissen haben, die nur ein glänzender Erfolg rechtfertigen konnte. Und im letzten Grunde scheint er selbst bei diesen Operationen im innern Zwiespalt gewesen zu sein. Die mexicanische Expedition war zuerst ein Frauenproject, dem er halb passiv nachgab. Auch in der Frage unserer Westgrenzen ist der Kaiser zuverlässig überzeugt, daß die Befestigung des deutschen Staates auf die Länge nicht zu verhindern ist, und daß diejenige Politik ernste Gefahren bereitet, welche einer aufstrebenden Nation Demüthigungen aufzuerlegen sinnt. Aber seine Abhängigkeit von Erfolgen und sein Bedürfniß, die Vorurtheile und Animositäten der Franzosen zu respectiren, ist so groß, daß er trotzdem gewagte Geschäfte, bei denen ihm selbst vielleicht unheimlich ist, nicht zu meiden vermochte.

Noch auffallender wird dies vor der neuesten Entsendung seines Heeres in den Kirchenstaat. Wenn es etwas giebt, was ihm seinem ganzen Wesen nach unbequem sein muß, so ist dies die gegenwärtige Stellung des Papstthums zu den Regierungen. Er hat nie Besseres in Rom gefunden, als Mißtrauen und Feindseligkeit, das Ideal seines Cäsarismus wäre eine französische Landeskirche, deren Katholicismus auf Cultur und Nationalität des Volkes beruht, welches er beherrscht. Und doch wollte er nicht vermeiden, für eine unfruchtbare und auf die Dauer unmögliche Conservirung der weltlichen Macht Sr. Heiligkeit marschiren zu lassen und den Frieden Europas und seine eigene Stellung in Frankreich dadurch zu gefährden.

Man behauptet, daß die ganze Expedition im geheimen Einvernehmen mit dem König von Italien unternommen sei, daß der Marquis Pepoli die vertraulichen Verhandlungen eingeleitet habe, welche jetzt Lamarmora fortführe, und daß der Kaiser nichts anderes beabsichtige, als die Stadt Rom und die Häuslichkeit

Digitized by Google

des Vaticans für ein freies Hospiz der Christenheit zu erklären, den Italienern aber die Provinzen des Kirchenstaats zu überlassen. Wäre dies der Fall, so würde dieser plötzliche Feldzug ein übergefährliches Spiel, das dem Kaiser zuletzt nur Schaden bringen könnte, weil es Erfolge von vorn herein ausschließt und den Stolz der Franzosen aufregt und täuscht. Man erklärt sich das gewagte Einrücken der Italiener leichter aus dem absoluten Zwange, in welchen die italienische Regierung durch die übereilte Expedition der Franzosen versetzt war. Wenn sie nach den Mißerfolgen des letzten Jahres den Fremden die Disposition über die Zukunft des Kirchenstaates überließ, so war dies in den Augen der Italiener einer Abdankung Victor Emanuels gleich und das Signal zu revolutionären Bewegungen und zum Abfall unzufriedener Provinzen. Wohl aber wußte sie, daß die persönliche Ansicht des Kaisers einer Conservirung der weltlichen Macht des Papstes nicht leidenschaftlich zugethan sei, und hegte die Hoffnung, durch entschlossenes Behaupten einer selbständigen Stellung zuletzt aus der Verlegenheit Frankreichs bessere Bedingungen zu erhalten. Aber freilich wich ihr Muth bei dem Drohen Frankreichs, und der Rückzug ihres Heeres kann leicht das Signal zu einer Aufregung in Italien werden, welche ihr den Zwang auflegt, von neuem Widerstand zu leisten.

Auch in diesem Falle gehört die römische Expedition des Kaisers zu den unheimlichsten politischen Unternehmungen, welche unser Zeitalter erduldet hat, die Kriegslunten flackern über dem Pulverfaß, und niemand vermag zu sagen, welche Entscheidung die nächsten Wochen bringen werden.

Unsere Stellung zu der Frage kann nicht zweifelhaft sein. Es handelt sich für uns zunächst nicht darum, ob der Kirchenstaat als souveräner Staat dauern soll oder nicht, sondern sehr entschieden darum, ob Europa das herrische Disponiren des französischen Kaisers über das Schicksal fremder Nationalitäten noch schweigend ansehen darf. Wir Deutsche brauchen Frieden und wollen Frieden halten; aber dem Bunde liegt ob, wie jeder Großmacht Europas darüber zu wachen, daß dieser Friede nicht allstündlich durch einen großen Kriegsbrand gefährdet werden kann. Der Kaiser selbst hat durch die Constituirung des Königreichs Italien, ja sogar durch die gewundenen Bestimmungen des Septembervertrags die Italiener darauf hingewiesen, die nationale Einheit ihres Landes zu fordern; wenn Kaiser Napoleon jetzt seine Brigaden den Consequenzen einer politischen Lage, die er selbst geschaffen, entgegenwirft, und die italienische Regierung dadurch in Italien selbst unmöglich macht, so haben wir vor allem eins einzuwenden: ein deutsches und ein europäisches Interesse ist geworden, daß die Regierung König Victor Emanuels dauere und sich befestige; wer jetzt mit Waffengewalt dahin arbeitet, die Consolidirung Italiens unmöglich zu machen, der thut, was zum Schaden Europas ist und es liegt im gemeinsamen Interesse, diesem Zerstörungstriebe zu steuern.

Wir haben in Italien zunächst ein europäisches Interesse zu wahren, erst in zweiter Linie ein deutsches. Es ist also anzunehmen, daß die Bundesregierung vor allem versuchen wird, in Gemeinschaft mit anderen Großmächten, mit England und Rußland, ihre Entschlüsse zu fassen. Unsere specielle Stellung zu Frankreich ist uns keinen Augenblick zweifelhaft. Wir haben herzliche Friedensversicherungen des Kaisers erhalten, und wir wissen, daß seine Rüstungen mit einer Hast und Energie fortgesetzt werden, welche nicht vorzugsweise Italien im Auge hat, und welche den Kaiser vielleicht wider seinen Willen zum Kriege fortreißen kann. Wir beobachten auf Gruß und Streit gefaßt diese entgegengesetzten Strömungen seiner Gedanken oder seiner leitenden Umgebung. Wir haben bei der Organisation unseres Heeres nicht nöthig, zum Kriege zu

Digitized by Google

rüſten und wir werden die friedliche Arbeit, in welcher wir jetzt ſtehen, die Befeſtigung und Erweiterung des deutſchen Bundes, nicht abhängig machen von zufälligen Drohungen oder Kriegslaunen unſeres Nachbarn. Wir ſelbſt finden in unſeren häuslichen Angelegenheiten keine Veranlaſſung zu einem Kriege mit Frankreich, ja wir hegen den innigen Wunſch, daß die Fäden, welche in dieſem Jahre durch die Induſtrieausſtellung zwiſchen uns und Frankreich geſponnen ſind, beiden Völkern Vortheile bringen, Annäherung und Freundſchaft vermehren. Aber wir ſind gezwungen, mit Befremden auf eine kaiſerliche Politik zu blicken, welche uns unſtät, experimentirend und faſt unberechenbar erſcheint, und wir fragen erſtaunt: wo blieb die kluge Sicherheit und das vorſichtige Abwägen, welches ſonſt überraſchenden Schritten des Kaiſers den Erfolg geſichert hat? Und wo ſeine weiſe Mäßigung in wohlbedachten Plänen? Und welchen dauernden Vortheil erwartet er von ſeinem Römerzuge für Frankreich und ſich ſelbſt?

♀

Literatur.

H. Heines Leben und Werke, von Adolf Strodtmann (Berlin bei Franz Dunker).

Eine Biographie Heines zu ſchreiben iſt heut zu Tage ein mehr wie kühnes Unternehmen. Der einſt hoch gefeierte Dichter des Buchs der Lieder und der Reiſebilder ſteht gegenwärtig im Zenith ſeiner Unpopularität. Die Reaction gegen das Unweſen, das unter der Firma des jungen Deutſchland getrieben wurde, hat ihr Werk noch nicht ganz gethan, ihre Vertreter gehorchen noch jenem Geſetz des ſich gegenſeitig Ueberbietenwollens, das nach jeder gewaltſamen Erſchütterung der Geiſter eine Zeit lang einzutreten pflegt. Iſt eine neue Richtung ans Ruder gekommen, ſo mühen ſich diejenigen, welche an dem Siege Theil genommen, im Wettkampf um die ſchärfſte Formel der Verurtheilung des geſtürzten Götzen ab. Das iſt von je ſo geweſen und hat ſeine relative Berechtigung. Kaum gegen einen der Repräſentanten der Poeſie des Weltſchmerzes und der Zerriſſenheit hat die Nachwelt ſo ſtreng verfahren müſſen, wie gegen Heine, denn keiner hat ſo viel Schaden angerichtet, wie dieſer, keiner ſteht in ſo ſchroffem Gegenſatz zu dem nüchternen, ſittenſtrengen Realismus unſerer Tage, wie er, der nie aus der Negation heraus kam, und die Verhöhnung der beſtehenden Weltordnung zur Parole eines ganzen Geſchlechts machte. Uns die wir in Reih und Glied kämpfen und dem ſtrengen Geſetz der Unterordnung unter beſtimmte, abgegrenzte Zwecke blindlings gehorchen ſollen, uns muß der maßloſe Subjectivismus, mit welchem der Dichter des Wintermärchens jede ſeiner wechſelnden Stimmungen zum Ausdruck brachte und alles angriff und verhöhnte, was ihm nicht in den poetiſchen Kram des Augenblicks paßte, beſonders verhaßt ſein. Dazu kommt, daß Heines Perſönlichkeit dem deutſchen Sinn und Charakter immerdar fremd und antipathiſch geweſen iſt. Wenn es wahr iſt, daß der Menſch zu den „ernſthaften" Beſtien zählt, ſo gilt das von dem Deutſchen in eminenter Weiſe. Alles kann der Deutſche verſtehen, nur den Scherz nicht — oder genauer geſagt, den Scherz mit ernſten Dingen. Eine poetiſche Natur, die immer nur unter dem Eindruck jeweiliger

Digitized by Google

Stimmung urtheilt und nach den Zufälligkeiten dieſer heute einen und morgen einen andern Ton anſchlägt, muß der Natur der Sache nach dem Deutſchen unverſtändlich bleiben. Und ſo iſt es Heine von je gegangen, auch zur Zeit ſeines Ruhms und ſeiner Herrſchaft über die Geiſter. Weil er in einer Zeit lebte, in welcher die Menſchheit nach einer neuen Weltordnung rang, und weil er die Ausgeburten ſeiner Phantaſie gelegentlich für Stücke dieſer ausgab, ſah man ihn für einen Propheten derer an, welche noch kommen ſollen, beurtheilte man ihn als ſolchen. Daß man ihn je für einen wirklichen Feind der beſtehenden Weltordnung, für einen radicalen Revolutionär genommen, daß ſeine Predigten für die Emancipation des Fleiſches für mehr, als luftige Träume einer verirrten Phantaſie, gehalten worden ſind, — das bezeugt deutlich, daß wir „keinen Scherz verſtehen", ſondern denſelben ebenſo ernſt auffaſſen, als es der Dichter ſelbſt gethan. Mit dem was ein Dichter ernſt meint, iſt es aber ein anderes Ding, als mit dem Ernſt des gewöhnlichen Menſchen, zumal wenn dieſer Deutſcher iſt. Wenn Heines glutherfüllte Phantaſie eine Zukunft träumte, in welcher es nur Könige geben ſollte, die ſich auf Roſenbetten wälzten und aus goldenen Bechern unendliche Luſt tranken, ſo war das ein poetiſcher Traum, mit dem es der Dichter allerdings „ernſt" meinte, aber nicht länger, als die Stimmung dauerte, aus welcher dieſes Traumbild gefloſſen. Genau ebenſo war es um ſeine frechen Läſterungen der Weltordnung und ihrer Symbole beſtellt; ſie rührten aus Stimmungen her, die er fixirte, um ſie im nächſten Augenblick wieder zu vergeſſen. Wer Stimmungen dieſer Art nicht kannte oder künſtlich in ſich hervorbringen mußte, nahm dieſelben für die Forderungen einer beſtimmten Weltanſchauung, für ein neues Evangelium, gerade ſo wie man aus Börnes Lobpreiſungen des franzöſiſchen Weſens auf eine abſichtliche Herabſetzung der deutſchen Eigenthümlichkeit ſchließen zu müſſen glaubte. Daß es nicht die Beſten waren, die aus den Cynismen und Läſterungen des Dichters ein Syſtem machten, ſeine ſittenloſe Zerfahrenheit und Lüderlichkeit für die Bedingung einer poetiſchen Weltanſchauung ausgaben, verſteht ſich von ſelbſt, und daß man die Leichtfertigkeit, die zu dieſen Verirrungen Anlaß gegeben, hart verurtheilte, war durchaus berechtigt.

Nur durfte von den Nachahmern nicht auf das Weſen des Orginals geſchloſſen werden. Heine der Dichter, war nicht ſchuld daran, daß die „unbehilfliche Ehrlichkeit" ſeiner Verehrer aus ihm einen Propheten, aus den Ausbrüchen verflogener Stimmungen Evangelien gemacht hat. Dieſe Verehrer gehen ebenſo in die Irre, wie ihre Gegner, die über dem Socialiſten und cyniſchen Prediger der Fleiſchesemancipation den Stab brechen. Will man Heine richtig beurtheilen, ſo muß man ihn als den nehmen, der er wirklich war, als Poeten, der ſeine Stimmungen gelegentlich auch in die politiſchen und ſocialen Kämpfe des Tages hineintrug. Der uralte Conflict zwiſchen der innern Welt des poetiſchen Gemüths und der herben unerbittlichen Wirklichkeit kleidete ſich bei ihm in ein neues Gewand; er griff die Realität nicht als ſolche an, ſondern zog gegen ihre zeitweiligen Erſcheinungen zu Felde, ein Kampf, in welchem er mit den revolutionären Schwärmern für das junge Europa zuſammentraf, um von dieſen und von anderen ehrlichen Leuten für ihresgleichen gehalten, mit ihnen gefangen und gehangen zu werden.

Soll Heine der Platz in der deutſchen Literatur geſichert werden, auf den ſein herrliches Talent Anſpruch hat, ſo muß ſein irdiſches Theil wie das Gewand

Digitized by Google

der Helena von ihm abgestreift werden, darf der Dichter allein übrig bleiben. Aber gerade an dem frechen Cynismus, in welchem er sich gelegentlich wälzte, um die krampfhaften Spannungen seines allzu fein besaiteten Gemüths los zu werden, — an dem giftigen Spott, mit welchem er sich an den Idealen rächte, nach denen er vergebens die Arme ausgestreckt hatte — an diesem irdischen Theil hing die große Zahl der Verehrer Heines, um die Blößen der eigenen Verkommenheit mit dem Gewande zu verhüllen, das er über den Koth gebreitet hatte, um den Weg, der, wie er glaubte, in das wirkliche Leben führte, wieder gewinnen zu können. Daß er in Augenblicken der Verzweiflung an den Idealen des Lebens das „schöne helle Lachen", gelegentlich auch das banale Behagen an gemeinem Genuß, als höchste Güter anpries, „ein Schlückchen Rum und Hoffnung in Liebe und Glauben" für genügend erklärte, um durch die Welt zu kommen — das hat ihm eine große Gemeinde geschafft, die in das Heiligthum seiner wahren Dichtungen doch niemals eingetreten ist, das andererseits diejenigen abgestoßen, die den Weg durch den schmutzigen Vorhof, die Gemeinschaft mit lüderlichen Laffen und übersatten Geldleuten scheuten, welche sich für des Dichters Genossen ausgaben, weil sie seinen verzweifelten Spott als den Witz eines vollen Magens betrachteten.

Ob dem Buch, das sich die Aufgabe gestellt hat, den verlästerten Dichter mit seiner Nation zu versöhnen, die Erreichung dieses Ziels gelingen wird, muß vor der Hand noch zweifelhaft bleiben. Der Biograph scheint dem radicalen Standpunkte, auf dem Heines Zeitgenossenschaft sich befand, zu nah zu stehen, um denselben vollständig übersehen und beurtheilen zu können. Er redet, wie uns scheint, die Sprache einer vergangenen Zeit und bringt das sittliche Richtmaß derselben mit, statt rücksichtslos zu verurtheilen, was gerechtem Urtheil verfallen, die sittliche Leichtfertigkeit, die schon dem Jüngling anhaftete, dem Feuer preiszugeben und dadurch dessen unsterbliches Theil zu retten. Wer über die Verirrungen des berliner Studenten hinweggleitet, wird auch für die Verkommenheit des pariser Roués Rath zu schaffen wissen. Zunächst sprechen wir diese Befürchtung aus — ein Urtheil ist noch nicht möglich, da der bisher erschienene Theil des Strodtmannschen Buchs nur bis zu Heines Studentenjahren führt. Dafür lassen sich die Vorzüge dieser Arbeit schon jetzt feststellen. Der Verfasser scheint im Besitze eines reichen und zuverlässigen biographischen Materials zu sein, mit welchem er hauszuhalten versteht. Ohne breit oder geschwätzig zu werden, giebt er genaue Kunde über Heines Familienverhältnisse und Jugendbeziehungen, ermöglicht eine wirkliche Vorstellung von dem Lebens- und Entwicklungsgange des Menschen und Dichters. Darauf, nicht auf die Urtheile und Meinungen, welche im einzelnen abgegeben werden, kommt es unseres Erachtens in einer Biographie an. Das geistige Bild des geschilderten Charakters richtig zu zeichnen, ist nicht jedermanns Ding, dem Leser muß durch das mitgetheilte Material aber die Möglichkeit geboten werden, diese Arbeit nöthigenfalls selbst zu thun. In diesem Sinn heißen wir das Strodtmannsche Buch willkommen und sehen wir der Fortsetzung desselben mit Interesse entgegen. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 47.

Ausgegeben am 15. November 1867.

Inhalt:

Franz Bopp . . . . . Seite 285
Norddeutsche Kriegsmarine. Panzerschiffe: der „Arminius" . . . 291
Aus Schwaben 307
Politische Rundschau. (Der französische Congreßvorschlag) . . . 314
Historische Literatur 321

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Literarische Beilage von Julius Niedner in Wiesbaden.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Complet in neuer berichtigter Ausgabe (Herbst 1867), welche die jüngsten politischen und geographischen Veränderungen aufgenommen hat, erschien im **Bibliographischen Institut** in Hildburghausen und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Meyer's grosser Hand-Atlas in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein.

Preis: In Mappe **12½ Thlr.** — in ächten Saffian gebunden **15 Thlr.**

Meyer's kleiner Hand-Atlas, allgem. Auszug in 30 Karten. Geb. 4 Thlr.

— do.	— do. —	für	Nord-Deutschland,	do.	32	„	„	4¼ „
— do.	— do. —	„	Süd-Deutschland,	do.	30	„	„	4 „
— do.	— do. —	„	Oesterreich,		30	„	„	4 „

Soeben ist **vollständig** erschienen im **Bibliographischen Institut** in Hildburghausen:

Meyer's neues Konversations-Lexikon in 15 Bänden.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, reich illustrirt.

Preis: Geheftet, 30 Theile, mit allen Karten und Illustrationen. **30 Thlr.**
Gebunden, 15 Leinwandbände und 1 Illustrationen- und Kartenband. **35½ Thlr.**
do. 15 Halblederbände und 1 do. **38 Thlr.**
do. 15 do. mit den Illustrationen dem Text eingeheftet **38 Thlr.**

Vorstehende Ausgaben sind sämmtlich complet **vorräthig** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** ist erschienen:

Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd.

Haushaltungskunst und Gesundheitspflege auf wissenschaftlichen Unterlagen.

Den deutschen Frauen gewidmet.

Als zweite Auflage der Chemischen Bilder aus dem täglichen Leben herausgegeben

von Dr. **Wilhelm Hamm.**

Octav-Format. Elegant gebunden in Farbendruck-Umschlag. 28 Sgr.

Im Verlag von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach Abessinien, den Hasa-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862

von

M. Th. von Heuglin.

Mit 10 Illustrationen in **Farbendruck und Holzschnitt**, ausgeführt von **J. M. Bernatz**, nebst 1 lithogr. Tafel und **Originalkarte** v. Abessinien.
Groß-Lex.-8°. in elegantester Ausstattung. 5 Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten Reisenden enthält seine Erlebnisse in Ostafrika und die wissenschaftlichen Resultate in allgemein verständlicher und anziehender Form vorgetragen und wird nicht verfehlen, in Deutschland wie im Auslande verdiente Anerkennung zu finden.

Der Verfasser giebt außerdem **wichtige** Aufschlüsse über **König Theodor** von **Abessinien**, welchen er besuchte und mit dem er in **freundschaftlichem** Verkehr stand, und gewinnt das Werk durch die von **England** gegen diesen Herrscher eingeleitete **Expedition** jetzt **doppelt** an **Interesse** und **Wichtigkeit.**

Bei **H. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

Bilder

von

Gustav Freytag.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dieser Band, welcher fast durchgängig neue Aufsätze enthält, bildet zugleich die erste Abtheilung des zweiten Bandes der Bilder aus der deutschen Vergangenheit in ihrer neuen Umarbeitung.

Das nun vollständig erschienene Werk behandelt die **Geschichte des deutschen Volks von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart** und umfaßt folgende vier Bände:

Band I: **Aus dem Mittelalter.** Preis: 2 Thlr. 7½ Ngr.
„ II: 1. Abtheil.: **Vom Mittelalter zur Neuzeit.** (1200 bis 1500). Preis: 1 Thlr. 22½ Ngr.
„ II: 2. „ **Aus dem Jahrhundert der Reformation.** (1500 bis 1600). Preis: 1 Thlr. 15 Ngr.
„ III: **Aus dem Jahrhundert des großen Kriegs.** (1600 bis 1700). Preis: 2 Thlr.
„ IV: **Aus neuer Zeit.** (1700 bis 1848). Preis: 2 Thlr.

Das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig und jeder Band einzeln zu haben.

Digitized by Google

Franz Bopp.

Wiederum ist einer jener großen Gelehrten abgeschieden, deren erstes Auftreten mit dem Aufschwunge der deutschen Nation im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zusammenfällt, deren dauernde Vereinigung Berlin so lange Zeit zu einem unübertroffenen Mittelpunkt vielseitigster Wissenschaft machte. Der Name Franz Bopp ist in weiteren Kreisen weniger bekannt als mancher andere von gutem Klange; ja, bevor im Mai des vorigen Jahres sich von allen Enden der Welt Schüler und Verehrer des großen Sprachforschers vereinigten, um das fünfzigjährige Jubiläum seiner Autorschaft durch eine seiner würdige Stiftung, durch die auch von Leipzig aus reichlich geförderte Boppstiftung zu begehen, ist dieser Name in Blättern von nicht streng gelehrtem Charakter überhaupt nur selten genannt. Und doch ist ihm in den Jahrbüchern der Wissenschaft der ehrenvollste Platz gesichert.

Franz Bopp, geboren zu Mainz im Jahre 1791, empfing in seiner Jugend wesentliche Anregungen von Seiten der Schule, die wir die romantische zu nennen pflegen. Die Männer dieser Richtung suchten bekanntlich, in einem gewissen Gegensatz gegen die klare Regel des Classischen und gegen die herrschenden Maximen der sogenannten Aufklärung, zu Anfang dieses Jahrhunderts die Befriedigung ihres mehr auf das Geheimniß- und Gemüthvolle gerichteten Strebens im Orient und in den Literaturen, welche die neueren Völker in ihrer Jugendperiode entwickelten. Eben damals war die Kunde von jener merkwürdigen Sprache nach Deutschland gedrungen, welche, wie ein englischer Gelehrter, William Jones, bemerkt hatte, vollkommener sei als die griechische, reicher als die lateinische, feiner als beide. Und diese Sprache verhüllte eine reiche Literatur, deren wenige schon bekannt gewordene Proben zu weiterm Studium reizten, während in den Bibliotheken von Paris und London noch unermeßliche Schätze dessen harrten, der sie zu heben verstand. Niemand war dafür eifriger als der jugendliche Bopp. Von der bayrischen Regierung unterstützt ging er, 21 Jahr alt, nach Paris, und wenige Jahre darauf traten die

Digitized by

ersten Früchte seiner Arbeiten noch unter der Aegide seines jetzt fast verschollenen Lehrers Windischmann an das Tageslicht. „Von der Sprache und Weisheit der Inder" hatte schon Friedrich Schlegel Wunderdinge berichtet. Auch Bopp brachte von beidem etwas. Sein erstes Buch, das berühmte, „Conjugationssystem", obwohl im wesentlichen, wie der Titel zeigt, sprachlichen Inhalts, bot im Anfang Uebersetzungen aus der indischen Literatur. Und seitdem war eine der großen Aufgaben, die Bopp löste, die durch eine Reihe wissenschaftlich gediegener und zugleich praktisch angelegter Bücher die Kunde des Sanskrit, bis dahin der Geheimbesitz Weniger, auch in Deutschland jedem Lernbegierigen zu ermöglichen. Aber nicht darin liegt Bopps Hauptverdienst. Wohl erschlossen sich in Nal und Damajanti, in der Sakuntala liebliche Blüthen einer Poesie von eigenthümlichem Duft, wohl tauchte durch das vereinte Wirken einer ansehnlichen Reihe von Gelehrten aus tiefem Dunkel eine merkwürdige, viele Jahrhunderte hindurch gepflegte vielseitige Cultur auf, von der aus später der Blick in die ältere Periode der Weden fallen sollte, aber die Hoffnungen der Romantiker auf ungeahnte Tiefen orientalischer Weisheit wurden doch nur zum geringsten Theile erfüllt. Dafür aber fand man, was man nicht suchte, ja nicht einmal ahnte, eine neue Wissenschaft, die allerdings über die Anfänge der begabtesten Culturvölker wichtige Aufschlüsse brachte, aber nicht durch geheimnißvolle Sinnsprüche oder uralte Offenbarungen, sondern auf dem Wege nüchternster Forschung, genauer Zusammenstellung, unerbittlichen Schließens aus einem mit deutschem Fleiße erworbenen Material. Schon vor Bopp war fast gleichzeitig von je einem englischen, französischen und deutschen Gelehrten bemerkt, daß jene formenreiche und durchsichtige Sanskritsprache mancherlei in die Augen springende Aehnlichkeiten mit dem Griechischen und Lateinischen habe. Vieles lag so offen vor, daß man nur hinzublicken brauchte, um es zu finden. Agnis heißt Feuer im Sanskrit, ignis im Lateinischen, dânam Geschenk dort, donum hier, nâman Name bei den Indern (und Gothen), nomen bei den Römern. Die Silbe sta bedeutet in allen diesen Sprachen mit geringen Modificationen „stehen". Von da aus kam man nun auch schon zu der Annahme eines ursprünglichen Zusammenhanges dieser Sprachen. Aber es blieb bei vereinzelten Vergleichungen ohne bestimmte Grundsätze. Flattergeister, an denen es für diese Wissenschaft nie gefehlt hat, stellten daneben Uebereinstimmungen mit anderen Sprachen, ohne daß man zwischen Curiositäten und durchgreifenden Uebereinstimmungen zu unterscheiden verstand. Wörter wandern wie Waaren von Land zu Land, von Volk zu Volk. Konnte nicht bald der Zufall, bald solche Wanderung eines vereinzelten Wortes der Grund der Gleichheit sein? Wenn der Inder das Erz ajas, der Römer aes nennt, so konnte ja vielleicht, wie der Thee — Namen und Sache — von China nach Europa, so dort Wort und Sache, sei es von Indien nach Rom, sei es von einem

Digitized by Google

dritten Orte nach beiden Richtungen gewandert sein. Endlich gab es noch eine dritte Möglichkeit. Es könnte eine Naturnothwendigkeit geben, vermöge welcher gleiche Begriffe in den Sprachen durch gleiche oder ähnliche Laute bezeichnet werden müßten. Beruhte die Uebereinstimmung zwischen dem Sanskrit und jenen anderen Sprachen auf einer dieser drei Anlässe, so würde sie zwar immerhin bemerkenswerth, aber nicht geeignet sein, darauf weitere Schlüsse über eine uralte Gemeinschaft dieser Sprachen zu gründen. Und da hat nun eben Bopp zuerst so zu sagen die Formel gefunden um richtig zu unterscheiden und zu entscheiden. Nichts haftet so fest an der Sprache als die Form, namentlich als jene kleinen beweglichen selten vorn, öfter hinten angefügten Silben oder Einzellaute, welche in den am reichsten ausgestatteten Sprachen den Zweck erfüllen, die mannigfaltigen Beziehungen eines Wortes zu anderen im Zusammenhang der Rede auszudrücken. Der Grieche bezeichnet das „ich" im Verbum ursprünglich durch die Silbe mi, das „du" durch si, das „er, sie oder es" durch ti, ebenso der Inder z. B. as-mi ich bin, a-si (für as-si) du bist, as-ti er ist, urgriechisch es-mi, es-si, es-ti. Solche Uebereinstimmung kann nicht Zufall sein, denn sie wiederholt sich an Hunderten von Wörtern; sie kann ebensowenig auf Uebertragung beruhen, denn ich, du, er sind keine Waaren, die von Land zu Land wandern; sie kann endlich nicht auf Naturnothwendigkeit beruhen, denn es gibt Völker, welche zu demselben Zwecke völlig andere Laute verwenden, und denen eine derartige Anfügung von Endungen gänzlich unbekannt ist. Kann also gezeigt werden, daß in diesen Formen, daß in dem was wir jetzt den Bau der Sprache nennen, zwischen mehreren Sprachen eine durchgreifende Uebereinstimmung stattfindet, so ist das ein untrügliches Zeichen historischen Zusammenhanges, oder mit anderen Worten ihrer Zugehörigkeit zu einem Stamme.

Und eben dies zeigte Bopp unwiderleglich und mit überzeugender Klarheit in Bezug auf das Verbum, zunächst des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen, für welche letztere Sprache er auf ihren ältesten Repräsentanten, das Gothische zurückging. Das Ost- und Westende des so erkannten Sprachstammes zusammenfassend nannte er diesen den indogermanischen. Der Nachweis war natürlich nicht immer so leicht wie in dem herausgehobenen Falle. Es bedurfte oft mannigfaltiger Combinationen und überall der sorgfältigen Zerlegung einer Form in ihre Bestandtheile. Das Verfahren des vergleichenden Grammatikers hat man mit Recht mit der Scheidekunst des Chemikers oder mit der Section des Anatomen verglichen. Auch blieb Bopp nicht beim Verbum stehen. Er untersuchte später in gleicher Weise die Declination, so wie die Wort- oder Stammbildung, Untersuchungen, die er endlich in seinem größten Werke der Vergleichenden Grammatik zusammenfaßte, während er in seinem Sanskritwörterbuch zahlreiche einzelne Wörter und Wurzeln der

Digitized by Google

verwandten Sprachen zusammenstellte. Eine ganz besondere Gunst des Geschickes war es, daß unmittelbar nach Bopps erstem Auftreten ein Mann wie Jacob Grimm eine der hierher gehörigen Sprachen, eben unsere deutsche Muttersprache, in ihrer weiten Verzweigung mit der tiefsten Gelehrsamkeit in einer ganz neuen Weise bearbeitete. Da auch ihm der Zusammenhang des Deutschen mit seinen Verwandten sofort einleuchtete und er eigene, äußerst fruchtbare Gesichtspunkte hinzubrachte, so hat neben Bopp niemand in dem Maße wie Jacob Grimm das Gedeihen der jungen Wissenschaft gefördert. Unterdeß erweiterte sich bei unablässigem Fortarbeiten für Bopp allmählich der Gesichtskreis. Zu den vier genannten Sprachen war von Anfang an schon das Persische hinzugezogen. Aber damals lag diese Sprachfamilie nur in einer jungen Gestalt, in dem mittelalterlichen Neupersisch vor. Erst in den dreißiger Jahren gelang es dem vereinten Scharfsinn französischer und deutscher Forscher, für ein älteres Glied derselben Familie, die in dem Zendavesta, den heiligen Büchern der Parsen, enthaltene Zend- oder altbaktrische Sprache den Schlüssel zu finden, der bald darauf auch das aus den Keilschriften der Dariuszeit entzifferte Altpersisch zur Seite trat, Entdeckungen, welche durch die von Bopp geschaffenen Grundlagen überhaupt erst ermöglicht wurden. Vermöge beider Sprachen, die Bopp sofort mit in den Kreis seines großartigen Werkes zog, wurde dann noch das Armenische und einige andere östliche Glieder des Sprachstammes als solche erkannt. Aber fast noch weiter öffnete sich der Blick in Europa. In den eintönigen Ebenen Ostpreußens und des angrenzenden ehemals polnischen Rußlands hat, wenig berührt von der Cultur und gerade darum unverfälschter als anderswo, mehr und mehr eingeengt von der deutschen und den slavischen Sprachen, das Lithauische sich erhalten, das wunderbar genau zum Sanskrit und zu allem dem stimmt, was man im Griechischen, Lateinischen, Deutschen als das Aelteste erkannt hatte. In einzelnen Wörtern könnte der Brahmane noch jetzt sich mit dem lithauischen Bauern verständigen, wie z. B. beide das Schaaf avis nennen. Lithauisch dievas Gott liegt dem Sanskrit devas, diena Tag dem Sanskrit dina, ed-mi ich esse dem Sanskrit ad-mi sehr nahe. Das Lithauische bildete nun wieder die Brücke zu den slavischen Sprachen, die uns Deutschen bei oberflächlicher Kenntniß so fremdartig erscheinen, während bei eingehender Untersuchung dem scharfen Blicke Bopps sofort die Regel aufging, durch die auch sie mit dem großen Sprachstamme zusammenhängen. Nach Bopp haben Jacob Grimm und Schleicher sogar einen nähern Zusammenhang des Lithauischen und Slavischen mit dem Deutschen erwiesen. Die härteste Nuß endlich blieb übrig in den Idiomen jenes einst so mächtigen Celtenvolkes, die jetzt nur als Volksdialect in Irland, Wales, Schottland und der Bretagne fortleben. In einer besondern Abhandlung „Ueber die celtischen Sprachen" bewies Bopp die indogermanische Herkunft auch dieser Sprachen, während er die

Digitized by Google

ausführlichere Analyse ihres Baues Anderen überließ, vor allen dem um dies Gebiet hochverdienten Caspar Zeuß. Bei so gewaltiger Grenzerweiterung schien auch der Name des Sprachstammes zu eng zu sein. Da jetzt die westliche Mark über die Germanen hinausging, wählte Bopp lieber das Wort indoeuropäisch. Manche, unter anderen Max Müller, der geistreiche Verfasser der Vorlesungen über Sprachwissenschaft, sagen dafür Arisch, eine wenigstens bei einem Theil dieser Völker nachweisbare alte Volksbenennung, während andere das zuerst gefundene Wort festhalten. Auf den Namen kommt auch wenig an, da über die Sache kein Zweifel besteht.

Natürlich aber handelt es sich bei allem dem nicht blos um Sprach-, sondern auch um Völkergemeinschaft. Ein Volk wechselt seine Sprache nur in Folge tiefgreifender äußerer Einwirkung, kaum anders als durch den Einfluß einer überlegenen Cultur. Und selbst dann verräth sich die Veränderung in einer gewissen Zersetzung des ursprünglichen Sprachbaues, während dieser auf diesem Gebiete im wesentlichen unversehrt geblieben ist. Und wo vollends wäre in jenen langen Jahrhunderten patriarchalischen Dämmerlebens, in welchen die indogermanische Grundsprache sich allmählich in ihre verschiedenen Zweige verästelte, von einer überlegenen Cultur die Rede? Nein, die Sprachgemeinschaft beweist hier zweifellos Völkergemeinschaft. Jene lange Kette von Völkern, die sich mit nicht sehr bedeutenden Unterbrechungen vom Ganges bis an den atlantischen Ocean erstreckt, benennt die Zahlen, die Familienglieder, die Hausthiere, die Körpertheile, nicht unwichtige geistige Begriffe mit denselben Wörtern, weil sie Wort und Begriff, Wort und Sache schon zu einer Zeit besaßen, da alle diese später so großen Völker noch ein einziges kleines, im Innern Asiens seßhaftes Volk waren. Was die Indogermanen Gemeinsames besitzen, das ist ihnen aus der gemeinsamen Urzeit verblieben. Wer das Völkerleben späterer Zeiten erforscht, der muß von diesen gemeinsamen Grundlagen ausgehen. Nur so wird auch das den einzelnen Völkern Eigenthümliche recht begriffen. Man sieht wie tief die neue Wissenschaft eingreift, wie sie, weit entfernt Silbenstecherei zu sein, nach den verschiedensten Seiten, namentlich auch für die Geschichte des Glaubens, der Sitte, des Rechts der Völker Licht verbreitet. Man braucht nur ein neueres Werk über ältere Geschichtsperioden zur Hand zu nehmen und die Art, wie jetzt über die Anfänge des Völkerlebens gesprochen wird, mit dem zu vergleichen, was selbst die ausgezeichnetsten Forscher darüber vor funfzig Jahren zu sagen wußten, und man sieht sofort den belebenden Einfluß der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Jeder große Fortschritt hat außer dem Gewinn, den er unmittelbar mit sich bringt, auch seine Bedeutung für verwandte Fächer. Eine mit großem Erfolg auf ein bestimmtes Gebiet angewendete Methode wird bald Gemeingut. So ging es mit Bopps Sprachforschung. Nachdem man gelernt hatte, wie

Digitized by Google

man die Lautverhältniſſe einer Sprache zu behandeln, wie man die Analyſe der Sprachformen anzugreifen habe, lag die Anwendung auf andere, als die indogermaniſchen Sprachen nahe. So erwuchs nach und nach unter Benutzung deſſen, was auch von anderen Seiten ſchon verſucht war, eine allgemeine Sprachwiſſenſchaft, die ſich mit der Claſſificirung und genealogiſchen Gruppirung der faſt unüberſehbaren Maſſe menſchlicher Sprachen befaßt und dem Weſen, oder wie man es treffend genannt hat, dem Leben der Sprache überhaupt nachſpürt. Eine zugleich feſtere und tiefere Grundlage erhielt dies weitere Sprachſtudium dadurch, daß Wilhelm von Humboldt es mit neuen philoſophiſchen Speculationen durchdrang und die Stellung, welche die Sprache für das Geiſteleben der Völker einnimmt, nach allen Richtungen hin durchforſchte. Durch ſein 1836 erſchienenes Werk über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues wurde das, was Bopp begonnen hatte, in gewiſſem Sinne wenigſtens zu einem vorläufigen Abſchluß gebracht.

Bopp ſelbſt blieb bei allen ſeinen Erfolgen ein Mann von äußerſt ſchlichter Perſönlichkeit. Er gehörte durchaus nicht zu den Gelehrten, die es für unerläßlich halten, das Bewußtſein ihrer eigenen Bedeutung in einer ſchroffen und ſteifen Haltung auszuprägen. Auswärtige Männer der Wiſſenſchaft, die ihn aufſuchten, waren erſtaunt über das Anſpruchsloſe ſeines Weſens, wie es bei einem Manne von gleicher Berühmtheit in Frankreich zum Beiſpiel kaum denkbar wäre. Bopp beſaß die liebenswürdige Offenheit der Rheinländer, auch über Einzelheiten ſeiner Wiſſenſchaft ſprach er, bei Gelehrten nichts eben Häufiges, gern mit jedem, der Sinn dafür hatte und mit einer ſo zu ſagen kindlichen, nie erlöſchenden Freude an dem Stoff, den er behandelte. Den tonangebenden und einflußreichen Kreiſen der gelehrten Welt hat er immer fern geſtanden. Durch den Einfluß Wilhelm von Humboldts an die berliner Univerſität berufen, zog er dort in aller Stille Jünger für ſeine Wiſſenſchaft und wirkte mehr noch als durch perſönliche Lehre durch unermüdliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, in beidem nicht wenig gehindert durch eine bedeutende Schwäche ſeiner Augen, die er ſich ſchon in jüngeren Jahren bei der Entzifferung indiſcher Manuſcripte zugezogen hatte. Bopp, deſſen Blick für die Erſcheinungen der Sprache ſo ſcharf war, konnte ſchon ſeit vielen Jahren nur mit Hilfe einer Loupe leſen. Sein großartiges Streben fand übrigens längere Zeit nur bei Einzelnen Anklang. Anfangs machte ihm gegenüber Auguſt Wilhelm Schlegel auf eine weltmänniſchere Behandlung des Sanskrit Anſpruch. Die claſſiſche Philologie, ſtatt dem Schöpfer der vergleichenden Grammatik für eine Reihe der wichtigſten Belehrungen dankbar zu ſein, behandelte dieſe lange Zeit in zunftmäßiger Abſonderung als eine Art Ketzerei, vor der ſich die liebe Jugend wohl zu hüten habe. Nicht blos Spott und Hohn, ſondern auch die unwiderſtehlichſte Art der Oppoſition, ſtarre Gleichgültigkeit trat der jungen Wiſſenſchaft

Digitized by Google

entgegen. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei der Bearbeitung eines so unermeßlichen Gebietes Irrthümer sich einschlichen und daß, nach dem Gange aller Wissenschaft, der weitere Fortschritt auf dieser Bahn zum Theil in der Bekämpfung einzelner Lehren Bopps von dem durch ihn gelegten Grunde aus bestand. Niemand focht das alles weniger an als Franz Bopp. Unverdrossen und unbeirrt, jeder heftigern Polemik abhold, ging er seinen Gang ruhig fort in der Erwartung, daß die echten Keime der durch sein Verdienst gefundenen Wahrheit gewiß aufgehen würden. Und diese Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Der Abend seines Lebens brachte dem ehrwürdigen Meister reiche Anerkennung. Die schon früher erwähnte, zur Förderung seiner Wissenschaft bestimmte und seinen Namen tragende Stiftung war eine der schönsten; sie war eine Würdigung seines Wirkens, wie sie wenig Gelehrten zu Theil geworden ist. Der Todestag Bopps, der 23. October 1867, schließt die erste Periode der jungen Wissenschaft ab. An den zahlreichen Schülern und Nachfolgern Bopps ist es jetzt, in seinem Sinne fortzubauen.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Panzerschiffe: der „Arminius".

Unsere Marine besitzt zwei Classen gepanzerter Kriegsschiffe, von deren jeder nach dem Flottengründungsplan zehn Schiffe erbaut werden sollten, während die vor kurzem veröffentlichten Motive für die Marineanleihe des norddeutschen Bundes im Ganzen nur eine Stärke von 16 Panzerschiffen für die nächste zehnjährige Periode ins Auge fassen, die zweckmäßigerweise sämmtlich ganz von Eisen erbaut werden sollen. Die erste Classe, die „Panzerfregatten", nach dem Breitseitensystem construirt, sind dazu bestimmt, entweder angriffsweise gegen die Flotten oder die Häfen des Feindes vorzugehen, oder aber feindliche Blokadeschiffe zu vertreiben. Von dieser Classe besitzen wir gegenwärtig drei, und zwar sind zwei derselben bis auf die definitive Ausrüstung und Armirung gänzlich vollendet und befinden sich bereits in See auf dem Wege aus den fremden Constructionshäfen nach Kiel.

Die andere Classe, die officiell so genannten „Panzerfahrzeuge", nach dem Kuppel- resp. dem Kasemattensystem erbaut, das wir unten näher beleuchten,

Digitized by Google

sind bedeutend kleiner und haben hauptsächlich die Aufgabe, bei der Küstenvertheidigung in der Art der Panzerkanonenboote zu wirken, besonders an flachen Stellen, oder in den Flußmündungen zum Schutz der Häfen stationirt als schwimmende Batterien zu dienen. Namentlich für letztere Verwendung ist der Vortheil überaus hoch anzuschlagen, daß diese Fahrzeuge eine ganz bedeutende Schnelligkeit besitzen und somit trotz ihrer Bestimmung für die Defensive doch im Stande sind, günstigen Falles sofort die Offensive zu ergreifen, wie sie denn auch beim Angriff auf feindliche Küstenbefestigungen die ersprießlichsten Dienste leisten werden. Daß man beide Classen von Panzerschiffen aus Eisen zu erbauen beschlossen hat, kann, wie gesagt, nur gebilligt werden; die früher erörterten Nachtheile, welche Eisenschiffe in tropischen Klimaten haben, können sich in der Nord- und Ostsee, wo die Panzerschiffe hauptsächlich zu operiren haben werden, wenig geltend machen. Dagegen werden die Vortheile des Eisenschiffbaues, namentlich die größere Dauerhaftigkeit, die größere Leichtigkeit des Schiffskörpers und die daraus folgende Fähigkeit, schwerere Panzerung und Armirung zu tragen, außerordentlich günstig ins Gewicht fallen. Die Zahl der Panzerschiffe beider Classen ist natürlich nach Maßgabe der für Deutschland erschwinglichen Mittel, nach den eventuell sich bietenden Aufgaben (wie Forcirung des Sundes, solange der Nordostseecanal noch nicht fertig ist) und nach der Größe der Flotten derjenigen anderen Staaten bestimmt worden, deren Küsten mit den unserigen dasselbe Meer begrenzen, und die uns sonach entweder gegenüberstehen oder mit uns cooperiren würden. Diese Rücksicht betonten sowohl der preußische Flottenerweiterungsplan vom März 1865, als auch die Motive des dem norddeutschen Reichstage in der jüngsten Session übergebenen Marineanleihegesetzentwurfs. Beide gehen natürlich von der Ueberzeugung aus, daß für die Behauptung der offenen See der heutigen Artillerie gegenüber *ausschließlich Panzerfregatten* (selbstverständl. Schraubenschiffe) anzuwenden sind, ebenso wie man früher dazu ausschließlich die Linienschiffe gebrauchte, namentlich da die früheren Befürchtungen, daß Panzerschiffe die hohe See nicht würden halten können, jetzt durch die Erfahrung völlig gehoben sind. Die Größe und die Geschützbewaffnung hat natürlich nach den Tiefenverhältnissen der meisten deutschen Häfen und Gewässer bestimmt werden müssen, mit besonderer Rücksicht auf Erzielung größtmöglicher Schnelligkeit, Schlachtstärke (Panzerstärke in defensiver, Geschützstärke in offensiver Beziehung), Seetüchtigkeit (Fähigkeit auch bei schlechtem Wetter die hohe See zu halten), und Manövrirvermögen. Und zwar möchten wir die Schnelligkeit als die wichtigste Eigenschaft hinstellen, da es von ihr abhängt, ob das Schiff im Gefecht die Distanz wählen kann, in welcher es schußfest ist, resp. wo es seine Geschütze aus geringster Entfernung wirken lassen kann. Zweckmäßiger Weise hat man sich indessen in der Wahl der Construction dieser größeren

Digitized by Google

Panzerſchiffe völlig freie Hand gelaſſen, um bei jedem neuzuerbauenden Schiff mittlerweile erprobte Verbeſſerungen anwenden zu können.

Als durchſchnittliche Größe der Panzerfregatten iſt demgemäß eine Laſtigkeit von 3800 Tons, als Stärke der Maſchinen 800—1000 Pferdekraft, als Armirung eine Anzahl von 20—30 Kanonen angenommen worden, die aber zweckmäßiger durch Ausrüſtung mit einer geringern Zahl ſchwererer Geſchütze erſetzt werden wird. Der durchſchnittliche Preis dieſer Panzerfregatten würde ſich auf etwa 2 090,000 Thlr. belaufen, wobei ihre Größe der der größten früheren Linienſchiffe wenigſtens gleich käme.

Die Panzerfahrzeuge ſind dagegen natürlich bedeutend kleiner; bei ihnen iſt durchſchnittlich die Laſtigkeit auf 1230 Tons, die Stärke der Maſchinen auf 300 Pferdekraft, die Armirung auf 4 ſchwere Geſchütze in je 2 Kuppelthürmen feſtgeſetzt, ſodaß ſie kaum die Größe großer Glattdeckcorvetten erreichen, dafür aber auch nur 624 000 Thlr. koſten. Für dieſe Fahrzeuge mußte namentlich noch ein Geſichtspunkt ſehr in Rückſicht gezogen werden, auf den man bei den Panzerfregatten weniger Gewicht zu legen hat. Ihr Tiefgang nämlich durfte 16 Fuß nicht überſchreiten, ja er mußte möglichſt weit unter dieſer Zahl bleiben, damit die Schiffe auch in flachem Waſſer operiren können. Soweit es aber dieſer geringe Tiefgang irgend geſtattete, hat man dann mit Recht nach größtmöglicher Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit geſtrebt, und ſchließlich ihnen auch noch die möglichſte Seetüchtigkeit zu geben geſucht, damit ſie auch zum Angriff auf feindliche Küſten ſtets verwendbar wären. Daß man ferner für dieſe Panzerfahrzeuge das Kuppelſyſtem angenommen hat, begrüßen wir mit beſonderer Freude. Denn wenn auch, wie wir unten ausführen werden, einige Modificationen hier von Nutzen ſein können, ſo iſt doch das Kuppelſyſtem allen bisherigen Conſtructionen kleinerer Panzerfahrzeuge, namentlich dem Monitorthurmſyſtem, dem amerikaniſchen Kaſemattenſchiff und dem der engliſchen square-batteries*) unbeſtreitbar überlegen. Den Uebergang zu einem der letzteren Syſteme, den die Motive unſerer Marinevorlage keineswegs ganz von der Hand weiſen, würden wir entſchieden für bedenklich halten. —

Wir beſchreiben nun die preußiſchen Panzerſchiffe chronologiſch nach der Zeitfolge ihrer Erwerbung.

Das erſte preußiſche Panzerſchiff, welchem wir, weil es zugleich eins der beſten Fahrzeuge ſeiner Art überhaupt iſt, die eingehendſte Schilderung widmen, iſt der „Arminius“, erbaut zum großen Theile aus den Ergebniſſen der Sammlungen für die preußiſche Flotte, die ſeiner Zeit dem preußiſchen Kriegs- und Marineminiſter zur Verfügung geſtellt waren — von den

*) Abgeſehen von den indents — dieſe Syſteme ſollen ſogleich näher beſprochen werden.

480,000 Thalern, welche der Bau des Schiffskörpers kostete, wurden 458,000 Thlr. durch die deutschen Flottengelder gedeckt. Wir dürfen behaupten, daß der Arminius den stolzen Namen des ersten Befreiers der Deutschen vom Joche der Fremdherrschaft mit Ehren trägt. Nach der Stärke seines Panzers ist er fast allen europäischen Genossen ebenbürtig, und die amerikanischen Monitors übertrifft er in dieser Beziehung sogar um das Doppelte. Seine Schnelligkeit ist für ein Schiff von so mäßigen Dimensionen und folglich von so schwacher Maschine wahrhaft erstaunlich, größer als bei allen unseren Holzschiffen (mit Ausnahme der Glattdeckcorvetten „Augusta" und „Victoria",)*) und bei den meisten englischen und französischen Panzerschiffen. Seine Armirung, die im Verein mit der Schnelligkeit die Offensivkraft bedingt, und die Unterbringung der Geschütze sind zweckmäßiger als bei den meisten Panzerschiffen der anderen Seemächte.

Der „Arminius" 4 Kanonen, 300 Pferdekraft, 1230 Tons (englisch), ist nach dem modificirten Coles'schen Kuppelprincip gebaut, und zwar ganz von Eisen; auch das eiserne Gerippe des Schiffs ist ganz mit ¾zölligen Platten überkleidet, auf welchen dann im obern Theil des Schiffs außen noch eine 9zöllige Theka-Holzschicht und darüber wieder die Panzerplatten aufgebolzt sind. Seine Verhältnisse sind sehr glücklich gewählt; bei 194 Fuß Länge in der Wasserlinie (200 Fuß zwischen den Perpendikeln) hat er nur 35 Fuß Breite in der Wasserlinie (sonst 36 Fuß größte Breite), sodaß die Länge sogar das 5½fache der Breite beträgt, wodurch eine weit größere Schnelligkeit ermöglicht wird, als sie bei den gewöhnlichen Kriegsschiffen erreichbar gewesen ist, deren Länge nur 4—4½ mal größer ist als ihre Breite. Trotzdem ist übrigens das Schlingern (die seitlichen Schwankungen des Schiffs) nicht allzustark. Selbst als er im vorigen Jahre bei ziemlich schwerer See durch das Skagerrack dampfte, schlingerte es, solange die Seen gerade von vorn kamen, zum Erstaunen Aller fast gar nicht, und als es später mehr von der Flanke gefaßt wurde, betrugen die Schwankungen auch nicht über 7 Grad, während sie bei englischen und französischen Panzerschiffen oft über 30 Grad betrugen. Auch der mittlere Tiefgang von 13½ Fuß ist außerordentlich gering zu nennen. Der Arminius vermag — was ihn vor den meisten größeren Kriegsschiffen und namentlich vor den meisten Panzerfahrzeugen auszeichnet — in alle preußischen Haupthäfen einzulaufen. Zur Zeit seines Baues, als Kiel noch nicht preußisch war, hatte besonders diese Eigenschaft den größten Werth.

Von außen betrachtet macht nun der „Arminius" einen sehr eleganten Eindruck, geschmeidige Glätte charakterisirt seine Gestalt. Nur in mäßiger

*) Diese leichten Schnellläufer vertreten vollständig die „Alabama"-Classe, deren vermeintlicher Mangel der Abg. Harkort in der letzten Reichstagssession tadelte.

Digitized by Go

Höhe*), in normaler Lage um 4 Fuß, ragt sein schwarzer, verhältnißmäßig sehr fein gestalteter Rumpf über die Wasserfläche hinaus; wenn das Schiff sich in Gefechtsbereitschaft befindet, dann sind die hierauf eingerichteten Reilings (Brüstungen des Decks) an der Außenseite der Schiffswand senkrecht niedergeklappt, um den Geschützen der Thürme freies Schußfeld zu verschaffen, sodaß die Decklinie den obern Contur des ganzen Schiffs bildet. Die ganze Brustwehr besteht nämlich ähnlich wie bei dem englischen großen Kuppelschiff (frühern Schraubendreidecker) „Royal Sovereign" aus lauter einzelnen, dicht neben einander stehenden 3 Fuß 9 Zoll hohen Platten von ¼zölligem Stahlblech, welche mit ihrer Unterkante mittelst eines Charnieres am Deckrande (Schandeckel) befestigt sind und entweder nach außen herabgeklappt werden können, sodaß sie enkrecht an der Schiffswand herunterhängen, oder aber wie es beim „Royal Sovereign" während der Revue vor dem Sultan der Fall war, aufgerichtet und dann eine zusammenhängende Brustwehr um das Deck bilden. Im letztern Falle finden sie nach innen eine Stütze an zwei Winkeleisen, die an den senkrechten Kanten der Innenseite jeder Platte stehen und nach unten keilförmig an Höhe zunehmen, während sie schließlich mit Haken und Oehsen am Deck befestigt sind. Wenn nun die Reilings in dieser Weise aufgerichtet sind, so wächst die Höhe des Schiffs für den Anblick sogleich ganz bedeutend, bis auf fast 8 Fuß über Wasser. Zugleich ist aber diese Höhe auch von großer praktischer Wichtigkeit, wenn das Schiff in See ist, weil dann die Wellen nicht so übermäßig über Deck brechen können, und in dieser Beziehung gebührt unserm Arminius namentlich der Vorzug vor den Monitors der Amerikaner.

Der Schiffskörper ist wie bei allen Eisenschiffen unter Wasser zum Schutz gegen das Bewachsen der Platten mennigroth, über Wasser dagegen ganz schwarz gestrichen, und diese Gleichmäßigkeit wird nirgends durch Oeffnungen, wie etwa Geschützpforten oder irgend auffällige Einzelheiten unterbrochen; schwarz und fest, ohne irgend eine Luke, ohne Achillesferse, umschließt der Panzer den ganzen Körper; scharf schneidet die horizontale Kante der Reilings nach oben ab, und auch nach vorn und hinten bilden scharf geschnittene, aber sehr elegant geschwungene Curven das Profil des Schiffes. Der Bug zeigt in seinem obern Theile einen fast senkrechten Vorsteven, beginnt aber nahe der Wasserlinie weit auszuschießen und springt dann unter Wasser, angeblich mit einem Gußstahlsporn 20 Fuß weit vor, was sich nach der Form des sanfter gerundeten Steven über Wasser kaum vermuthen läßt. Indessen ist an den Bug vorn nicht wie bei den meisten französischen Panzerschiffen und auch dem preußischen „Prinz Adalbert" eine massive Spitze von rundem Querschnitt angesetzt, die das Schiff zu sehr beschwert, sondern der

*) Sie ist darauf berechnet, die Zielfläche für den Gegner möglichst zu beschränken.

Digitized by Google

ganze vorſpringende Theil iſt (ebenſo wie bei dem bekannten italieniſchen Kuppelpanzerſchiff „Affondatore") hohl und blos durch den Vorſteven*) in Verbindung mit den beiden Schiffswänden gebildet. Man kann es ſich etwa ſo vorſtellen, als ob die letzteren, die rechte und die linke Schiffswand, in der Form von zwei auf die hohe Kante geſtellten und mit der Höhlung gegeneinander geſetzten Löffeln von beiden Seiten her zuſammentreten, und als ob ein Eiſenbügel, der die Commiſſur der beiden Löffelſchalen ſichern und zuſammenhalten würde, durch den Vorſteven erſetzt wäre. Sollte ſich einmal Gelegenheit zum Anrennen eines feindlichen Fahrzeugs bieten, was allerdings nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, ſolange daſſelbe auch nur eine Schnelligkeit von 7 Knoten beſitzt, ſo wird die beſchriebene Bugform des Arminius gewiß gute Dienſte thun.

Auch die Form des Hecks (Hinterſchiffs) iſt beim Arminius äußerſt zweckmäßig. Abweichend von den Holzſchiffen, die nach hinten entweder eine platte Fläche (plattgattet), oder wenigſtens eine runde ſehr breit gehaltene Fläche (rundgattet) den Wellen darbieten, läuft der „Arminius" nach hinten ganz ſcharf zu, ziemlich ebenſo wie nach vorn. Man hat hier die äußerſt ſinnreiche und praktiſche Erfindung benutzt, welche der geniale Franzoſe Dupuis de Lôme gemacht und zuerſt bei ſeiner Panzerfregatte „Gloire" verwendet hat. Auf dieſe Weiſe vermag das Heck, auch wenn ſchwere Seen von hinten über das Schiff hereinbrechen — ein Fall, der früher bei Holzſchiffen für beſonders gefährlich galt, — dieſen Wogenſchwall zu zertheilen, und außerdem verleiht ihm die Convexität auch innerlich eine ganz beſondere Stärke. Uebrigens iſt das Heck in dieſer Form weiter nach hinten übergebaut, als der Kiel, oder vielmehr das Oberſchiff (vom Beginn der Panzerung, d. h. von 2½ Fuß unter der Waſſerlinie an) geht bedeutend weiter nach hinten, als das Unterſchiff, ſodaß alſo die Schraube und das Steuer (ein ſehr breites balanced rudder, wie ſich bei ruhigem Waſſer erkennen läßt) ganz unter Waſſer liegen und gegen Schüſſe von oben, gegen ein Anrennen durch das überragende Hinterſchiff gänzlich gedeckt ſind. —

Die Panzerung der Schiffswände des „Arminius" beſteht aus maſſiven 4½zölligen Platten auf einer Unterlage von 9zölligen Thekaholzbalken, die ihrerſeits wieder auf der dünnen 3¼zölligen Eiſenhaut des Schiffes ruhen, welche letztere die eiſernen Rippen umſchließt. Der Panzer reicht vom Deck (alſo 4 Fuß über Waſſer) bis 2½ Fuß unter die Waſſerlinie; es können daher, auch wenn das Schiff während des Gefechts zu ſchlingern beginnt, doch keine Schüſſe in den unter Waſſer befindlichen Rumpf eindringen. Derjenige Theil, der noch

*) Den Eiſenbalken, der die vordere Kante des Schiffs bildet und hier natürlich ſehr gekrümmt iſt.

tized by Google

tiefer liegt, ist natürlich gegen Schüsse durch das Wasser selbst geschützt und deshalb, wie bei allen Schiffen gleicher Gattung, ungepanzert, da bekanntlich Schüsse auf das Wasser abgefeuert stets ricochettiren, aber nicht einschlagen. Doch selbst wenn durch einen unerwarteten Zufall, etwa durch Auflaufen auf Klippen, der unter Wasser befindliche Theil leck würde, so wäre damit das Schiff noch lange nicht verloren. Nach dem Princip nämlich, das seit einigen Jahren in England fast für alle Eisenschiffe Eingang gefunden, hat man es durch 4 wasserdichte eiserne Querschotten (bulkheads, Querwände) in 5 wasserdichte Abtheilungen (watertight compartments) getheilt und so „unsinkable" gemacht. Denn wenn auch eine dieser Abtheilungen ganz voll Wasser läuft, genügen die anderen mit der darin enthaltenen Luft völlig, um das ganze Schiff über Wasser und seefähig zu erhalten. Außerdem bilden hinter der Panzerwand, auf der Innenseite der eigentlichen Eisenhaut, die hohen eisernen Rippen, mit ebenso hohen Horizontalbändern von Winkeleisen sich kreuzend, ein Fachwerk, ein System hohler Zellen, das inwendig durch die innerste Verplankung des Schiffes geschlossen wird und ebenfalls die Durchbrechung des Panzers unschädlich macht, indem es dieselbe localisirt d. h. jedesmal auf eine Zelle beschränkt.

Von 2½ Fuß unter Wasser bis 4 Fuß über Wasser, also im ganzen in einer Höhe von 6½ Fuß geht nun der Panzer ununterbrochen und in völlig gleicher Stärke um das ganze Schiff herum und nimmt nicht etwa nach den Enden des Schiffes hin an Stärke ab, wie bei vielen englischen Panzerschiffen der Seefähigkeit wegen nöthig war. Wie die Spanten (Rippen) so sind natürlich auch die Deckbalken aus Eisen, wodurch das Schiff unverbrennlich gemacht ist; außen aber ist das Deck der Bequemlichkeit halber mit Holzplanken belegt, und durch kreisrunde Ausschnitte ragen aus diesem Plankendeck die beiden Thürme hervor. Der „Arminius" ist nämlich nicht nach dem amerikanischen Monitor-Thurm-System, sondern in engerm Anschluß an das ursprüngliche Kuppelsystem des englischen Capitäns Coles gebaut. Wie wir früher bei der Beschreibung des amerikanischen „Miantonomoh" in diesen Blättern bemerkt haben, gebührt das hohe Verdienst, überhaupt von der Breitseitenarmirung abgegangen zu sein und die Armirung mit Geschützen auf Drehscheiben, die ihrerseits durch Panzerung geschützt sind, erfunden zu haben, ausschließlich dem englischen Capitän Cowper Coles von der königlichen Marine, welcher schon gelegentlich des Krimkrieges hierauf abzielende Vorschläge der englischen Admiralität einsandte. Da man zu jener Zeit die Panzerung von Schiffen überhaupt für ein Unding hielt, wurden diese in England bei Seite gelegt. Als aber infolge der glücklichen Resultate, welche durch französische Panzerschiffe erzielt wurden, der Bau von Panzerschiffen allgemeinern Eingang fand, suchte der Amerikaner Ericson, ein geborener Schwede, die Colessche Erfindung wieder hervor

Digitized by Google

und brachte sie mit mehreren Modificationen zur Anwendung, die wir allerdings sämmtlich für Fehlgriffe halten. Um seinen Schiffen Seefähigkeit zu verleihen, hatte Coles hohen Bord und eine nicht unbedeutende Takelage gefordert; das Oberdeck, aus welchem die Geschützkuppeln hervorragten, sollte wenigstens so hoch zu liegen kommen wie der Unterdrempel (Unterkante, cill) der Geschützpforten bei Fregatten. Die Geschützdrehscheiben aber sollten nicht auf dem Oberdeck selbst stehen, sondern in dasselbe soweit eingelassen sein, daß die Geschützmündungen gerade über das Oberdeck hinausragten, und daß von ihrer Panzerung, also vom Thurm, nur der kleinere Obertheil den Schüssen ausgesetzt wäre. Coles hatte zuerst Schilde, etwa wie Uhrgläser über die Geschützdrehscheibe gedeckt, dann runde Kuppeln, dann abgestumpfte konische und schließlich cylindrische Thürme vorgeschlagen, die aber eben bis zur Geschützmündung in das Deck eingesenkt sein sollten. Ericson machte dagegen bei seinen Monitors die Schiffswand so niedrig als möglich, er legte das Deck so tief, daß das Schiff kaum eine Elle über Wasser ragte und daß eine Takelage zur Unmöglichkeit wurde. Auf diese Weise nahm er dem Schiffe jede Aussicht auf Seefähigkeit, wenn auch das Panzergewicht im ganzen dadurch etwas vermindert wurde. Da aber die Geschütze nicht so niedrig gestellt werden durften, daß jede leichte Welle in die Mündungen hineinlaufen konnte, so war er genöthigt, die Geschütze mit ihren hohen Lafetten *auf* dem Oberdeck zu placiren, und zu ihrer Deckung hohe Thürme auf dem Deck zu errichten, sodaß derjenige Theil der Panzerung, der drehbar, also nicht fest mit dem Schiffe verbunden ist, in bedenklicher Weise vergrößert wurde. Bei beiden Systemen kann durch Einnehmen von Wasserballast das Fahrzeug noch etwa um eine Elle gesenkt und bei ruhiger See den Schüssen des Gegners um so viel entzogen werden. Nehmen wir diesen Zustand der Gefechtsbereitschaft als normale Lage an, so ist der Unterschied zwischen dem Colesschen Kuppelsystem in seiner letzten Form und dem Ericsonschen (Monitor-) Thurmsystem kurz gefaßt der, daß vom Wasserspiegel bis zur Höhe der Geschützpforten bei Coles der ganze Schiffskörper heraufgeht, bei Ericson aber im Bereich dieser Höhe nur die Thürme hervorragen. Ericson bietet also allerdings weniger Zielfläche, und hat somit weniger Panzer nöthig; Coles dagegen exponirt viel weniger vom *drehbaren* Theil seines Panzers und hat damit mehr Solidität des Systems gegenüber dem Anprall der Schüsse; er hat wegen des hohen Bords ferner ein seefähiges Fahrzeug von großer Offensivkraft, während Ericsons System nur zur Defensive ausreicht und auch hierbei nie in offensiver Form verfahren kann. Schließlich hat Coles den großen Vortheil, Takelage führen zu können, also weite Reisen zu machen, während Ericson nur kleine Reisen und auch diese nur mit enormem Kohlenverbrauch ausführen kann. Coles hat hohen Bord und niedrige Thürme, Ericson niedrigen Bord und hohe Thürme. Als nicht principieller, aber fac-

Digitized by Google

tiſcher Unterſchied kommt dann noch hinzu, daß auf den Coleſſchen Schiffen maſſive Platten im Gebrauch ſind, auf den Ericſonſchen aber Platten, die aus einzölligen Theilen zuſammengenietet, alſo viel ſchwächer ſind. Bei beiden aber ſind die Geſchützſtellungen drehbar und beſtreichen den ganzen Horizont, während ſie bei den amerikaniſchen Kaſemattenſchiffen (mit ſchrägen Panzerwänden) und den engliſchen Schiffen mit einer square-battery (mit ſenkrechten Panzerwänden) feſt ſtehn und nur nach einer einzigen Richtung Feuerwirkung haben, wenn ſie auch andererſeits eine ſolidere Panzerdeckung der Geſchütze beſitzen als die drehbaren Thürme. Wie man aber für den Landkrieg dem Soldaten bei der Inſtruction einzuprägen gewohnt iſt, daß er als Tirailleur Deckung ſuchen muß, aber nie auf Koſten ſeiner Wirkſamkeit (ſonſt könnte er ganz zu Hauſe bleiben, wo er am allerſicherſten wäre) — ſo iſt auch für den Seekrieg feſtzuhalten, daß die freie Feuerwirkung in erſter Linie ſteht, die Deckung dagegen erſt in zweiter, und daß ſie nur inſoweit wichtig iſt, als ſie die erſtere nicht beeinträchtigt. In dieſer Beziehung haben von allen bisherigen Syſtemen diejenigen mit drehbaren Thürmen den Vorzug, und unter ihnen iſt wieder Coles vorzüglicher als Ericſon, wenn das Schiff nicht für die reinſte Defenſive*) dienen ſoll; ja ſelbſt für die Defenſive müſſen wir, da dieſelbe ſich nicht gut durchführen läßt, ohne gelegentlich in offenſiver Form aufzutreten, dem Coleſſchen Syſtem unter allen bisher zur Ausführung gekommenen unbedingt den Preis zuerkennen.

Der „Arminius“ darf vielleicht unter allen jetzt fertigen Panzerſchiffen der ganzen Welt als dasjenige Schiff gelten, bei welchem dieſes Syſtem am allerſtrengſten durchgeführt iſt. Denn ſeine Bordwand iſt im Verhältniß zur

---

*) Will man einmal Panzerbatterien bauen, die nie anders als defenſiv zu verwenden ſind, bei denen es alſo auf die Seefähigkeit nicht ankommt, ſo würden wir das Ericſonſche Syſtem noch in folgender Weiſe abzuändern vorſchlagen. Der Vorzug des Ericſonſchen Syſtems beſteht nach dem Obigen darin, daß über Waſſer nur das äußerſte Minimum des Schiffskörpers zu decken iſt, und außerdem nur die Thürme, alſo ſtatt einer Wand von der Länge des ganzen Schiffskörpers nur die Breite der Geſchützdrehſcheiben zu ſchützen iſt, ſodaß das Panzergewicht, welches das Schiff zu tragen im Stande iſt, auf eine kleinere Fläche verwandt wird und ſomit dickere Platten giebt. Wir wollen nun dabei die Thürme in eine obere und eine untere Hälfte zerſchnitten haben, derart, daß mit der Scheidelinie die Unterkante der Geſchützpforten zuſammenfällt, und verbinden die untere Hälfte des Thurmes feſt und unbeweglich mit dem Schiff, während blos die obere Hälfte (die mit dem Unterrande außen etwas übergreifen mag) mit den Geſchützen rotirt. Dann fällt der Fehler der jetzigen Monitors weg, daß entweder, wenn die Thürme im Gefecht gedreht werden, an ihrer Baſis das über Deck laufende Waſſer eindringt, oder aber wenn man dies verhüten will, der Thurm nicht gedreht werden und den Geſchützen keine Seitenrichtung gegeben werden kann. Das Gewicht der obern Thurmhälfte, das auf der Geſchützdrehſcheibe durch ſtarke Eiſenbügel im Innern des Thurmes und hierdurch mit den Geſchützen feſt zu verbinden iſt, wird dann immer noch ſchwer genug ſein, um durch ſein Trägheitsmoment die Erſchütterung, welche anprallende Schüſſe hervorbringen, auf ein unſchädliches Minimum zu reduciren.

Digitized by Google

Eintauchung seiner Enden bei den Bewegungen in See bedeutend höher als bei allen entsprechenden englischen Schiffen („Royal Sovereign", „Prince Albert", „Scorpion" und „Wivern"), bei allen entsprechenden französischen Widderschiffen („Taureau", „Bélier" u. s. w.) dem italienischen „Affondatore" und dem dänischen*) „Rolf Krake". Die einzige Einrichtung, welche in Coles' ursprünglichem Plane liegt, beim Arminius aber nicht angewandt ist, hat überhaupt bei keinem Panzerschiff Anwendung gefunden — auch projectirt war sie nur bei zwei türkischen Panzercorvetten resp. Panzerkanonenbooten. Da nämlich ein schräg liegender Panzer von den Schüssen weniger zu leiden hat als ein senkrechter, wollte Coles ursprünglich den Panzer nur unter Wasser senkrecht stehen lassen, von der Wasserlinie aufwärts aber ihn nach innen neigen, in Form eines Daches, aus dessen abgeplattetem First dann die Thürme aufsteigen sollten. Damit aber die Wellen nicht zu sehr über diese schräge Dachfläche brechen konnten, wollte er als Fortsetzung des senkrecht unter Wasser befindlichen Panzers eine dünne Eisenwand ebenso aufsteigen lassen, innerhalb deren dann der schräge Panzer zu liegen gekommen wäre.

Genau nach den Vorschriften Coles' sind die beiden vollständig cylindrischen Geschützthürme des „Arminius" construirt, die im ganzen 7 Fuß hoch sind, um 4 Fuß unter Deck versenkt, also so weit in das Oberdeck eingelassen, daß sie nur mit 3 Fuß ihrer Höhe über Deck ragen, und dem Besucher, wenn er auf Deck steht, kaum bis an die Hüfte reichen. Dieser obere Theil ist ebenso wie die Bordwand mit 4½zölligen Platten gepanzert, deren Dicke an der Stelle, wo die beiden Geschützpforten dicht neben einander liegen, bis auf 7½—8 Zoll massiver Eisenstärke zunimmt, weil denselben hier wegen der Nähe der Oeffnungen die Stärke abgeht, welche jedem übrigen Theile der Panzerung durch den allseitigen Zusammenhang mit dem übrigen Panzer wächst. Unter Deck dagegen ist die Wand der Thürme durchbrochen, um das Gewicht zu vermindern und leichten Zugang aus den übrigen Theilen des Schiffs in die Thürme zu vermitteln. Das konnte ohne Gefahr geschehen, da der ganze unter Deck liegende Theil durch die Panzerung der Bordwand völlig geschützt ist; natürlich aber sind die massiven Eisensäulen, zwischen welchen die Durchbrechungen der Wand liegen, so stark gehalten, daß sie das Gewicht des obern Theils des Thurmes zu tragen und bei Schüssen, welche an die letzteren Theile anschlagen, den Zusammenhang genügend zu erhalten im Stande sind. Da die Thürme um 4 Fuß unter Deck versenkt sind, liegen natürlich die Geschützpforten ganz dicht über dem letztern; der unterste Theil der Geschützmündung liegt gewöhnlich nur 6 Zoll, die See-

*) Die anderen Nationen haben keine Colesschen Schiffe; Amerika, Rußland und Schweden haben nur Ericsonsche Monitors.

Digitized by Google

lenage der Geschütze nur etwa 18 Zoll über dem Oberdeck, ohne daß jedoch Gefahr vorhanden wäre, mit dem Feuer der Geschütze das Deck in Brand zu stecken, wie dies die Schießübungen hinreichend bewiesen haben. Die Armirung jedes Thurmes besteht aus 2 ganz schweren Kanonen, deren Gattung aber seither mannigfach gewechselt hat. Ursprünglich waren englische gezogene 120 Pfünder in Aussicht genommen; später aber, als die Fortschritte der Panzerung das Bedürfniß nach einem stärkern Kaliber herantreten ließen, sollte er 300pfündige Armstrong-Hinterlader (schmiedeeiserne, aus übereinander gezogenen Eisenröhren hergestellte) Geschütze von 10½ Zoll Kaliber tragen, wie sie jetzt nur an Bord der allerstärksten englischen Panzerschiffe „Minotaur", „Bellerophon", „Royal Sovereign" „Scorpion", und auch da nur in geringer Zahl geführt werden. Die Geschützrohre dieses Kalibers wiegen bei 10 Fuß Länge und 2 Fuß Dicke an der Mündung, 4 Fuß Dicke hinten am Stoß, nicht weniger als 12 Tons englisch, also 240 Centner; die Wandstärke ist auf eine Pulverladung von 35—40 Pfund für einen einzelnen Schuß bemessen, und mit dieser enormen Expansivkraft werden auf den Gegner entweder längliche (cylindro-ogivale) Hohlgeschosse mit Sprengladung oder etwas kürzere Vollgeschosse desselben Durchmessers von 300 Pfund Gewicht geschleudert, die übrigens sämmtlich verstählte Spitzen haben. So furchtbar aber auch diese Offensivwaffen waren, man sah sich doch genöthigt, noch andere in gewisser Beziehung wirksamere Geschütze zu wählen, die zugleich das Schiff weniger beschweren sollten. Man nahm 4 gezogene 72 Pfünder von Kruppschem Gußstahl*). Diese hatten nur ein Rohrgewicht von 130 Zoll-Centner, wozu noch die 20 Centner schwere schmiedeeiserne Lafette kam, und sie schleuderten mit 16 Pfund Pulverladung Hohlgeschosse von etwas über 200 Zollpfund und Vollgeschosse von 225 Pfund mit einer Wirkung, welche bei der bessern Construction die der englischen Geschütze noch übertraf. Denn sie schlugen auf 650 Schritt durch 4½zöllige massive Panzerplatten auf dem Schießplatz von Tegel glatt hindurch, sodaß sie in der Schiffswand dahinter explodirten, namentlich als man Stahlgeschosse aus schwedischem Eisen oder Hartguß-Geschosse von Grüson aus Buckau bei Magdeburg verwandte. Bei der zunehmenden Vervollkommnung der Panzerung jedoch gab man dem „Arminius" statt dessen 72 Pfünder aus Bronze, die noch zäher, wenn auch schwerer als der Gußstahl ist, um durch eine Vergrößerung der Pulverladung auf 22 Pfund noch mehr auszurichten. Und man hat auch wirklich auf diese

*) Hierbei bemerken wir, daß blos die Engländer Effectivkaliber, wir Preußen aber Nominalkaliber haben, d. h. daß die Engländer ihre Geschütze nach der Schwere des länglichen Geschosses benennen, das wirklich daraus geschossen wird, während man sie bei uns nach dem Gewicht der Rundkugel benennt, die daraus geschossen werden könnte, die aber natürlich ziemlich dreimal leichter ist, als das bedeutend längere Spitzgeschoß desselben Durchmessers.

Digitized by Google

Weise mit 210 Pfund schweren Vollgeschossen im Anfang vorigen Jahres 5zöllige Platten auf 1500 Schritt durchschossen, aber auch das wird noch überboten; schon sind, wie wir oben bemerkten, gezogene 90Pfünder (Nominalkaliber) in Construction, und noch schwerere Kaliber werden sicher folgen. Jene bronzenen 72Pfünder sind natürlich Geschütze von ganz gewaltigen Dimensionen, und machen auf ihren mannshohen Lafetten einen imposanten Eindruck, wenn man sich innerhalb des Thurmes befindet. Man steht in einem hohen, ziemlich 20 Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder, wie in einem großen oben geschlossenen Bottich, rings umgiebt den Beschauer die geschlossene Wand des obern Thurmtheils, deren Dicke den Eindruck enormer Massivität macht. Die beiden Geschütze jedes Thurmes stehen hart nebeneinander und völlig parallel nach derselben Seite hin gerichtet, sodaß auch die beiden Geschützpforten ziemlich dicht nebeneinander liegen. Man hofft durch das Einschlagen von je 2 Kugeln unmittelbar bei einander die feindlichen Panzer viel wirksamer zu zerstören als durch einzelne Geschosse. Innen im Thurm wird nur die Höhenrichtung (Elevation) genommen, behufs deren die Geschützpforten (von aufrecht ovaler Form) etwas höher sind als der Umfang der Geschützmündung; die Seitenrichtung dagegen läßt sich, da die Geschützpforten so schmal sind, daß gerade eben nur die Geschützmündung hindurchgesteckt werden kann, sodaß ein Eindringen feindlicher Geschosse völlig unmöglich ist, — nur durch Drehung des ganzen Thurmes bewirken und gilt dann für beide Geschütze des Thurms gleichzeitig, da sie stets parallel feuern müssen. In der Decke jedes Thurms befinden sich drei Oeffnungen theils zur Ventilation, theils zum Richten. Der Geschützcommandeur lugt während des Gefechts mit dem Kopfe aus einer dieser Oeffnungen heraus und übersieht den ganzen Horizont, vor ihm auf der Thurmdecke sind Korn und Visir für die unmittelbar darunter befindlichen Geschützrohre angebracht, die eben nie eine andere Seitenrichtung haben können als der mitten zwischen ihnen liegende Radius des Thurms.

Die Drehung der Thürme selbst erfolgt durch Menschenkraft, was wir für einen der allergrößten Vorzüge des „Arminius“ gegenüber den amerikanischen Monitors halten, bei denen die Thürme durch besondere Dampfmaschinen bewegt sind. Dampfmaschinen nämlich gerathen, besonders während des Gefechts, durch Springen eines Rohrs, Beschädigung eines Ventils ꝛc. sehr leicht außer Thätigkeit, und ist der Drehungsmechanismus lädirt, so kann das Geschütz auch nicht die geringste Seitenbewegung mehr machen. Beim „Arminius“ dagegen sind die Geschütze stets zu gebrauchen; selbst angenommen den Fall, daß von der Bemannung des Thurms einige Leute durch den Anprall feindlicher Geschosse außer Gefecht gesetzt sind, so werden aus den unteren Schiffsräumen einfach Ersatzmannschaften in den Thurm commandirt, und der letztere fungirt mit seinen Kanonen ruhig weiter. Die Thürme,

Digitized by Google

die mittelſt Rollen oder kleiner Räder in einer Kreisſchiene laufen, werden durch 4 Mann gedreht; indeſſen haben wir ſelbſt, als wir uns mit dem Capitän in einem Thurm befanden, geſehen, daß bei ruhiger See auch zwei Mann an den Kurbeln genügen, um das ganze ungeheure Thurmgewicht*) mitſammt den ſchweren Bronzegeſchützen und den Schmiedeeiſenlafetten bequem und mit überraſchender Schnelligkeit herumzudrehen. Auch bei bewegter See führen die Thürme in 2½ Minuten die vollſtändige Kreisbewegung aus, was für Gewinnung der Seitenrichtung noch ſchneller zum Ziele führt als die Einrichtung gewöhnlicher Lafetten für ſchweres Geſchütz. Während des Ladens werden übrigens reglementariſch die Geſchützpforten durch Drehung des Thurms vom Feinde abgekehrt, eine etwas übertriebene Vorſicht. Für die Bedienung der Geſchütze ſind übrigens nur 9 Mann nöthig, und wir haben ſo die überraſchende Thatſache, daß einſchließlich der Geſchützcommandeure 20 Mann völlig genügen, um die ganze furchtbare Artillerieausrüſtung des „Arminius“ wirken zu laſſen.

Das Deck iſt ganz glatt und horizontal gehalten von der vordern bis zur hintern Spitze; kein Verſchlag, weder Back noch Schanze, keine Commandobrücke, kein Geſchütz, keine von den vielen Einzelheiten iſt zu ſehen, die dem Deck anderer Schiffe ein ſo buntes mannigfaltiges Ausſehn verleihen. Ringsum laufen die zum Niederklappen eingerichteten Stahlplatten-Reilings; in der Mittellinie des Schiffs aber, ziemlich nahe den Enden ſtehen die beiden Maſten einer dürftigen, ſchmächtigen Schooner-Takelage, die durch Draht-Wanten (Taue mit „Strickleitern“) nach den Seiten gehalten werden, und deren Stage (die nach vorn haltenden ſtarken Taue) bei beiden Maſten direct nach dem Deck hinunterlaufen. Dicht hinter dem Fockmaſt erhebt ſich nun der vordere, dicht vor dem Großmaſt der hintere Geſchützthurm, die je 20 Fuß Durchmeſſer haben. Mitten zwiſchen ihnen ſteigt der ziemlich hohe ſchwarze Schornſtein empor und vor dem letztern, zwiſchen dieſem und dem vordern Geſchützthurm, erhebt ſich der Commandantenthurm über Deck. Derſelbe iſt nicht drehbar, ſondern feſt mit dem Deck verbunden, über welches er 6 Fuß emporragt, und er hat außerdem einen weit geringern Durchmeſſer als die Gefechtsthürme. Er beſteht ganz aus 4- bis 7zölligem Schmiedeeiſen und beſitzt oben ein flach koniſches Dach, dergeſtalt angebracht, daß zwiſchen dem Unterrande des Daches und dem Oberrande der Thurmwand ein zollhoher Schlitz ringsumläuft, durch welchen der Commandant beobachtet. Zugleich befindet ſich in dieſem Commandothurm natürlich das Steuerrad und ferner ein Sprachrohr, das nach der Maſchine hinab geht, ſodaß der Commandant das Schiff von hier aus völlig in der Gewalt hat wie der

*) Jeder Thurm wiegt nicht weniger als 60 Tons = 1200 Centner, dazu noch 500 Centner für die beiden Geſchütze mit Lafetten.

Reiter sein Pferd; überdies steht dieser hier dem vordern Gefechtsthurm so nahe, daß das Commando von da aus ganz gut zu hören ist.

Außer den Masten und den Thürmen unterbrechen die Einförmigkeit des Decks einzig und allein noch die Spille für das Aufwinden der Ankerketten, die Davits, in welchen die Boote hängen, und endlich die Luken, durch welche man in das Innere hinabsteigt; für die letzteren ist übrigens ebenso wie für die Basis der Thürme in neuerer Zeit ein dichterer Verschluß zur Anwendung gebracht worden, sodaß man nunmehr während der Fahrt nicht mehr so viel Wasser ins Innere des Schiffs bekommen wird wie früher. Für die Zeit des Gefechts können zudem die Davits der Boote und sogar die Schwellen der Maschinen- und anderen Luken weggenommen werden, um die Zielfläche für den Feind noch mehr zu vermindern.

Inwendig bietet das Schiff, wenn wir von dem untern Theile der Thürme im Zwischendeck und von der Maschine absehen, gar nichts Besonderes; natürlich sind alle Räume, Mannschaftslogis, Offiziers-Cabinen und Capitäns-Cajüte der Panzerung wegen ohne Licht von den Seiten, und werden nur durch das Oberlicht der Deckluken und -Linsen oder durch künstliche Beleuchtung erhellt. Die Maschine von 300 Pferdekraft (nominal), die übrigens ganz unter Wasser liegt und somit nicht blos durch den Panzer gedeckt wird, ist in der berühmten Fabrik von Penn and Son in Greenwich gebaut und macht ihrem Erbauer alle Ehre. Bei der Probefahrt auf der Themse trieb sie mit 95 Umdrehungen in der Minute das Schiff mit voller Belastung bei ruhigem Wasser, also unter Umständen wie es in das Gefecht kommt, mit einer Geschwindigkeit von 11 bis 11½ Knoten dahin (mit halber Dampfkraft so schnell, wie gewöhnliche Holzkriegsschiffe mit Vollkraft), und diese Schnelligkeit vermag sich unter günstigen Umständen bis auf fast 12 Knoten zu steigern, während sie selbst bei hohem Seegang noch immer 8 bis 9 Knoten behält, was man von sehr wenigen Panzerschiffen der anderen Flotten sagen kann. Bei der bekannten Wettfahrt mit dem amerikanischen Monitor „Miantonomoh" in Kiel, deren wir bei der Beschreibung des letztern Schiffes in diesem Blatte gedachten, machte der Arminius 10½ Knoten, während der Monitor nur 8 Knoten erreichte; der dänische „Rolf Krake" vermag es sogar nur auf höchstens 7 Knoten zu bringen.

Etwas weniger als die Schnelligkeit des „Arminius" und seine überraschende Fähigkeit, leicht zu steuern, befriedigte im Anfang sein Verhalten in See, da er zu viel Wasser übernahm und zu viel davon in das Innere des Schiffs eindringen ließ; doch hat man diesem Uebelstande, wie erwähnt, später durch Dichtung der Luken und der Basis der Gefechtsthürme zu steuern unternommen, und somit hat er denn auch seine zweite Fahrt durch das Skagerrack trotz sehr bewegter See zu großer Zufriedenheit des Capitäns zurückgelegt. Das Einzige, was man noch an dem Schiffe aussetzen könnte, ist die geringere Stabilität

Digitized by Google

gegenüber dem „Miantonomoh", der infolge seiner unverhältnißmäßigen Breite bei der Wettfahrt ohne sehr merkliche Schwankungen flach auf dem Wasser lag wie ein Floß und somit seine Geschütze ruhiger bedienen konnte; Ursache ist die geringere Breite des „Arminius", durch welche die Schnelligkeit bedingt wird, und die letztere ist denn doch bei weitem wichtiger.

Indessen auch dieser geringen Stabilität des „Arminius" möchte sich nach unserer Meinung bedeutend abhelfen lassen, und zwar nicht durch gänzliche Wegnahme der Takelage, wie man sie für das Gefecht beabsichtigt, sondern vielmehr durch Vergrößerung derselben, wodurch der Gesammtschwerpunkt des Schiffes höher zu liegen käme. Während man nämlich früher geglaubt hatte, daß die Panzerschiffe wegen ihrer starken Beschwerung des Oberwerks durch den Panzer zu rank sein, zu viel Neigung zum Umfallen haben würden, hat die Praxis bei den großen Versuchemanövern der französischen und der englischen Panzerflotte in der atlantischen See bei schwerem Sturm das gerade Gegentheil gezeigt. Die Schiffe, bei denen man den Panzer möglichst niedrig zu legen und unten durch Ballast und die Maschine im Raum recht kräftig zu balanciren gesucht hatte, waren dadurch zu steif geworden, sie hatten die Neigung bekommen, sich zu schnell und zu heftig wieder aufzurichten, wenn sie von Wind und Wellen niedergelegt waren, eine Eigenschaft, welche auch offenbar daran schuld ist, daß kürzlich unsere Panzerfregatte „Friedrich Karl" in der biscayschen See ihre Masten abgeschlingert hat. Gerade diejenigen Panzerschiffe, welche einen recht hohen Citadelle hatten, so der englische „Bellerophon" mit seinem hohen Commandothurm auf Deck, an dessen Zweckmäßigkeit man sehr gezweifelt hatte, und die französischen Panzerlinienschiffe „Magenta" und „Solferino", die einzigen Panzerzweidecker der Welt, mit ihren oberen Batterien, hielten sich im Sturm am allerbesten. Seitdem baut man bedeutend höher. Die französischen Schiffe von der Classe der „Alma" und des „Marengo" erhalten sogar 4 kolossale Bankett-Geschütze in ausspringenden Halbthürmen über ihrer Batterie. Auch auf dem „Arminius" wurde uns geklagt, daß das Schiff nicht zu rank, sondern eher zu steif sei und zu heftig wieder aufschnelle, was bei der Niedrigkeit des Baues, durch welche man die Zielfläche für den Feind möglichst hatte verringern wollen, nur natürlich war. —

Die Geschichte unseres „Arminius" hat bis jetzt wenig Bemerkenswerthes zu verzeichnen. Das Schiff wurde in Poplar (London) auf der Werft von d'Aguilar Samuda (Firma: Samuda Brothers) unter Ueberwachung eines preußischen Ingenieurs gebaut, während die Maschine wie erwähnt von Penn and Son in Greenwich geliefert ward. Der Gesammtpreis belief sich schließlich auf 624,914 Thaler, während für den Schiffskörper 78,750 Pfd. Sterling contractlich ausbedungen waren. Am 20. August 1864 lief der Arminius bereits vom Stapel, mußte aber leider, obwohl der contractliche Ablieferungstermin in den

Digitized by Google

September jenes Jahres fiel, wegen des dänischen Krieges, welcher dem neutralen England die Auslieferung an eine kriegführende Macht nicht gestattete, die Gelegenheit versäumen, sich gleich praktisch nützlich zu machen. So gelangte das Schiff erst im April 1865 zur Ablieferung und wurde, nachdem die Probefahrt auf der Themse so günstig ausgefallen, und der Compaß regulirt war, unter Commando des Capitänlieutenant Struben nach Preußen übergeführt. Bei dem sehr stürmischen Wetter hatte das Schiff zu leiden; es schlingerte stark, nahm viel Wasser über, von der stählernen Schanzkleidung wurde durch die See eine festgenietete Platte und ebenso die Fallreepsthür weggeschlagen, ein Boot beschädigt und die Davits wie Draht durch die Wellen verbogen. Trotzdem hielt sich das Schiff, während die Maschine ganz vortrefflich arbeitete und 8—9 Knoten bei schwerer See machte, im ganzen gut; den Uebelständen ist jetzt meist abgeholfen. Von Helsingör, wo der Arminius bei seiner Ueberfahrt eingelaufen war, erhielt er Ordre, nach Kiel zu gehen. Beim Beginn des Krieges 1866 machte er die 380 Seemeilen von Danzig nach Kiel in 40 Stunden (also 9½ Knoten Durchschnittsgeschwindigkeit), und von Kiel nach Hamburg, 560 Seemeilen, in 60 Stunden (also 9⅓ Knoten durchschnittlich), trotz theilweise sehr ungünstiger See im Skagerrack. Beim Beginn der Feindseligkeiten gegen Hannover erhielt das Schiff Gelegenheit zu seiner ersten, bis jetzt einzigen Waffenthat, die es allerdings ohne einen Schuß zu thun ausführte. Es legte sich nämlich mit schußbereiten Kanonen gerade vor die Uferbatterien von Stade, und landete dann eine Anzahl Boote mit Mannschaften unter Anführung des Capitän Werner selbst. Nach dem Bericht von Augenzeugen hatte Werner, wie es so recht in dem Charakter dieses bei den Seeleuten ungemein beliebten Offiziers liegt, vor dem Gefecht die classische Anrede gehalten: „Jungens, wer nicht ordentlich drauf geht, den holt der Teufel!“ Nach Beendigung dieser überaus lakonischen Ansprache waren dann die Boote trotz der drohenden Kanonen des Gegners ohne Bedenken auf das Land zu gesteuert und hatten dort die Mannschaft völlig überrumpelt — ein Beweis, wieviel der kleinstaatliche Schutz Hannovers gegen einen nichtdeutschen Gegner werth gewesen wäre. Zum Theil war übrigens die hannöversche Besatzung auch nicht allzugut instruirt. Der Posten vor dem Pulvermagazin hatte sogar, als die Preußen herangekommen waren, gefragt, ob er abgelöst sei und nun gehen könne, eine Frage, deren discrete Naivetät mit heiterstem Gelächter bejaht wurde. Während des Kriegs stationirte der „Arminius“ zunächst in Geestemünde; dann kehrte er nach Kiel zurück und machte hier im Herbst die Wettfahrt mit dem amerikanischen Doppelthurmmonitor „Miantonomoh“. Wie wir schon früher erzählten, zeigte sich unser Schiff dabei in Steuerfähigkeit und Schnelligkeit ganz glänzend überlegen. — Man muß sagen, die Aufgabe, ein Schiff von so geringem Tiefgang, so vorzüglicher Ma-

Digitized by Google

növrirfähigkeit (Lenkbarkeit, die auf den geringen Dimenſionen beruht) und ſo geringem Preiſe zu bauen und daſſelbe dabei doch ſo ſtark zu panzern wie die große Mehrzahl der engliſchen und franzöſiſchen Panzerſchiffe, dieſe Aufgabe iſt vom Erbauer des „Arminius“ wirklich meiſterhaft gelöſt worden. — Das harte Urtheil, das die öffentliche Meinung im Anfang hören ließ, beruhte theils auf einer kleinen Rivalität der Handelsmarine, und beſonders der hanſeatiſchen gegenüber der preußiſchen, theils auf Oppoſition gegen die preußiſchen Wehreinrichtungen überhaupt; es iſt ſeitdem durch die Thatſachen völlig ins Gegentheil verwandelt worden.

Aus Schwaben.

„So groß iſt unſer Unglück, daß wir ſelbſt den Glauben an Hilfe eine Thorheit nennen; ſo kläglich unſere Zerſplitterung, daß wir ſelbſt das Bedürfniß der Einigung nicht mehr empfinden; ſo abſolut unſere Nichtigkeit, daß wir uns unſerer Schwäche freuen können; ſo tief unſere Entwürdigung, daß wir mit unſerer Schande prahlen; ſo heillos unſere Verblendung, daß wir die rettende Hand, die man uns bietet, mit Haß und Widerwillen von uns ſtoßen.“

„Ich behaupte, daß weniger die Fürſten als die Völker Deutſchlands das große Hinderniß ſeiner Vereinigung bleiben werden.“

„Und leider iſt ja doch der Freiheitsſinn der Deutſchen nur noch darin ſichtbar, daß ſie nirgends mehr zuſammenhalten, keiner ſich in andere ſchicken will. Bei der geringſten Kränkung eines falſchen Ehrgefühls durch ſeinesgleichen iſt der Deutſche gleich entſchloſſen, jedes Band der Vereinigung mit Stammes- und Volksgenoſſen aufzulöſen; ſobald nicht alles nach ſeinem Sinn geht oder ſeine Eitelkeit und Eigenliebe nicht ihre Rechnung findet, zieht er ſich auf ſich ſelbſt zurück oder wirft ſich durch einen verrätheriſchen Bund mit Fremden der offenbaren Schande in die Arme.“

Paul Pfizer kannte ſeine Schwaben. Vor 36 Jahren ſind dieſe ſeine Sätze geſchrieben. Aber ſie könnten heute geſchrieben ſein. Dieſelben Wahrnehmungen hätte der machen können, der den Debatten der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer über die Allianz- und die Zollvereinsverträge beiwohnte.

Der Ausgang iſt ein den Verträgen günſtiger geweſen; es iſt die Schmach

Digitized by Google

abgewendet worden, daß ein deutsches Volk, Herr seines freien Willens, die Waffen- und Verkehrsgemeinschaft mit den Brüdern aufsagte und mit eigenen Händen einen Strich zwischen sich und Deutschland zog. Diese Schmach, dieser Loskauf an das Ausland ist erspart worden. Aber dies ändert nichts an der beschämenden Thatsache, daß diese Gefahr in der That nahe lag, daß Tage lang darüber gestritten wurde, ob wir auch hinfort zu Deutschland gehören wollen oder nicht, und daß die Gründe, welche schließlich den Ausschlag gaben, wesentlich von außen gekommen sind. Der schwäbische Particularismus ist aufs Haupt geschlagen worden, aber die innere Ueberwindung des Feindes muß nun erst folgen.

Möglich, daß, wenn der Particularismus das Feld behauptet hätte, eine um so raschere Radicalcur die Folge gewesen wäre. Der Gedanke war verzeihlich, daß die feindlichen Elemente in unserer Volkskammer und in der bayrischen Adelskammer wirklich die „eiserne Consequenz" möchten bewahrt haben, die ihr „Beobachter" und „Volksbote", dieses Dioskurenpaar am Himmel süddeutscher Publicistik, bis zum letzten Augenblick andichteten, daß Bayern und Würtemberg eine Weile vor die Thüre des Zollvereins gesetzt worden wären und die Folgen ihres Trotzes zu spüren gehabt hätten. Ohne Zweifel hätten nicht wir Ursache gehabt, mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein. Die Aufregung, welche sich der bayrischen Bevölkerung bemächtigte, als der eine Factor der Gesetzgebung dem Lande den Fehdehandschuh hinwarf, zeigt deutlich, welche gewaltige Hebel der nationalen Sache zu Gebote standen, wenn sie einem ernsten Widerstand begegnete. Gleichwohl ist es besser, daß nicht größere Zwangsmittel angewendet werden mußten und ein normaler Gang der Dinge davor bewahrte, die deutsche Entwicklung in die Bahn von Experimenten zu werfen. Durch die Annahme der Verträge ist der Boden gewonnen, von welchem aus jeder weitere Fortschritt ohne Wiederkehr einer Krisis sich vollziehen läßt, und das Zollparlament, das nun gesichert ist, ist auch darum ein so unschätzbares Instrument, weil so lange der förmliche Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund nicht angeht, doch seine Competenz sich jederzeit beliebig erweitern läßt, bis endlich niemand mehr ein Interesse hat, dem völligen Eintritt zu widerstreben.

Sehr unerwünscht war den Gegnern die Wahrnehmung von der Connexität des Zoll- und Allianzvertrags. Es brauchte lange, bis die wiederholten Erklärungen in Berlin endlich diese unbequeme Erkenntniß zur Reife brachten. In der That hatte man sich in der seltsamen Illusion gewiegt, daß man recht gut den einen Vertrag verwerfen, den andern annehmen könne; manche schienen es als einen ganz billigen Handel zu betrachten, wenn sie, den Zollvertrag gegen den Allianzvertrag abwägend, eine Concession nach der einen Seite durch ein Zugeständniß nach der andern compensirten. Als zuerst der Abg. Braun

Digitized by Google

von Wiesbaden einen Strich durch dieſe Rechnung machte, ward die „leere Drohung“ mit dem üblichen, für ſolche Gelegenheiten vorräthigen Hohn aufgenommen; durch ſo windiges Gerede konnte die Geſinnung ſchwäbiſcher Männer nicht erſchüttert werden. Als jedoch die Erklärung, daß der Bund nur mit denjenigen die Intereſſengemeinſchaft fortſetzen könne, welche auch zu Schutz und Trutz mit ihm zu ſtehen entſchloſſen ſeien, in höchſt nachdrücklicher Form ſich wiederholte, wurde der Spott unſicherer, er verlor ſich allmählich, man ging jetzt in eine andere Tonart über und begann zu jammern über den unerträglichen Druck, der angewendet werde und gar keine freie Entſcheidung mehr ermögliche. Allein ſo kurzlebig jene Hohnverſuche geweſen, ſo überflüſſig war dieſes Gejammer. Die ſüddeutſchen Kammern waren wirklich ſo frei als möglich in ihrem Entſchluſſe, ſie konnten bleiben oder gehn, wohin ihr Herz ſie zog, und wenn man ihnen von Berlin aus den Charakter der Untrennbarkeit an jenen Verträgen nachwies, ſo hieß das nur auf die ſelbſtverſtändlichen Folgen aufmerkſam machen, die aus der Entſchließung der Kammern ſich ergaben. Wenn dieſe nicht ſelbſt der Folgen ihrer Handlungsweiſe ſich bewußt ſchienen, ſo war es ſehr dankenswerth, wenn auch beſchämend, daß ihnen die preußiſche Regierung und der norddeutſche Bund dieſen Dienſt leiſteten. Und wenn die Lection öfters wiederholt werden mußte, ſo machte das freilich einen peinlichen Eindruck, aber doch nur deshalb, weil es bewies, daß die Lehre ſchwer begriffen wurde. Jedenfalls war es nicht an denen, über die unerhörte Preſſion ſich zu ereifern, welche die Ankündigung der eventuellen Auflöſung des Zollvereins als eitle Drohung verlacht hatten, weil, wie man ſagt, einmal der norddeutſche Markt ein ungleich größeres Intereſſe an der Erhaltung des Zollvereins habe als der ſüddeutſche, und dann, weil die Kündigung, wenn ſie je erfolge, nur die höchſt willkommene Befreiung Süddeutſchlands wäre, ein Ziel aufs innigſte zu wünſchen, da erſt in einem ſüddeutſchen Zollbund, frei von den Uebervortheilungen, denen wir biederen Schwaben im Verkehr mit den Norddeutſchen ſtets ausgeſetzt ſind, die volle Blüthe ſüddeutſchen Handels und Wandels ſich entfalten könne. Erinnerte man doch — wenigſtens in Bayern war dies der Fall — mit melancholiſchem Seufzer an jene glückſeligen Zeiten, da es noch keinen Zollverein auf Erden gab!

Ueber dieſe Dinge waren nun freilich diejenigen Kreiſe, die in erſter Linie betheiligt waren und auch wohl am eheſten ein Urtheil beſaßen, entgegengeſetzter Meinung. Je näher der verhängnißvolle Termin rückte, um ſo lebhafter wurde die Bewegung in der Handels- und Gewerbewelt. Die acht Handelskammern des Landes gaben nach einander ihre Stimmen ab, ſämmtlich für die Verträge. Die Gewerbevereine folgten. Die Generalverſammlung des würtembergiſchen Handelsvereins, der in 19 Localvereinen über 1700 Mitglieder zählt beſchloß eine Eingabe an die Ständeverſammlung, welche neben den materiellen

Interessen auch das nationale Moment der Verträge kräftig hervorhob, mit allen gegen Eine Stimme. Auch die Arbeitervereine, endlich die Magistrate fingen an in die Bewegung einzutreten, die allmählich recht respectable Dimensionen annahm, wenn sie auch nicht die Temperatur der bayrischen Bewegung erreichte. Eine ansehnliche Bürgerversammlung zu Stuttgart, welcher der Oberbürgermeister der Residenzstadt präsidirte, machte unmittelbar vor Beginn der Kammerdebatten den Beschluß dieser Demonstrationen. Was die Volkspartei dagegen aufzubringen hatte, war gleich Null. Wo blieben jene 43,000 Männer, die vor einem Jahr ihre berühmten Unterschriften unter die Adressen der Volkspartei gesetzt hatten, unter jene Adressen, die je nach den 4 Kreisen des Landes in 4 stattliche Bände gefaßt, Muster der Papeterie, in den Archiven des Ministeriums des Innern schlummern? So viel war unleugbar, die Interessen des Landes hatten laut gesprochen, die Stimme der urtheilsfähigen Kreise pochte vernehmlich an die Thüren des Halbmondsaals und es war wenig tactvoll, als man sie innerhalb dieses geweihten Raumes mit Witzen über die banausischen Pfefferſäcke glaubte abfertigen zu können; wobei jedoch nicht verschwiegen werden soll, daß die Agitation wider die „unabsehbaren Gefahren" einer Sprengung des Zollvereins allerdings zuweilen einen kleinlichen und weinerlichen Charakter anzunehmen drohte.

Und noch ein Bundesgenosse erschien, unverhofft, in elfter Stunde. Das Ministerium hatte bis zuletzt sich einer fröhlichen Sorglosigkeit hingegeben und die Agitation für die Verträge, die Widerlegung der Mohlschen Monstrositäten einzig der deutschen Partei überlassen, was sehr bequem war, aber über die Herzensmeinung des Ministeriums nach wie vor im Dunkeln ließ. Daneben sah man gelassen zu, wie die öffentliche Meinung von der unter den Oberamtleuten stehenden Localpresse fortgesetzt in einer Weise bearbeitet wurde, als seien Instructionen noch in Kraft, die im Juni des denkwürdigen Jahres 1866 zur Zeit des Vae Victis gegeben worden. Bis zuletzt wurden die Untergebenen darüber in Zweifel gelassen, ob sie sich der Regierung angenehmer machten, wenn sie *gegen* die Vorlage oder *für* dieselbe wirkten. Jetzt stand man vor den Folgen eines solchen Schritts und die Regierung war nun doch ernstlich besorgt, und sah sich nach Mitteln um, die bedrohte Sache zu stützen. Sie fand dieselben glücklich. Der König kam von seinem Aufenthalt am Bodensee nach der Hauptstadt, wie dienstbeflissene Organe versicherten, um sein Interesse an der bevorstehenden politischen Entscheidung zu bethätigen, und nun hielt er Anreden bei Audienzen, bei Diners, im Ministerrath, welche durch zuverlässige Canäle rasch zu weitester Verbreitung gebracht wurden, Anreden, in welchen er seinen ernsten Entschluß ausdrückte, an den mit Preußen geschlossenen Verträgen festzuhalten, und die Erwartung hinzufügte, daß so wie er Opfer gebracht, auch sein Land der Größe des Gesammtvaterlandes Opfer bringen werde.

Digitized by Google

Das war nun doch kein kleiner Troſt für loyale Gemüther; auch der conſervative ſchwarzrothe Patriot mußte ſich dadurch aufgefordert fühlen, das Seinige dazu beizutragen, daß ſeinem Könige das Worthalten erleichtert würde. Manchem, der bisher vorſichtig zurückgehalten, gedieh jetzt ein heldenhafter Muth, mit ſeiner Ueberzeugung hervorzutreten. Insbeſondere wollte man bemerken, daß in den bürgerlichen Collegien der Reſidenzſtadt jetzt eben der unwiderſtehliche Drang erwachte, ſich an den Kundgebungen zu betheiligen. Vielen waren unerwartet, wie dem Munde des Oberbürgermeiſters bei der Verſammlung im Bürgerhauſe beredte Worte zum Lob des norddeutſchen Bundes und zum Tadel particulariſtiſcher Ueberhebung entfloſſen. Eine national-liberale Aera ſchien leuchtend über der Stadt am Neſenbach aufzugehn. Und beſchämt ſtand der Ultraroyalismus des „Beobachter“ daneben. Sein hochherziges Angebot mit der Civilliſte bis ans Ende der Tage war unbeachtet geblieben, die Hoffnung auf ein Miniſterium Neurath war dahin, ſeitdem der König im erſten Miniſterrath nach ſeiner Rückkehr Hrn. v. Varnbüler für den Fall der Verwerfung der Verträge die Ermächtigung zur Kammerauflöſung ertheilt hatte.

Nichts deſto weniger hörte man von den particulariſtiſchen Blättern mit affectirter Kaltblütigkeit Tag für Tag verſichern, die Verwerfung der Verträge durch unſere zweite Kammer ſei über alle Zweifel erhaben und bereits vollendete Thatſache. Der Zweck war einfach, durch dieſe Behauptung jene zweifelhafte Gruppe von Abgeordneten, welche weder der deutſchen, noch der democratiſch-ultramontanen, noch der Regierungspartei angehören und die weniger um ihrer Bedeutung als um ihrer Zahl willen faſt ausſchlaggebend waren, feſtzuhalten und dem drohenden Abfall vorzubeugen. Die Wirkung war freilich die entgegengeſetzte, denn durch die Dreiſtigkeit jener Verſicherung wurde im Land erſt recht das Gefühl der vorhandenen Gefahr geweckt und verbreitet, jetzt erfolgten die Kundgebungen, welche ſelbſt wieder am meiſten auf jene dunkle Gruppe von Volksvertretern, für welche die Bezeichnung „Fraction Sumpf“ üblich geworden iſt, von Einfluß ſein mußten. Ohnedies beſchlich das Gefühl völliger Vereinſamung allmählich auch die wärmſten Verehrer der Südbundsideen. Auf die völlig verpreußten, für die Schmach freiwilliger Knechtſchaft ordentlich ſchwärmenden Badener hatte man freilich niemals gerechnet. Aber ſchmerzlich war, daß auch die bayriſche Abgeordnetenkammer, auf die man einen Augenblick ſchüchterne Hoffnung geſetzt hatte, den Zollvereinsvertrag nicht blos genehmigte, ſondern mit Freuden und mit überwältigender Mehrheit genehmigte. Nachdem das bayriſche Volkshaus dieſen Beſchluß gefaßt, oder wie ein niederbajuvariſches Blatt ſich glücklich ausdrückte, dieſen „Begräbnißact des bayriſchen Selbſtſtandes und Lebenswohls“ vollzogen hatte, blieb nur noch eine Hoffnung übrig: die bayriſche Reichsrathskammer.

Und an dieſe letzte Hoffnung klammerten ſich nun die vereinigten Demo-

Digitized by Google

craten, Ultramontanen und Schutzzöllner Schwabens mit einer Zähigkeit, die einer bessern Sache würdig war. Dieselben, die über das norddeutsche Parlament mit seinen diätenlosen Adligen die Nase rümpften, erwarteten jetzt von den Bischöfen, Fürsten und Grafen des Bayerlandes die Rettung der süddeutschen Freiheit. Mit ungewohntem Respect besprach unser „Beobachter" die Institution des benachbarten Adelshauses; dies war einmal ein „wirklicher Senat", eine „wirkliche Volksvertretung". Zwischen Moriz Mohl und dem Freiherrn von Thüngen begann eine lebhafte Correspondenz herüber und hinüber; Beobachter und Volksbote sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Heute schrieb jener: „Eine Thür geht auf! aus völlig authentischer Quelle erfahren wir, daß der bayrische Reichsrath auf alle Fälle den Zollvertrag verwerfen wird." Sofort secundirte der bayrische College: „Aufgepaßt! aus völlig authentischer Quelle erfahren wir, daß die würtembergische Kammer auf alle Fälle die sauberen Preußenverträge verwerfen wird." Beide Theile stärkten sich durch Berufung auf den Bundesgenossen. Es war schon jetzt klar, daß jeder Theil vor der eigenen Verantwortung zurückschreckte und die Initiative der Verwerfung dem andern zuschieben wollte. In Würtemberg suchte man möglichst viel Zeit zu gewinnen, um den Reichsräthen den Vortritt zu lassen. Dieser gebührte auch ohne Zweifel den Reisigen und Gewappneten; hatten doch schon die sieben Schwaben, als es das Ungethüm am Bodensee zu bekämpfen galt, sich zu dem weisen Rath vereinigt:

Jokele, geh' Du voran,
Denn Du hast Sporn und Stiefel an.

Da war es nun freilich eine schlimme Ueberraschung, als die Nachricht von der ersten Abstimmung des Reichsraths, von der Annahme des Amendements Löwenstein hier anlangte. Allerdings formell hieß dies nichts anderes als den Vertrag verwerfen; denn daß Preußen durch Einräumung eines bayrischen Veto den Grundstein des neuen Gebäudes wieder herausbrechen werde, daran dachte ja wohl Niemand im Ernst. Allein die Ausflucht wollte doch zugleich so viel sagen, daß die hohe Kammer nicht eine unbedingte Verwerfung auf sich nehmen wollte. Factisch war eine Brücke zum Rückzug gebaut und es war unschwer vorauszusehen, wie Graf Bismarck die bayrischen Abgesandten bescheiden, und mit welchen Dispositionen diese nach der Isar zurückkehren würden.

Aber auch jetzt gab man am Nesenbach das Spiel noch nicht verloren. Als endlich am 29. October, also drei Tage vor dem Termin der Ratificationen die Debatten beginnen sollten, beantragte Probst, der Berichterstatter der Commissionsmehrheit, noch einmal Vertagung, bis ein definitiver Entscheid zu München vorliege. Diese Abdication zu Gunsten der bayrischen Reichsräthe, die wenig stimmte zu der sonstigen eifersüchtigen Sorge um die würtembergische Selbständigkeit, fand jedoch nicht den Beifall der Kammer, sie stürzte

Digitized by Google

ſich vielmehr muthig in die Debatte über den Allianzvertrag, der dann auch nach dreimal erneuter Verhandlung am folgenden Abend mit ſtarker Mehrheit genehmigt wurde. Allein ſelbſt jetzt war das Schickſal des Zollvereinsvertrags, zu deſſen Genehmigung nicht einfache, ſondern Zweidrittelmehrheit erforderlich war, noch keineswegs geſichert. Bevor die entſcheidende Sitzung am 31. Morgens eröffnet wurde, bemerkte man, wie da und dort eifrig die Mitgliederverzeichniſſe ſtudirt wurden, um zu berechnen, welche Abgeordneten für, und welche gegen ſtimmen würden, und ob die für eine Zweidrittelmehrheit erforderliche Zahl von 60 zu erreichen ſei. Aber man mochte noch ſo oft und genau abzählen, allgemein war die Meinung, daß nur auf 59 mit Sicherheit für die Genehmigung zu rechnen ſeien. Da trat noch einmal rettend die Correſpondenz mit den guten Freunden in München ein. Gleich beim Beginn der Discuſſion erhob ſich ein ſchutzzöllneriſches Mitglied, das als einer der heftigſten Gegner der neuen Zollvereinsverträge bekannt war, und ſagte: zuverläſſigen Berichten aus München zufolge gebe die Kammer der Reichsräthe ihren Widerſtand auf und damit werde auch der Widerſtand Würtembergs hinfällig; er ſelbſt halte nach wie vor den neuen Zollverein für ſchädlich, verderblich, verhängnißvoll und dergl. mehr, werde aber für ihn ſtimmen. Dies war das Signal zu einer allgemeinen Fahnenflucht; man erklärte für einen Vertrag zu ſtimmen, den man gleichzeitig als ein ſchreckliches Unglück für das Land prädicirte, ſtatt der Discuſſion gab es nur noch motivirte Abſtimmungen. Selbſt Mohl erklärte trauernd die Schlacht für verloren, was aber nicht hinderte, daß Frhr. v. Varnbüler zu guter Letzt mit wahrhaft vernichtenden Streichen über Mohl herfiel, von denen dieſer in jedem andern Lande als Schwaben ſich nicht mehr erholen würde. An demſelben Vormittag, während unſere Debatten im Gang waren, erfolgte die Abſtimmung in der Reichsrathkammer zu München. Wirklich hatte ſie ihren Widerſtand aufgegeben, wegen der unzweideutigen und drohenden Haltung des bayriſchen Volks, wie die Einen ſagten, weil die Schlacht in Würtemberg in dieſem Augenblick verloren ſei, wie die Anderen ſagten. Unter dem Eindruck dieſer Nachricht aus München geſchah dann vollends die Abſtimmung zu Stuttgart, die nur noch eine unbedeutende Minderheit auf Seite der „eiſernen Conſequenz“ auswies.

Alſo die Bayern gaben nach, weil die Würtemberger nachgaben, und dieſe gaben nach, weil die Bayern nachgaben. Mit anderen Worten: beide ſchreckten zurück vor den Folgen ihres Eigenſinns, und dies war die treffendſte Selbſtkritik der Einwendungen, die ſie bis zum letzten Augenblick aufrecht gehalten hatten, und die ſie doch ſelber durch ihre Handlungsweiſe für bedeutungslos erklärten gegen die Folgen, welche die Verwerfung gehabt hätte. Die Bayern waren froh, daß ſie ſich auf die Würtemberger, und dieſe, daß ſie ſich auf die Bayern berufen konnten. Schließlich war es doch die unzweideutige Kundgebung

Digitized by Google

des öffentlichen Willens in Süddeutschland, was die „eiserne Consequenz" erschütterte.

Ueber die Debatten selbst nur das eine Wort, daß sie nach allgemeinem Urtheil, wenige Momente abgerechnet, weit nicht auf der Höhe des Gegenstandes waren. Es waren doch zu ausgetretene Geleise, in welchen sie sich bewegten. Auch der Umstand, daß der Schwerpunkt der Entscheidung in den jeden Augenblick aus München erwarteten Telegrammen lag, machte sich geltend, selbst die äußere Physiognomie der Verhandlungen zeigte keineswegs jene Würde, die man sich von so ernster Entscheidung unzertrennlich denkt. Alles in allem wird man sich Glück dazu wünschen dürfen, daß dies die letzte Verhandlung von so weitgreifendem nationalen Interesse gewesen ist, über welche eine Einzelkammer zu Gericht saß. Die in den Institutionen des Particularstaats zerstückte Stimme des Volks geht über auf das deutsche Parlament — das ist ja wohl auch der tiefste Grund, warum die bisherigen Monopolisten des Constitutionalismus sich so verzweifelt wehren gegen Bildungen der Zukunft.

y

Politische Rundschau.

Der französische Congreßvorschlag.

X Leipzig, Mitte November.

Nach einem bekannten lateinischen Sprichworte werden die Völker geschlagen, wenn und so lange die Fürsten streiten. Die Erfahrung des laufenden Jahrhunderts hat den Völkern bewiesen, daß es für sie unter Umständen noch bedenklicher sein könne, wenn ihre Könige Frieden schließen und sich zu vertraulicher Berathung versammeln. Deutschen, Franzosen und Italienern ist die Erinnerung an die Congresse und Fürstenconferenzen der Restaurationszeit beinahe ebenso verhaßt, wie das Andenken der großen Kriege, welche am Wendepunkt des Jahrhunderts den Welttheil zerrissen, und wenn die Verhältnisse sich seit den letzten funfzig Jahren auch genugsam verändert haben, um die Wiederkehr von wiener, veroneser und carlsbader Beschlüssen unmöglich erscheinen zu lassen, so hat das Wort „Congreß" doch noch immer einen schlechten Klang in allen Kreisen, welche nicht direct mit der Diplomatie zusammenhängen. Die Mißverhältnisse, an denen die verschiedenen europäischen Staaten laboriren, sind zum größten Theil Conferenzgeschöpfe, während die heilsamen Umwäl-

Digitized by Google

zungen und Neugestaltungen des letzten Jahrzehnts fast ausnahmslos auf rechtzeitig geführte Kriege zurückzuführen sind; kein Wunder, daß die Mehrzahl unserer Zeitgenossen von Friedenscongressen noch weniger wissen will wie von Kriegen. Ein französischer Schriftsteller hat während des vorigen Jahres gelegentlich die Behauptung aufgestellt, die „leitenden Principien", in deren Namen die Staatsmänner der letzten Jahrhunderte die Organisation der europäischen Völkerfamilie unternommen, hätten jederzeit in directem Gegensatz zu den Handlungen und Zwecken derselben gestanden; das von den Weisen des westphälischen Friedensschlusses ausgegebene Schlagwort vom „europäischen Gleichgewicht" sei der Deckmantel für eine Reihe der frechsten, zum Zwecke der Hegemonie Frankreichs geführten Eroberungskriege gewesen, im Namen der 1789 aufs Schild erhobenen Phrase von der Brüderschaft aller Völker und der Condorcetschen Sätze über die Verwerflichkeit der Eroberungskriege seien Belgien und das linke Rheinufer erstritten worden, die Praxis der 1795 vom Convent publicirten Nichtinterventionstheorie sei ein Krieg Aller gegen Alle gewesen und das vom wiener Congreß eingeleitete Zeitalter der Legitimität habe mehr Revolutionen und gewaltsame Thronwechsel aufzuweisen gehabt, als irgend ein anderer Abschnitt der neuern Geschichte. — Die Quintessenz dieser geistreichen Hypothese ist, wie man glauben möchte, Gemeingut geworden, noch bevor dieselbe von André Cochut im vorigen Jahrgang der Revue des deux mondes aufgestellt worden. Wie die Völker nach Beendigung des italienischen Krieges von einer allgemeinen Fürstenconferenz nichts wissen wollten und eine mittelmäßige Brochure dazu hinreichte, den Congreßgedanken in der Geburt zu ersticken, so hat auch die in den letzten Wochen von Frankreich in Vorschlag gebrachte europäische Berathung über die Zukunft des Papstthums nirgend wirkliche Sympathien gefunden. Die Lehre, daß der Welttheil von einem Punkte aus beherrscht werden müsse, daß die Großmächte berechtigt seien, die Rolle der europäischen Vorsehung zu spielen und den einzelnen Völkern der angeblichen „allgemeinen Wohlfahrt" zu Liebe Beschränkungen oder Hemmungen ihrer natürlichen Entwickelung vorzuschreiben, sie sieht sich vergebens nach einer Gemeinde von Gläubigen um. Sind die Nachrichten, welche die Zeitungen über die Moustierschen Einladungen zum Congreß veröffentlicht haben, begründet, so hat Napoleon auf die Theorie von dem vormundschaftlichen Recht der Großmächte selbst Verzicht geleistet und nicht nur Rußland, Preußen und England, sondern sämmtliche Staaten zweiten Ranges, sogar Sachsen, (das durch seinen Eintritt in den norddeutschen Bund sein Recht auf eine selbständige Diplomatie aufgegeben hat) zur Theilnahme an dem Schiedsgericht geladen, das die künftigen Beziehungen Italiens zum dominium temporale des Papstes regeln soll. Selbst Griechenland und der Großtürke sind als Theilnehmer dieser Conferenz über den heiligen Stuhl „in Aussicht genommen".

Digitized by Google

Es dürfte kaum eine europäische Zeitung geben, welche es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihre Meinung über die Rathsamkeit oder Unrathsamkeit des projectirten allgemeinen Congresses abzugeben. Von gewissen französischen Regierungsorganen abgesehen, hat sich aber keine Stimme erhoben, welche diesen Plan freudig begrüßt hätte, — und in der That läßt sich schlechterdings nicht absehen, wozu derselbe führen und wie ein Congreß die römische Frage regeln soll. Italien ist ein constitutioneller Staat, die Politik Menabreas muß, wenn sie Bestand haben soll, eine parlamentarische Majorität hinter sich haben. Eine italienische Volksvertretung, welche die Schmach der letzten Wochen besiegelte, wird aber weder Victor Emanuel noch einer seiner Minister aufzutreiben im Stande sein. Wäre das Fortbestehen des Kirchenstaates neben dem italienischen Königthum nicht schon längst eine Unmöglichkeit gewesen, die letzte französische Intervention hätte es zu einer solchen gemacht. Mag die Integrität des gegenwärtigen römischen Gebiets von Frankreich oder von der Mehrzahl aller Staaten Europas verlangt werden — das italienische Königthum ist außer Stande, dieselbe zu garantiren. Die einzig mögliche Gewähr besteht in einer starken französischen Besatzung, und weil Napoleon selbst weiß, daß diese mit der Selbstvernichtung seiner italienischen Schöpfung identisch ist, hat er den Ausweg einer Entscheidung durch den europäischen Areopag vorgeschlagen. Mag dieser seinen Richterspruch fällen wie er wolle, die einmal gegebenen Verhältnisse vermag er nicht zu ändern. Das Resultat der Entwickelung des europäischen Völkerlebens der letzten zehn Jahre ist die Negation der alten Lehre, nach welcher die Bedingungen der Organisation des Einzelstaats von ihrem Verhältniß zu dem „System" abhängig sind, in welches die Minister der Großmächte den Welttheil zu zwängen für nothwendig halten. Das moderne europäische Staatsrecht dreht die Sache um, und macht die Configuration des Ganzen von der Wohlfahrt und der naturgemäßen Constituirung der einzelnen Nationalitäten abhängig.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheint es ziemlich gleichgiltig, wie die verschiedenen Theilnehmer eines europäischen Congresses über die Lösung der römischen Frage denken würden, — vermögen sie es doch nicht, an den Bedingungen des natürlichen Verlaufs derselben irgend etwas zu ändern. Das Wagestück, zu Gunsten des neunten Pius mit bewaffneter Hand zu interveniren, wird von den Großmächten keine dem französischen Kaiserreich nachmachen, Preußen, Rußland und England haben keine katholischen Interessen zu vertreten, und Oesterreich ist durch seine inneren Schwierigkeiten wie durch seine Beziehungen zu den Nachbarstaaten an einem Vorgehen dieser Art verhindert.

Will Frankreich aber den Andeutungen des Moniteur gemäß seine Truppen bis zur gänzlichen Pacification Mittelitaliens in Rom und Civitavecchia lassen, so scheint, mag der Congreß sagen, was er wolle, ein Krieg unvermeidlich

Digitized by Google

und dieſen wird Napoleon ſchwerlich mit Italien allein zu führen haben. Was werden die Kammern, die ſich inmitten der leidenſchaftlichen Erregung des vergangenen Frühjahrs zu einer Kriegserklärung gegen Preußen nicht entſchließen konnten, — was werden dieſe zu einem Kriege gegen das Selbſtbeſtimmungsrecht der Italiener ſagen? Wird es für dieſe irgend welche Bedeutung haben, wenn die kaiſerliche Regierung das Wächteramt an den Thoren der ewigen Stadt in Uebereinſtimmung mit der Mehrzahl der übrigen europäiſchen Großmächte führt? So liegen die Dinge, *wenn* dieſe europäiſchen Mächte ſich zu Gunſten des Papſtes ausſprechen und die bisherige Politik Frankreichs gut heißen.

Der Gründe *für* dieſe Annahme ſind ebenſo wenige, als der Gründe für die Wahrſcheinlichkeit des Gegentheils viele ſind. An der Abneigung, die England, Preußen und Rußland gegen eine Schwächung Italiens zu Gunſten des Papſtthums hegen, hat ſich ſeit dem Schluß des vorigen Monats abſolut nichts geändert. Das ſcheint man in Rom noch genauer zu wiſſen, wie in Paris, und die Nachricht, daß die Curie lieber mit Frankreich und Italien allein verhandeln will, als mit einem vorwiegend katholiſchen Congreß, iſt ſicher nicht aus der Luft gegriffen. Welche Vortheile *Frankreich* ſich von einem ſolchen verſpricht, iſt gleichfalls nicht abzuſehen. Wird an den Schwierigkeiten ſeiner Stellung zu Italien auch für den Fall der Parteinahme Europas für das Papſtthum nichts geändert, ſo müßte dieſe und damit zugleich das Verhältniß der Regierung zur franzöſiſchen Volksvertretung, eine nahezu unhaltbare werden, wenn die Haupttheilnehmer des Congreſſes einfach erklären, Rom habe ſich mit Italien ſelbſt auseinander zu ſetzen — die Reſultate dieſer Auseinanderſetzung ſeien für die übrige Welt gleichgiltig! Edgar Quinets prophetiſches Wort, daß die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs mit illiberalen Ideen das ſicherſte Mittel ſei, dieſen Staat um den Reſt ſeines Préſtige zu bringen, könnte ſolchen Falls ein tauſendfaches Echo finden und den napoleoniſchen Thron in einer Weiſe erſchüttern, der dieſer nicht mehr gewachſen iſt.

So ſtehen, unſerer Anſchauung nach, die Dinge, *wenn* es zu einem Congreß kommt — *daß* ein ſolcher ermöglicht werde, iſt aber noch lange nicht entſchieden und Gründe, welche *gegen* das Zuſtandekommen ſprechen, hat jeder der betheiligten Staaten in reichlichem Maße anzuführen, zumal die Form des franzöſiſchen Einladungsſchreibens den Gedanken nahe legt, die Eingeladenen würden veranlaßt werden, neben der römiſchen noch andere Fragen der Gegenwart zu discutiren. Daß die Völker nichts thun werden, um ihre Regierungen zur Annahme der pariſer Einladung zu drängen, kann für ausgemacht gelten. Die öffentliche Meinung Englands mag von der Beſchäftigung mit continentalen Dingen überhaupt nichts wiſſen, die in Rußland maßgebende Partei hat — wie wir bereits neulich zu erörtern veranlaßt waren — hundert Anläſſe,

um principiell jeder Interventionspolitik abhold zu sein; die Liberalen Oesterreichs machen kein Hehl daraus, daß sie bis zur Regelung der inneren Schwierigkeiten, an denen der Kaiserstaat krankt, von auswärtigen Dingen überhaupt nichts hören wollen — und diejenigen Stimmen, denen die Regierung Preußens Gehör zu schenken Veranlassung hätte, wollen von einem Congreß vollends nichts wissen. Und diese instinctive Abneigung der Völker findet in den zur Zeit gegebenen Verhältnissen namentlich des östlichen Europa, reichliche Erklärung. Es ist schlechterdings nicht zu begreifen, warum Rußland sich der Unbequemlichkeit aussetzen soll, die orientalische Frage, deren Lösung es in seiner Hand hat, auf die öffentliche Tagesordnung gebracht zu sehen, — zumal solchenfalls eine Erörterung der polnischen Dinge ziemlich nahe liegen würde; auch für Oesterreich und England wäre die Nöthigung zu offenen Erklärungen darüber, wie sie sich die Zukunft der slavischen Stämme des Südostens denken, eine Verlegenheit, und die außerdeutschen Staaten zweiten Ranges haben vollends kein Interesse, wenn wiederum Compensations- und Grenzberichtigungsmöglichkeiten auftauchen.

Kein Volk Europas hat aber bei dem Zusammentritt eines europäischen Fürsten- und Diplomatentages so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren, wie das deutsche. Schon der Umstand, daß unseren Mittelstaaten diesseit wie jenseit des Main Gelegenheit zu selbständigem diplomatischen Gebahren geboten würde, erscheint höchst bedenklich. Der Particularismus würde aus der Berührung mit politischen Intriguanten von Ost und West neue Kräfte schöpfen, tausend Gedanken und Pläne, welche im Blut des letzten Krieges erstickt worden sind, würden plötzlich aufleben, wenn die Gesandten Sachsens, Bayerns, Hessens u. s. w. von ihren großmächtlichen Collegen in die Versuchung geführt würden, einmal wieder große Politik auf eigene Hand zu treiben. Der Proceß, durch welchen die Staaten des deutschen Südens dem norddeutschen Bunde assimilirt werden, liefe solchenfalls ernstlich Gefahr, unterbrochen zu werden und es müßte für einen der bedenklichsten Fehler, die überhaupt begangen werden können, gelten müssen, ließe Preußen sich herbei, an einer Berathung Theil zu nehmen, in welcher die übrigen deutschen Staaten als gleichberechtigte Glieder des europäischen Concerts mitstimmten; gestattete Graf Bismarck den Staaten, über deren militärische Mittel thatsächlich Preußen allein zu verfügen hat, sich wie unabhängige Mächte zu geriren.

Und abgesehen von allen diesen gewichtigen Bedenken, welcherlei Garantien sind uns dafür geboten, daß die im Princip längst entschiedenen deutschen Dinge nicht mit in die Discussion gezogen werden, daß französische, holländische, österreichische, vielleicht auch bayrische und andere deutsche Diplomaten, geradeso als habe es niemals ein Jahr 1866 gegeben, in ihre alten Gewohnheiten verfallen und von einer deutschen „Frage" reden? Warum sollten Franzosen

Digitized by Google

und Engländer die Gelegenheit unbenutzt lassen, Preußen an die noch immer ungelöste deutsch-dänische Grenzregulirung in Nordschleswig zu erinnern oder die Bestimmungen des prager Friedens über das Verhältniß des deutschen Südens unter „Gesichtspunkte" des europäischen Gleichgewichts d. h. der Interessen Oesterreichs und Frankreichs zu stellen? Selbst wenn Preußen sich vor Beschickung der projectirten Versammlung die solidesten Bürgschaften dafür sicherte, daß dieselbe sich ausschließlich mit Rom und Italien beschäftigen werde, wäre ein Congreß, an welchem die europäischen Mittelstaaten theilnehmen, eine deutsche Calamität. Das Fiasco, das die süddeutschen Particularisten und Ultramontanen in Sachen der Zoll- und Allianzverträge erlitten haben, wird dieselben nicht verhindern, auf anderen Gebieten Revanche zu nehmen, und wir haben alle Ursache, ihnen die Gelegenheit zu Experimenten dieser Art von vornherein zu versperren. Daß ein europäischer Congreß nicht das Feld sein werde, auf welchem für Frankreichs italienische Politik Lorbeeren zu holen sind, weiß man in Paris wahrscheinlich ebenso gut, wie diesseit des Rheins.

Gerade darum liegt die Annahme nahe, Napoleon III. gehe mit dem Gedanken um, diese Versammlung zu anderen Zwecken als denen der Rettung des Papstthums auszubeuten, und um Franzosen mit politischen Fragen zu beschäftigen, die er sich hütet, jetzt bei ihrem wirklichen Namen zu nennen. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich überhaupt verstehen, daß und warum der französische Kaiser sich von einem Congreß Vortheile verspricht. Daß die innere Lage Frankreichs bedenklich genug ist, um nur durch eine künstliche Ableitung des Volksgeistes auf auswärtige Angelegenheiten gefristet werden zu können, dafür mehren sich die Anzeigen täglich. Die Bewegung gegen den Octroi, welchen man den Industriellen der in das pariser Weichbild gezogenen Nachbarorte aufnöthigen will, die Demonstrationen an den Gräbern des Cavaignac und anderer Republikaner, die heftigen Declamationen der Oppositionspresse gegen die völlige Entwürdigung des liberalen Frankreich zu Gunsten der Curie, die Keckheit endlich, mit welcher die Jugend des Quartier latin gegen regierungsfreundliche Lehrer zu demonstriren wagte, — im einzelnen wollen diese Symptome zunehmender Unzufriedenheit gegen das Kaiserreich noch nicht viel sagen; sie bezeugen aber doch, daß der revolutionäre Zündstoff, dessen Vorhandensein schon vor Jahresfrist nicht geleugnet werden konnte, nicht abgenommen hat, sondern gewachsen ist, und daß die Mittel, welche man bisher gegen ihn angewandt hat, nicht mehr verfangen wollen. Es muß mit dem Gefühl, das der Kaiser selbst für die Bedenklichkeit der Lage seiner Herrschaft hat, ziemlich weit gekommen sein, wenn er sich von Arbeiterausläufen wie denen der letzten Woche bereits aus der Ruhe schrecken läßt, und wenn er von seinem Seine-Präfecten zu consequentem Festhalten an einmal beschlossenen Maßregeln

Digitized by Google

gemahnt werden muß. Die Aufmerksamkeit des Volks und seiner Vertreter von Vorgängen dieser Art abzulenken, der Regierung das gefährliche Experimentiren mit liberalen Gesetzesvorschlägen, diesem ultimum refugium, das in Frankreich „Krönung des Gebäudes" heißt, — zu ersparen und dem Kaiser neuen Spielraum für sein diplomatisches Talent zu verschaffen, dazu ist der Congreß bestimmt! Diese Absichten zu unterstützen hat das deutsche Volk, hat der deutsche Staat weder Grund noch Veranlassung; das französische Volk wird es uns nicht danken, wenn wir seiner Regierung behilflich sind, die gegründeten Ansprüche der Nation an würdigere innere Zustände durch die Beschäftigung mit Plänen äußern Ehrgeizes zu übertäuben.

Es ist in letzter Zeit bereits häufig genug ausgesprochen worden, der gegenwärtige innere Zustand Frankreichs sei eine europäische Gefahr; diese Gefahr wird durch Palliativmittel nicht beseitigt, sondern nur verstärkt, und wer es mit Frankreich und mit dem Frieden des übrigen Europa gut meint, wird sich hüten müssen, die Wundercuren zu unterstützen, welche das Empire an dem kranken Körper vornimmt, und bei denen es doch nur darauf abgesehen ist, dem wahren Sitz dieser Uebel das Secirmesser zu ersparen. Wollen wir die Nichtinterventionspolitik zum wirklichen Grundgesetz des europäischen Staatslebens machen, so dürfen wir auch in Frankreich „nicht interveniren". Das geschieht aber, wenn wir dem Kaiser behilflich sind, fremde Händel zu Fragen der innern französischen Politik zu machen und den Austrag von Dingen zu verzögern, die ausgetragen werden müssen, wenn das französische Volk zur Ruhe kommen soll. Diese Ruhe zu finden, so lange die gegenwärtigen Zustände fortdauern und eines der ältesten Culturvölker unseres Welttheils dazu verurtheilen, ausgeschlossen von den Segnungen eines freien Staatslebens im wüsten Genuß und frivolen Eitelkeitscultus seine Kräfte zu verbrauchen, — das kann den Franzosen auf die Länge nicht zugemuthet werden. Und wir sind die Letzten, die dazu helfen wollen.

Hat das Kaiserthum seine natürlichen Wurzeln im Volksboden verloren, so kann es die Sache der Nachbarvölker nicht sein, demselben die Mittel zur Fristung einer künstlichen Existenz auf fremde Unkosten zu liefern. Einen neuen europäischen Congreß zu Stande zu bringen und diesen zum Schlachtfelde diplomatischer Siege zu machen, ist seit Jahren ein Lieblingsplan Napoleons. Mehr wie einmal hat er versucht, die übrigen Staaten durch das Versprechen einer zeitgemäßen „Revision der Verträge" zu ködern. Nun, so weit diese Verträge Deutschland betreffen, sind sie durch das Jahr 1866 gründlich genug revidirt worden; wir haben allen Grund, mit den Resultaten dieser erneuten Durchsicht unserer Acten zufrieden zu sein und brauchen weder französische, noch russische, englische oder österreichische Beihilfe, um das begonnene Werk zum Schluß zu führen. Unsere Pflicht wird es vielmehr sein, jene privilegirten Waghalter und

gitized by Google

Gewichtvertheiler, welche im Namen des europäiſchen Aequilibriums Italiener und Deutſche Jahrzehnte lang daran verhinderten, ihr natürliches Gewicht in die Wagſchale zu werfen, — für alle Zukunft uns und anderen fern zu halten. Zu gewinnen hat Deutſchland von dem Zuſtandekommen eines europäiſchen Congreſſes ſchlechterdings nichts, wohl aber zu verlieren, und der einfache Grund, daß dieſer Schiedsrichter weder von Rom noch von Italien angerufen worden iſt, um zwiſchen ihnen zu entſcheiden, iſt für Deutſchland durchaus genügend, die franzöſiſche Einladung auszuſchlagen.

Wir können darum nur wünſchen, daß die neuerdings aufgetauchte Mittheilung ſich bewahrheite, nach welcher Preußen ſeine Theilnahme von der Zuſtimmung des Papſtes zur Einberufung des europäiſchen Gerichtshofes abhängig gemacht hat; dieſe wird unter den gegebenen Verhältniſſen ſchwerlich erfolgen, denn wie erwähnt, hat der Papſt von den übrigen europäiſchen Staaten ſehr viel weniger für ſich zu hoffen, wie von dem franzöſiſchen. Frankreichs Regierung hat mit den liberalen Ideen der Zeit nicht nur dadurch gebrochen, daß es *für* den Papſt gegen die Italiener eintrat, — ſein Vorſchlag, die inneren italieniſchen Schwierigkeiten durch einen Congreß zu löſen, iſt noch ſehr viel reactionärer als die Abſendung franzöſiſcher Soldaten zum Schutz des Papſtes. Preußen, der zu der Führung des neuen Europa berufene Staat, muß ſein Verſtändniß für die Forderungen und Bedürfniſſe der Neuzeit auch dadurch bekunden, daß es jede Theilnahme an einer Anſtalt zur Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten eines nach Unabhängigkeit ſtrebenden Volkes ablehnt.

Hiſtoriſche Literatur.

Griechiſche Geſchichte von Ernſt Curtius. Dritter Band. Bis zum Ende der Selbſtändigkeit Griechenlands. Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung, 1867.

Indem wir uns auf die in dieſen Blättern früher gegebenen Anzeigen der beiden erſten Bände von E. Curtius' griechiſcher Geſchichte beziehen, können wir uns damit begnügen, der willkommenen Nachricht von dem Erſcheinen des dritten Bandes wenige kurze Bemerkungen hinzuzufügen. Derſelbe theilt die Vorzüge, welche an dem erſten und zweiten Bande zu rühmen waren; ja es will uns bedünken, als ob die hiſtoriſche Kunſt des Verfaſſers im Verfolge ſeiner Aufgabe ſich merklich geläutert

Digitized by

und gesteigert hätte. Sicher liegt es im Wesen seines Stoffes begründet, daß man den ersten Band am wenigsten von gewissen kleinen Mängeln freisprechen konnte, die ihren Grund in dem Bestreben hatten, auch da ein möglichst lebenswarmes und abgerundetes Bild zu geben, wo die Quellen theils ganz schweigen, theils sehr spärliche oder sogar widersprechende Notizen bringen. Wenn schon der zweite Band diesen Fehler fast ganz zu vermeiden wußte, so gilt dies in noch höherm Grade vom dritten, welcher freilich aus einem in reichster Fülle der Denkmäler und Monumente vorhandenen Material herausgearbeitet ist.

In drei Büchern behandelt er Spartas Herrschaft in Griechenland, Theben als griechische Großmacht, und Macedonien und Griechenland, indem er mit der Schlacht von Chäroneia und dem unmittelbar darauf folgenden Vertrag von Korinth schließt. Wir können ein Bedenken gegen diesen Anschluß an die herkömmliche Periodengliederung der griechischen Geschichte nicht unterdrücken. Seit dem Auftreten des macedonischen Philippos concentrirt sich die griechische Geschichte in dem Kampfe zwischen der neu erwachsenden macedonischen Macht und Athen als der eigentlichen Trägerin der nationalgriechischen Selbständigkeit. Ungern vermißt man bei einer zusammenhängenden Darstellung dieses Entscheidungskampfes die letzten Versuche, zu denen sich Athen auch nach der Schlacht bei Chäroneia aufrafft, und wir meinen, daß dieser Abschnitt der griechischen Geschichte nicht besser und sachgemäßer geschlossen werden kann, als mit dem Tode des Demosthenes, der ja ohnehin mit vollem Recht als Vertreter der damals unterliegenden Idee angesehen werden muß. Der Nachtheil, daß hierbei allerdings in die Zeit Alexanders des Großen übergegriffen wird, welcher ohne Frage mit demselben Rechte eine zusammenhängende Behandlung fordert, ist einmal nicht so groß als es scheinen möchte, und würde andererseits durch den Vortheil aufgewogen, daß dann nicht in dem einen Bande so zu sagen das Sterben Griechenlands und erst im folgenden seine letzten Zuckungen und sein Begräbniß dargestellt würden, während noch außerdem das Leben des größten Bürgers von Athen bis zu seinem Ende im Zusammenhange dargestellt werden könnte.

Druck und Ausstattung sind gut, zu den Berichtigungen auf S. IV tragen wir nach, daß S. 85 die Nummer der Anmerkung nicht 45, sondern 46 lauten muß.

Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart von S. Sugenheim. Band 1—3. Leipzig, Engelmann, 1866 und 1867.

Dem Unternehmen, deutsche Gesammtgeschichte zu schreiben, ist unsere Gegenwart wissenschaftlich ebenso abhold wie praktisch günstig. Mit eifriger Ausschließlichkeit begrenzen sich die Historiker von Fach ihr Terrain immer mehr, intensiv ist die herrschende Richtung der Schulen; wer auf umfassende Darstellung ausgeht, hat die guten Voraussetzungen der Fachmänner nicht für sich. Von der Art und Weise der Forschung beeinflußt, verlangt auch das populäre Wissensbedürfniß nach Detail; gewiß ein sehr respectabler Zug, aber es ist Gefahr, daß die heute in besonderm Flor stehende literarische Mittelgattung, der sogenannte historische Roman sich dieser Neigung zum Schaden echter Bildung bemächtigt. Dem gegenüber kann der Werth

Digitized by Google

tüchtiger hiſtoriſcher Geſammtdarſtellungen, die durch die Behandlungsweiſe zugleich äſthetiſche Anſprüche befriedigen, nicht hoch genug angeſchlagen werden. Und aus dieſem Geſichtspunkte zunächſt müſſen wir ein Werk wie das Sugenheim'ſche herzlich willkommen heißen. In gebildeter anſprechender Erzählung, in trefflicher Oekonomie führt es die Epochen der vaterländiſchen Geſchichte an uns vorüber, ernſtes Pathos feſſelt unſer Intereſſe, macht uns die politiſchen und culturhiſtoriſchen Zuſtände und Probleme der Vergangenheit empfindbar und hilft die ſittlichen Factoren erkennen und würdigen, welche die Summe unſerer Gegenwart hervorgebracht haben.

Der Verfaſſer, rühmlich bekannt durch ſeine Arbeiten, namentlich auf dem Gebiet der Kirchengeſchichte, hat ſein Werk auf breiter Baſis angelegt. Die angegebenen wie die verſchwiegenen Quellen ſeiner Darſtellung laſſen den beleſenen und ſichtenden Hiſtoriker erkennen, und wie die Compoſition uns den Werth der mittelbaren Gewährsmänner durch Benutzung der in unſerer urkundenſüchtigen Zeit oft mißachteten reproductiven Literatur ſchätzen lehrt, ſind andererſeits mit höchſt anerkennenswerther Gewiſſenhaftigkeit auch die kleineren monographiſchen Facharbeiten fleißig zu Rathe gezogen. Jedenfalls charakteriſirt ſich das Werk als ein höchſt ehrenwerther Anlauf zu der großen Aufgabe einer deutſchen Geſammtgeſchichte, wenn deren ganz befriedigende Löſung auch nach der Natur hiſtoriſchen Wiſſens immer Sache der Zukunft bleiben muß. Selbſtverſtändlich können nicht alle Theile gleichmäßig befriedigen. Aber wir conſtatiren mit Freude, daß bisher mit jedem Abſchnitt der Werth wächſt, und beſonders bezeichnet der jüngſt erſchienene dritte Band, welcher den beiden erſten im Zeitraume eines Jahres gefolgt iſt und die Darſtellung des 15. Jahrh. faſt abſchließt, ſowohl hinſichtlich der Breite des Stoffs und ſeiner anſchaulichen Durchdringung als auch in der Friſche des Colorits eine bemerkenswerthe Steigerung, ſodaß man der Bearbeitung der neuern Zeit mit verſtärkter Zuverſicht entgegenſehen darf. —

Seinen politiſchen Standpunkt hat der Verf. im Vorwort, — dem wir, da es uns ſehr unvortheilhaft erſcheint, die übliche Vernachläſſigung durch das Publikum als Gunſt wünſchen — ſcharf dargelegt. Seit die großen Erlebniſſe unſerer Jüngſtvergangenheit den „kleindeutſchen Geſchichtsbaumeiſtern" neue und zweifelsohne definitive Beglaubigung gegeben haben, iſt eine Arbeit, die ſich ſo rückhaltslos zu gleicher Farbe bekennt, doppelt erwünſcht. Handhabt der Darſteller auch meiſt im Gegenſatz zu der die Freiheit der Perſönlichkeit oft verſtümmelnden Pragmatik einerſeits und der moraliſirenden Aburtheilung andererſeits das Correctiv äſthetiſcher Würdigung ungewöhnlicher hiſtoriſcher Erſcheinungen, ſo fühlt man ſich doch manchmal veranlaßt, vor zu großer Geſinnungstüchtigkeit zu warnen. Die römiſch-deutſche Kaiſeridee z. B. wünſchten wir ſelbſt bei noch größerer eigener Uebereinſtimmung behutſamer behandelt. Denn wir würden bedauern, wenn das nach den meiſten Seiten ſo treffliche Buch durch etwas zu choleriſche Abhandlung von Controverſen dieſes Belanges ſich ſeinen Wirkungskreis ſchädigte.

Wir denken jedem ſolchen Werke zunächſt heilſamen Einfluß auf unſere Schulen zu. Wenn man ſich erinnert, mit welcher Blutloſigkeit und engherzigen Beſchränkung der Geſchichtsunterricht in unſerem kleingeſpaltenen Vaterlande bisher meiſt tractirt wurde, — und nach dieſer Richtung wäre ein lehrreiches Buch über

Digitized by Google

die Wirkung der Kleinstaaterei zu schreiben — dann erhält ein Werk, das nachsichtslosen Ernst macht mit dem Amte des Geschichtsschreibers, der rückwärts schauende Prophet zu sein, noch besonderes Gewicht. Zu diesem Ende dürfen wir aber auch nicht unterlassen, den Verf. im Hinblick auf eine neue Auflage zu recht sorgfältiger Revision einzelner bereits von anderen Seiten gerügter sprachlicher Sonderbarkeiten zu verpflichten, die umso störender sind, weil die Darstellung im allgemeinen so geschmackvoll ist. —

Grundriß der Geschichte der Philosophie von Prof. Dr. J. E. Erdmann. Zweiter Band: „Philosophie der Neuzeit." Berlin, Hertz.

Während das ältere Werk des Verfassers, das den in vorliegendem Bande wiederum bearbeiteten Stoff in sechs Bänden darstellte, in seinen einzelnen Partien von sehr ungleichem Werthe war, ist das gegenwärtige aus einem Gusse von Meisterhand. Der erste Abschnitt, der von Cartesius bis Kant reicht, ist fast völlig neu geworden; der darauf folgende (bis zu Hegels Tode) allerdings wesentlich nur Auszug aus dem größern Werke, aber wie dies bei dem geistreichen, in immer frischen Formen lehrenden Verfasser nicht anders zu erwarten war, zugleich eine durch alle neueren Erscheinungen berichtigte, durchaus eigenthümliche Reorganisation des Stoffes.

Das größte Verdienst aber hat der Anhang, der die wichtigsten Erscheinungen der neuesten deutschen Philosophie und speculativen Theologie zum erstenmale in Vollständigkeit zu einem deutlichen Gesammtbilde vereinigt. Die Darstellung strebt überall nach Objectivität; wenn der Verfasser in der Kritik seinen consequenten Hegelianismus nirgend verleugnet, so möchten wir ihm das im gegenwärtigen Stadium nicht zum Tadel anrechnen. Jetzt wo sich immer mehr und mehr das philosophische Interesse der studirenden Jugend darauf beschränkt, über die Geschichte der Philosophie mit einem tüchtigen Lehrer zu philosophiren, ist von Seiten des letztern eine wenn auch immer einseitige, doch streng systematisch durchgeführte Anschauung, gegenüber den allenthalben nur Zersplitterung und Indifferentismus erzeugenden beliebten philosophischen Potpourris des Eklekticismus, noch im Stande, zur Entwicklung neuer und eigenthümlicher Anschauungen wirksam beizutragen. — Eine Uebersicht der neuesten philosophischen Richtungen und Erzeugnisse des Auslandes, die des Verfassers redliche Gründlichkeit abgelehnt, hätte bei einem so vollständigen Werke doch wenigstens im äußersten Umriß nicht fehlen sollen. Selten sind wir, so wie jetzt, stolz auf die Leistungen des Vaterlandes, so unbekümmert um die des Auslandes geblieben, und doch wäre gerade hier für den engherzigen Particularismus in der Wissenschaft, die wie keine andere der ganzen Welt angehört, mancher erfrischende Luftzug zu hoffen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 48.

Ausgegeben am 22. November 1867.

Inhalt:

Die baltischen Provinzen Rußlands. 3. Bürgerthum u. Städteleben Seite 325
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate 343
Die römisch-italienische Frage 351
Vom linken Mainufer. (Correspondenz aus Hessen-Darmstadt) . . 358
Literatur. (Das Uebergangsjahr in Hannover) 362

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben

Von Spitzbergen zur Sahara.

Stationen eines Naturforschers auf Spitzbergen, in Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien.

Von

Charles Martins,

Professor der Naturgeschichte an der medicinischen Fakultät zu Montpellier, Director des botanischen Gartens daselbst, correspondirendem Mitgliede des Institut de France und der Geologischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe.

Aus dem Französischen.

Mit Vorwort von Carl Vogt.

2 Bde. Groß-Octav. broch. 3⅔ Thlr.

Carl Vogt sagt über den Werth dieses Buches von Ch. Martins, folgendes:

„So sehr Martins auch Franzose ist in Gesinnung und Richtung, so sehr ist er auf der anderen Seite mit deutschem Geiste genährt und durch seine unter den Gelehrten seines Landes seltene Kenntniß der Kultursprachen befähigt, auch den Arbeiten und Richtungen der übrigen Länder Rechnung zu tragen. Martins war vielleicht der Erste, welcher die Franzosen mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's bekannt machte. — seine Forschungen, Reisen und Abenteuer erstrecken sich über einen Raum, den nur wenige Forscher durchmessen zu haben sich rühmen können, über 50 Breitengrade, von den aus dem Eismeere hervorragenden Felsenkämmen Spitzbergens bis zu den glühenden Sandebenen der Sahara. Es ist ein populäres Buch im wahren Sinne des Wortes, eben so klar und verständlich wie angenehm und unterhaltend.

Verlag von F. A. Brockhaus.

Soeben erschien:

Der deutsche Krieg von 1866.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt

von

Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen.

Erste Hälfte. (Bogen 1—20.) 8 Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die großen Vorzüge, welche dieses Werk selbst vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraus hat, liegen darin, daß es ebenso den Militär von Fach befriedigt, als die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser, bei allem Streben nach Objectivität, sich nicht scheut, die Thatsachen wie die handelnden Personen seinem kritischen Urtheil zu unterwerfen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus'
Bibliothek der deutschen Nationalliteratur
des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr.
gebunden 15 Ngr.

Diese Sammlung soll dem deutschen Volke die reichen Schätze der neuern deutschen Nationalliteratur in correcten, schön ausgestatteten und wohlfeilen Ausgaben darbieten. Jedes Werk wird von einem namhaften Schriftsteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet.

Die bereits erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur. 5. Auflage. 3 Bände. 8½ Thlr.

Dieses rühmlichst bekannte Werk umfaßt die deutsche Literatur von Lessing's Tod, 1781, bis heute; die Zeit von 1681 bis 1781 behandelt, genau in derselben Weise die

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. 2 Bände. 7½ Thlr.

Beide Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Die neue Auflage der „Geschichte der deutschen Literatur" enthält eine Reihe neuer und höchst wichtiger Forschungen.

Die baltischen Provinzen Rußlands.

III.

Bürgerthum und Städteleben.

Unter den 43 Städten und Flecken, welche das dem russischen Scepter unterworfene Ostseeland zählt*), ragen nur zwei Orte hervor, welche die Namen „großer Städte" verdienen: Riga, der Vorort der baltischen Provinzen mit 103,000 Einwohnern, und Reval, die alte Hauptstadt Estlands mit etwa 32000 Bewohnern. An diese reihen sich vier mittlere Hafenorte: Narva, Pernau, Libau und Windau, zwei größere Landstädte: Mitau, die Hauptstadt Kurlands mit 24,000 Einwohnern, und die Universitätsstadt Dorpat mit 20,000 Bewohnern, den Rest bilden Landstädte mit 1000 bis höchstens 5000 Bewohnern. — Die landschaftliche Verschiedenheit der einzelnen Provinzen spiegelt sich auch in den Städten wieder: in den Städten Livlands herrscht das auf hamburgischer Grundlage ruhende rigasche Stadtrecht, in den Städten Estlands wird nach der revaler Bearbeitung lübischen Rechts gerichtet, die Mehrzahl der Städte Kurlands ist dagegen dem kurländischen Landrecht unterworfen, nur Mitau, Friedrichsstadt und Bauske besitzen eigene Rechtsinstitute, deren zahlreiche Lücken übrigens gleichfalls aus dem örtlichen Landrecht ergänzt werden. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse Estlands, die Armuth des Grund und Bodens und die gefährliche Rivalität der mächtigen Nachbarin St. Petersburg hat einen günstigen Aufschwung des Städtelebens dieser Provinz niedergehalten.

---

*) In Livland giebt es zehn Städte: Riga, Dorpat, Pernau, Fellin, Wenden, Wolmar, Walk, Werro, Lemsal und Arensburg (auf der Insel Oesel) und sechs Flecken: Bolderaa, Rujen, Schlock, Rappin, Oberpahlen und die Festung Dünemünde. Estland zählt die sechs Städte Reval, Narva, Baltisch-Port, Hapsal, Wesenberg und Weißenstein und besitzt zwei Flecken: Leal und Hungerburg. In Kurland bestehen elf Städte: Mitau, Libau, Windau, Goldingen, Hasenpot, Jacobstadt, Friedrichsstadt, Bauske, Pilten, Tuckum und Grobin, sowie zehn Flecken: Durben, Schönberg, Alt und Neu-Subbat, Kalkunen, Zabeln, Kandau, Talsen, Polangen und Doblen.

Digitized by Google

Ungeachtet der glücklichen Bildung seiner felsigen Küste will der Handel dieses Landes nicht recht gedeihen und selbst die alte Hansestadt Reval hat trotz des Fleißes ihrer Bürger alle Mühe, die frühere Bedeutung zu behaupten. Kurlands zahlreiche Städte und Flecken haben es zu einem selbständigen Bürgerthum nicht gebracht, sie haben mehr oder minder einen ländlichen Charakter und sind bezüglich ihres Erwerbs hauptsächlich auf den Adel und die wohlhabende Bauerschaft angewiesen. Von Juden überschwemmt, die bis vor kurzem die Provinz nicht verlassen durften, wurden sie durch diese niedergehalten: nur die kleine aber rührige Hafenstadt Libau (14,000 Einwohner) behauptet eine gewisse Selbständigkeit und ihre Bewohner rühmen sich gern, nicht Kurländer, sondern „Libauer" zu sein. Der Schwerpunkt des gesammten baltischen Bürgerthums liegt in Livland, das zwei Städte aufzuweisen hat, deren hervorragende Bedeutung durch alle drei Lande hin bereitwillig anerkannt wird: das reiche und stolze Riga und die Universität Dorpat, den Heerd der deutschen Wissenschaft und eines höheren geistigen Lebens an der Ostsee, die gefriedete Stätte, an welcher sich die Söhne der sonst vielfach von einander gesonderten Provinzen im Dienst der Muse begegnen. Erst 65 Jahre alt, hat die dorpater Hochschule eine reiche, mannigfaltige Vergangenheit. Ihre erste Gründung datirt freilich aus den Zeiten Gustav Adolfs, der 1632 den Grund zu einer schwedischen universitas literarum gelegt hat. Aber ein ungünstiger Stern hatte über dieser Schöpfung des großen Schwedenkönigs gewaltet; kaum acclimatisirt und gemäß den Bedürfnissen der deutschen Bewohner des Landes modificirt, war die junge Hochschule schon 1699 vor dem Ungestüm der heranrückenden Russen nach Pernau geflüchtet, — die rauhen Stürme des nordischen Krieges bliesen ihr das Lebenslicht vollends aus, und als Peter der Große Livland seinem Scepter unterworfen hatte, war die Gesammtheit der pernauer Professoren und die Mehrzahl der Studirenden über das Meer nach Schweden geflüchtet.

Die in der Capitulation von 1710 ausbedungene Wiederherstellung einer „teutschen Academie" konnte trotz aller Bemühungen der livl. Ritterschaft erst beim Beginn des 19. Jahrhunderts ins Werk gerichtet werden. Während des gesammten 18. Jahrh. war academische Bildung für den Liv-, Est- und Kurländer nur aus Deutschland zu holen; die Tradition der von den Ostseeprovinzialen vornehmlich besuchten Universitäten Königsberg, Jena und Göttingen weiß noch heute von der wilden Lebenslust und unverwüstlichen Frische der blonden Söhne des Nordens zu erzählen, die sich hier in ganzen Schaaren sammelten, aber freilich auf dem Fechtboden und in der Kneipe heimischer waren, als in den stillen Sälen der Wissenschaft. Der tolle jenaer Auszug von 1792 hatte Dahl und Schwartz, zwei „Männer aus dem Lande Livland" zu Führern gehabt, die Klinge eines livländischen Pastorensohns hat dem leipziger Fuchs Göthe eine Wunde geschlagen und der Uebermuth der Kurländer

Digitized by Google

ſoll noch heute in Göttingen ſprichwörtlich ſein. Wohl wurde auf dieſe Weiſe wenigſtens der Zuſammenhang der Colonie mit dem Mutterlande wirkſam erhalten, — aber der Mangel einer einheimiſchen Stätte der Wiſſenſchaft machte ſich doch vielfach geltend. Nur reiche Edelleute, Kaufherrn und Beamte konnten ihre Söhne über das Meer ſenden, die mittelmäßigen Söhne des Glücks mußten ſich mit dem begnügen, was ſich auf dem Lyceo zu Riga, auf der revaler Dom- und Ritterſchule oder der rigaer Stadtſchule erlernen ließ. Die Mehrzahl der Aerzte, Prediger und Advokaten wanderte aus Deutſchland ein, die ſtudirten Söhne des Landes waren durch den jahrelangen Aufenthalt im Auslande häufig der Heimath entfremdet. Am ſchwerſten litt der lettiſche und eſtniſche Bauer, deſſen Prediger häufig ins Amt traten, ohne ein Wort von ihrer Sprache zu verſtehen. Die Noth war ſo groß, daß jedes Subject, das vorgab, „auf Univerſitäten geweſen zu ſein", für anſtellungfähig galt und es nach des livländiſchen Topographen Hupel (1782) Bericht häufig Advokaten gab, „die nichts als eine Profeſſion erlernt", Aerzte, „die auf der Univerſität blos die Theologie betrieben", Prediger, „die vielleicht alles, nur keine theologiſchen Collegien gehört haben, mehrere Sprachen zwar, nur von den beiden Grundſprachen kein Wort verſtehen". Dieſem „betrübten" Zuſtande wurde erſt im Jahre 1802 durch Begründung der dorpater Hochſchule ein Ende gemacht.

Im Herzen der drei baltiſchen Lande gelegen, von einer freundlichen Landſchaft umgeben, aus deren Mitte die alte Domruine herausragt, war die kleine Embachſtadt zur Aufnahme einer deutſchen Univerſität wie geſchaffen. Die erſten Lehrer derſelben waren faſt ſämmtlich Einwanderer aus Norddeutſchland, nur zum Theil Männer von wirklicher Wiſſenſchaftlichkeit, der Mehrzahl nach Gelehrte, deren Lehrtalent ebenſo zweifelhaft erſchien, als ihr Forſchungseifer, — aber des Jubels über die neue Errungenſchaft war kein Ende und ein Jahrzehnt lang nahm das ganze Land an den Leiden und Freuden ihrer alma mater einen faſt kindlichen Antheil. Von dem humanen Sinn Alexanders I. beſonders begünſtigt, erwuchs die junge Pflanzſchule raſch zu fröhlichem Gedeihen; frei wie die Wiſſenſchaft ſelbſt war auch ihr Jünger und ſchon der eine Umſtand, daß Liv- und Eſtländer, rigiſche Bürgerſöhne und kuriſche Barone, Enkel alt-patriziſcher Geſchlechter und Söhne bäuriſcher „Halbdeutſcher" Gelegenheit zu brüderlichem Verkehr fanden und während der ſchönſten Jahre ihres Lebens von einem Bande umſchloſſen geweſen waren, deſſen Kraft ſich oft durch das ganze ſpätere Leben bewährte, war von unermeßlichem Werth. Das baltiſche Bürgerthum, deſſen materielle Stütze der Reichthum des rigaer Handels ausgemacht hatte, gewann an der Univerſität einen geiſtigen Halt und Hebel, an der Wiſſenſchaft eine Waffe gegen die Uebermacht des Adels; dieſer ſelbſt fand Gelegenheit zu erhöhter Werthſchätzung und geſteigerter Theilnahme für die Bildung der Zeit. Der Edelmann entwöhnte ſich davon, ſeine Erben ihre

Digitized by Google

besten Jahre in der Armee verbringen zu lassen, wer darauf ausging, eine Landescarrière zu machen, d. h. einen adligen Richterposten zu bekleiden oder als Landrath und Landmarschall Politik zu treiben, mußte „in Dorpat“ gewesen sein, und dem Junker, der die Schulbank direct mit dem Sattel vertauscht hatte, um von diesem aus die väterlichen Fluren schlecht und recht zu verwalten, konnte es passiren, daß er über die Achsel angesehen und bei Seite geschoben wurde, wenn der Nachbar in dem Pastor einen Studiengefährten erkannte und mit dem vertraulichen „Du“ begrüßte, das jeder Commilitone zu fordern ein Recht hat. Mit der Zunahme der Zahl der studirten Leute steigerten sich die Bildungsansprüche, das Land war bezüglich seiner geistigen Bedürfnisse nicht mehr auf die Dienste derer angewiesen, die der Zufall an die Ostseeküste verschlug. Die Prediger brachten jetzt eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten in das Amt mit, denn sie waren der Mehrzahl nach Landeskinder, die die Anschauungen und Sprache des Landmanns von Jugend auf kannten, das heimische Recht, bis dahin eine nur wenigen Auserlesenen bekannte Geheimlehre, die mühsam aus verstaubten Folianten zusammengesucht werden mußte, wurde zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben und systematisch verarbeitet, Handbücher und Zeitschriften ließen sich angelegen sein, den überkommenen Rechtsstoff zu säubern und zu sichten, es gab bald kein Gericht mehr, das nicht ein oder mehrere rechtskundige Glieder gezählt hätte. Neben den beträchtlich vermehrten öffentlichen Lehranstalten entstanden von süchtigen einheimischen Fachmännern geleitete Privatschulen, die gelehrte Bildung und ihre Vertreter waren wohlfeiler und dadurch für größere Kreise zugänglich geworden. Schon während der zwanziger Jahre fanden sich neben den aus Deutschland eingewanderten Professoren einzelne Inländer, welche den academischen Purpur erwarben; war die Zahl der productiven Elemente unter denselben auch nicht übergroß, so wußten sie als fleißige Docenten und gesinnungstüchtige Patrioten ihrem Vaterlande wichtige Dienste zu erweisen.

In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts nach der Julirevolution sollten sie Gelegenheit haben, das zu beweisen. Durch revolutionäre Vorgänge auf deutschen Universitäten mißtrauisch geworden, sah das streng-militärische Regiment des Kaisers Nikolaus die academische Freiheit der Embachhochschule schon seit lange als eine gefährliche Anomalie an; daß Professoren und Studenten einander als Commilitonen betrachteten, daß die vorgeschriebene Uniform wenn überhaupt nur nächlässig getragen und von der studirenden Jugend durch selbstgeschaffene Abzeichen ersetzt wurde, daß die Lehr- und Hörfreiheit jeder Controlle entbehrte, der Senat sich selbst ergänzte und daß der academische Brauch Lehrern wie Schülern für ein heiligeres Gesetz galt, als das „Allerhöchst“ bestätigte Reglement für die Studirenden, mußte dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Uwarow als unzulässige Verletzung von Ordnung und

Digitized by Google

Disciplin gelten. Ein alter General, der im Gamaschendienst ergraut war, wurde als Curator nach Dorpat gesandt, um die wilde academische Freiheit zu bändigen und an die strenge Zucht zu gewöhnen, die man für das Haupterforderniß eines heilsamen Staats- und Unterrichtswesens ansah. Aber die Macht der Tradition spottete aller Strafgesetze und Reglementirungen; in dem Bewußtsein, daß es sich in dem Kampf gegen die neue Ordnung um mehr als die Aufrechterhaltung burschikoser Unarten handele, hielt die studirende Jugend mit eiserner Zähigkeit an ihrem „Comment" und ihren verpönten Corpsverbindungen fest, die hier ein streng geschlossenes, nach burschenschaftlichen Grundsätzen geordnetes Ganze bildeten, dessen Willen sich jeder fügen mußte, den nicht der Bann seiner Commilitonen treffen sollte. Es half wenig, daß die Anlegung des Uniformrocks erzwungen wurde, daß man die Aufzüge und öffentlichen Festlichkeiten früherer Zeit verhinderte — der trotzige Geist des alten Burschenthums wußte sich zu erhalten, kräftiger und reicher denn je war das innere Leben der Verbindungen; die strenge Satzung, die über denselben waltete, diente einzig dazu, dem jugendlichen Treiben einen idealen Hintergrund zu geben, von dessen Bedeutung auch der Unbedeutendste etwas ahnte, und dem alten soldatischen Curator blieb nichts übrig, als ein Auge zuzudrücken, wenn man ihm sagte, die Herrschaft des Studentenstaats über seine Glieder sei unangreifbar und werde nicht auszurotten sein, solange die Universität überhaupt bestehe.

Während der vierziger und fünfziger Jahre nahm die Bedrückung unaufhörlich zu; als der Rector Ulmann im Jahr 1843 ein Ehrengeschenk der Studentenschaft angenommen hatte (die ihn wegen der Beihilfe, welche er der Errichtung von Ehrengerichten geschenkt hatte, hoch verehrte), wurde er plötzlich entfernt und vier academische Lehrer, welche gegen dieses Verfahren Protest erhoben, mußten sein Loos theilen. Das Cooptationsrecht des academischen Senats wurde wiederholt durchbrochen, 1851 verlor die Universität das Recht, ihren Rector selbst zu wählen, wenig später sollte die Zahl der Studirenden auf 300 beschränkt, ein Theil der juristischen Vorlesungen in russischer Sprache gehalten werden — man ließ sich aber nicht beirren und harrte entschlossen aus, bis bessere Zeiten kamen. Und diese Zeiten blieben nicht aus. Alexander II., der sich schon durch die Rehabilitation des schwer gekränkten ehemaligen Rector Ulmann (derselbe wurde nach 20jähriger Quiescirung zum Bischof der gesammten evangelischen Kirche Rußlands ernannt) als Freund der dorpater Hochschule bewiesen hatte, hob die strengen Satzungen Uwarows auf und stellte die alte Freiheit der Hochschule in großmüthiger Weise wieder her. Auch äußerlich ist die Universität gegenwärtig wieder, was sie ihrem Wesen nach von je gewesen, — die Hüterin protestantisch-deutscher Bildung und Wissenschaft an der Ostsee, der Born, aus dem jedes heranwachsende Geschlecht Liebe und Verständniß für die geheiligten Traditionen der Heimat schöpft. Die in

Digitized by

Deutschland verloren gegangene Poesie des academischen Lebens hat sich auf diesem vorgeschobenen Posten noch erhalten, ein einiger Bruderbund umfaßt die vier großen, landsmannschaftlich gegliederten Verbindungen, denen zwei Drittheile aller Studirenden angehören, und auch die außerhalb derselben stehenden Jünger der Wissenschaft sind an das Gesetz ihrer Commilitonen gebunden. Ungeschieden durch Standes- und Vermögensverschiedenheiten, politische oder religiöse Gegensätze, an denen es sonst nicht fehlt, finden sich die Jünglinge aus den drei Landen in ihren Landsmannschaften zusammen; der strenge Theologe und der dilettantische Jünger der Landwirthschaft, der Bauernsohn und der Edelmann leben in enger, jeder Einseitigkeit feindlichen Gemeinschaft, und selbst die einzelnen Russen-Polen und Armenier, welche nach Dorpat kommen, werden zu deutschen Burschen, begrüßen sich mit dem traulichen „Du" und lernen die Anfangsgründe unsrer Sprache aus den Barbarismen des Comment. Der academische Senat besteht zur Hälfte aus Landeskindern, zur Hälfte aus deutschen Einwanderern, zu allen Zeiten hat er Namen von europäischem Ruf aufzuweisen gehabt: die Astronomen Mädler und Struve, die Mediciner Bidder, C. Schmidt, (den Chemiker und Physiologen) Buchheim und Pirogow, — Dabelow, Kurtz, Philippi, Kämptz u. a. Aerzte, Theologen, Schulmänner und Pharmaceuten, die in Dorpat ihre Bildung empfangen haben, sind im gesammten russischen Reich, an der Wolga und am Amur, in den eisigen Einöden Sibiriens und am Fuß des Kaukasus zu finden — ein dorpater Diplom ist insbesondere für Mediciner und Pharmaceuten die beste Empfehlung, die in das Innere des russischen Reichs mitgebracht werden kann. Die Hauptmasse der Zöglinge bleibt freilich in der Heimat, die in der dorpater Hochschule ihr theuerstes und werthvollstes Besitzthum verehrt. — Acht Gymnasien, welche zum Theil vom Staat, zum Theil von Corporationen erhalten werden, bilden die Vorschule zu der Landesuniversität; neben diesen bestehen verschiedene Privatgymnasien, unter denen die Anstalten zu Fellin und Birkenruhe (bei Wenden) an erster Stelle zu nennen sind. Die letztgenannte Anstalt besteht seit 42 Jahren unter der Leitung ihres hochverdienten Begründers, eines Schülers Schleyermachers, des Dr. Albert Hollander aus Riga, und hat reichen Segen gestiftet.

Bildet Dorpat das geistige Centrum des baltischen Lebens und den Punkt, an welchem die Mehrzahl der Gebildeten, sonst durch provinzielle und ständische Eigenthümlichkeiten geschieden, ein Mal im Leben zusammentrifft, um Fühlung für das gesammte spätere Leben zu behalten, so erscheint Riga als das Centrum des politischen, zumal des bürgerlichen Lebens. Während Dorpat einen mehr oder minder ländlichen Eindruck macht und namentlich während der Wintermonate der gesellschaftliche Sammelplatz des livländischen Adels ist, trägt Riga, die älteste, reichste und politisch unabhängigste Stadt der drei Provinzen ein ächt hanseatisches, reichsstädtisches Gepräge. Hier herrscht der

Bürger, vor Allem der Kaufmann. Alt und vornehm erscheint die Stadt auch äußerlich. Erst vor wenigen Jahren wurden die Wälle, welche den eigentlichen Stadtkern umgaben und nur all' zu lang einzwängten, geschleift und in Spaziergänge verwandelt. Dieses städtische Centrum sticht noch heute von den neueren Theilen (den der Nähe der früheren Festung wegen meist aus Holz gebauten Vorstädten) in eigenthümlichster Weise ab. Durch enge, in altdeutscher Art winklig-gewundene Gassen, auf welche zahlreiche Giebelhäuser, mächtige Speicher und Jahrhunderte alte Dome hinabschauen, zieht ein rühriges, lebhaftes Handelstreiben: ein niemals endenwollender Strom hochbeladener Lastwagen wälzt sich dem Ufer der majestätischen, mit zahlreichen Schiffen bedeckten Düna zu. Jenseit derselben, in der niedrigen, meist in Holz gebauten s. g. Mitauer Vorstadt sieht man Juden, Polen, Russen, kurische und lithauische Bauern eifrig beschäftigt, immer neue Massen Flachs, Leinsaat und Getreide anzufahren: längst der gesammten Ostseeküste bis tief nach Lithauen hinein ist der Flachsbau die Haupteinnahme des Landmanns, der häufig nicht mehr Getreide baut, als er für sein Haus braucht, den Ueberschuß an Zeit und Kräften aber dem Anbau und der Bearbeitung dieses Gewächses zuwendet, welches weitaus den wichtigsten Exportartikel der Häfen von Riga, Pernau und Windau bildet.

An die Ostseite der Rigaer Altstadt schließt sich die weitausgedehnte moskauer Vorstadt, südlich von der Düna, nördlich von den Sandbergen begrenzt, seit Jahrhunderten der Sammelplatz russischer Sectirer, deren Vorfahren sich bereits zu polnischer und schwedischer Zeit vor den Folgen ihres Widerstandes gegen die Kirchenreform des Metropoliten Nikon in den Schutz des Protestantismus geflüchtet hatten. Von der eigentlichen Stadt durch einen breiten Gürtel von Baumgängen und mächtige Speicherreihen getrennt, bietet dieser Stadttheil das in den Ostseeprovinzen sonst unbekannte Bild ächt russischen Lebens. Hier sind die Deutschen in der Minderzahl, wenngleich an der Spitze der Localverwaltung; in niedrigen, meist grün angestrichenen Holzhäusern hausen bärtige Männer, die das nationale rothe Hemd über den Beinkleidern tragen und als Kleinhändler, Hafenarbeiter, Zimmer- und Fabrikleute ihr Leben fristen. Ihrer Mehrheit nach gehören sie der extremsten Richtung des russischen Schisma, der „popenlosen" Secte an: wegen der Toleranz, mit welcher der rigasche Rath sie in Zeiten der Bedrückung gegen den Verfolgungseifer „rechtgläubiger" Eiferer geschützt, namentlich ihre priesterlich nicht eingesegneten Ehen anerkannt hat, sind sie entschiedene Freunde des herrschenden deutschen Elements und gute Bürger der alten Hansestadt. Während der Sommermonate sammeln sich in den Straßen dieses entlegenen Quartiers, das mancher Bürger der anderen Stadttheile kaum einmal im Leben betreten hat, zahllose „Strusenrussen", kleine, häufig bartlose Gestalten, an dem schmutzigen Schafspelz und dem Filzkegel auf dem Kopf erkennbar, Männer auf ungeheuren, mit Flachs und Getreide be-

Digitized by

ladenen Holzbarken (Strusen) zur Zeit des Hochwassers der Düna aus Lithauen und Weißrußland herabkommen. Sind ihre Waaren an den Großhändler abgesetzt, so zerstört das Beil des Flußschiffers die Barke, deren Balken dann verkauft werden, er selbst aber kehrt mit der Eisenbahn in seine Heimat zurück, um den Winter über von dem Erlös seiner Frühjahrsschiffahrt zu leben. Dieser Geschäftszweig spielt in dem Handelsleben Rigas eine bedeutende Rolle, soweit das Auge reicht, bedecken diese mächtigen rohgezimmerten Flußfahrzeuge den stattlichen Strom und das gesammte Ufer der moskauischen Vorstadt bildet einen einzigen großen Lade- und Stapelplatz. — Den elegantesten und wohlhabendsten Theil der Vorstädte bildet endlich die nördlich von der Altstadt belegene St. Petersburger Vorstadt, in der neuerdings Steingebäude mit Holzbauten zu wechseln beginnen.

Das Territorium Rigas reicht aber weit über Stadt und Vorstädte hinaus; diese Stadt ist die reichste Grundbesitzerin Livlands. Eine lange Reihe ausgedehnter Landgüter ist seit Jahrhunderten in ihr Eigenthum übergegangen und wird von ihr in administrativer und judiciärer Beziehung unabhängig verwaltet. Die Stadt Riga bildet darum einen besondern Staat neben dem livländischen Landesstaat und steht in gewissem Sinn zu der übrigen Provinz im Gegensatz; sie hat bei der Unterwerfung Livlands unter das russische Scepter selbständig pactirt und wird von der Ritterschaft als unabhängige Macht angesehn. Während die übrigen Städte das zum größten Theil von der Ritterschaft bestellte Hofgericht als Appellationsinstanz anerkennen, hat Riga in dem Plenum seiner Rathsversammlung eine eigene zweite Instanz. Ebenso bildet das rigaer Stadtgebiet einen selbständigen Consistorialbezirk, an dessen Spitze eine rigaer Synode und ein städtischer Superintendent stehen; es besitzt ferner eine selbständige Schulverwaltung. Bei den Krönungen der russischen Herrscher ist das übrige Land durch den ritterschaftlichen Landmarschall vertreten, Riga sendet seinen Bürgermeister als selbständigen Deputirten nach Moskau. Als bedeutsames Symbol dieser Gegensätze steht an der Grenze des städtischen Patrimonialgebiets das rigaer Stadtwappen mit dem bischöflichen Kreuz — dem „weißgeschwerteten Greif auf einem rothen Feld“ (dem Abzeichen der Landschaft) gegenüber. Diese durch uralte Tradition geheiligte Unabhängigkeit hat den Einrichtungen Rigas eine reichsstädtische Selbständigkeit, Gravität und Würde gegeben, die sich in dem Stolz der einzelnen Bürger erkennbar wiederspiegelt.

Von den Domen bis zum Salzkeller hinab hat Alles seine Geschichte; und der corperative Sinn des deutschen Bürgerthums hat selbst die deutschen, polnischen und russischen Hansbinder und Lastträger zu besonderen, statutarisch geordneten Brüderschaften verbunden. Die Verfassung (über deren zeitgemäße Umgestaltung übrigens schon seit Jahren mit der Staatsregierung verhandelt wird) ist zur Zeit noch eine streng aristokratische und ruht in den Händen der drei „Stände der Stadt.“

Digitized by Google

Den ersten derselben bildet der aus vier Bürgermeistern und sechszehn Rathsherren bestehende Rath, dessen Glieder sich seit dem 13. Jahrhundert durch Cooptation selbst ergänzen, zur Hälfte Kaufleute, zur Hälfte Juristen sind. In dieser Körperschaft concentrirt sich alle obrigkeitliche Gewalt, die Justiz mit einbegriffen, die in zahlreichen Niedergerichten (Vogtei, Landvogtei, Wettgericht,*) Criminaldeputation, Waisengericht u. s. w.) und, wie erwähnt, von dem Plenum, als der Appellationsinstanz, geübt wird; an der Spitze des Raths steht Se. Magnificenz der „wortführende" Bürgermeister und erste Syndikus, ihm zur Seite ein „College", der in der Regel zugleich „Oberkastenherr" (Finanzverwalter) ist. Den zweiten Stand bildet die „große Gilde", aus Kaufleuten und „Literaten" (studirten Leuten) bestehend; als engerer Ausschuß derselben fungirt die von dem Herrn Aeltermann geleitete „Aeltestenbank", der gegenüber das Plenum durch seinen „Dokmann" vertreten ist; die Glieder der Gilde zerfallen wiederum in Bürger und „Brüder" d. h. solche Personen, welche das passive Wahlrecht zu städtischen Aemtern und Anspruch an das Corporationsvermögen (die „Tafelgilde") besitzen und solchen, welche ein blos actives Wahl- und Stimmrecht ausüben. Nach ähnlichen Grundsätzen ist die kleine oder St. Johannis-Gilde, die Corporation der Handwerker organisirt. Zu einem giltigen Beschluß in städtischen Angelegenheiten bedarf es der Uebereinstimmung dieser drei „Stände"; kann dieselbe auf regelmäßigem Wege nicht erzielt werden, so tritt eine aus Deputirten derselben gebildete „Compromiß-Commission" zusammen, bei deren nach Stimmenmehrheit gefaßter Entscheidung es sein schließliches Bewenden hat. Eine vierte übrigens gegenwärtig politisch bedeutungslose Corporation wird durch das Corps der „löblichen Schwarzenhäupter" gebildet, einer Brüderschaft unverheiratheter Kaufleute, die zu alter Zeit eine eigene Kriegerabtheilung (Kindergilde) bildete und den Mohren „Mauritius" zum Schutzpatron hatte; unter ihrer reichen Sammlung silberner Trinkgeschirre finden sich zahlreiche Reliquien der hanseatischen Vergangenheit der Stadt, u. a. Geschenke der übrigen Hansestädte sowie Ehrengaben fremder Könige und Fürsten.

In Bezug auf ihren Reichthum an wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen wird Riga vielleicht von keiner deutschen Stadt übertroffen, eine Aufzählung derselben unterlassen wir. Seit der Festungsgürtel gefallen ist, der die Ausbreitung und Neugestaltung der inneren Stadt durch ein Jahrhundert verhindert hat, nimmt der Vorort der baltischen Provinzen mehr und mehr einen modernen Charakter an. Ein elegantes neues (selbstverständlich deutsches) Theater, eine prächtige Börsenhalle, in gothischem Geschmack neu auf-

*) Diese Bezeichnung rührt von dem altdeutschen Wede oder Wedde her und heißt soviel als Handelsgericht.

Digitized by Google

geführte Gildenhäuser, ein stolzes Ritterhaus, eine Gasbeleuchtungsanstalt, das städtische Realgymnasium, die (mit Hilfe der Ritterschaften und übrigen Städte des baltischen Landes von der Stadt erhaltene) polytechnische Schule, eine Navigationsschule, zahllose Fabriken und Privatgebäude sind binnen weniger Jahre emporgewachsen und bekunden den aufstrebenden Wohlstand der Bürgerschaft. Ihrer Initiative verdankt das Land die erste livländische Eisenbahn (Riga-Dünaburg), die erste Telegraphenlinie (nach Dünamünde) und eine Reihe kolossaler Hafenbauten, welche der drohenden Versandung des Dünastroms eine Grenze gesetzt haben. Auch das moderne Genossenschaftswesen hat in den Mauern dieser Stadt die erste Pflanzstätte gefunden. Schon in früherer Zeit waren die Männer der Wissenschaft, die Aerzte, Historiker, Advokaten, Naturwissenschaftler und Techniker zu besonderen Vereinen zusammengetreten; seit den letzten Jahren haben sich hier Productions- und Consumvereine gebildet, eine Handwerkerbildungsgesellschaft, verschiedene Turner-, Schützen-, Feuerwehr- und Sängerverbindungen sind rasch aufeinander gefolgt und so gedeihlich fortgeschritten, daß sie bis nach Reval und Windau hin Nachahmung gefunden haben.

Aber auch auf den verschiedenen Gebieten geistigen und künstlerischen Lebens hat Riga von jeher eine wichtige Rolle für das baltische Land gespielt. Daß hier beinahe ebenso viel Deutsche bei einander wohnen, als im gesammten übrigen Livland, machte sich von Alters her geltend. Riga war die Wiege der Reformation, unter seinem Schutz wurden die ersten Buchdruckereien gegründet, die ersten Bibliotheken gesammelt und schon im 17. Jahrhunderte periodische Schriften herausgegeben. Hier schlugen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ideen der Aufklärung und der allgemeinen Menschenrechte die erste Wurzel; an die städtische Domschule wurde bekanntlich 1764 Herder berufen, dessen Gedächtniß durch ein Standbild auf dem Platz der kleinen Waage (jetzt Herderplatz) verewigt worden ist; im Hause des Rathsherrn Behrens hat Hamann, der „Magus des Nordens", viele Jahre lang gelebt, Kants „Kritik der reinen Vernunft" wurde bei dem Stadtbuchdrucker Fröhlich im Auftrage eines rigaer Verlegers, des trefflichen Hartknoch, gedruckt. Wenige Jahre später wurde durch die Bemühungen des Geheimrath v. Vietinghof (des Vaters der bekannten Mystikerin Juliane v. Krüdener) ein stehendes Theater errichtet, das sich so schnell Ruf und Anerkennung zu erobern wußte, daß Schiller ihm den Don Carlos (in seiner ersten, noch in Prosa geschriebenen Version) verkaufte; 1802 wurde durch den Generalsuperintendenten Carl Gottlob Sonntag, einen Freund Herders und Wielands, die „literarisch-praktische Bürgerverbindung" ein Verein zur Förderung des Wohlstandes und der Aufklärung der Handwerker und der kleinen Bürger gestiftet. In neuerer Zeit ist es ganz besonders Riga gewesen, dem das Land den Aufschwung der politischen Presse zu danken hat; die seit neunzig Jahren bestehende „Rigasche Zeitung", eine vornehmlich

Digitized by Google

für die deutschen Bürger des flachen Landes bestimmte, sehr gut redigirte Zeitung für Stadt und Land, die „Rigaschen Stadtblätter", das „Kirchenblatt", „die Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands", endlich die höchst verdienstvolle durch die Beisteuer verschiedener rigaer Kaufleute begründete „Baltische Monatsschrift" und zwei weit verbreitete lettische Journale haben neben den Organen verschiedener gelehrter Gesellschaften in der Dünastadt ihren Sitz. Der Kampf für zeitgemäße Reformen, als Besserung der bäuerlichen Verhältnisse, Aufhebung des adeligen Güterbesitzrechtes, Neugestaltung der längst zu eng gewordenen alten Verfassung u. s. w. ist während der letzten Jahre vornehmlich von rigaer Journalisten geführt worden*). Vermittelung der Zeitideen mit den überkommenen baltischen Einrichtungen und Vertheidigung des deutsch-protestantischen Elements gegen die Angriffe der russischen Presse sind die Aufgaben, denen die baltische Presse trotz zahlloser Hemmungen unermüdlich nachstrebt. — Endlich bildet Riga den Sitz der Centralverwaltung Liv-, Est- und Kurlands; hier residirt auf dem alten von den Heermeistern gegründeten Schloß der Generalgouverneur, der kaiserliche Statthalter und Militäroberbefehlshaber. Wer mit ihm verhandeln will, ist ebenso gezwungen, in „die Stadt" zu kommen, wie Jeder, dem es um die Regelung eines größeren Geschäfts zu thun ist. Die Bürger aller drei Provinzen aber sehen in Riga den Mittelpunkt ihrer Kraft, die Zukunft ihres Standes, der sonst beinahe allenthalben hinter dem Adel zurücktritt.

Wenige Meilen von Riga, an den flachen Ufern der Aa, ist die Hauptstadt Kurlands, Mitau, gelegen; trotzdem, daß die Eisenbahn, welche zu ihr führt, noch im Bau begriffen ist, kann sie in kaum drei Stunden erreicht werden, und doch glaubt man sich in eine andere Welt versetzt, wenn man auf der öden Chaussé, welche diese beiden Städte verbindet, dorthin gelangt. Breite, nicht eben saubere Straßen, auf welche niedrige, häufig noch hölzerne Häuser hinabsehen, Kirchen und öffentliche Gebäude unscheinbar und ohne Spuren einer großen Vergangenheit, Bürger ohne bestimmt ausgeprägtes bürgerliches Bewußtsein, in Handel und Gewerbe Juden vorherrschend. Mitau ist trotz seiner beträchtlichen Ausdehnung und seiner 24000 Einwohner eine Landstadt geblieben, die zu wirklicher Bedeutung erst gelangen wird, wenn sie mit dem übrigen Europa durch den Schienenweg verbunden ist, an welchem seit den letzten Monaten eifrig gebaut wird. Wie allenthalben in Kurland macht sich auch in der Landesstadt das

*) Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdient neben den rigaer Journalen, die 1861 begründete, von einem estl. Juristen, Mag. jur. Greiffenhagen, Jahre lang mit Opfern erhaltene „Revalsche Zeitung", ein Blatt, das sich durch Freisinn und Patriotismus eine sehr geachtete Stellung erworben hat. — Größere deutsche Zeitungen erscheinen außerdem in Dorpat. — Kurland ist dagegen der Hauptsitz der lettischen Jounalistik.

Digitized by Google

Uebergewicht des Adels geltend, neben welchem das Bürgerthum zu keiner selbständigen Machtstellung gediehen ist. Die nicht eben zahlreichen stattlicheren Häuser gehören Edelleuten, welche hier den Winter zu verbringen gewohnt sind.

Der Gouverneur residirt in dem großartig angelegten Schloß, das Ernst Johann Biron im vorigen Jahrhundert bauen ließ und das wundersam gegen die Bescheidenheit seiner Umgebung absticht. Während in Riga die eigentliche Gesellschaft aus Patriciern, Edelleuten und höheren Beamten zusammengesetzt ist, bildet der Adel in Mitau eine gesonderte, fast unnahbare Kaste, mit welcher der gebildete Bürgerstand bis in die neueste Zeit hinein jede gesellschaftliche Berührung beinahe ängstlich vermeidet. Da die größeren Bank- und Handelshäuser fast ausnahmslos in den Händen von Juden sind, die eine besondere sociale und politische Gruppe bilden, ist das Bürgerthum der Stadt ausschließlich auf Beamte und Gelehrte angewiesen, die als „Literaten" den übrigen Elementen fremd gegenüber stehen. In neuerer Zeit beginnt sich indessen ein entschiedener Fortschritt zum Besseren geltend zu machen, namentlich seit das Vereinswesen Wurzel geschlagen und die verschiedenen Gruppen, die sich sonst theilnahmlos gegenüber gestanden, zur Annäherung gezwungen hat. Die Hauptschuld an den Mißverhältnissen der Gegenwart tragen der Mangel einer selbständigen Stadtverfassung und die jüdische Uebervölkerung. Soll Kurland und mit ihm Mitau zu einer gesunden bürgerlichen Entwickelung durchdringen, so muß vor Allem der Bann fallen, der die Juden an dieses Land fesselt und dazu verurtheilt, ein Proletariat zu bilden, das wie ein Bleigewicht am städtischen Leben hängt, jeder freien Bewegung desselben hindernd in den Weg tritt. Das jüdische Element ist dieser Provinz nur schädlich, weil es allzu zahlreich vertreten ist und das gesammte städtische Leben überwuchert, — über die schwach bevölkerten Gouvernements des centralen Rußland verbreitet würde es den geeigneten Spielraum für seine Geschäftigkeit finden und entschiedenen Nutzen stiften. Das Handwerk, der Handel und die niedere Arbeit sind auch in Mitau vorwiegend in jüdischen Händen. Der Bürger fühlt sich darum in stetem Kriege mit diesem gefährlichen Concurrenten, der in Bezug auf seine Bildung meist ebenso tief unter ihm, wie unter dem Juden Deutschlands steht und durch ein rohes, fast barbarisches Vorurtheil niedergehalten wird. Mangel an Anstalten der Großindustrie und die nahe Nachbarschaft der großen livländischen Hauptstadt lassen kein wirkliches Gewerbsleben aufkommen, der Wohlstand ist gering und wird noch durch die Kosten einer Communalverwaltung gedrückt, die ausschließlich aus städtischen Steuern bestritten werden muß, da es der Stadt ebenso an größerem Grundbesitz wie an Capitalien fehlt. Das durch die Uebermacht der Ritterschaft machtlos gewordene herzogliche Regiment, das 225 Jahre lang über Kurland geherrscht hatte, war außer Stande gewesen, dem städtischen Element einen Rückhalt

Digitized by Google

zu bieten, und dieſes hat darum noch ein Stück Arbeit vor ſich, um zu der Höhe ſeiner geſchichtlichen Aufgabe zu gelangen. — Seine Hauptbedeutung hat Mitau als Sitz der Provinzialverwaltung und des Schulweſens. Außer einem hiſtoriſchen Muſeum und verſchiedener gelehrter Anſtalten beſitzt dieſe Stadt noch einige ſehr beträchtliche Buchhandlungen, die vorwiegend den literariſchen Bedürfniſſen des flachen Landes dienen, und einige größere Buchdruckereien, die hauptſächlich mit dem Druck und Vertrieb lettiſcher Bücher und Zeitſchriften beſchäftigt ſind. Die Wohlhabenheit des kurländiſchen Bauern macht dieſen zu einem nicht unwichtigen Factor des ſtädtiſchen Lebens; der Detailhandel Mitaus lebt hauptſächlich von bäuerlichen Käufern und nirgend geſchieht es häufiger als hier, daß der wohlhabende Bauerwirth ſeinen Sohn in die Stadt ſchickt, um ein Gewerbe zu erlernen und in die Reihe der deutſchen Bürger zu treten. Die Grenzſcheide zwiſchen Letten und Deutſchen iſt überhaupt nirgend ſchwerer zu ziehen, als in Kurland, wo die Mehrzahl der wohlhabenden Bauern des Unterlandes Deutſch verſteht und der ſtädtiſche Bürger ſo häufig mit dem Bauer in Berührung kommt, daß er die Sprache deſſelben lernen muß. Anders in Riga, wo die Selbſtgenügſamkeit des ſtolzen Bürgers des Bauern weniger bedarf und die germaniſirten Schichten der ſtädtiſchen Bevölkerung, die zahlreichen Markthelfer, Hausleute, Schiffsarbeiter u. ſ. w. ihren lettiſchen Urſprung raſcher vergeſſen. Während es in Riga zahlreiche Leute giebt, die kaum ein Wort lettiſch verſtehen, geſchieht es nicht ſelten, daß der Kurländer ſeiner Rede einen lettiſchen Ausdruck einſchließt, und charakteriſtiſch genug führt die Corporation der in Dorpat ſtudirenden Kurländer in ihrem Wappen einen lettiſchen Wahlſpruch. Von Alters her hat die deutſche Herrſchaft in Kurland minder ſchroffe und ausſchließliche Formen angenommen, als in den Nachbarprovinzen.

Das in allen kurländiſchen Orten reichlich vertretene Judenthum in Abzug gebracht, ſehen die zahlreichen Landſtädte Liv- und Kurlands einander ebenſo ähnlich, als ihre beiden Hauptſtädte unähnlich ſind. In Wolmar und Wenden fließt das Leben in derſelben idylliſchen Abgeſchloſſenheit hin, deren ſich die kuriſchen Städte Goldingen, Haſenpot oder Tuckum erfreuen. Neben Handwerkern und einzelnen Kleinhändlern finden ſich dieſelben Honoratioren unfehlbar wieder: der Stadtpaſtor, die Aerzte, der Kreislehrer und ſeine Collegen, der rechtsgelehrte Syndicus des Raths, der in der Regel zugleich Advokat iſt, der Poſtmeiſter, endlich die adligen Glieder und der rechtsgelehrte Secretär des Land- oder Ordnungsgerichts (in Kurland Oberhauptmann- und Hauptmanngericht). Zwiſchen beſcheidener Berufsthätigkeit und familienhafter Geſelligkeit ſchwinden die Tage einander zum Verwechſeln ähnlich dahin, — Beſuche bei benachbarten Gutsbeſitzern, Jagdparthien und um die Weihnachtszeit übliche Reiſen nach Riga oder Mitau bieten die einzige Abwechſelung. Den Sammelplatz der Männer bildet ein Club mit einem

Digitized by

Zeitungstisch und mehreren Kartentischen, die Frauen sind auf Hausbesuche beschränkt, wenn nicht etwa ein mit Hilfe der adeligen Nachbarn ermöglichter Fastnachtsball die Räume des Clubs auch ihnen erschließt oder eine durchreisende Schauspielergesellschaft Jung und Alt um ihre Produktionen versammelt. Die großen Entfernungen, welche diese Landstädte von einander trennen, und der vollständige Mangel an Eisenbahnen bedingen es, daß dieselben auch in der Gegenwart ungleich isolirter sind, als deutsche Städte von entsprechender Größe und Bedeutung. Bezüglich ihrer geistigen Bedürfnisse ausschließlich auf die Bücher und Zeitschriften angewiesen, welche in den Provinzialstädten erscheinen oder dem Geschmack derselben entsprechen, erhalten die baltischen Kleinstädter die moderne Bildung erst aus zweiter Hand; nur was in Riga, Dorpat, Reval oder Mitau Aufsehen erregt, dringt in diese stillen Oasen deutschen Bürgerthums, höhere Autoritäten, als die, welche in der Landesstadt den Ton angeben, kennt man im Innern der Provinz kaum. Bei der Armuth des äußeren Lebens spielt die Lektüre eine ungleich größere Rolle als in den Mittelpunkten der Kultur. Die empfangenen Eindrücke wirken nachhaltiger, die Empfänglichkeit ist frischer und läuft nicht Gefahr, durch steten Wechsel verflacht zu werden, das Gemüthsleben ist reicher und tiefer entwickelt, als im Westen, wo die Menschen dichter bei einander wohnen und der Einzelne kaum in die Wagschaale fällt. Während des endlosen Winters, der Wald und Feld mit dichter Schneedecke verhüllt und die kleinste Reise mit Schwierigkeiten umgiebt, von denen der Bewohner des mittleren Europa kaum eine Vorstellung hat, sind die Gebildeten unter den Kleinstädtern und Landbewohnern der baltischen Küste lediglich auf die Bücher und Musikalien, welche der Buchhändler der nächsten großen Stadt für sie ausgesucht hat, — und auf sich selbst angewiesen. Der Cultus unserer großen Dichter und Componisten wird darum mit einer Wärme und Innigkeit getrieben, die aus dem Gefühl entspringt, daß das Leben ohne die Gaben dieser Unsterblichen in der That nur ein halbes wäre. Leute, die in ihrem Leben nie ein Orchester oder Streichquartett gehört haben, denen einzelne rigaer Aufführungen des Don Carlos oder der Iphigenia die größten künstlerischen Erinnerungen des Lebens sind, schöpfen hier aus mittelmäßigen Clavierbearbeitungen Beethovenscher Symphonien oder zerlesenen Exemplaren alter Götheausgaben die höchsten Erbauungen und sie werden nicht müde, ihre Herzen immer wieder an Schöpfungen zu erwärmen, die an den Stätten ihrer Entstehung kaum mehr beachtet sind, weil man sie bis zum Ueberdruß gehört oder gesehen hat. Während die bildende Kunst fast nur dem Namen nach existirt und man die großen Maler und Bildhauer bloß aus Büchern kennt, ist der Sinn für Musik allgemein geweckt und ausgebildet, und die gelegentlichen Besuche, welche ein aus Gliedern des rigaer Orchesters bestehendes Streichquartett neuerdings in den kleinen Städten Liv- und Kur-

tized by Google

lands macht, werden diesen zu wirklichen Festen. Ein neues Heft Musikalien, eine politische oder historische Schrift, deren Titel man in der Zeitung gelesen und die ein Glücksfall in die Hände des Nachbars gebracht hat, geht von Hand zu Hand, ist Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme, bietet Tage lang den Stoff für alle eingehenderen Gespräche. Und wie man gewohnt ist, zu den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von denen man einmal einen bedeutenden Eindruck empfangen, immer wieder zurückzukehren, so ist man in diesem Lande auch mit den Menschen, die einem im Leben überhaupt etwas bedeutet haben, enger verbunden, als unter den glücklicheren Himmelsstrichen, die es in Neigung und Belieben des Einzelnen setzen, ob er sich neben der äußern Welt der Erscheinung auch eine innere des Herzens und der Empfindung schaffen will. Die deutsche Einwohnerschaft jeder der drei Provinzen bildet in gewissem Sinne eine oder einige große Familien, die sich trotz ständischer Gegensätze und Rivalitäten mit einander verbunden wissen durch das Band gleicher Kirche und Sprache und durch den Kampf mit politischen Schwierigkeiten, von denen im Grunde alle in gleicher Weise bedroht sind. Da sich alles mehr oder minder kennt, liebt oder haßt, nimmt Jeder einen gewissen Antheil an dem Andern; ad hoc geschlossene Verbindungen auf rein sachlicher Grundlage sind so gut wie unbekannt, jedes Verhältniß, mag es auf der Universität oder in einer politischen Versammlung, zwischen Jungen oder Alten geschlossen sein, nimmt einen persönlichen und dauernden Charakter an. Trotz der politischen Präponderanz und beziehungsweisen Ausschließlichkeit des Adels herrscht unter den Gebildeten des Landes eine sociale Gleichheit, deren aristokratisches Gepräge zu der Formenstrenge der deutschen Geselligkeit in ziemlich ausgesprochenem Gegensatz steht. Es ist nicht immer leicht, ein Mitglied der herrschenden Gesellschaft zu werden, — einmal in dieselbe aufgenommen, fühlt man sich aber rasch und vollständig eingebürgert. Enger mit einander verbunden, direkter auf einander angewiesen, bewegen die Menschen sich mit größerer Ungezwungenheit und Offenheit; da sie einander kennen, mit einander auskommen müssen, würde das Comödiespielen ihnen wenig helfen. Der Natur der Sache nach spielt das Familienleben noch seine ursprüngliche Rolle, ist die Gesellschaft eigentlich nur das erweiterte Haus. Namentlich auf dem flachen Lande herrscht eine großartige Gastfreiheit, der es im Ernst darum zu thun ist, den Fremden möglichst rasch und gründlich heimisch zu machen, ihn an den Freuden und Leiden, Sorgen und Interessen der Familie theilnehmen zu lassen. Als ächte Colonisten sind die Liv-, Est- und Kurländer viel schlechtere Rechner, als ihre dichter bei einander wohnenden westlichen Stammesbrüder; der stark ausgebildete Sinn für Gemüthlichkeit und Behagen, der ihnen eigenthümlich ist, läßt die Frage nach dem Verhältniß, in welchem Wünsche und Mittel zur Befriedigung derselben stehen, seltener aufkommen, als vernünftiger Weise ge-

Digitized by Google

fordert werden könnte. Das Gefühl der gesellschaftlichen Gleichheit der Gebildeten hat zur Folge, daß auch Vermögensverschiedenheiten keine Störung machen und daß gerade in den maßgebenden Kreisen Wohlhabende und minder Bemittelte so ziemlich auf dem gleichen Fuße leben. — Die eigenthümliche Beschaffenheit dieser gesellschaftlichen Zustände macht ihre Wirkungen natürlich auch auf Gebieten geltend, mit denen dieselben an und für sich nichts zu thun haben; der enge Zusammenhang der Personen, setzt auch die Sachen, die von denselben repräsentirt werden, zu einander in Beziehung, und es ist in vielen Fällen kaum möglich, die Grenze zwischen dem öffentlichen und dem privaten Leben zu ziehen. Da alle Gebildeten das gleiche Interesse daran haben, die heimische Kirche, das alte Recht und die deutsche Sprache trotz endloser Schwierigkeiten, die im Wege stehen, in ihrer Herrschaft zu erhalten, wird von Jedem, mag sein Beruf sein, welcher er wolle, verlangt, daß er sich in den Dienst derselben stelle, und inmitten des erbittertsten Kampfes streitender Sonderinteressen bleiben immer noch Einigungs- und Berührungspunkte übrig. Die Bildungsquellen, aus denen geschöpft wird, sind für alle dieselben, daher können sich religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten — ob es auch an ihnen durchaus nicht fehlt — nicht mit der Schroffheit ausbilden, die den Verkehr von Vertretern verschiedener Parteistandpunkte z. B. in Deutschland so schwer macht. Auf dem flachen Lande ist es seit den kirchlichen Wirren der vierziger Jahre ganz besonders die Sorge für die geistige und sittliche Bildung des Landvolks, von dessen Zukunft man die des ganzen Landes abhängig weiß, welche Edelleute und Bürger, Geistliche und Weltliche zusammen hält. Das kirchliche Leben erfreut sich gerade in diesen Kreisen besonderer Frische und Gesundheit; die Prediger nehmen trotz der orthodoxen Strenge ihrer dogmatischen Lehrmeinungen an der gesammten Bildung der Zeit lebhaften Antheil, ihre Stellung bringt es mit sich, daß sie, die vorzüglich Volkslehrer sind, sich zugleich als Repräsentanten und Führer des geistigen Lebens ansehen. Die Leitung des bäuerlichen Schulwesens wird von ihren in Gemeinschaft mit vom Adel gewählten „Schulrevidenten" besorgt. Ihre Beziehungen zu den adligen Nachbarn sind darum natürlich gegebene und werden wesentlich dadurch unterstützt, daß man auf derselben Universität seine Bildung empfangen, entweder gleichzeitig studirte oder derselben Studentenverbindung angehörte. — Während der größeren Hälfte des Jahres von den Mittelpunkten der Geselligkeit und deren Zerstreuungen abgeschieden, durch Tage und Wochen bloß auf sich und den Verkehr mit einer düstern, melancholischen Natur angewiesen, nehmen auch die Frauen an den politischen und kirchlichen Bestrebungen der Männer lebhaften Antheil, und es geschieht nicht selten, daß die Frau des Gutsbesitzers die eigentliche Seele der Hofs- oder Gebietsschule ist und die Sorge für Armen- und Krankenpflege auf ihren Theil nimmt.

Digitized by Google

Die größeren Städte, deren Leben selbstverständlich anders geartet ist, und die wegen ihrer ununterbrochenen Beziehung mit den Centren westeuropäischer Cultur von diesen direkter beeinflußt sind, stehen der mangelhaften Verkehrsmittel und ihrer geringen Anzahl wegen den Bewohnern des flachen Landes im Ganzen ziemlich fern. Kommen doch auf Kur- und Livland nur je zwei größere Orte, hier Riga und Dorpat, dort Mitau und Libau. Estland hat endlich nur eine einzige größere Stadt aufzuweisen.

Am felsigen Südufer des finnischen Meeres gelegen, bildet das alte Reval trotz seiner baulichen Aehnlichkeit mit den älteren Theilen Rigas ein von der Dünastadt verschiedenes Bild. Der Charakter des Nordischen ist hier entschiedener und schärfer ausgeprägt, die Begründung durch einen dänischen Herrscher die längere Dauer des schwedischen Regiments haben deutlich erkennbare Spuren und hinterlassen, und die Wohlthaten der modernen Cultur, deren das reichere Riga bereits theilhaft geworden ist, finden nur mühsam und allmählig ihren Weg an diese entfernte Küste. Schwedische Namen und Bezeichnungen kommen hier häufiger vor, als in Livland, und selbst der Dialekt der Einwohner verräth den Einfluß skandinavischer Elemente — der Revalenser ist ernster, steifer und schwerfälliger als der Rigenser oder Kurländer, der nicht umsonst durch zwei Jahrhunderte mit Polen in Beziehung gestanden. Während die Ueberreste mittelalterlichen Lebens in Riga bereits im Schwinden sind, haben viele derselben sich zu Reval in ungebrochener Schärfe erhalten. Die Stadt zerfällt in zwei streng von einander geschiedene Hälften, die eigentliche Stadt und den Dom; hier herrscht ein Schloßvogt und wird nach Landrecht gerichtet, dort führt der Rath die Herrschaft und waltet lübisches Stadtrecht; in der Stadt werden Handel und Gewerbe betrieben, liegen Wohnhäuser, Werkstätten und Speicher bunt durch einander, auf dem Dom, der zugleich Sitz der Regierungsbehörden und des Gouverneurs ist, verbringt der estländische Adel die Wintermonate, seine Wohnungen erheben noch heute den Anspruch, nicht Häuser, sondern „Burgsitze" zu sein, und nur Handwerker, nicht auch Kaufleute sind berechtigt, in die Dombürgerschaft zu treten. Jedes dieser beiden Reiche hat seine besondern Vorstädte und eifersüchtig wird darüber gewacht, daß die gegenseitigen Rechts- und Competenzgrenzen aufrecht erhalten und respektirt werden. Das aristokratische Element ist in der revalschen Stadt-Verfassung noch schroffer ausgebildet, als in Riga; auch hier ruhen Administration und Justiz in den Händen eines aus 18 Mitgliedern bestehenden Raths und der Gilden, aber diese haben sich gegen die Außenwelt mit einer fast mittelalterlichen Strenge abgeschlossen. Um Mitglied der großen Gilde zu werden, muß man dem Schwarzhäuptercorps angehören, drei Jahre in Reval als „Kaufgesell" gedient haben und mit einer gildischen Wittwe oder Tochter oder mit „einer Person verheirathet sein, welche alle Eigenschaften besitzt, die zum Eintritt in diese Corporation erfor-

Digitized by Google

derlich sind; ein Dispens von der dreijährigen Dienstzeit wird nur solchen Personen ertheilt, welche in die Gilde „eingeheirathet haben." Die Meldung zur Aufnahme in die Corporation findet vorschriftsmäßig „vierzehn Tage vor Lätare" und „im Laufe des ersten Jahres nach der Hochzeit" statt. „Wer mit keiner Tochter oder Wittwe eines Genossen der großen Gilde verheirathet ist" so schreibt § 75 der in das baltische Provinzialgesetzbuch aufgenommenen „großgildischen Schragen" vor, „hat im Allgemeinen das Recht zum Eintritte in diese letztere nicht, kann aber doch mit Zustimmung der Gildegenossen aufgenommen werden, wenn er 1) mit der Wittwe oder Tochter einer Person verheirathet ist, welche alle Eigenschaften besitzt oder besessen hat, welche zum Eintritt in die Gilde erforderlich sind, und 2) wenn derselbe außer dem gewöhnlichen Eintrittsgelde der Gildekasse 100 Rubel S. M. nebst den für diese Summe von der Heirath an fälligen Zinsen erlegt."

Trotz dieser alten Satzungen machen sich in Reval die Nähe Petersburgs und russische Einflüsse ungleich stärker geltend, als in den südlicheren baltischen Städten; die anmuthige maritime Lage der Stadt versammelt Tausende vornehmer Russen während der Sommermonate zur Badesaison und die Zahl russischer Kaufleute und Arbeiter ist im Zunehmen. Handel und Bevölkerung scheinen aber seit Jahren im Rückgange begriffen, und alle Bemühungen des Raths, der außerordentlich tüchtige und freisinnige Männer unter seinen Gliedern zählt, haben bis jetzt die Erbauung einer Eisenbahn nach Petersburg nicht herbeiführen können, obgleich dieselbe für Reval und den durch die Concurrenz Petersburgs niedergedrückten revalschen Handel seit lange eine Lebensfrage ist. Rauhes Klima, ungünstige Bevölkerungsverhältnisse und unfruchtbarer Boden machen Estland zu der ärmsten der drei Provinzen und die sinkende Bedeutung Revals ist seit Jahren ein Grund ernster Besorgniß für das gesammte Land. Bei dem großen Eifer und der entschiedenen Strebsamkeit, welche die jüngere Generation auszeichnen, ist Abhilfe indessen noch zu hoffen, wenn die Verhältnisse der Gegenwart auch außerordentlich schwierige sind. Zur Zeit trägt die Stadt noch ein entschieden mittelalterliches Gepräge, von Neubauten und modernen Anlagen, wie sie in Riga beständig zunehmen, ist noch wenig zu sehen. Hohe Giebelhäuser und Speicher ragen an winkeligen, unregelmäßig gebauten Gassen auf, ein altes Rathhaus, zwei in Schulen verwandelte Klöster, das in mittelalterlichem Geschmack gebaute Schwarzhäupterhaus, sechs stolze Kirchen, antike Gildenhäuser und Waagen, mit schwedischen und russischen Trophäen geschmückte Thore geben dem Ganzen Gravität, Würde und finstern Ernst; zu dem auf dem höchsten Punkt des Doms belegenen, mit Thürmen gezierten Schloß führen zwei steile Gassen empor, von denen nur die eine fahrbar ist, in den Kirchen werden zahlreiche Reminiscenzen an die stolze Vergangenheit dieses Orts gezeigt, der einst ein mächtiges und geachtetes Glied des Hansabundes

Digitized by Google

war und deſſen Bürger noch heute nicht vergeſſen haben, daß die Herrſchaft des Adels an ihren Mauern ſtets eine nnverrückbare Schranke gefunden hatte.

Nur zwölf Meilen öſtlich von Reval liegt Narwa, der äußerſte Vorpoſten deutſchen Bürgerthums in dem unwirthbaren Eiſe des Nordens, nur zur Hälfte noch dem baltiſch-deutſchen Culturgebiet zugehörig. Im Jahre 1223 vom König Waldemar von Dänemark begründet und ſechs Jahre früher als Liv- und Eſtland, im Jahre 1704 von Peter dem Großen erobert, gehört Narwa in adminiſtrativer Beziehung zum Gouvernement St. Petersburg, während ſeine Gerichte dem revaler Oberlandgericht untergeordnet ſind. Zwei Meilen vom Seeſtrande entfernt iſt die Stadt durch die Narowa mit ihrem Hafen Hungerburg verbunden, aber Handel und Wohlſtand ſind hier in noch viel raſcherem Rückgange begriffen, als in Reval; die zwanzig Meilen weiter nach Oſten liegende Newareſidenz duldet die Concurrenz einer nur noch zur Hälfte deutſchen Kleinſtadt nicht länger. Während der weſtliche Theil Narwas noch das Bild einer deutſchen mittelalterlichen Stadt bildet, ragen im Oſten derſelben die Thürme der alten ruſſiſchen Burgveſte Iwangorod drohend empor; Iwangorod iſt die ruſſiſche Vorſtadt Narwas, und nur mühſam wehrt das deutſche Patriciergeſchlecht, das übrig geblieben iſt, die alte Tradition ſeiner Vorfahren gegen den mächtigen Andrang von Oſten. Ihre ariſtokratiſche Verfaſſung mit dem ſich ſelbſt ergänzenden Rath und den Gilden iſt den ruſſiſchen Einwanderern ein Gräuel und eine Thorheit und findet in der Petersburger Gouvernementsregierung, der Narwa untergeordnet iſt, kaum einen Halt. Sechs Jahre hat es gedauert, bis der Rath ſein ihm neuerdings von der Demokratie der Vorſtädte beſtrittenes Recht zur Wahl des Bürgermeiſters geltend machen konnte, obgleich ihm der unzweideutige Wortlaut des Geſetzes zur Seite ſtand, — nur mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte vermag er ſein Aufſichtsrecht über die Schulen und den officiellen Gebrauch der deutſchen Sprache aufrecht zu erhalten; die zweimal wöchentlich erſcheinenden „Narwaſchen Stadtblätter“ ſind die einzige Errungenſchaft, deren das deutſche Element ſich ſeit Jahren zu rühmen hat. Es wird vielleicht nur noch weniger Jahrzehnte bedürfen, und dieſes ſelbſt iſt zur Sage geworden und von der deutſchen Stadt Narwa blos noch die ruſſiſche Veſte Iwangorod übrig geblieben! —

Der deutſche Buchhandel der letzten Monate.

Leipzig, Mitte November.

Unſer heutiger Bericht leidet gleichmäßig unter dem Einfluſſe der verfloſſenen Wochen wie des herannahenden Winters. Während auch dieſesmal die Zeitbrochüre weſentlich in den Hintergrund tritt, ſteigt die Belletriſtik in ſo breiter

Digitized by

Phalanx auf, daß einem faſt bange werden könnte. Zwiſchen beiden aber ſchreiten die ernſteren Erzeugniſſe der Preſſe in dem gewohnten Umfange einher, der in den Wochen des Hundsſternes unbedeutend abnimmt und in den Tagen der heiligen Weihnacht kaum anſchwillt. Und darin beruht der Segen dieſer langſamer veraltenden Literatur, wenigſtens für den Verleger. Wer mit ängſtlicher Eile bedacht ſein muß, daß er ſeine Brochüre und Belletriſtik zur günſtigſten Zeit auf den Markt werfe, weiß, wie leicht er Maculatur druckt. Heute bewegt eine Frage alle Gemüther; einige Bogen, die ſich hierauf beziehen, fänden willige Käufer. Raſch iſt das Heft geſchrieben, gedruckt, verſandt. Der Sortimenter, der meiſt optimiſtiſch zu Werke geht, verlangt zu den erhaltenen Exemplaren eine größere Anzahl nach; aber die Auflage iſt vergriffen, aufs neue fliegt das Rad der Maſchine, eine zweite Auflage wird gedruckt. Schneller noch aber rollt das Rad der Zeit, und die Frage iſt ſchon ſeit acht Tagen gelöſt oder veraltet, wenn die Hefte bei den Sortimentern ankommen. Und übers Jahr kehren in verdrießender Anzahl mit dem Storche die „Krebſe“ zum Verleger zurück, damit er aufs neue beſtätigt finde, was er längſt wußte. Aehnlich aber iſt es auf dem Gebiete der Belletriſtik.

Noch vor einem halben Jahrhundert und ſpäter war das anders. Langſam war der geiſtige Verkehr. Der Frachtwagen überbrachte träge rollend die Maſſe der Bücher; Dringlicheres ſandte man mit „fahrender Poſt“. „Reitend“ oder durch den Expreſſen ward nur befördert, was gar keinen Aufſchub litt. Heute aber würde auch ein Phlegmatiker den Stoßſeufzer jenes leipziger Verlegers gerechtfertigt finden, der um die Zeit des Wartburgfeſtes jammert, daß er eine Antwort von Jena nie unter fünf Tagen haben könne, der ſein aus jener Stadt ſtammendes Dienſtmädchen gelegentlich eines Beſuches bei ihren Eltern zu ſeinem Autor ſchickt, damit dieſer von dem glücklichen Zufall ſicherer und raſcher Vermittelung für ſeine Manuſcripte Gebrauch mache. Der elektriſche Funke der Gegenwart arbeitet auch in unſerm Blute und der Buchhändler weiß davon zu erzählen. Mit Eilzug kommt der Bücherballen von Leipzig an; raſch wird er geöffnet, man ordnet die Journale, das Beſtellte, die neuerſchienenen Bücher, und wenige Stunden darauf iſt der Ballen in einzelnen Packeten und Zeitungsnummern hinausgejagt, als hinge das Glück der Welt davon ab, daß man die Novelle eines Modejournals, eines Unterhaltungsblattes heute anſtatt morgen zu Ende leſe. Ja ſelbſt die Vermittelung der Poſt genügt oft nicht mehr. Wenn der gothaiſche genealogiſche Kalender oder ſonſt ein Aufſehen erregendes Buch erſcheint, wandern die Packete ſogar als Paſſagiergut nach den verſchiedenen Bahnhöfen Leipzigs, und ſelbſt aus einer weitentfernten Hauptſtadt kamen jüngſt einem beſtimmten Buche zu lieb die Sendboten großer Firmen, um mit dem nächſten Courierzuge zu den heimatlichen Penaten zu entführen, was dort ſehnſüchtig erwartet wurde. Nach vier Wochen aber

ist das Buch schon fast vergessen und die Ueberreste jenes kostbaren Transports haben dann Zeit, in beschaulicher Ruhe über die Wandelbarkeit irdischen Glücks nachzudenken.

Auf dem Gebiete der Zeitbrochüre ist es still gewesen, stiller fast noch als sonst, da uns keine auswärtige Frage zu schaffen macht. Desto mehr regt und bildet es sich im Innern Deutschlands und einzelne Hefte sind zu nennen, die hier auftauchende Fragen zur Sprache bringen. Am meisten Aufsehen machte des Wiesbadener Braun treffliche Schrift „Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der 4 Fragen eines Ostpreußen". Sie liegt bereits im zweiten Abdruck vor und ist den Lesern dieser Blätter bis auf die ausführliche Vorrede wohlbekannt; dann mögen hier noch genannt sein: „Der Preußenhaß, beleuchtet von einem Süddeutschen", „Von Königgrätz bis zur Parlamentswahl im August 1867. Betrachtungen eines königsberger Nationalliberalen". Und dann theilweise von einem andern Standpunkte: „Zwei Fragen der auswärtigen Politik Preußens und Deutschlands, beleuchtet von einem Altmärker", „Die gegenwärtige Lage Deutschlands", „Der hannoversche Particularismus, eine oratio pro domo", und das ebenfalls südlich vom Main erschienenen Schriftchen „die Einführung des preußischen Heerwesens in Deutschland." Von den heitern Ufern des Nesenbaches kam Moritz Mohls „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren, eine Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter". Fast alle Brochüren haben die Schalen der Geburt noch an dem Haupt hängen und verrathen schon durch den Titel, welches Geistes Kinder sie sind. In diesem Zusammenhang nennen wir, wenn auch nicht völlig hierher gehörig, Th. Bernhardts drei Vorträge „Preußens moderne Entwickelung" und das 6. Heft von V. A. Hubers socialen Fragen über „Handwerkerbund und Handwerkernoth", ein Schriftchen, das die Antwort hervorrief „Handwerkerbund und Handwerkertag". — Seit der mexikanischen Katastrophe hat die Zeitgeschichte einigen Zuwachs erhalten. Außer Sterns zeitgeschichtlichem Versuch „Die Kaisertragödie in Mexiko", von dem die erste Lieferung vorliegt, ist vorzüglich zu nennen Kératrys gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache erschienenes und sofort in Frankreich verbotenes Werk „Kaiser Maximilians Erhebung und Fall". Diese in geschichtlichem Zusammenhange dargestellten Originalcorrespondenzen und Documente waren schon in der Revue contemporaine veröffentlicht bis auf einige, die mit Rücksicht auf die französische Censur erst mit dem Druck der beiden Ausgaben in Deutschland zur Aufnahme gelangen konnten. Der ehemalige Ordonnanzoffizier des Marschalls Bazaine ist ohne Frage einer der wenigen competenten Beurtheiler jener Vorgänge.

Wir wenden uns zu Deutschland. Immer noch ist der Krieg das meist frequentirte Gebiet. Zunächst seien kurz genannt „Im Felde", Erinnerungen eines einjährigen Freiwilligen des Kaiser-Franz-Garderegiments", dann „die Stadt

Digitized by Google

Ziſtersdorf in Oeſtreich u. d. E. und die feindliche preußiſche Invaſion im Jahr 1866" von Starck. Hieran reihen ſich die Schlußabtheilungen der ſchon früher genannten hübſchen illuſtrirten Werke „Der böhmiſche Krieg" von G. Hiltl und „Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußiſchen Main-Armee im Sommer 1866". Für die preußiſche Armee zunächſt und nach officiellen Berichten verfaßt, hat die Schrift „Der Feldzug von 1866 in Deutſchland", deren erſte Lieferung vorliegt (enth. die diplomatiſchen Verhandlungen und Rüſtungen, Concentration und Aufſtellung der Armeen und die Operationen gegen Hannover und Kurheſſen — Gefecht von Langenſalza) den Anſpruch auf die größte Beachtung als Quellenwerk für den Soldaten und Geſchichtsforſcher.

Hinüber zur Geſchichte mag uns die dritte Auflage von H. v. Treitſchkes „hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen" leiten, jenem trefflichen Buche, das bis auf wenige thatſächliche Berichtigungen den früheren Text wiedergibt. Gern nehmen wir Act davon, daß der Verfaſſer in der Vorrede einen zweiten Band in Ausſicht ſtellt. Möchten wir ihn bald als erſchienen anzeigen können.

Das Gebiet der Geſchichte iſt raſch durchgemuſtert. Außer dem Quellenwerk von Wilmans „die Kaiſerurkunden der Provinz Weſtphalen 777—1313", von dem der erſte Band („die Urkunden des Karolingiſchen Zeitalters 777 bis 900") vorliegt, beſchäftigt ſich, was weiter zu nennen iſt, mit der Geſchichte der neueren Zeit. Hier begegnet uns zuerſt der ſtattliche 4. Band der unter Anregung des Kronprinzen von Preußen rüſtig vorwärtsſchreitenden Publication von „Urkunden und Actenſtücke zur Geſchichte des großen Kurfürſten Fr. Wilh. von Brandenburg". Dieſer zweite Theil der „Politiſchen Verhandlungen", herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörffer, enthält vornehmlich Aufſchlüſſe über die Theilnahme Brandenburgs an den weſtphäliſchen Friedensverträgen.

Von darſtellenden Werken muß zuerſt A. Schäfers „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges" erwähnt ſein, von welcher der erſchienene erſte Band den Urſprung und die erſten Zeiten bis zur Schlacht bei Leuthen behandelt. Die Hauptunterlage zu ſeinem Werke, das mehr als ſeine Vorgänger die Politik jener Epoche auf Grund archivaliſcher Studien beachtet, fand der Verfaſſer in der Correſpondenz Friedrichs II. und ſeiner Miniſter mit den preußiſchen Geſandten zu Paris und London, Knyphauſen und Michell; der erſtere iſt eine bis jetzt in ihrer Bedeutung kaum gewürdigte Perſönlichkeit. Daran reiht ſich ein Buch W. Rüſtows „die erſten Feldzüge Napoleon Bonapartes in Italien und Deutſchland 1796 und 1797", eine Arbeit, die das jener früheren kriegeriſchen Thätigkeit Napoleons geſpendete Lob auf das rechte Maß zurückzuführen beſtimmt iſt. Dann ſind noch des Grafen Münſter „Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—1867)" zu nennen, denen ſich vertrauliche Originaldepeſchen des Bevollmächtigten am wie-

Digitized

ner Congreß, Grafen E. F. H. Münſter, als intereſſante Beiträge zur Geſchichte jener Periode anreihen. — Hier werden am beſten auch H. Göllls „Kulturbilder aus Hellas und Rom", deren 3. Band vorliegt, und A. Danz' Vorträge „Aus Rom und Byzanz" erwähnt, ebenſo wie die anonym erſchienenen „Geſchichtlichen und naturgeſchichtlichen Lebensbilder".

Auf dem Gebiete der Memoiren-Literatur, der Monographien und Biographien iſt manch intereſſantes Buch zu nennen. In frühere Zeiten ſteigen die monographiſchen Skizzen „Aquileja's Patriarchenaräber" hinab, während J. Hermens vom „Orden zum heiligen Grabe" handelt; Gregorovius gab den ſechsten ſtarken Band ſeiner „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter" und J. G. Kohl lieferte ein Büchlein über „die Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen zum heiligen Lande im Jahr 1461", J. G. Lehmann ſchrieb eine „kurze urkundliche Geſchichte des gräflich zweybrückiſchen Hauſes", Dochnahl eine „Chronik von Neuſtadt a. H.", während G. Schmidt den Reformator Thüringens, Juſtus Menius, nach archivaliſchen und anderen Quellen ſchildert. — Auch dieſes mal iſt wieder der Name Gentz zu nennen. Zunächſt ſind es ſeine Briefe an Pilat, die Mendelsſohn-Bartholdy als Beitrag zur Geſchichte Deutſchlands im 19. Jahrhundert herauszugeben begann. Der erſte Band liegt vor. Pilat, der vor 2 Jahren als k. k. Regierungsrath in Wien ſtarb, damals Redacteur des Oeſtreichiſchen Beobachters und Gentz' Vertrauter, war die Adreſſe, welcher der geniale Staatsmann als Freund ausplauderte, was der Diplomat verſchweigen mußte. Auch der Chemie hat in dieſem Falle die Geſchichte Dank zu ſagen. Denn mit ihrer Hilfe verſchwanden die vom früheren Beſitzer unbefugter Weiſe vorgenommenen Correcturen, um die urſprüngliche Schrift hervortreten zu laſſen. Das andere an dieſen Namen ſich knüpfende Werk heißt „Aus dem Nachlaſſe von Fr. Gentz", deſſen 2. Band, Denkſchriften, vor kurzem erſchien. — Zur Memoirenliteratur zählen noch Hoffmann von Fallerslebens „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen", deren 3 bis jetzt vollendete Bände bis zum Jahr 1842 reichen.

Am beſten werden hier die 3 letzten Bände (5—7. Band) von Kaiſer Maximilians „Aus meinem Leben" erwähnt, die vor kurzem zur Ausgabe gelangten, während der 1—4. Band in zweiter Auflage vorliegen. Auch jene enthalten Reiſeſkizzen, ſo z. B.: Ueber die Linie, aus Babia u. a. Daneben aber auch Aphorismen und Gedichte. Eigenthümlich muthet es an, in ihnen zu blättern. Es iſt ein trauriges Verhängniß, klaren Geiſtes zu ſein und doch nicht dem nachzuleben, was man als eigene Ueberzeugung niederſchrieb. So leſen wir: „Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, iſt faul und gehet ihrem raſchen Untergang entgegen." Und welch ſeltſame Ironie des Schickſals gegenüber den Worten:

Digitized by Google

„Klein ist, nur zu wollen,
Was man eben kann;
Was er will, zu können,
Macht den großen Mann."

Wir wenden uns zur Kunstgeschichte. Riegel gab in dem ersten Heft seiner „deutschen Kunststudien" eine Reihe kunstgeschichtlicher Aufsätze, welche, seit mehreren Jahren veröffentlicht, jetzt nochmals eine Ueberarbeitung erfuhren. H. v. Blomberg hat „Studien zur Kunstgeschichte und Aesthetik begonnen, deren erstes Heft den interessanten Stoff behandelt: „Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst." Endlich müssen wir auch an dieser Stelle der „Bilder aus der neueren Kunstgeschichte" gedenken, mit denen Anton Springer nicht blos Forschern und Kunstfreunden, sondern der gebildeten Nation überhaupt ein köstliches Kleinod gewidmet hat.

Das zur Literaturgeschichte Gehörige ist rasch durchflogen. Die beiden zu nennenden Schriften knüpfen an die Goethe-Schillerperiode an. Einen werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur liefert H. Wentzels verdienstliches Schriftchen über „Goethe in Schlesien 1790". Damals stand dort der fürstliche Freund bei seiner Brigade, des mit Oestreich drohenden Kampfes gewärtig, und gern nahm Goethe, der eben aus Venedig zurückkehrte und daheim unter manchem Unerquicklichen litt, den Vorschlag an, ins Feldlager zu Besuch zu kommen. Das zweite Buch ist R. Springers „Weimars classische Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethes und unserer klassischen Literaturperiode", ein hübsches Buch, das in anmuthender Form viel Interessantes bringt.

Hier mag auch gleich einer Schrift gedacht sein, die jetzt in vierter Auflage hervortritt: Büchmanns „Geflügelte Worte". Ihre treffliche Wirkung beweist der rasche Absatz und die stete Theilnahme der Gebildeten, die mit Einsendungen von Beiträgen nicht geizten. Manches schon vorhandene Geflügelte Wort schwirrt seit Jahren durch die Luft und harrt des glücklichen Jägers für folgende Auflagen; manches entsteht neu, um bald wieder zu verschwinden.

Ehe wir zur Belletristik übergehen, seien noch kurz vier Schriften erwähnt aus dem Gebiete der Geographie und Völkerkunde. Th. von Heuglin brachte ein umfangreiches illustrirtes Werk über seine „Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862". Dann nennen wir „Die Völker an der unteren Donau und die orientalische Frage" von G. Rasch, Reiseskizzen, die eine Schilderung des gegenwärtigen culturhistorischen Lebens und der gegenwärtigen politischen Stellung der Ungarn, Serben, Rumänen, türkischen Südslaven, siebenbürgischen Sachsen und der Bewohner des Banats bezwecken. Daran reihen sich noch H. Höltys Bilder aus den Alpen, Oberitalien und Neapel unter dem Titel „Alpenzauber und italische Gebilde" und H. Noës „Neue Studien aus den Alpen". Warum aber er-

ſcheint das Buch in Lieferungen, eine Art der Ausgabe, die den Käufer mindeſtens nicht lockt und leicht zu Vielſchreiberei führt?

Wir kommen zur Belletriſtik, und hier mag Friedrich Rückert auf würdige Weiſe mit ſeinen „Geſammelten poetiſchen Werken“ den Reigen beginnen. Die erſte Lieferung liegt vor. Dem Proſpect zufolge werden die erſten 8 Bände lyriſche, der 9. und 10. Band dramatiſche, und der 11. und 12. Band epiſche Gedichte enthalten. — Aus der großen Fülle des Neuen, aber mag Einzelnes nur erwähnt ſein als Zeichen der Gattung; erſt aber vergönne man uns, epiſodiſch von Einigem zu reden, deſſen Lectüre wir dem Leſer erſparen möchten. Es iſt der Roman, ſo weit ihn der letzte Krieg hervorgerufen hat.

Nicht meinen wir den Roman, der vorübergehend Bezug nimmt auf dieſe Vorgänge, ſondern den, deſſen Aufgabe es iſt, aus jener Epiſode der deutſchen Geſchichte eine breite Unterlage von Leihbibliotheksereigniſſen für eine loſe verknüpfte Handlung zu finden. Durch dieſe Form aber ſowie durch ſeine Tendenz bleibt er ſtets beachtenswerth für den Literarhiſtoriker. Faſt alle dieſe Romane erſcheinen in Lieferungen und man darf dreiſt behaupten, daß dies bei uns ein Symtom inneren Unwerths iſt. Denn dann plagt nicht die Sorge, in knappem Rahmen ein künſtleriſch vollendetes Ganze zu bringen, im Gegentheil: wenn der Verfaſſer in der Hälfte ſeines Machwerks merkt, daß es, Dank einem glücklichen Titel und den Reclamen ſeines Verlegers, „geht“, dann dreht flugs ſeine Klio einen neuen Zopf Werg auf den leerwerdenden Rocken und ſpinnt luſtig haarſträubende Intriguen, von denen man bisher keine Ahnung hatte. Einige ſchalten dazwiſchen auf höchſt rohe Weiſe Schlachtenbilder, Proclamationen, ganze Scenen aus jenem Kriege ein, immer jedoch vom patriotiſchſten Standpunkt. Wenn der Preuße die Oeſtreicher ſchmäht, die Fürſtin Metternich „Pſeudo-Thereſe“ nennt und die Wiege ſeiner Gauner hinter dem ſchwarzgelben Schlagbaum ſtehen läßt, ſo iſt der Wiener Literat eifrig bemüht, dem Collegen von der Spree an Unglimpf der Erfindung nicht nachzuſtehen. Aber das haben Beide gemein, daß ſie unter der Tarnkappe überall hindringen; was vor und in dem Krieg von den Fürſten und Miniſtern geſprochen ward, wie jener öſtreichiſche Feldzugsplan verloren ging, erfahren wir am beſten bei ihnen. Sie malen beide in möglichſt grellen Farben. Während deſſen nimmt die Geſchichte ihren Lauf und der Schriftſteller trabt hinterher. Grabowsky, der ſeiner Zeit mit „Unter Preußens Fahnen“ den Anfang machte, ſchreibt jetzt „Nach dem Kriege“ in Lieferungen. Doch mag hier noch einer Erzählung gedacht ſein, die nur kurz auf den Krieg Bezug nimmt. Sie findet ſich in den Novellen einer Oeſtreicherin, der Baronin Grotthuß. Die haarſträubende Schilderung der preußiſchen Invaſion wird mit der Sentenz begonnen: „Nie hätte man geglaubt, daß im 19. Jahrhundert ein Volk ſich ſo ſchmachvoll benehmen würde, wie die auf Bildung Anſpruch machenden Preußen

Digitized by Google

gethan ꝛc." Das Machwerk mag dem Historiker Beweis sein, daß auch die Novelle sich zum Studium der Geschichtsforscher empfiehlt, um die raffinirte Bosheit der blonden Barbaren von der Spree ans Tageslicht zu ziehen.

Riehl, der Culturhistoriker, mag mit seinem liebenswürdigen „Neuen Novellenbuch" die Reihe der novellistischen Neuheiten eröffnen. An ihn schließe sich Otto Roquette mit seinen Novellen „Luginsland" und Hoefer „Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten" (3 Bde.) Ferner mögen genannt sein: „Der Sclavenhändler" von L. Heinrich (2 Bde.), „Geld und Frauen" von G. Höcker (3 Bde.) „Im Halbdunkel" von Dornau (2 Bde.), „Gleich und Gleich" von M. Meyr, „Das Fräulein von Augsburg" von A. Stern, „Wie Gott will", „Freier Boden" von K. Frenzel (3 Bde.), „Zweimal vermählt" von G. Raimund (3 Bde.) „Eine heimliche Ehe" von Kessel (2 Bde.) „der Meerkönig" von Möllhausen (6 Bde) „Neue Novellen" von E. Polko, „Chateau Lafite" von Wendt (2 Bde.), „Haideblume" von E. von Rothenfels (3 Bde.) „Anna" von A. Lewald, „Nanna" von A. Brook (2 Bde.), „Die Amazone" von F. Dingelstedt (2 Bde.) „Korporal Hilscher, ein Dichterleben" von Sauer, „Pascal Paoli" von Schmidt-Weißenfels (2 Bde.) „Erloschene Sterne" von F. Sonnenburg (2 Bde.), „Hedwig" von A. Becker (2 Bde.), „Die Pfarrerskinder" von L. Diefenbach, „Aus Hannovers Gegenwart", eine politische Novelle von particularistischem Standpunkte, „Ministerfieber und Schwiegersöhne" (2 Bde.) und „Nicht nach der Schablone" Novellen, beide Werke von Merx, „Die Schatzgräber" von Bibra (3 Bde.) „Der Erbe" von F. Gerstäcker (3 Bde.) „Spätes Erkennen" von H. Hirschfeld, „Schach dem König" von H. Kleinsteuber (2 Bde.), „Bilder aus der Gesellschaft" von Nessel, „Ulenspegel II." von C. Schultes und „Swinegels Lebensloop un Enne in'n Staate Muffrika", eine plattdeutsche illustrirte Geschichte von W. Schröder, dem Verfasser des köstlichen Märchens „Dat Wettloopen twischen dem Hasen un dem Swinegel". Auch die höchst ergötzlichen „Gallettiana" mögen nicht vergessen sein.

Beim Drama können wir kürzer verweilen und nennen nur „Die letzten Tage von Carthago" von S. Feßler, „Appius Claudius", Trauerspiel in 5 Aufzügen, „Der Hagestolz" von Uschner, „Claudia Procula" von W. Molitor, „Lustspiele" von F. Wehl und „Dramen" von A. May (2 Bde.). Die meisten von Mays Dramen gelangten bereits zur Aufführung, am bekanntesten ist „die Amnestie", ein vom Münchener Actientheater gekröntes Stück. Dann mag noch rühmend W. von Baudissins Uebersetzung von Molières Lustspielen erwähnt sein, von welcher der vierte Band in trefflicher Ausführung vorliegt.

Wir eilen zum Ende, zu Epik und Lyrik. „Minneleben. Eine romantische Dichtung" nennt sich ein Büchlein von F. W. Helle, während Gumppenberg eine Geschichte in oberbayrischer Mundart, „Da bsunderne Ring" gab und W.

Digitized by Google

Jordan das erſte Lied ſeiner „Nibelungen“ veröffentlichte. Vom poëta laureatus Tennyſon erſchien in Ueberſetzung: „Enoch Arden“ und „Königs-Idyllen“.

Den Schluß ſollen außer M. Horns „Für das Haus“, einer Sammlung von Dichtungen für feſtliche Gelegenheiten, die Namen der neueſten Lyriker machen, da der Titel der Bücher uns gleichgültig ſein kann. Es ſind Evers, Foglar, Wehl, Caſtendyck, Benedix, Harder, Oſten-Sacken, Paulus, Streben, Reuter, Zimmermann, Taubert, Barndt und Ziel. Eine hübſche Anzahl und gleichzeitig ein Beweis, daß auch heute noch unſere Lyriker gedruckt werden. Und wollten ſie doch ſeufzen über den Stumpfſinn der Gegenwart, ſo wünſchten wir ihnen, daß ſie in alten Buchhändlercorreſpondenzen blättern könnten. Sie würden finden, daß auch ſchon damals viel Lyrik zum Verlag angeboten und zurückgewieſen ward und daß ein Verleger einem hoffnungsvollen Poeten ſeine Ergüſſe mit den Worten zurückſandte: „Faſt auf allen Gedichtſammlungen ruht im deutſchen Buchhandel eine Art von Fluch“.

Die römiſch-italieniſche Frage.

Die Ereigniſſe auf der apenniniſchen Halbinſel, welche ganz Europa in jüngſter Zeit in athemloſer Spannung hielten, haben durch Garibaldis Niederlage einen vorläufigen Abſchluß gefunden, aber niemand wird ſich darüber täuſchen, daß dies nur das Ende einer Phaſe iſt, nach welcher die Frage, welche der ganzen Verwicklung zu Grunde liegt, ſich in vielleicht drohenderer Geſtalt zeigt als zuvor. Suchen wir uns durch einen Rück- und Vorblick zu orientiren.

Die Niederwerfung der römiſchen Republik und die Wiedereinſetzung des Papſtes war ein Wahlmanöver Louis Napoleons, welcher ſich dadurch die Unterſtützung des Clerus für den Staatsſtreich ſicherte; ſolange die Oeſtreicher in den Legationen waren, konnte es als eine Frage des politiſchen Gleichgewichts erſcheinen, die franzöſiſche Beſatzung in Rom zu erhalten, aber ſchon auf dem Pariſer Congreß conſtatirte der Graf Walewski freiwillig, daß dieſe Beſatzung eine situation anormale ergebe, und Frankreich nicht nur bereit ſei, ſeine Truppen zurückzuziehen, ſondern den Augenblick lebhaft herbei wünſche, wo es dies thun könne, ohne die innere Sicherheit des Landes und die Autorität

Digitized by Google

der päpstlichen Regierung zu gefährden (Protokoll vom 8. April 1856). Es ist kaum zweifelhaft, daß, falls es vor 1859 zu dieser Räumung gekommen wäre, in Folge des Krieges das päpstliche Regiment in Rom so gut gefallen wäre, wie in den Legationen und Marken; aber einmal dort noch anwesend, konnte die französische Garnison den Papst nicht der Revolution überlassen. Später nahm Pio Nono in seiner heftigen Gereiztheit gegen Napoleon die Initiative zu Verhandlungen über den Abzug der Besatzung, aber dieselben zerschlugen sich und andrerseits setzte der Kaiser den Forderungen des Durandoschen Ministeriums, welches laut Rom als nothwendige Hauptstadt Italiens verlangte, eine bestimmte Weigerung entgegen.

Am 12. Juli 1861 schrieb er dem König von Italien: „Ich werde meine Truppen in Rom lassen, solange Ew. Majestät sich nicht mit dem Papst ausgesöhnt hat oder der heilige Vater die Staaten, welche ihm noch bleiben, durch die Invasion einer regulären oder irregulären Macht bedroht sieht", und fast ein Jahr später erklärte der Italien so günstige Minister Thouvenel in einer Depesche an den Marquis de Lavalette, Botschafter in Rom: Niemals hat die kaiserliche Regierung ein Wort ausgesprochen, welches das Cabinet von Turin hätte hoffen lassen, daß die Hauptstadt des Katholicismus gleichzeitig mit Zustimmung Frankreichs die Hauptstadt des großen Königreichs werden könne, das sich jenseits der Alpen gebildet hat. Alle unsre Handlungen, alle unsre Erklärungen, stimmen im Gegentheil in der Kundgebung unsres festen und beharrlichen Willens überein, den Papst im Besitz des Theiles seiner Staaten zu erhalten, welche ihm die Gegenwart unsrer Fahnen bewahrt hat". Jedes Arrangement, sagte der Minister, müsse auf der Basis des Status quo ruhen, der Papst könne seine Rechte über seine früheren Provinzen reserviren, aber müsse darauf verzichten, in denselben noch zu regieren, Italien andrerseits müsse sein Begehren nach Rom aufgeben und den größten Theil der päpstlichen Schuld übernehmen. — Die Curie aber beharrte auf ihrem non possumus und der faktische Besitzstand dauerte fort, bis die Welt im September 1864 durch den Abschluß einer Convention zwischen Frankreich und Italien überrascht ward, welche einen bedeutenden Schritt zur Lösung der römischen Frage zu thun bestimmt war. Italien verpflichtete sich dadurch, das gegenwärtige päpstliche Gebiet nicht anzugreifen und jeden Angriff von außen auf dasselbe zu hindern, es verzichtete ferner im Voraus auf jeden Einwand gegen die Bildung einer päpstlichen Armee, sofern dieselbe nicht zum Angriffsmittel gegen die italienische Regierung werden könne, es erklärte sich bereit, einen verhältnißmäßigen Theil der päpstlichen Schuld zu übernehmen und versprach in einem gleichzeitig unterzeichneten Protokoll die Verlegung seiner Hauptstadt; dagegen machte Frankreich sich verbindlich, seine Truppen binnen zwei Jahren aus Rom zurückzuziehen. Die Lücken dieser Stipulationen sprangen in die Augen, Italien

Digitized by Google

hatte sich nur verbindlich gemacht, das päpstliche Gebiet gegen von Außen kommende Angriffe zu vertheidigen, die Eventualität einer Erhebung des römischen Volkes selbst, war nicht vorgesehen. Als die Convention zu einem Ministerwechsel in Turin Anlaß gegeben und der General Lamarmora, vom König zur Bildung eines neuen Cabinets berufen, nach Paris eilte, um den Kaiser auf diese Lücken aufmerksam zu machen und ihm zu erklären, daß es Italien in diesem Falle unmöglich sein würde, die Römer zurückzuweisen, antwortete Napoleon nur mit seinem Lächeln: „Warum wollen Sie mir meine Illusionen nehmen?“ Lamarmora verstand und acceptirte, man blieb in Florenz überzeugt daß, falls die Römer sich mit Italien vereinigen wollten, Frankreich nicht interveniren würde. Es mag sein, daß Napoleon dieser Eventualität unter Berufung auf das Nichtinterventionsprincip passiv zugesehen hätte, aber sie trat nicht ein, die Convention ward in allen Punkten ausgeführt, die Residenz nach Florenz verlegt, die Franzosen zogen im Dezember 1866 ab, der Papst blieb allein mit seinen Zuaven und der Legion von Antibes, aber die Römer rührten sich nicht und es war lediglich von Außen, daß eine neue Krisis in diesem Herbste heraufbeschworen ward. Garibaldi, von dem traurigen Genfer Friedenscongreß zurückkehrend, erhob die Fahne des Aufstandes, Ratazzi, der ihn nicht liebt, dagegen bisher durchaus der Mann der französischen Allianz war und grade seine Fäden in Paris angeknüpft hatte, um über eine Revision der Septemberconvention zu unterhandeln, ließ ihn festnehmen. Aber einerseits brachte dies eine große Agitation hervor, welche seine Popularität und ministerielle Existenz bedrohte, andererseits erhielt er von seiner unruhigen und intriganten Frau, die grade in Paris das Terrain sondirte, die Versicherung, der Kaiser werde sich einem Aufstand gegen Rom nicht widersetzen, sondern protestirend gewähren lassen. Aber Madame Ratazzi und ihre Gönner waren falsch berichtet, der Kaiser wußte sehr wohl, daß der Sturz des Papstes gegen ihn einen gefährlichen Sturm in Frankreich heraufbeschwören würde, er ließ also in Florenz wissen, daß, falls die italienische Regierung nicht im Stande sei, die Septemberconvention aufrecht zu erhalten, er sich genöthigt sehen würde, zu interveniren. Ratazzi antwortete, daß in diesem Falle Italien vor Frankreich in Rom sein werde. Hätte die italienische Regierung diese Drohung wahr gemacht, so wäre möglicherweise im entscheidenden Augenblick Napoleon zurückgetreten, da der Conflikt mit Italien höchst wahrscheinlich auch den mit Preußen hätte herbeiführen müssen, indeß diese Frage wurde nicht praktisch. Viktor Emanuel weigerte sich, seinem Minister zu folgen und beauftragte Cialdini mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Während derselbe sich aber vergeblich damit abmühte, blieb Ratazzi faktisch noch Minister und benutzte dies, um sich zu rächen. Er ließ den inzwischen von Caprera entsprungenen Garibaldi in Florenz unbehelligt eintreffen, während zweier Tage seine Vorbereitungen treffen

Digitized by Google

und schließlich per Extrazug nach dem römischen Gebiete abfahren; die Folge war, daß die französische Expedition nach Civita Vecchia abging. Inzwischen hatte der König, nachdem Cialdini mit der Bildung eines Ministeriums gescheitert war, sich an General Menabrea gewandt, und dieser erließ eine Proklamation, welche den ernsten Willen aussprach, sich an die internationalen Verbindlichkeiten zu halten, gleichzeitig aber rückte die italienische Armee ihrerseits ins päpstliche Gebiet ein, um mit Frankreich gleichen Schritt zu halten. Marquis de Moustier protestirte hiergegen in einer herben Depesche, und nachdem die Beschwichtigungsversuche des nach Paris entsandten Lamarmora vergeblich gewesen waren, vielmehr im Princip ein Ultimatum an Italien beschlossen war, unterwarf sich Menabrea und zog seine Truppen zurück, nachdem sie den traurigen Dienst gethan, die von den päpstlichen und französischen Truppen geschlagenen Garibaldianer zu entwaffnen.

Suchen wir nun die Summe aus diesen Ereignissen zu ziehen, so finden wir zunächst den vollständigen Fiasko der italienischen Aktionspartei; daß die Garibaldianer, wenn man sie hätte gewähren lassen, schließlich durch ihre Ueberzahl die päpstlichen Truppen überwältigt haben würden, ist zweifellos, ebenso andrerseits, daß sie in ungleichem Kampfe gegen die letztern und die Franzosen mit großer Tapferkeit gefochten haben. Aber das, worauf es ankommt, ist, daß nicht ein Ort des päpstlichen Gebiets und am wenigsten Rom sich zu ihren Gunsten erhoben hat; einige Städtchen haben allerdings, als die reguläre italienische Armee einrückte, Plebiscite für den Anschluß an das Königreich erlassen, aber niemand, und vor allem kein Römer, hat sich für die Freischaaren gerührt. Hierin liegt für die römische Frage eine große Lehre, die Einwohner der ewigen Stadt sind zunächst ihrer großen Mehrzahl nach nicht nur eine durch langen politischen wie geistlichen Despotismus entnervte Race, auf deren Energie man nicht aus der Rührigkeit des Nationalcomités schließen darf, sondern sie fürchten nichts mehr, als den Papst zu verlieren, weil dadurch Rom aufhören würde, Rom zu sein. Wer dasselbe nur einigermaßen kennt, der weiß, welch ein Verlust es für Rom wäre, Hauptstadt Italiens zu werden, wenn es damit aufhören sollte, Hauptstadt des Katholicismus zu sein und welch dürftiger Ersatz die Verlegung der Ministerien und des Parlaments für den Gewinn wäre, den die Römer aus dem Regiment des Papa-Re ziehen. Es soll damit keineswegs behauptet werden, daß sie mit letzterem zufrieden sind, im Gegentheil, sie fühlen die Mißbräuche desselben sehr klar, sie verwünschen meist die fremde Besatzung ebenso, wie die päpstlichen Soldtruppen und hassen den Despotismus der Priester und Prälaten. Aber sie wollen darum die Erwerbsquellen nicht verlieren, die ihnen der weltliche Katholicismus bringt: man denke nur an die Summen, welche durch die am Osterfest zuströmenden Fremden in Umlauf gesetzt werden, an alle die fremden Bischöfe und Priester, die fortwährend

Digitized by Google

nach Rom wallfahrten; derartige Motive ſind nicht ſehr patriotiſch aber darum nicht weniger gewichtig. Was die Mehrzahl der Römer wünſcht, iſt unzweifelhaft eine Verſöhnung zwiſchen dem König von Italien und dem Papſt, wonach der eine im Lateran, der andere im Vatikan wohnen und Rom Hauptſtadt des Katholicismus bliebe und zugleich Hauptſtadt Italiens würde. Eine ſolche Ausgleichung aber liegt vorläufig noch weit ab und inzwiſchen wird Italien wenig von den Römern zu hoffen haben, die ihrerſeits vor der Aktionspartei auf lange Zeit ſicher ſind.

Das officielle Italien, die Regierung hat ſich ihrer Aufgabe gleichfalls wenig gewachſen gezeigt. Bei dem Unternehmen Garibaldis gab es von vornherein nur eine Alternative, entweder daſſelbe rückſichtslos niederzuſchlagen, oder Frankreich zum Trotz gewähren zu laſſen und deſſen eventueller Intervention zuvorzukommen. Das Florentiner Cabinet hat ſich zu keinem der beiden Wege entſchließen können, Ratazzi ließ zuerſt Garibaldi feſtnehmen, dann als die Agitation ihn unpopulär zu machen drohte und zugleich ſeine Nachrichten aus Paris ermüthigend klangen, gab er den Freiſchaaren Spielraum und ſetzte, als Napoleon dies nicht dulden wollte, Drohung gegen Drohung. Jetzt intervenirte Viktor Emanuel und desavouirte ihn. Als dann nach dem Cialdiniſchen Interregnum Menabrea die Zügel ergriff, nachdem inzwiſchen Garibaldi wieder auf dem Schauplatz erſchienen und die Franzoſen in Civitavecchia gelandet, war ſein erſter Akt zu erklären, daß die Septemberconvention beide Theile gleich binde, daß, um dieſe Gleichheit zu wahren, die italieniſchen Truppen in das päpſtliche Gebiet eingerückt ſeien und daß Italien hoffe, Frankreich werde dieſen Akt als einen durch Ehre und Pflicht gebotenen anerkennen. Dieſe Politik war verſtändlich, wenn ſie energiſch durchgeführt ward, aber als General Lamarmora ſich vergeblich in Paris bemüht, ſie annehmbar zu machen, der Marquis de Mouſtier vielmehr in herben Ausdrücken ſeine Mißbilligung nach Florenz telegraphirte und ein Ultimatum im Prinzip beſchloſſen war, ward auch dieſe Stellung wieder aufgegeben. Nachdem die königlichen Truppen hatten zuſehen müſſen, wie die Garibaldianer von den Chaſſepots niedergeſchmettert wurden um dann Schergendienſte zu thun, indem ſie die Flüchtigen entwaffneten, erklärte General Menabrea ihre Aufgabe für erfüllt und zog ſie zurück. So machte er den Paſſus ſeiner Depeſche wahr, daß die königliche Regierung ſich auf gleichen Fuß mit den andern Contrahenten ſtellen müſſe, um zu neuen Unterhandlungen ſchreiten zu können. Der Miniſter mochte es hernach als Demüthigung empfinden, wenn ihm nunmehr der Moniteur ein gutes Führungszeugniß ausſtellte und in Anbetracht deſſen den Rückzug der kaiſerlichen Truppen auf Civitavecchia verſprach, „ſobald die Ruhe im römiſchen Gebiet geſichert ſei“; er forderte deßhalb in einer neuen Depeſche vom 9. die vollkommne Räumung des päpſtlichen Gebietes und das Aufhören einer Inter-

Digitized by Google

vention, „welche wir nie als nothwendig anerkennen konnten, die für Italien ein schmerzlicher Akt war und die, wenn sie fortdauert, ein Hinderniß jeder dauerhaften Vereinbarung werden muß“. Es folgt dann eine heftige Anklage der päpstlichen Regierung, welche, ihrer feindlichen Haltung gegen Italien treu bleibend, das seltsame Schauspiel eines Staates bilde, der trotz einer Söldnertruppe aus aller Herren Ländern sich nur durch fremde Intervention halten könne. Demzufolge sei der Zweck der Septemberconvention gänzlich verfehlt, das einzige Arrangement aber, welches die Gefahr beschwören könne, sei die Versöhnung Italiens und des Papstthums auf dem Fuße, daß letzteres unnützen Rüstungen entsage und die Attribute aufgebe, welche seine wahre Mission hinderten, d. h. also mit andern Worten, Italien fordert aufs neue die Aufgabe der weltlichen Macht und wird damit in Rom wie in Paris nur taube Ohren finden. Drohungen und Truppenconcentrationen sind jetzt umsonst. Viktor Emanuel hat zu offenbar seine vollständige Abhängigkeit von Napoleon constatirt, er hat das Vertrauen der Nation verscherzt, die entweder in dumpfer Entsagung alles über sich ergehen lassen oder sich eifrig erheben wird. In der That, die Zukunft Italiens ist dunkel genug. Von Parteiungen zerrissen, ohne einen Führer und Staatsmann, finanziell am Rande des Bankerottes, mag seinen Patrioten das Herz schwer genug sein und mancher sich die Frage aufwerfen, ob die Schöpfung des neuen Staates diesen Sturm überleben werde.

Und sollte Frankreich, welches seinen Willen durchgesetzt hat, mehr gewonnen haben? Napoleon fühlte dem Lande den Puls und kam zu dem Ergebniß, daß die Majorität den Sturz des Papstes nicht ruhig hinnehmen werde, daß vielmehr der Einfluß des Clerus groß genug sei, um in dem Falle eine Bewegung hervorzurufen, welche der kaiserlichen Regierung gefährlich werden dürfte. Aber es bleibt uns doch zweifelhaft, ob er den richtigen Weg eingeschlagen; hätte er gleich bei der ersten Bewegung Garibaldis in Florenz mit einer Bestimmtheit gesprochen, die keinen Raum für Illusionen ließ, so hätte die italienische Regierung den Aufstand im Keim erstickt. Als dann die Würfel geworfen waren, war die Niederlage der Garibaldianer freilich unvermeidlich, aber es scheint uns, daß der Kaiser unnöthige Schwachheit gezeigt hat, indem er den sofortigen Rückzug der italienischen Armee forderte und erzwang. Italien war doch ohnedies hinreichend gedemüthigt, die anscheinend gleiche Stellung mit Frankreich, welche die Besatzung einiger päpstlichen Orte nothdürftig wahrte, war das einzige Mittel, das Ministerium Menabrea, das günstigste das Frankreich erwarten kann, zu halten und andererseits vom Papste Concessionen zu erreichen. Daß Napoleon eine schwache Regierung aufs äußerste erniedrigt, kann sein gesunkenes Ansehen in Europa schwerlich wieder heben, er hat sich aber dadurch unzweifelhaft den tödtlichen Haß der italienischen Nation zugezogen. Die einzige positive Schöpfung seiner Regierung, das subalpianische Königreich,

Digitized by Google

in Frage gestellt und damit in Rom nichts gewonnen, im Gegentheil: nach Beseitigung der acuten Krisis lastet die päpstliche Frage mit verdoppeltem Gewicht auf seinen Schultern. Der Ausdruck seiner Verlegenheit ist der Congreßvorschlag. Aber kann sich ein nüchterner Kopf darüber täuschen, daß derselbe zu nichts führen wird, daß die eingeladenen Mächte ein Programm begehren müssen und daß dasselbe unmöglich ist? Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, braucht man nur die früheren Versuche des Kaisers anzusehen. Schon 1862 erklärte derselbe in seinem Briefe an Thouvenel, es sei dringlich, daß die römische Frage eine definitive Lösung erhalte; er gibt eine lange Auseinandersetzung der Gefahren der Situation und der Nothwendigkeit, sie zu beseitigen, und schlägt dann eine Combination vor, wonach die italienische Regierung sich verbindlich mache „à reconnaître les états de l'Église et la délimitation convenue" (?) und daß andererseits der heilige Stuhl die früheren Privilegien der Municipalitäten und Provinzen wiederherstelle. Gleich darauf erörterte Thouvenel in einer Instruction an den Botschafter in Rom, die Bedingungen einer Aussöhnung mit Italien eingehender: Italien solle auf seine Prätentionen bezl. Roms verzichten und den größten Theil der päpstlichen Schuld übernehmen, der Ausfall der päpstlichen Einnahmen solle durch ein internationales Budget der katholischen Mächte gedeckt werden, der Papst dagegen die vollendeten Thatsachen anerkennen und seine Regierung auf dem Fuß der modernen Staaten einrichten. — Konnte man im Ernst damals solche Vorschläge für durchführbar halten, so wird man es jetzt doch nicht mehr thun, denn das liegt am Tage: je tiefer die thatsächliche Demüthigung der Italiener ist, um so weniger werden sie sich nun durch einen principiellen Verzicht auf Rom die künftige Lösung der Frage abschneiden, und noch geringer ist die Aussicht, daß der Papst im Augenblick seines Sieges die Entsagung üben werde, sich zu den Concessionen zu verstehen, gegen die er in den schwierigsten Umständen protestirt hat; der Papst ist ja, darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben, wenigstens vorläufig der einzige, welcher aus der letzten Krisis Vortheil gezogen hat. Es hat sich aufs neue gezeigt, wie groß sein Einfluß in Frankreich ist, denn dieser allein hat den Kaiser zur Intervention gedrängt; Frankreich hat durch die That die Erklärung bekräftigt, welche Thouvenel 1862 gab: „Notre ferme et constante volonté est de maintenir le Pape en possession de la partie de ses États, que la présence de notre drapeau lui a conservée", er kann also vor Italien und der Revolution zunächst ruhig sein und wird jede Zumuthung mit dem bekannten non possumus beantworten. Durch alles dies wird freilich in keiner Weise die Dauer der weltlichen Macht des Papstthums, welches sich nur durch fortgesetzte fremde Intervention halten kann, bewiesen, wohl aber die Unmöglichkeit einer diplomatischen Lösung der römischen Frage. Wir wissen es, zahlreiche edle und aufgeklärte Katholiken sind der Ansicht, daß der Papst im katholischen Interesse wohl thun würde, der weltlichen Macht zu entsagen, aber wir halten dies für eine idealistische Täuschung. Die Hinweisung darauf, daß die Erzbischöfe von Cöln, Mainz und Trier jetzt mächtiger und angesehener seien, wie ihre reichsunmittelbaren Vorgänger, läßt keine Anwendung auf den Papst zu, weil dieser nicht primus inter pares ist. Die Organisation der katholischen Kirche ist streng monarchisch, der Erzbischof von Cöln kann Unterthan des Königs von Preußen sein, der Papst niemals Unterthan des Königs von Italien; einen Mittelzustand aber giebt es nicht. Wer Niemandes Unterthan ist, ist Souverän. Es wird von jedem liberalen Katholiken unsrer Ansicht nach zu großes Gewicht darauf gelegt, daß die weltliche Macht kein kirchliches Dogma ist, denn in Wahrheit steht bei dem Streite die geist-

Digitized by Google

liche Oberhoheit in Frage. Ist der Papst wirklich der Stellvertreter Christi auf Erden, so muß er auch in aller und jeder Beziehung unabhängig sein, also Souverän, sei es auch nur auf einem kleinen Gebiet. Wir Protestanten verwerfen die Lehre der Stellvertretung und müssen deshalb auch glauben, daß die weltliche Macht unberechtigt ist; aber selbst von diesem Standpunkt ist der Zweifel erlaubt, ob eine Macht, die der Reformation widerstanden hat, durch die einer nationalen Bewegung gestürzt werden wird, welche schon längst ihren Höhepunkt überschritten hat. Indeß wie dem auch sein mag, so viel steht fest, nicht ein Congreß, nicht eine Convention können die römische Frage lösen, sondern nur die Ereignisse; das Königreich Italien und die weltliche Macht des Papstes sind auf die Dauer unverträglich, entweder das erste löst sich wieder auf, oder die letztere fällt.

Für uns Deutsche scheint inzwischen kein Grund zu sein, aus der abwartenden Stellung herauszutreten, wie sie die preußische Regierung gewiß sehr richtig eingenommen hat. Wir haben die freundschaftlichsten Gesinnungen für die italienische Nation, aber wir können uns nicht, um ihr aus einer selbstgeschaffenen Gefahr zu helfen, in einen Krieg stürzen, bei welchem wir die Rolle des Angreifers spielen müßten und der durch seine mitwirkenden religiösen Motive den Zwiespalt in unser eignes Lager tragen würde. Noch weniger liegt es uns ob, dem Kaiser Napoleon aus seiner Verlegenheit zu helfen; weder Frankreich noch Italien haben uns beim Abschluß der Septemberconvention um Rath gefragt, mögen sie sich denn auch allein über ihre Consequenzen verständigen oder nicht verständigen.

Vom linken Mainufer.

(Correspondenz aus Hessen-Darmstadt).

Mitte November.

Die jüngsten Vorgänge in Stuttgart und München haben die Frage nach dem Zeitpunkt und den geeignetsten Modalitäten für den Eintritt der süddeutschen Länder in den unter preußischer Aegide geeinigten Nordbund aufs Neue allen Freunden der nationalen Sache nahe gelegt. Ziemlich allgemein bricht sich die Ansicht Bahn, es werde am einfachsten sein, die süddeutsche Frage zu einer bayrisch-schwäbischen zu machen, und die Ultramontanen und Radikalen an Nesenbach und Isar durch Aufnahme Badens und des gesammten hessischen Großherzogthums zu isoliren. Was Baden anlangt, so würde die Verwirklichung dieses Gedankens kaum auf irgend erhebliche Schwierigkeiten stoßen, denn die sämmtlichen Factoren der Gesetzgebung haben sich entschieden im nationalen Sinne ausgesprochen. Wie verlautet, will Preußen aber, daß der Eintritt Badens gleichzeitig mit dem des südlichen Hessen geschehe. Hier liegen die Verhältnisse aber wesentlich anders, als im Lande der Allemannen. Verweilen wir bei denselben einen Augenblick, um uns über die Lage zu orientiren. In Darmstadt hat sich die zweite Kammer und zwar mit mehr als Zweidrittel-Majorität für den sofortigen Eintritt in den norddeutschen Bund ausgesprochen; in der ersten Kammer fanden sich aber nur wenige Stimmen, die beitraten; die Regierung und namentlich der Großherzog sind entschiedene Gegner dieses Planes. Selbst die große Majorität, welche in der zweiten Kammer zu Gunsten des sofortigen Anschlusses an den Norden erzielt worden ist, beruht auf besonderen Umständen, die sich in solcher Weise vielleicht nicht wiederholen dürften. Erklären wir dies näher.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß unter den Feinden, die Preußen in Deutschland vor den Ereignissen des Jahres 1866 zählte, Herr v. Dalwigk, der hessische Ministerpräsident, in vorderster Reihe stand. Dies ging soweit, daß selbst die Unterhaltung diplomatischer Verbindung mit Preußen durch das persönliche Auftreten Herrn von Dalwigks gegen die in Darmstadt accreditirten preußischen Gesandten unmöglich gemacht wurde, wie dies namentlich in einem ekletanten Falle dem Herrn v. Canitz gegenüber zu Tage trat. Nun verdankt Hessen-Darmstadt sein gegenwärtiges Aufblühen ganz allein dem Zollverein. Aber während selbst Herr v. Beust davor zurückschreckte, an diese Grundlage der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands Hand anzulegen, führte Herr v. Dalwigk gelegentlich des französischen Handelsvertrages offenen Krieg gegen den Fortbestand des Zollvereins und erkläte ohne Scheu, es handle sich hierbei um politische Verhältnisse, die den Ausschlag geben müßten. Der hessische Premier konnte es sich schon damals nicht verhehlen, daß der Versuch, Preußen aus seiner Stellung in Deutschland zu verdrängen, schließlich zum Kriege treiben müsse. Er zählte für solchen Fall mit Sicherheit auf die Niederlage Preußens. Führte dies ganze Gebahren damals auch zu keinem Resultat, so war doch in der Krisis des Jahres 1866 der hessische Ministerpräsident einer der Eifrigsten in dem Bestreben, Preußen nunmehr den Schlag zu versetzen, der ihm schon lange zugedacht war, damit dieser Staat (wie damals das Stichwort hieß) „in die ihm gebührende Stellung zurückgebracht werde." Die Selbstüberschätzung fand entsprechende Züchtigung in dem kläglichen Ausgange des Bundesfeldzugs. Das natürliche Gefühl sagte dem Lande nach Beendigung jener Feldzüge, daß Herr v. Dalwigk der ungeeignetste Mann sei, um mit Preußen über den Friedensschluß zu verhandeln. Herr v. Dalwigk selbst schien das einzusehen, er bat den Großherzog um seine Entlassung. Sie wurde zunächst nicht angenommen, weil keine passende Persönlichkeit zur Hand war. Dann fragte man im preußischen Hauptquartier an, ob man daran Anstoß nehmen würde, wenn der bisherige Minister als Friedensunterhändler erschiene. Graf Bismark ertheilte die gleichgültig-stolze Antwort, es sei ihm an der Persönlichkeit des hessischen Abgesandten nichts gelegen. So erschien denn Hr. von Dalwigk in Nikolsburg, er wurde amnestirt und soll später gerühmt haben, wie charmant Herr v. Bismark mit ihm gewesen sei.

Als nun der Friede geschlossen und die bedrohte Existenz des Großherzogthums durch die diplomatische Intervention Rußlands gerettet worden war, kehrte der geflüchtete Souverän mit seinen Ministern nach Darmstadt zurück. Die Wellen der politischen Bewegung gingen damals in Europa sehr hoch; Frankreich zeigte eine tiefe Erbitterung über den Machtzuwachs Preußens, die geschlagenen Parteien rührten sich gewaltig in Deutschland, obschon der Lärm, den sie verführten, zu ihrem Zorn in richtigerem Verhältniß stand als zu ihrer wirklichen Macht. Die hessischen Machthaber aber betrachteten diese Vorgänge, welche nur die Ueberbleibsel des Wetters waren, das Europa durchtobt hatte, als die Vorboten eines neuen Sturmes, der das frisch errichtete Gebäude der preußischen Machterweiterung wieder zu Boden werfen werde. „Die Sache kann nicht dauern, es wird bald wieder anders, im Frühjahr kommen die rothen Hosen" — das waren die Gesichtspunkte, von denen aus man die neuen Verhältnisse beurtheilte.

Herr v. Dalwigk nahm die Mainlinie ganz besonders ernst, er wiegte sich in der Hoffnung, Frankreich werde jedem Versuche Preußens, seine Machtsphäre über den Main hinaus auszudehnen, einen Kampf auf Leben und Tod entgegensetzen. Danach nahm er seine Stellung. Er betrachtete es als seine Aufgabe, aus Hessen den Pivot des Widerstandes gegen Preußen zu machen und

traf demgemäß seine Maßregeln. Zunächst galt es, an die Stelle der unbequemen zweiten Kammer eine neue gefälligere zu setzen. Die Resultatlosigkeit ihrer oppositionellen Bestrebungen hatte das Interesse der Bevölkerung an dem Kammerwesen erschöpft. Auch sonst war die Zeit zur Auflösung der Volksvertretung gut gewählt.

An die Stelle der Aufregung, die der Krieg hervorgerufen, war allgemeine Abspannung eingetreten. Die liberale Partei hatte noch keine Zeit gehabt, sich nach den überraschenden Erlebnissen zu sammeln. Dazu kamen die eigenthümlichen Preßverhältnisse unseres Landes. Die frankfurter Blätter bilden den Haupttheil der bei uns gelesenen Zeitungen; diese Journale, die in ihren Hauptrepräsentanten bisher mit der hessischen nationalen Fortschrittspartei Hand in Hand gegangen waren, nahmen nunmehr eine von ihrer früheren Haltung total verschiedene Stellung ein. Daß die Frankfurter Zeitung damals eine Zeitlang im Exil zu Stuttgart die nationale Partei mit gewaltiger Erbitterung angriff, war in den Antecedentien dieses Blattes begründet. Auch das Frankfurter Journal stand vollkommen unter der Herrschaft der verbitterten Stimmung, die in der Mainstadt herrschte und verhielt sich im besten Fall gegen die nationalen Bestrebungen theilnahmlos. Dazu kam, daß sich gerade damals das im Lande gegründete Parteiblatt, die „hessische Landeszeitung", in Folge persönlicher Zwiste gegen ihre eigenen Gründer wandte und eine äußerst zweideutige Richtung einzuschlagen begann. So hatte die Partei, die mit großen Anstrengungen diesem Organ Verbreitung verschafft hatte, die Waffen gegen sich selbst geschmiedet. Die schnell ins Leben gerufene und seitdem in erfreulicher Weise erstarkte „Mainzeitung" konnte in diesen Verhältnissen, wie das in der Natur der Sache lag, zunächst Nichts ändern.

Auf der anderen Seite setzte die Regierung alle Hebel in Bewegung, um partikularistische Wahlen herbeizuführen. Die Beamten, deren Ansehen eine Zeitlang durch die preußische Okkupation paralysirt worden war, arbeiteten mit Erbitterung und Eifer. Die Regierung gab die Wahlparole „hessisch oder preußisch" aus, die offizielle und offiziöse Presse stellte die Sache so dar, als seien sämmtliche Stimmen, die auf die Fortschrittspartei fielen, für Annexion an Preußen gegeben, und unter dem Hochdruck aller dieser Verhältnisse kam die gegenwärtige Kammer zusammen. Die Fortschrittspartei hatte mehr wie die Hälfte ihrer Sitze verloren: sie zählte unter 48 Kammer-Mitgliedern nur noch 15 Anhänger. Zum Führer der preußenfeindlichen Majorität des Hauses wurde der alte Heinrich v. Gagern aus Wien herbeigeholt, um wirklich im hessischen Ständesaal Platz zu nehmen. Nichtsdestoweniger waren die Verhältnisse stärker als die Menschen; die oberhessischen Mitglieder, obgleich als Gegner Preußens gewählt, konnten mit den heißsporniaen Ultramontanen und dem Feuer und Flammen gegen Preußen speienden Herrn v. Gagern nicht zusammengehen, weil ihre provinziellen Interessen sie zu entschieden auf den Staat hinwiesen, der sie von allen Seiten umgiebt. Der erste Antrag auf Eintritt Gesammthessens in den Nordbund wurde von der Fortschrittspartei eingebracht, von einigen oberhessischen Abgeordneten unterstützt und mit geringer Majorität beseitigt. — Inzwischen aber hatte sich der politische Horizont stark umwölkt, die Luxemburgische Frage tauchte auf, Preußen faßte die Eventualität eines Krieges in das Auge; Herr v. Dalwigk mochte fühlen, daß man ihm in Berlin nicht traue. Als gewandter Diplomat wußte er sich zu helfen. Eine Anzahl regierungsfreundlicher Abgeordneter erhielt den Wink, daß ein Antrag auf Eintritt in den Nordbund opportun sei. Zu einem regierungsfreundlichen Werk drängten sich Viele herbei — zahlreich von Freunden des Ministeriums

Digitized by Google

unterstützt erschien der Antrag in der Kammer. Aber noch während derselbe in den Ausschüssen berathen wurde, schloß man das Luxemburger Compromiß ab, die Gefahr eines Krieges schien zunächst beseitigt und nun zeigte die Regierung die andere Seite ihres Doppelspiels. Sie bekämpfte den Antrag, der auf ihre eigne Anregung hingestellt worden war. In der zweiten Kammer ließ Herr v. Dalwigk erklären: „Hessen wolle seine Freiheit bewahren". Allein die Unterzeichner des Antrages konnten nicht zurück, die Fortschrittspartei stimmte zu, und so ergab sich eine Majorität, die nach Außen sehr stolz aussah, von der aber ein großer Theil selbst nicht wußte wie ihm geschah, als er gegen die Regierung für den Eintritt in den Nordbund votirte.

In der ersten Kammer hatte Herr v. Dalwigk leichteres Spiel. Die oberhessischen Standesherren, der politisch gebildetste Theil der kleinen Gesellschaft, hat sich ganz aus derselben zurückgezogen, zwei Mitglieder derselben, Fürst Solms-Lich und Graf Solms-Laubach nahmen eine ehrenvolle Stelle unter den Freiconservativen des Reichstags ein. Der Rest, aus einigen östreichisirenden Grafen von Erbach und Büdingen, den Ministern selbst und dem bekannten Herrn Moufang aus Mainz bestehend, wies den Antrag mit Entrüstung ab. Der Finanzminister v. Schenk nannte den Nordbund ein Unglück für das Land, vor dem man dasselbe nach Kräften bewahren müsse, Herr v. Dalwigk aber debutirte mit den berühmt gewordenen „Verlegenheiten", die er dem Grafen Bismark ersparen wolle. Nur zwei oder drei Stimmen sprachen sich im nationalen Sinne aus.

Die Stellung, die Herr von Dalwigk und seine Collegen zu der nationalen Frage einnehmen, ist somit dieselbe preußenfeindliche geblieben, nur ihre Manöver wechseln nach den Umständen. Die „Mainzeitung" hat dies bezeichnend so ausgedrückt: Die Politik der hessischen Regierung muß nach zwei Gesichtspunkten beurtheilt werden: entweder sie hat Angst oder sie hat keine Angst.

Eine Aenderung dieser Verhältnisse kann nur aus der Initiative des Großherzogs hervorgehen; diese würde aber auch hinreichen, alle Schwierigkeiten, die einer Entscheidung im nationalen Sinne entgegenstehen, zu beseitigen; die gesammten hessischen Verhältnisse und Personen können zur Noth à deux mains gespielt werden. Der Großherzog ist persönlich ein wohlwollender Herr und darin von seinem Vetter, dem Ex-Kurfürsten, gründlich verschieden. Besondere politische Kennzeichen fehlen; seine Neigungen concentriren sich auf das Aeußerliche des Staatswesens. Er interessirt sich (freilich in seiner Weise) für hessische Geschichte und historische Merkwürdigkeiten, theilt die fürstliche Vorliebe für Theater, Ballet und Uniformen und hat an Reglementirung des Bartwuchses seiner Beamten Freude. Alles das könnte er, und offenbar mit mehr Ruhe als gegenwärtig, auch als Mitglied des norddeutschen Bundes haben. Allein eine Reihe von Einflüssen ist seit Jahren thätig gewesen, um seine Abneigung gegen Preußen zu nähren, und nachdem seine Umgebung einmal bemerkt hatte, was dem Fürsten am angenehmsten klang, lag es in der Natur der Verhältnisse, daß man den herrschenden Meinungen so viel als möglich schmeichelte. Der Großherzog lebte in kinderloser Ehe mit einer bayrischen Prinzessin, einer Tochter König Ludwigs. Diese Dame, sonst von vorzüglichen und gewinnenden Eigenschaften, stand unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit, namentlich des Bischofs von Mainz, und wirkte in deren Sinn auf ihren Gemahl. Nach dem Tode seiner Gemahlin hat der Großherzog sich seinem jüngsten Bruder, dem Prinzen Alexander, vollständig zugewendet, und es gilt dieser als der eigentliche Vertrauensmann und Rathgeber des hessischen Fürsten. Prinz Alexander, zuerst russischer, dann östreichischer General, steht ganz unter

Digitized by Google

östreichischer Inspiration. Im Frühjahr 1866 holte er sich mehrere Monate vor dem Ausbruch des Krieges die Bestallung als Bundesgeneral in Wien. Sein gänzlicher Mangel an militärischem Talent hat sich bei Führung der ihm anvertrauten Truppen in kläglichster Weise ausgewiesen. Nach dem bekannten Ausgang des von ihm geleiteten Feldzugs ging aus ihm nahe stehenden Kreisen die Schmähschrift „der badische Verrath" hervor. Es ist allerdings bequemer zu denunciren, als selbst etwas zu leisten.

Einen gleich ungünstigen Einfluß auf den hessischen Souverän übt sein Schwiegervater, der Exkönig Ludwig von Bayern. Es ist bekannt, daß der „teutscheste Teutsche" auf der Kaiserzusammenkunft in Salzburg erschien und seinen Schwiegersohn zum Aerger aller Vaterlandsfreunde in Hessen dahin mitzubringen wußte. Auch bei dem zweiten Kaiser-Rendez-vous in Paris hat König Ludwig nicht fehlen wollen; doch der Großherzog hatte diesmal das Einsehen, daß es passender sei, zu Hause zu bleiben. — So theilt der Fürst vielfach den Standpunkt seines Ministeriums, das ihm noch außerdem bei mannigfachen Geldverlegenheiten bequem ist und keinen weitern Anspruch macht als den, im Amte belassen zu werden. Der präsumtive Thronerbe, Prinz Ludwig, vermählt mit einer englischen Prinzessin und dadurch Schwager des preußischen Kronprinzen, scheint entschieden auf preußischer Seite zu stehen und ist mit Herrn v. Dalwigk, mit dem er seit Jahren kein Wort mehr wechseln soll, gänzlich überworfen. Auf die Staatspolitik übt er indessen keinen Einfluß.

In jüngster Zeit soll sich das Verhältniß des Großherzogs zu Preußen wesentlich gebessert haben. Man schreibt dies den persönlichen Begegnungen zu, die er mit dem König und der Königin von Preußen gehabt hat. So viel steht aber noch gegenwärtig fest: alle Unterhandlungen mit Herrn v. Dalwigk, alle Bemühungen von Seiten des Landes, diesen Minister zu beseitigen, sind vollständig vergeblich, und wenn es König Wilhelm nicht gelingt, seinen Vetter davon zu überzeugen, daß es besser wäre, sich mit weniger antipreußischen Ministern zu umgeben, so wird Preußen von Darmstadt aus nach Kräften in seinen süddeutschen Plänen gehindert werden, bis man in der großherzoglichen Residenz wieder einmal „rechtschaffen Angst bekommt".

Literatur.

Das Uebergangsjahr in Hannover, von Moritz Busch. Leipzig 1867 bei Quandt u. Händel.

Unwillkürlich fragt der Leser, der dieses Buch aus der Hand legt, was die nachwachsenden deutschen Geschlechter sagen werden, wenn sie dereinst aus demselben ersehen, wie sauer es ihren Vorfahren geworden ist, von einer Ordnung der Dinge Abschied zu nehmen, deren würdelose Beschaffenheit so offen zu Tage liegt, daß die Nothwendigkeit, aus welcher Preußen dem Unwesen der deutschen, zumal der hannoverschen Kleinstaaterei ein Ende machte, anderen Beweises nicht bedarf. Können die Söhne der einstmaligen Unterthanen der Kurfürsten von Trier, Köln oder Sachsen heute nicht mehr begreifen, wie es möglich gewesen, daß ihre Väter die Einverleibung in den preußischen Staat Friedrich Wilhelms III. für ein Unglück ansehen konnten, so werden die Deutschen des 20. Jahrhunderts es für eine Fabel halten, daß ihre Vorfahren allen Ernstes der Meinung gewesen, das Königreich Hannover sei zu einem Bestande bis an das Ende der Tage berufen und habe ein Recht besessen, der endlichen Einigung Deutschlands hindernd in den Weg zu treten. Die Summe

Digitized by Google

politiſchen Unverſtandes, kleinſtaatlicher Bornirtheit und unpatriotiſchen Eigenſinns, über welche der Hiſtoriker des „Uebergangsjahres in Hannover“ berichtet, iſt ſo erſtaunlich, daß es in der That all der Einzelnachweiſe und Detailerörterungen des Verfaſſers bedurft hat, um ihre Wahrheit für Gegenwart und Zukunft zu beſcheinigen und außer Frage zu ſtellen. Drei Eingangscapitel „Die letzten Welfen auf Hannovers Thron“, „die Entwickelung des Conflikts zwiſchen Preußen und Hannover und die Kataſtrophe“ — „Die kommende und vollzogene Einverleibung“ gehen in eine ausführliche Schilderung der Perſonen und Verhältniſſe ein, welche das ehemalige Königreich beherrſchten. — Es hätte vielleicht nicht der Schärfe und Bitterkeit bedurft, mit welcher der Autor dieſelben kennzeichnet und verurtheilt, um den Leſer für eine Zuſtimmung zu den Reſultaten zu gewinnen, auf welche dieſer Abſchnitt der lehrreichen Schrift abzielt; der Ueberzeugung, daß Zuſtände ſo abnormer Natur, wie die hannoverſchen, ihre Verurtheilung ſeit lange in ſich trugen, kann ſich niemand entziehen, der die nähere Bekanntſchaft des fünften Georg, ſeiner Freunde und Berather macht. — Die dem Eingang folgenden ſieben Capitel ſchildern all die einzelnen Stadien, welche die neue Provinz während der fünfzehn Monate durchzumachen hatte, die zwiſchen der Occupation und dem Inkrafttreten der preußiſchen Verfaſſung liegen. Der Verfaſſer entwirft ein ausführliches Bild der früheren politiſchen, adminiſtrativen und judiciären Einrichtungen der hannoverſchen Lande, um die Nothwendigkeit der Neugeſtaltungen nachzuweiſen, welche ſich während des in Rede ſtehenden Zeitraums vollzogen und vollziehen mußten. Auf dieſe Weiſe iſt dem Leſer eine genaue Vorſtellung davon ermöglicht, was Hannover von ſeinen früheren Einrichtungen beibehalten hat, was es zum Wohl des Ganzen und zum eigenen Wohl aufgeben mußte und im Einzelnen unwiderleglich nachgewieſen, daß — von gewiſſen unweſentlichen Mißgriffen abgeſehen — die preußiſche Regierung ſorgfältig bemüht geweſen iſt, alle diejenigen Inſtitute zu ſchonen, welche der Eigenthümlichkeit des Landes und ſeiner Bewohner entſprechen. Bei der Ausführlichkeit, mit welcher der Verfaſſer nach dieſer Seite hin zu Werke gegangen und die weſentlichen Punkte (z. B. die Beibehaltung der alten Aemterverfaſſung) in geradezu erſchöpfender Weiſe behandelt, läßt ſich vorausſehen, daß das Hauptterrain partikulariſtiſcher Verdächtigungen, der Boden, auf welchem die Gegner Preußens immer neue Märchen pflückten, durch das Buch des Dr. Buſch für die Zukunft verſchloſſen worden iſt. Gegenüber einer ſyſtematiſchen und zuſammenhängenden Darſtellung der Motive, welche bei der Entſcheidung der einzelnen Neugeſtaltungsfragen maßgebend ſind, verlieren die aphoriſtiſchen Angaben, mit welchen Guſtav Raſch und andere Parteigänger des demokratiſchen Radikalismus eine rückſichtsloſe „Verpreußung“ nachzuweiſen verſucht haben, alle Kraft und Bedeutung, und es wird fortan ſehr häufig genügen, den einen oder den andern Abſchnitt des „Uebergangsjahres in Hannover“ anzuführen, um die Ankläger dieſer Art zum Schweigen zu bringen.

Weitaus den intereſſanteſten Theil des vorliegenden Beitrags zur Geſchichte der Neubildung des deutſchen Staats bilden aber die Schilderungen, welche der Verf. von den verſchiedenen Schichten der Bevölkerung und ihrer Stellung zu der großen Umwälzung von 1866 entwirft. Charakteriſtiſch genug bietet faſt jeder der fünfzehn Monate, welche zwiſchen dem 1. Juli des vorigen und dem 1. Oktober des laufenden Jahres liegen, ein neues Bild. Gewohnt, von gewiſſen „maßgebenden“ Kreiſen die Impulſe für ihr politiſches Thun und Laſſen zu empfangen, ſind die in das Intereſſe des Welfenthums gezogenen Partikulariſten der Hauptſtadt und die adeligen Penſionäre des alten Regiments durchaus davon abhängig, ob man in Hietzing gutes Muths iſt oder die Flügel hängen läßt; je nach der ausgegebenen Parole wird demonſtrirt und raiſonirt oder abgewartet und geſchwiegen. Die anti-

Digitized by Google

preußische Agitation läßt ihr Handeln nicht dadurch bestimmen, ob die einzelnen neuen Regierungserlasse in das Fleisch hannoverscher Gewohnheiten schneiden oder dieselben zu schonen bemüht sind — grade die energischesten Maßnahmen fallen in die stillsten Zeiten —, sondern allein dadurch, ob die äußeren Verhältnisse eine für den neuen Landesherrn bedrohliche Wendung nehmen oder nicht, und ob König Georg in Paris schlechte oder gute Geschäfte macht. Die an und für sich begreifliche und natürliche Abneigung eines großen Theils der Bevölkerung gegen die neue Ordnung äußert sich darum in kleinlichen, würdelosen Oppositionsversuchen; von warmen, großen Empfindungen, opferbereiten Widerstandsversuchen, Ausbrüchen wirklichen Volksunmuths ist nirgend auch nur eine Spur zu finden. Man versucht, bis zu welcher Grenze die Geduld der preußischen Verwaltung herausgefordert werden kann und zieht scheu zurück, sobald diese ein strenges Gesicht macht. Von ganz besonderem Werth ist es, daß der Verf. mit der Pünktlichkeit und Unermüdlichkeit eines Tageschronisten verfährt, es nicht verschmäht, auch die kleinsten Symptome in feindlichem oder freundlichem Sinne veränderter Stimmung zu vermerken; grade dadurch gewinnt seine Darstellung eine plastische Wahrheit und Lebendigkeit, deren Wirkungen für Gegenwart und Zukunft die gleichen bleiben werden. Inwieweit die eingeflochtenen Versuche zur Charakteristik der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten und Parteiführer glücklich sind, muß die Zeit noch lehren; unserer Ansicht nach hätte es derselben nicht bedurft, denn das Talent des Verf. für Darstellung des Gesammteindrucks der jeweiligen Situation ist ein so treffliches, daß derselbe nicht nöthig hatte, sich durch genaue Schilderung einzelner Männer als Kenner von Land und Leuten auszuweisen. Die Irrthümer, welche bei einer längeren Reihe von Charakterzeichnungen kaum zu vermeiden sind, können im Gegentheil leicht dazu führen, die Richtigkeit der Gesammtauffassung unbegründeten Zweifeln zu unterwerfen. Wir müssen schließlich noch auf ein Moment in der Geschichte hannoverschen Sträubens gegen das Aufgehen in den neuen deutschen Staat hinweisen, das der Autor mit Recht besonders scharf hervorgehoben hat: die ominöse Stellung des hannoverschen Adels zu der alten wie zu der neuen Ordnung der Dinge. Daß die Mehrzahl der deutschen Landschaften eines wirklichen aristokratischen Elements entbehrt, daß ein bedeutender Bruchtheil des deutschen Adels in vollständigster Verkennung seiner historischen Aufgabe, Führer der Nation zu sein, zum Schleppträger des Absolutismus geworden alles nationalen Sinnes verlustig gegangen ist und eine Rolle gespielt hat, die ihn jeder Bedeutung für die Zukunft berauben mußte, das findet in der neuesten Geschichte Hannovers eine traurige Bestätigung. Während das liberale preußische Bürgerthum durch die Annexion Hannovers um eine Anzahl glänzender politischer Talente bereichert worden ist, hat die conservative Adelspartei dieses Staats von den neugewonnenen Standesbrüdern nur eine Verstärkung des überlebten Junkerthums zu erwarten, welche den gesunden Elementen der preußischen Aristokratie, die sich eben jetzt zu regen beginnen, die Erfüllung ihrer Aufgabe eher erschweren als erleichtern wird.

Berichtigung.

In Heft 47 ist in dem Artikel über das Panzerschiff Arminius S. 295 Z. 12 zu lesen: sodaß sie (die beweglichen Stahlblechplatten) senkrecht an der Schiffswand herunterhängen, wie es beim Royal Sovereign während der Revue vor dem Sultan der Fall war, oder aber aufgerichtet ... — S. 296 Z. 4 v. u. ist zu lesen: statt 3¼ zölligen — ¼ zölligen Eisenhaut. —

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 49.

Ausgegeben am 29. November 1867.

Inhalt:

Die baltischen Provinzen Rußlands. 4. Die brennenden Fragen der Gegenwart . . . . . Seite 365
Norddeutsche Kriegsmarine. (Panzerfahrzeuge: „Prinz Adalbert") . 380
Julian Schmidts Literaturgeschichte 387
Politischer Monatsbericht 389
Neue Kunstblätter und vermischte Literatur 400

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Albert Fritsch in Leipzig.
Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ali's Döxp.
Kaffee in krankhafte Verteilungen.
Novelle
von
Ali's Mündeler.
gr. 12mo. broch. 1½ Thlr.

In Ali's Döxp lernt der Publikum einen hervorragenden Vertreter der komischen Fritz Reuter'schen Humors, seine Plastik und Anschaulichkeit der Typen kennen; es wird ihm ein Genuß sein, sich in die Eigenthümlichkeiten und Schrullen unserer Vettern, Ali's Onkel und Tanten, zu vertiefen. Alle Freunde des heiteren Humors sind auf's Beste eingeladen, sich bei Ali's Döxp zu betheiligen.

Im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig ist der Autgen erschienen:

Volksdrauch,
Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferung im Vogtlande,
mit Berücksichtigung des Erzgebirgs und des Pleißenerlandes.
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Deutschlander
von
Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler.
Preis broch. Thlr. 2. 20 Ngr.

Verlag von Bernhard Zaenpig.
Soeben ist erschienen und zur Ansichtsversendung in allen Buchhandlungen versandt:

Geschichte der biblischen Literatur
und der
jüdisch-hellenistischen Schriftthums.
Historisch und kritisch behandelt
von
Dr. Julius Fürst.
Professor der Theologie an der Universität Leipzig.
Erster Band. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von William Koch (Schmidt & Gerhard & Schmidt) in Hannover.

Grundriß der Geschichte der Philosophie
von
Dr. Johann Eduard Erdmann,
ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle.
Zweite Auflage. gr. 8vo. elegant geheftet. Preis 6 Thlr.
Erster Band: Philosophie des Alterthums. (VIII. und 488 Seiten.) Preis 2½ Thlr.
Zweiter Band: Philosophie der Neuzeit. (VIII. und 512 Seiten.) Preis 3½ Thlr.

Verlag von L. Quistmann in Berlin.
Soeben erschienen:

Aristoteles de arte poetica über rezensirt Johannes Vahlen. Gr. 8. 81 S. Geheftet 10 Sgr.
Vor Kurzem sind ausgegeben:

Aristophanes. Die Ritter des Aristophanes. Griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerk. von W. Ribbeck. Gr. 8. VIII. u. 334 S. Geh. 2½ Thlr.

Bernhardi, Th. Geschichte Rom's von Valerian bis zu Diocletian's Tode. 253—313 n. Chr. 1. Abtheilung. Politische Geschichte des römischen Reiches von Valerian bis zu Diocletian's Regierungsantritt. (253—284 n. Chr.) Gr. 8. XIV. u. 318 S. Geh. Preis 1½ Thlr.
Vorstehend anderen Gutwilligen. Drei Beilage. Gr. 8. S. Geheftet. 12 Sgr.

Forchh., Ed. Deutsche Geschichte von der Mitte des 16ten bis zum Anfange des 19ten (1815—1856.) Gr. 8. XVI. u. 492 S. Geh. Preis 2½ Thlr.

Die baltiſchen Provinzen Rußlands.

IV.

Die brennenden Fragen der Gegenwart.

Der Ausgangspunkt der freiſinnigen Reformen Alexanders II. war bekanntlich die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland. Für die baltiſchen Provinzen hatte dieſe wichtige Maßregel zunächſt keine directen Folgen, denn in dieſen Ländern war die perſönliche Freiheit der Bauern bereits ein Menſchenalter früher proclamirt worden. Soviel die bäuerlichen Zuſtände am Ausgang des letzten Jahrzehnts in Liv-, Eſt- und Kurland auch noch zu wünſchen übrig ließen, ſie hatten ſich auf zu eigenthümlicher Grundlage entwickelt, um durch den Emancipationsukas v. 19. Februar 1861 irgend berührt werden zu können. Was in den folgenden Jahren zu Gunſten des Bauernſtandes durch die baltiſchen Landtage geſchah, war im Princip ſchon früher angebahnt worden: die Aufhebung der Arbeitspacht (Frohne), der Schutz des Pächters gegen willkürliche Steigerungen und Kündigungen des Pachtgebers, die Abgrenzung des zur Benutzung des Bauernſtandes beſtimmten Grund und Bodens, die möglichſte Förderung des bäuerlichen Grundbeſitzes durch Etablirung von Creditbanken u. ſ. w. — das waren Ziele, auf welche man ſeit lange losgeſteuert hatte und die von dem berühmten kaiſerl. Emancipationsukas ſchon darum völlig unabhängig waren, weil dieſer die eigenthümlich ruſſiſchen Inſtitute des Gemeindeeigenthums, des gleichen Anſpruchs aller Gemeindeglieder an den Grund und Boden und der periodiſch neu vertheilten Parcelle zur Vorausſetzung gehabt hatte, Dinge, die in Finnland, Polen und den Oſtſeeprovinzen ebenſo unbekannt ſind, wie im geſammten weſtlichen Europa. Die Aufhebung der Unfreiheit, welcher die ruſſiſchen Bauern unterworfen geweſen waren, gewann aber dadurch große und weittragende Bedeutung, daß ſie mit einer mächtigen Reformbewegung, einem leidenſchaftlichen Freiheitsdrang der ſeit Jahrzehnten jeder Theilnahme am Staatsleben entfremdeten ruſſiſchen Geſellſchaft zuſammen-

Digitized by Google

traf. Tausend Wünsche, welche unter der Regierung des Kaisers Nikolaus im Herzen der Nation geschlummert hatten, erwachten plötzlich und heischten stürmisch Befriedigung: Aufhebung der Körperstrafe, Reform der Justiz, Neugestaltung des an jeder freien Bewegung gehinderten Unterrichtswesens, Abschaffung der Censur, Einschränkung der Allgewalt der Bureaukratie durch ein nationales Selfgovernment wurden in einem Athem verlangt, und kaum hatte man sich davon überzeugt, daß die Regierung nicht abgeneigt sei, diesen Wünschen Rechnung zu tragen und eine Radicalreform an Haupt und Gliedern zu unternehmen, so tauchten noch weiter gehende Wünsche auf, und schon wenige Monate nach Aufhebung der Leibeigenschaft war in den weitesten Kreisen von Abschaffung des Adels, zwangsweiser und unentgeltlicher Expropriation der Gutsbesitzer zu Gunsten der eben freigewordenen Bauern und von Begründung einer constitutionellen Reichsverfassung auf demokratischer Grundlage die Rede. Auf eine über Nacht aufgeschossene, jugendlich anspruchsvolle Presse gestützt, durch den Zusammensturz des alten Systems von jeder Schranke befreit, feierte der russische Liberalismus seine Honigmonate. Es war eine Zeit allgemeiner Begeisterung und Erhebung, Alles hoffte auf eine bessere, freiere Zukunft, ein edler humaner Geist schien auf Regierung und Regierten zu ruhen und das mit aufwuchernde socialistische Unkraut, das die Schule Alexander Herzens ausgestreut hatte, glaubte man mit Hilfe des gesunden Sinns, den namentlich die ländliche Bevölkerung bewährte, wieder ausraufen zu können. Nicht nur das russische Volk sollte seine Auferstehung feiern, auch die Finnländer und Polen wurden der Segnungen eines humaneren Regiments theilhaft: den ersteren wurde ihre alte, vierzig Jahre lang sistirte schwedische Verfassung wiedergegeben, das Königreich Polen erhielt an dem Marquis Wielopolski einen entschieden nationalen Minister und wurde gleichzeitig mit einer ziemlich freisinnigen Provinzialverfassung bedacht — und Alles das unter dem Beifall der liberalen russischen Presse. Noch war der Dämon des russischen Nationalfanatismus nicht entfesselt, noch faßte auch das russische Volk die Freiheit als Bethätigung und Geltendmachung historisch gewordener Bedürfnisse auf. Unbeirrt durch die täglichen Fortschritte, welche der Socialismus bereits damals machte, die Petersburger Studentenunruhen vom Herbst 1861 und die Maifeuersbrünste von 1862, wurde die Fahne der Freiheit hochgehalten, das Werk der inneren Neugestaltung von Volk und Regierung weiter fortgeführt.

In keinem Theile des russischen Reichs waren die Härten des alten Systems so peinlich empfunden worden, wie in den Ostseeprovinzen: die Absperrung von der westeuropäischen Culturwelt, die militärische Beschränkung des Unterrichtswesens, die Unerbittlichkeit der Censur, der Stillstand auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens, die Duldung der kirchlichen Propaganda des griechischen Clerus hatten das Ostseeland an eine stumme Unterwerfung unter

Digitized by Google

das Geſetz eherner Nothwendigkeit gewöhnt, jede Hoffnung auf eine Reform im liberalen Sinne erſtickt — man war froh geweſen, hinter dem Wall mittelalterlicher Inſtitutionen eine Art paſſiven Widerſtandes leiſten zu können und lebte ziemlich allgemein des Glaubens, den alten Satzungen ſei es allein zu danken, wenn ein Stück deutſchen Lebens an der Oſtſee übrig geblieben. Das Frühlingswehen der liberalen neuen Aera, die mit der Beendigung des Krimkrieges ihren Anfang genommen hatte, ging an den baltiſchen Provinzen beinahe ſpurlos vorüber. Eine eigene Preſſe beſaß man noch nicht, die ruſſiſchen Zeitungen wurden nicht geleſen und von der großen Umwälzung im Oſten erhielt man ſpärlichere Nachrichten als im weſtlichen Europa. Die Kunde von einem Umſchwung aller Verhältniſſe, von liberalen Abſichten der Regierungskreiſe, von der Möglichkeit einer inneren Neugeſtaltung im Sinn der Zeitideen, ſie klang zu fabelhaft, um Boden zu finden, geſchweige denn eine zündende Wirkung zu thun. Man hatte ſich der Gedanken an einen Syſtemwechſel zu gründlich entſchlagen, um ſich an denſelben ſo raſch, als zu einer heilſamen Benutzung der Conjunctur nothwendig geweſen wäre, zu gewöhnen. — Der geeignete Zeitpunkt zu heilſamer Neugeſtaltung der alterthümlichen Einrichtungen und der zahlreichen Mißbräuche des baltiſchen Provinziallebens ging darum vollſtändig unbenutzt vorüber. Erſt im J. 1862 begann das Eis zu ſchmelzen und eine lebhaftere Bewegung der Geiſter fühlbar zu werden; raſch hinter einander entſtanden verſchiedene neue Zeitſchriften und Journale, die für die Nothwendigkeit einer Reform eintraten; auf dem livländiſchen Landtage von 1862 wurden verſchiedene Anträge auf Umgeſtaltung der Verfaſſung, Verbeſſerung der Juſtiz, Freigebung des bis dahin dem Adel vorbehaltenen Grundbeſitzes, engeren Zuſammenſchluß der drei Provinzen u. ſ. w. geſtellt, im Herbſt deſſelben Jahres verſuchte man endlich eine allgemeine Juriſtenverſammlung zu Stande zu bringen und in dieſer den Hebel zur Reform der Rechtspflege zu gewinnen. Es dauerte aber noch lange, ehe die Reformbewegung breiteren Boden und Einfluß auf die eigentlichen leitenden Kreiſe gewann. Nicht gering war die Zahl derer, die von jeder Veränderung des alten privilegienmäßigen Zuſtandes den Verluſt der theuerſten Landesrechte, die Durchlöcherung des Rechtsbodens fürchteten, der die einzigen Garantien für die ſelbſtändige, autonome Landesverfaſſung enthielt. Der Unverſtand radicaler Schwärmer, die ſich über Kopf und Hals in den Strom des ruſſiſchen Liberalismus werfen und mit den moskauer Demokraten gemeinſame Sache machen wollten, that das ſeine, um die Gemüther zu verwirren und die Ziele, um welche es ſich handelte und handeln mußte, zu verrücken. Dazu kam, daß die Ultras der ruſſiſchen Demokratie zugleich mit dem mittelalterlichen Bau der baltiſchen Verfaſſung deren Inhalt angriffen, in einem Athem Aufhebung der Adelsprivilegien, demokratiſche Bauernlandtage, Vernichtung des deutſchen Einfluſſes,

Digitized by

Abschaffung der deutschen Sprache u. s. w. verlangten. Der schwerfällige Organismus der alten ständisch gegliederten und einander gegenseitig entfremdeten städtischen und ritterschaftlichen Corporationen war einer raschen Erledigung und energischen Behandlung der brennenden Fragen von vornherein ungünstig; als der General-Gouverneur im Herbst 1864 Deputirte aller Ritterschaften und Städte einberief, um von ihnen die Grundlagen einer neuen Gerichtsverfassung und Proceßordnung berathen zu lassen, begann ein nicht endenwollender Hader über das Maß der Concessionen, welche man gegenseitig von einander forderte, und es bedurfte der ganzen Wucht energischen Drucks von Außen, damit eine Art von Resultat erzielt wurde.

Die inneren Schwierigkeiten, deren Ueberwindung es bei diesen Reformversuchen galt, waren aber in der That größer, als auswärtige Beobachter und Kritiker meinen mochten, die Grenze zwischen bloßen Standesprärogativen und werthvollen Privilegien der Autonomie im einzelnen Falle außerordentlich schwer festzustellen. Nach altem tractatenmäßigen Recht wählt der Adel unter beziehungsweiser Concurrenz der Bauergemeinden die Richter für das flache Land, während die städtischen Richter von den Magistraten angestellt werden. Nach den Prinzipien modernen Staatsrechts gebührt das Recht zur Richterernennung allein dem Staat und müssen dieselben Gerichte für alle Staatsglieder ohne Unterschied des Standes competent sein. Zum Opfer jener ständischen Gerichte und zur Herstellung allgemeiner Bezirksgerichte war man auch in den Ostseeprovinzen bereit, — alle Parteien aber wünschten das Recht zur Richterwahl der Bevölkerung zu erhalten, um das Land gegen den Eindrang fremder, mit den örtlichen Verhältnissen unbekannter oder denselben feindlicher Beamten zu schützen. War es aber wahrscheinlich, daß die Regierung diesen Wünschen Rechnung tragen würde? Hatten die Conservativen ganz Unrecht, wenn sie behaupteten, sobald der Adel auf sein Privilegium zur Richterwahl verzichte und dasselbe mit den übrigen Ständen zu theilen Miene mache, werde der Staat als sein Erbe eintreten, da von einem allgemeinen Wahlrecht der Landesbewohner nichts in den Privilegien und Tractaten zu finden sei. Und selbst wenn das nicht geschähe — in welcher Weise sollte das allgemeine Wahlrecht getheilt und ausgeübt werden? Sollte der Bauer, der besondere Schützling der Regierung, an demselben Theil nehmen? Wenn er früher seine Gemeinderichter und die Assessoren der Kreisgerichte gewählt hatte, so war das leicht zu bewerkstelligen gewesen. Wie aber sollten 900,000 Bauern darüber consultirt werden, wen sie zum Präsidenten oder Assessor des Hofgerichts wünschten? Bei dem Mangel eines gemeinsamen ständischen Organs (auf dem livländischen Landtage ist neben der Ritterschaft nur die Stadt Riga vertreten) hätte es selbst mit einem von Edelleuten und städtischen Bürgern gemeinsam exerzirten Wahlrecht große Schwierigkeiten gehabt. — Aehnlich stand es auf einer Anzahl anderer Gebiete.

Digitized by Google

Die Regierung hatte die Einführung von Schwurgerichten gewünscht und Alles, was in Liv-, Est- und Kurland darauf Anspruch machte, „liberal" zu sein, glaubte sich für diesen Vorschlag begeistern zu müssen. Aber in welcher Sprache sollten diese Gerichte verhandeln? Die Ausschließung aller derjenigen, welche des Deutschen nicht mächtig sind, hätte die Regierung niemals bewilligt, — aus Rücksicht auf die lettischen und estnischen Geschwornen in der Sprache dieser zu verhandeln, war wegen der Armuth dieser Idiome geradezu unmöglich, — die von Moskau her empfohlene Einführung der russischen Gerichtssprache stieß selbstverständlich auf allgemeinen Widerspruch. — Als in Riga von einer zeitgemäßen Umgestaltung der Stadtverfassung die Rede war, verlangte die Mosk. Ztg. sogleich, daß die Herrschaft des deutschen Elements und der deutschen Sprache gebrochen und der rigaer Commune kein größeres Maß von Selbstverwaltung gelassen werde, als den russischen Städten. Bei der Jugend der russischen Städteentwickelung wäre die Erfüllung dieser Forderung für die baltischen Städte ein Rückschritt gewesen, der alle Vortheile, welche man sich von der Reform versprach, paralysirt hätte. Seit nahezu zwei Jahren liegt das Projekt einer neuen rigaer Verfassung vor, ohne daß die Bestätigung derselben seitens der Regierung erfolgt wäre; der Minister des Innern hält es für nothwendig, zunächst die Bestätigung des Entwurfs für eine neue allgemeine russische Städteordnung abzuwarten.

Diese Beispiele werden genügen, um eine Vorstellung von den innern und äußern Schwierigkeiten zu ermöglichen, mit welchen die baltischen Reformversuche der letzten Jahre zu kämpfen hatten. Aber noch ehe dieselben zu einem auch nur vorläufigen Abschluß gediehen, war der Zeitpunkt für eine Neugestaltung im liberalen und zugleich deutsch-conservativen Sinne für die Ostseeprovinzen längst verpaßt. Die liberale und humane Strömung, welche die ersten Regierungsjahre Alexanders II. begleitet hatte, war zufolge des unseligen polnisch-litthauischen Aufstandes vom Jahre 1863 in einen exclusiv-nationalen Fanatismus umgeschlagen, der nur Ein Ziel kannte: die Vernichtung alles nicht russischen Lebens in den westlichen Grenzprovinzen und die Herstellung eines einheitlichen, national-russischen Bauernstaats. Schon zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft hatte die Lehre von der welterlösenden Kraft des russischen Gemeindebesitzes, der berufen sei, an die Stelle des persönlichen Grundeigenthums zu treten und dadurch die sociale Frage zu lösen, eine bedeutende Rolle gespielt. Als die Regierung im Jahre 1863 zur Bekämpfung des polnisch-litthauischen Aufstandes, der vorzüglich von Edelleuten und katholischen Geistlichen geleitet worden war, zu einer radicalen Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Litthauen und Polen schritt, um das Landvolk durch Aufhebung aller auf ihm ruhenden Lasten in das russische Interesse zu ziehen, hatte die Demokratie ihr Evangelium vom Gemeindebesitz neu hervorgeholt.

Digitized by

Die Demokratie hielt es hiernach für ihre providentielle Aufgabe, wie allenthalben so auch in Litthauen und Polen das aristokratische westeuropäische Element zu vernichten und mit Hilfe des communistischen Gemeindebesitzes alles politische Gewicht in die ländliche Bevölkerung zu verlegen und diese zu russificiren. Rußlands Bestimmung sollte sein, auf diese Weise die sociale Frage zu lösen und an der Hand dieser Lösung die Welt zu erobern. Im Namen dieses Prinzips wurde dem schwedischen Element in Finnland wie dem deutschen in den Ostseeprinzen förmlich der Krieg erklärt; Letten und Esten sollten die Herren Liv-, Est- und Kurlands werden, im Bunde mit ihnen hoffte die russische Demokratie über die Trümmer der germanischen Kulturwelt ihren Einzug zu halten; der Köder, mit welchem man das Landvolk für diese Pläne zu gewinnen suchte, war das Versprechen allgemeiner Landvertheilung, nicht nur an Pächter und selbständige Wirthschaftsunternehmer, sondern auch an Knechte und Tagelöhner. Alsbald begann in der Moskauer Presse ein förmlicher Kreuzzug gegen Finnland und das Ostseegebiet, der trotz verschiedener Bemühungen der Regierung, den Frieden wiederherzustellen, täglich größere Proportionen annahm. Die demokratische „Moskwa" (das Organ der Panslawisten und Slawophilen) und die streng-nationale Mosk. Ztg. überboten einander an Verläumdungen und Verdächtigungen der baltischen Deutschen, die als separatistische Reichsfeinde, Germanisatoren und Gegner der griechisch-orthodoxen Kirche und ihrer lettischen und estischen Bekenner verketzert wurden. Die Antworten und Rechtfertigungen der baltischen Presse wurden todtgeschwiegen oder verdreht, und da die nur für Moskau und Petersburg aufgehobene Präventivcensur in Riga, Dorpat, Reval und Mitau fortbestand, war der Kampf von vornherein ein höchst ungleicher. Im Mai 1864 mußte die Regierung den livländischen Generalsuperintenden Bischof Dr. Walter entlassen, weil er durch eine Landtagspredigt über die Rathsamkeit einer beschleunigten Germanisation der Letten und Esten in der moskauer Presse einen Sturm erregt hatte, der das ganze Reich mit fortzureißen drohte; im December desselben Jahres nahm der Generalgouverneur der drei Provinzen, Baron Lieven, seinen Abschied, nachdem er von der Mosk. Ztg. wegen des Maßes von Selbstbestimmung, welches er den Ständen in Sachen der Justizreform eingeräumt hatte, empfindlich verdächtigt worden war. Während Zehntausende lettischer und estnischer Convertiten der griechisch-orthodoxen Kirche vergeblich um die sehnlich gewünschte Erlaubniß zur Rückkehr zum Lutherthum baten, fabelte die Mosk. Presse von der Unterdrückung der griechischen Kirche in Livland, und als die Regierung die Confession der in gemischter Ehe erzeugten Kinder für die Bewohner der Ostseeprovinzen frei gab, sprach man in Moskau von einer Schädigung der heiligsten Interessen Rußlands und seiner Kirche. Im Frühjahr 1867 wurde der griechisch-orthodoxe Erzbischof von Riga und Mitau an den Don versetzt, weil er

die lutherische Kirche in einem Hirtenbrief an die Glieder seiner Diöcese beleidigt und dadurch das ganze Land in Aufregung versetzt hatte; die moskauer Demokraten ruhten nicht, bevor auch ein ausgezeichneter livländischer Geistlicher, Propst Döbner, seines Amtes entsetzt worden war; dieser hatte in einer lettischen Kirchengeschichte den Bilderdienst getadelt und in durchaus maßvoller Weise als Abweichung von den ursprünglichen Lehren des Christenthums bezeichnet.

Vergebens war die Regierung bemüht, den Eifer zu zügeln und einer billigen Auffassung der baltischen Zustände und Verhältnisse in der russischen Presse Anerkennung zu verschaffen, vergebens bekundete sie ihre Abneigung gegen gewaltsame Beeinträchtigung der lutherischen Kirche, — die einmal in Fluß gekommene, durch die Vorgänge in Litthauen beständig geschürte Bewegung der Geister stürmte unaufhaltsam weiter und ließ sich weder Maß noch Ziel setzen. Die Mosk. Ztg. hatte zur Zeit des polnischen Aufstandes und der drohenden westmächtlichen Intervention wichtige Dienste geleistet und zählte bis in die höchsten Kreise hinauf zahlreiche und eifrige Anhänger und Verehrer, die niedere Büreaukratie wurde von der nationalen Demokratie geradezu beherrscht, die gemäßigten Staatsmänner, welche an der Spitze der Geschäfte standen, waren isolirt und mußten mit den vorhandenen Factoren rechnen, um sich überhaupt halten zu können. Die einzelnen Versuche zu einer heilsamen Reaktion im Sinn der Mäßigung und Humanität, welche namentlich nach dem Karakasowschen Attentat auf die Person des Kaisers stattfanden und durch die Thatsache weitverbreiteter socialistischer Umtriebe in der Jugend vollkommen motivirt waren, konnten wohl weiteren Excessen vorbeugen, den Sitz des Uebels aber trafen sie nicht.

Dieses ist noch gegenwärtig die Lage der Dinge. Eine richtige Auffassung der neuesten Vorgänge in den Ostseeprovinzen ist allein möglich, wenn dieselben unter dem Gesichtspunkt der Pression betrachtet werden, welche die national-demokratische Partei thatsächlich auf alle Kreise der russischen Gesellschaft ausübt, um alles nicht specifisch-russische Leben in den Grenzprovinzen des Reichs zu vernichten. — Die brennende Frage, um welche es sich gegenwärtig handelt, ist bekanntlich die Geschäftssprache in den Staatsbehörden Liv-, Est- und Kurlands; diese sollen auf Grund eines im J. 1850 erlassenen, aber später als „unausführbar" sistirten Befehls alle Verhandlungen russisch führen und blos in dieser Sprache correspondiren, während das deutsche Idiom in den ständischen Behörden und Gerichten zunächst noch unangetastet bleiben soll. Man würde sich aber vollständig betrügen, wollte man glauben, die Nationalpartei habe keine weitergehenden Absichten und sei zufrieden gestellt, wenn die Gouvernementsregierungen, Cameral- und Domänenhöfe zu Riga, Mitau und Reval fortan blos russische Papiere in die Welt sendeten. Für die

Digitized by Google

Oſtſeeprovinzen wäre die Durchführung dieſer einen Maßregel allerdings ſchon ein ſchwerer Schlag; ganz abgeſehen von den weiteren Conſequenzen wäre die Durchbrechung der Einheit der baltiſchen Geſchäftsſprache identiſch mit einer mangelhaften, blos äußerlichen Behandlung der wichtigſten Angelegenheiten, mit einer in alle Zweige des öffentlichen Lebens eingreifenden empfindlichen Störung des geſchäftlichen Verkehrs und mit der Anſtellung zahlreicher, den wahren Bedürfniſſen des Landes fremder Beamten — die Nationalpartei aber ſieht die Wiederaufrührung des Ukaſes von 1850 nur als den Vorläufer eines ganz neuen Syſtems an, deſſen Dringlichkeit von ihr ſchon ſeit Jahren gepredigt wird. Dieſes Syſtem iſt von den Publiciſten Moskaus und Petersburgs ſo oft und ſo ausführlich behandelt werden, daß es Jedem, der mit den Verhältniſſen irgend vertraut iſt, in allen Einzelheiten klar iſt. Es handelt ſich um nichts mehr und nichts weniger, als die Adoptation derſelben Maßregeln, mit denen nach Niederſchlagung des Aufſtandes von 1863 in Polen und Litthauen vorgegangen worden iſt.

Vor Allem wird es auf radicale Umgeſtaltung der Agrarverhältniſſe abgeſehen. Ohne Rückſicht darauf, daß bereits ein beträchtlicher Theil der Bauerhöfe in Liv-, Eſt- und Kurland zufolge freier Vereinbarung und mit Hilfe beſonderer Banken in bäuerliches Eigenthum übergegangen iſt, daß der Zeitpunkt für eine gewaltſame Umſetzung aller Pachten in Eigenthum der Pächter längſt vorüber iſt und bei der allgemeinen Verſchuldung der Rittergüter (einer Folge des plötzlichen Uebergangs von der Natural- zur Geldwirthſchaft) nur um den Preis des materiellen Ruins aller Capitaliſten möglich wäre — ſoll nach litthauiſchem Muſter eingegriffen und alles von Bauern beſeſſene Land ſofort in bäuerliches Eigenthum umgewandelt werden. Dabei will der Fanatismus der moskauer Radicalen aber keineswegs ſtehen bleiben; den Anhängern des Gemeindebeſitzes, iſt es ein Gräuel, daß ein Unterſchied zwiſchen Bauerwirthen und Knechten beſteht; da ihrer Anſchauung nach Alle den gleichen Anſpruch auf die Mutter Erde beſitzen, müſſen die großen geſchloſſenen Bauerhöfe geſprengt und in kleinen Parcellen unter das Proletariat vertheilt werden. Nicht undeutlich läßt man dabei durchſehen, daß es am geeignetſten wäre, die Theilnahme an dieſen großmüthigen Dotationen von dem Uebertritt der Dotirten zur griech.-orth. Kirche abhängig zu machen. Mit beſonderem Eifer wird die Regierung gedrängt, wenigſtens auf ihren (namentlich in Kurland außerordentlich zahlreichen) Domänengütern in der angegebenen Weiſe vorzugehen und dadurch in den status quo der baltiſchen Agrarverhältniſſe Breſche zu ſchießen. Dieſe Revolution ſoll die Grundlage des neuen Syſtems bilden. Um Letten und Eſten aber zugleich auf geiſtigem Gebiet zu iſoliren und von deutſchem Einfluß loszumachen, verlangen die Katkow, Akſakow u. A. die vollſtändige Beſeitigung des deutſchen Schulweſens. Hand in Hand mit einer kleinen Partei lettiſcher Journaliſten wird für

Digitized by Google

die Idee einer der slavisch-russischen verwandten selbständigen lettischen Cultur geschwärmt; die Unterrichtssprache in den baltischen Gymnasien soll nicht das Deutsche sein, der gebildete Lette oder Este nicht mehr zum Deutschen werden — im Bunde mit den Russen sollen sich die Urbewohner der Ostseeküste emancipiren und zu einer eignen Civilisation aufschwingen. Um den Klagen über den gänzlichen Mangel russischer Unterrichtsanstalten in den Ostseeprovinzen ein Ende zu machen, wurde neuerdings die Begründung eines besonderen russischen Gymnasiums zu Riga angeordnet; diese Maßregel ist in Moskau höchst ungünstig aufgenommen worden — denn nicht auf die Schöpfung russischer, sondern auf die Vernichtung deutscher Schulanstalten ist es abgesehen. „Die Deutschen in Liv-, Est- und Kurland", so heißt es, „spielen dieselbe Rolle, wie die Polen in Litthauen. Sie müssen beseitigt werden, weil sie eine selbständige aristokratische Cultur repräsentiren und die Letten und Esten in diese hineinziehen. Des demokratischen Rußland Aufgabe ist, mit Hilfe des Gemeindebesitzes auch hier die herrschende Klasse zu stürzen und eine neue demokratische und specifisch russische Ordnung der Dinge zu begründen." — Je nach ihrem wahren Werth und ihrer Bedeutung für das deutsche Element an der Ostsee werden die verschiedenen Institutionen desselben angefeindet und verketzert; während die Mosk. Ztg. (die erst seit der polnischen Frage mit den Demokraten gemeinsame Sache macht und auch bezüglich des Gemeindebesitzes von der Slawophilentheorie abweichende Ansichten hat, sich aber mit viel Geschick der herrschenden Strömung, insoweit diese von ihr unabhängig ist, zu accomodiren weiß) von den specifischen Adelsprivilegien mit gewisser Zurückhaltung spricht und die Abschaffung feudaler Ungeheuerlichkeiten (wie z. B. des adligen Güterbesitzrechts) nur ungern gesehen hat, verfolgt sie alle diejenigen Einrichtungen, welche dem gesammten Lande zu Gute kommen und für Resultate der deutschen Entwicklung im modernen Sinne gelten können, mit entschiedener, unerbittlicher Feindschaft, — nichts aber so erbittert, wie die dorpater Universität. Die russische Demokratie sieht diese Hochschule mit Recht als die festeste Burg der deutschen Bildung nud des Protestantismus an und scheut darum kein Mittel, um dieselbe schleifen oder doch in eine Russificationsanstalt verwandeln zu lassen. Genau ebenso verhält es sich mit der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen. Scheut man sich auch im Jahrhundert der Toleranz und Aufklärung, Dragonaden im Stil Ludwigs XIV. zu verlangen, so fehlt es doch nicht an versteckten und verkappten Angriffen gegen ihren Fortbestand und ihre Freiheit. Unbekümmert um die offenkundige Thatsache, daß die griechisch-orthodoxen Letten und Esten nichts sehnlicher wünschen, als von dem Zwang, der sie an diese Gemeinschaft bindet, frei zu werden, verkündet man mit kecker Stirn, die griechische Kirche in Livland werde aufs schwerste bedrückt und von dem Fanatismus lutherischer Geistlichen bedrängt; im Interesse des Reichs sei es nothwendig, die politische

Digitized by Google

Bedeutung dieſes Inſtituts zu brechen und den baltiſchen Proteſtantismus in die Stellung einer geduldeten Confeſſion herabzudrücken, deren Ausübung wohl privatim geſtattet werden könne, die aber zu keiner ſelbſtändigen Exiſtenz berechtigt ſei. Zur Erreichung dieſes Zwecks bedienen die moskauer Journale ſich eines ziemlich geſchickten Manövers; ſie befördern verſchiedene Sekten, welche neuerdings namentlich in Kurland aufgetaucht ſind; mit beſonderer Vorliebe werden die aus Preußen eingedrungenen Baptiſten gehegt und gepflegt und in ihren propagandiſtiſchen Beſtrebungen begünſtigt. „Eine Ketzerei iſt der andern werth! Die Baptiſten ſind nicht beſſer als die Lutheraner — warum ſollen die einen an der Verbreitung ihrer „unſchuldigen“ Lehren gehindert werden, während die anderen ihre Dogmen zur Landesreligion zu machen bemüht ſind!“ Argumente dieſer Art werden mit rückſichtsloſem, ja abſichtlich zur Schau getragenem Cynismus täglich wiederholt, häufig um in deutſche „liberale“ Journale überzugehen, die dann gemeinſam mit den „Pionieren der Rechtgläubigkeit“ für die Glaubensfreiheit der Baptiſten ſchwärmen und ſittlich entrüſtet über den angeblichen Zelotismus der lutheriſchen „Pfaffen“ Kurlands ſchimpfen.

Daß neben ruſſiſcher Religion und Agrargeſetzgebung endlich auch die rückſichtsloſe Einführung der ruſſiſchen Geſchäftsſprache in alle baltiſchen Verwaltungsſtellen und Gerichte verlangt wird, iſt nur die naturgemäße Conſequenz dieſes Syſtems, welches im Namen „zeitgemäßen Fortſchritts und allgemeiner Freiheit und Gleichheit“ die Vernichtung alles organiſchen Lebens in einem Lande anſtrebt, das ſeit ſieben Jahrhunderten gewohnt iſt, die deutſch-proteſtantiſche Kultur als die natürliche Grundlage ſeiner Entwicklung anzuſehen. Und dieſe ihre Forderungen und Wünſche ſpricht die ruſſiſche Demokratie ſo offen und naiv aus, als ſeien dieſelben etwas Selbſtverſtändliches. Als handele es ſich um nichts mehr als die Ausführung eines neuen Reglements, wird ein plötzlicher und vollſtändiger Bruch mit der Geſchichte auf allen Gebieten baltiſchen Lebens verlangt; alle Errungenſchaften der Vergangenheit ſollen der Regierungsuniformität zu Liebe geſtrichen, alle gegebenen Verhältniſſe auf den Kopf geſtellt werden. In rein mechaniſcher Weiſe wird ausgerechnet, daß es in Liv-, Eſt- und Kurland mehr Letten und Eſten als Deutſche gibt, und daraus der Schluß gezogen, daß die Erſteren berufen ſeien, die Stellung einzunehmen, welche die Letzteren bisher behauptet. Das deutſche Element, welches der Träger der geſammten Kulturarbeit an der Oſtſee geweſen iſt, aus einer unwirthbaren Wüſtenei ein civiliſirtes Land, aus den heidniſchen Jägern und Fiſchern der Oſtſeeküſte Proteſtanten und gebildete Menſchen gemacht, das den Stempel ſeiner Nationalität allen den Einrichtungen aufgeprägt hat, welche die Bewohner dieſer Küſte zuſammenhalten — es wird auf Grund einer Theorie, die erſt zur Zeit des polniſchen Aufſtandes aufgeſtellt iſt und ſelbſt an der Stätte ihrer Aufſtellung abſolut keine Früchte gezogen hat, mit einem Mal als frem-

der, vollständig unberechtigter Eindringling behandelt, von dem man kaum weiß, wo er her ist, was er will und wie er heißt. Während die russische Presse, wenn sie vor dem Jahre 1863 gegen den baltischen Provinzialstaat zu Felde zog, sich der liberalen Phrase als eines schützenden Feigenblattes bediente und unermüdlich versicherte, es handele sich keineswegs darum, russificatorisch vorzugehen, das baltisch-deutsche Leben habe nur durch die Abwendung von den Zeitideen sein Existenzrecht verwirkt, macht die Demokratie von heute kein Hehl mehr daraus, daß ihre Feindschaft nicht auf demokratischen, sondern auf nationalen Instinkten beruhe, ja das Hauptargument, welches die Mosk. Ztg. bei ihren Kreuzzugspredigten geltend macht, ist gerade der Satz, daß die baltischen Deutschen Miene machten, durch Adoption einer freisinnigen Provinzialpolitik unbesiegbar zu werden und daß ihrem Treiben ein Ende gemacht werden müsse, noch bevor sie ihre alten aristokratischen Vorurtheile aufgegeben.

Wie lange die Ostseeprovinzen dieser bereits mehrere Jahre dauernden Belagerung durch die demokratische Nationalpartei Stand halten werden, läßt sich um so weniger absehen, als sie in diesen Kampf getreten sind, ehe es ihnen möglich gewesen, eine Reform von Innen heraus an sich vorzunehmen und durch diese ihre Kräfte zu verdoppeln. Die gegenwärtige Verfassung des Ostseegebiets bietet den Gegnern in der That zahlreiche Angriffspunkte; da der Angriff aber längst beschlossen war und seinen eigentlichen Grund in der Beschaffenheit des Parteiprogramms hat, welches die russische Gesellschaft beherrscht, kommen die Mängel der baltischen Zustände eigentlich nur in Betracht, insoweit sie den Angegriffenen die Vertheidigung erschweren; für casus belli können sie seit lange nicht mehr gelten, und es ist ein Wahn, wenn man glaubt, die Liv-, Est- und Kurländer könnten ihre Feinde durch energische Reformarbeit entwaffnen. Auf dem Reformeifer der baltischen Liberalen lastet schon seit lange das lähmende Bewußtsein, daß — geschehe was da wolle — die Zufriedenheit der die russische öffentliche Meinung beherrschenden Partei niemals erzielt werden könne, so lange nicht principieller Verzicht auf die deutsch-protestantischen Traditionen des Landes geleistet worden.

Mit dem Vorwand, es handele sich bei dem Vorgehen gegen die Ostseeprovinzen um liberale russische Reformwünsche, um die Ausdehnung moderner Institutionen auf eine Burg des Mittelalters, wird heut zu Tage nur noch die Einfalt radicaler deutscher Demokraten geködert. Von der Mehrzahl der Institutionen, die Jungrußland auf baltisch-deutsche Erde verpflanzen will, läßt sich geradezu nachweisen, daß sie den zu reformirenden Ländern keinen wirklichen Fortschritt bringen würden. Europäisch gebildeten Lesern zu beweisen, daß das altrussische Institut des Gemeindeeigenthums und der Aufhebung des persönlichen Besitzes am Grund und Boden identisch ist mit der Vernichtung aller rationellen Landwirthschaft und alles Productionseifers, dürfte überflüssig

Digitized by

sein; nichts destoweniger ist die Aufrechthaltung und weitere Verbreitung dieser „neuen Formel der Civilisation" eins der Hauptziele der moskauer Nationalen, die den Liv-, Est- und Kurländern keinen schlimmeren Vorwurf zu machen wissen, als den, daß es in ihrer Heimat „landlose" Leute gebe. Ebenso überflüssig erscheint es, die Vorzüge des Protestantismus vor der griech. orth. Kirche und der s. g. „byzantinischen Cultur" ausdrücklich zu erörtern: die Thatsache, daß es in den Ostseeprovinzen ein vortrefflich organisirtes, von der luth. Geistlichkeit geleitetes Volksschulwesen gieb tund daß die griechischen Priester weder im Innern des Reichs noch in Livland Schulen ins Leben zu rufen in Stande waren, genügt statt aller übrigen Argumente. Anders steht es allerdings bezüglich der modernen russischen Justiz und Provinzialverfassung, die theoretisch vieles vor den entsprechenden baltischen Instituten voraus hat. Aber auch hier wäre eine Reform nach russischer Schablone vom Uebel. Die russische Gouvernementslandschaft vereinigt allerdings alle Stände zur Berathung der Provinzialinteressen, während diesseit des Peipussees allein der Adel und die Stadt Riga auf den Landtagen vertreten sind, — aber der Competenzkreis und das Selbstbestimmungsrecht der russischen Landschaft sind so beschränkt, daß ihre Einführung für Liv-, Est- und Kurland mit einem Verzicht auf die Selbstverwaltung beinahe gleichbedeutend wäre. Dazu kommt, daß nach dem Landschaftsstatut alle Macht in den Händen des numerisch am stärksten vertretenen Bauernstandes ruht, die gebildeten Classen von diesem niedergehalten werden und aus diesem Grunde die Bureaukratie allenthalben als die entscheidende Schiedsrichterin eintritt. In der russischen Presse herrscht nur eine Stimme darüber, daß die überwiegende Mehrzahl der russischen Gouvernementslandschaften (Moskau und Petersburg, die vollständig vom Adel beherrscht werden, allein ausgenommen) so gut wie nichts geleistet hat: die Masse der ungebildeten Deputirten sieht theilnahmlos dem Treiben einzelner „faiseurs" zu, die sich hoch bezahlte Posten in den landschaftlichen Verwaltungsausschüssen sichern und die Zeit mit unfruchtbaren Discussionen tödten. Die Freiheit hat auf verschiedenen Culturstufen verschiedene Formen; wo die Massen höherer Bildung noch nicht theilhaft sind, behauptet die Aristokratie der Gebildeten ein angeborenes Recht, und wird künstlich die Gleichberechtigung aller erzwungen, so herrscht thatsächlich die gleiche Unfreiheit d. h. Abhängkeit von der Bureaukratie für alle. Daß die Liv-, Est- und Kurländer aber lieber von ihren Aristokraten als von uniformirten Sendlingen der moskauer Demokratie abhängig sind, daß sie sich davor scheuen, die erst auf dem Wege zur Bildung begriffenen Letten und Esten sofort zur eigentlich regierenden Classe zu machen, das hat seinen guten, aus tausendfachen Erfahrungen gewonnenen Grund. Sobald aber von der bedingungslosen Ausdehnung modern-russischer Institute abgesehen wird, stößt jedes baltische Reformbestreben auf unendliche Schwierigkeiten;

d by Google

denn die Nationalpartei will nicht, daß (wie die Mosk. Zeit. sehr richtig formulirt) „die dem baltischen Adel zustehenden deutsch-autonomen Vorrechte und Privilegien auf alle Stände, geschweige denn die Nicht-deutschen ausgedehnt werden; das wäre mit vollständiger Germanisation gleichbedeutend".

Kaum anders steht es, (wie bereits oben gesagt wurde) mit der Reform der ständisch zerklüfteten Justiz des Ostseelandes. Bezüglich des materiellen Rechts ist vor allem daran zu erinnern, daß dieses auf ausschließlich deutscher Grundlage ruht, mithin niemals von anderen als deutschen oder doch deutschgebildeten Richtern und Juristen gesprochen und ausgelegt werden kann. In den Ostseeprovinzen, deren höchste (dritte) Appelationsinstanz der Petersburger Senat ist, weiß man seit lange, was es heißt, wenn von Richtern, die nichts vom gemeinen Recht und vom Sachsenspiegel wissen, nach livländischem Landrecht geurtheilt wird, wenn ohne Kenntniß vom Wesen der Verhandlungsmaxime und dem Unterschiede peremptorischer und dilatorischer Einreden complicirte Civilprocesse entschieden werden. Ist es da zu verwundern, wenn die Ostseeprovinzen von einer Reform der Rechtspflege vor allem verlangen, daß sie ihnen Richter sichere, welche des heimischen Rechts und der heimischen Sprache kundig sind? Hätte es irgend Sinn und Verstand, wenn man Calamitäten, die sich in der dritten Instanz allenfalls ertragen lassen, Thür und Thor in alle drei Instanzen öffnete? Oder soll man, um zu einer besseren Proceß- und Gerichtsordnung zu gelangen, auf das bestehende materielle Recht verzichten und das Corpus juris gegen „Swod Sakonow" austauschen? Und das geschähe thatsächlich, wenn die baltischen Stände das Recht auf die Wahl ihrer Richter freiwillig, der bloßen Theorie zu Liebe aus den Händen geben wollten.

Stellen sich somit Schwierigkeiten der ernstesten Art allen, auch den bestgemeinten Reformversuchen der deutschen Stände des Ostseelandes entgegen, so ist das Beharren bei den überkommenen Zuständen trotz alledem nur noch kurze Zeit lang möglich. Daß es in einem civilisirten Lande dreierlei Arten von Gerichten giebt, adlige, städtische und bäuerliche, daß die wichtigsten Richterposten so ausschließlich Gliedern *eines* Standes ertheilt werden, daß die Frage nach gehöriger wissenschaftlicher Qualification eine secundäre Rolle spielt, daß die wichtigsten Factoren des politischen Lebens auf den Landtagen unvertreten bleiben, daß ferner die Zugehörigkeit zur Adelsbank die Bedingung zu jeder politischen Laufbahn bildet, daß die Städte ohne jede Beziehung zum flachen Lande, gleichsam Staaten im Staate sind, — das ist nur als Anomalie und auch als solche nur so lang möglich, als es noch wie in dem gegenwärtigen Augenblick heißt: Sint ut sunt, aut non sint. Auf die Dauer käme ein solcher Zustand der Dinge dem Tode durch Selbsterstickung gleich. Wie aber geholfen werden soll, so lange jede gesunde und natürliche Entwickelung unterbunden bleibt, das weiß Niemand zu sagen. Ein naturgemäßer Fort-

Digitized by Google

schritt ist in den Ostseeprovinzen nur im Bunde mit dem deutschen Element möglich, jeder andere Weg führt unfehlbar zur Barbarei. In einem aristokratischen Lande, dessen Bildung Jahrhunderte lang von einer Schicht der Bevölkerung getragen wurde, schließen sich alle tüchtigen und wirklich strebsamen Kräfte dieser an. Die Opposition gegen ihre Herrschaft fällt zusammen mit der Oppsition gegen die Bildung, mit welcher sie sich ein Mal identificirt hat; soll die natürliche Entwickelung ihren Verlauf nehmen und zum Ziel gelangen, so kann das nur dadurch geschehen, daß alle Bewohner des Landes schließlich zur herrschenden Classe gehören und in diese aufgehen. Der umgekehrte Verlauf, — im vorliegenden Fall der, den die russische Demokratie verlangt, — würde zu einem Bildungsrückschritt, zum Herabsinken auf eine niedere Stufe führen. Wenn die moskauer Nationalen des Glaubens sind, mit ihrer Hilfe werde es gelingen, die Letten und Esten sofort zu einer höheren, das deutsche Niveau überragenden Bildungsstufe zu führen, so bewegen sie sich in einem Irrthum der gröbsten Art. Weder kommt die Cultur des inneren Rußlands der der Ostseeprovinzen gleich, noch besitzt Rußland das Maß an überschüssigen Bildungskräften, das erforderlich wäre, um das deutsche Arbeitsfeld am rigaischen und finnischen Meerbusen zu überfluthen. Die Arbeit, welche die Deutschen in Liv-, Est- und Kurland nicht thun, bleibt überhaupt ungethan — schon ihren passiven Widerstand zu brechen, müßten russische Kräfte aufgeboten werden, die in ihrer Heimat besser verwerthet würden und welche kaum aufzubringen wären. Wo sollten gar die Mittel herkommen, um das Zerstörte neu aufzubauen und den Ausfall an vorgethaner Arbeit zu ersetzen, der durch die Vernichtung siebenhundertjähriger Thätigkeit nothwendig entstünde? Gerade derjenige Stand, auf den es hauptsächlich ankäme, der gebildete Mittelstand fehlt in Rußland noch immer — hunderte russischer Lehrstühle in Gymnasien und Universitäten, Volksschulen und Fachanstalten stehen Jahr aus und Jahr ein leer, — wer soll die hunderte lutherischer Prediger und Cantoren, die Gelehrten, Techniker und Geschäftsleute ersetzen, welche in Liv-, Est- und Kurland wirken? Sollen diese aufhören, aus dem Quell deutscher Bildung zu schöpfen, in deutschem Geist zu wirken und durch die überschüssigen Kräfte, die das Mutterland noch täglich seiner vergessenen Colonie spendet, regenerirt zu werden, so hören sie auf zu sein, was sie waren, sind sie um das beste Theil ihrer Arbeits-Macht und Lust gebracht.

Die idealen Triebfedern, welche den Menschen zur Anspannung seiner Kräfte begeistern und ihm die Fähigkeit verleihen, über die Grenze dessen, was er zur gegebenen Zeit vermag, rastlos hinauszustreben, sie lassen sich nicht willkürlich wie Triebräder einer Maschine ausnehmen und durch neue ersetzen. Ein Stamm, der durch nahezu ein Jahrtausend in deutschem Geiste thätig gewesen ist, vermag nicht, auch wenn er wollen könnte, im Handumdrehn ein anderer zu werden und seine alten Ideale mit slawisch-byzantinischen zu vertauschen.

Digitized by Google

Man kann ihm die Freude an seiner Wirksamkeit verkümmern, man kann ihn hindern, zu wachsen und zu erstarken, aber es ist unmöglich, ihn wie einen Baum umzupflanzen oder durch gewaltsame Pfropfung zum Hervorbringen einer neuen Fruchtgattung zu zwingen. Handelt es sich gar darum, dieses Experiment an einem ganzen Völkerwalde vorzunehmen, zu gleicher Zeit aus finnländischen Schweden, deutschen Liv-, Est- und Kurländern und litthauischen Polen Russen zu machen, einen ganzen Höhenzug aristokratischer Bildung zu nivelliren, so erscheint ein solches Unternehmen als reine Don-Quixoterie, die sich früh oder spät an ihren Urhebern empfindlich rächen muß.

Ob diese Nemesis dereinst wirklich zu ihrem Recht gelangt, ist für die baltischen Provinzen Rußlands, wenn sie diesen Tag nicht noch bei lebendigem Leibe erleben, gleichgiltig — sie sind verurtheilt, stille zu halten und über sich ergehen zu lassen, was zur Zeit unabwendbar erscheint; ohne Aussicht auf Erfolg zu streiten, ist zu allen Zeiten ihr Loos gewesen. Die blutige Geschichte, welche hinter ihnen liegt, hat sie gelehrt, mit unverwüstlicher Zähigkeit auszuhalten und den passiven Widerstand zum Rang eines selbständigen politischen Systems zu erheben, aber den Sieg vermag derselbe ihnen nicht zu sichern. In den Augen des deutschen Volkes seit drei Jahrhunderten „versunken und vergessen", wird diese nordische Colonie, wenn sie zu Grunde geht, die Gewißheit ins Grab nehmen, daß ihr Ausscheiden gerade von den nächsten Blutsfreunden am wenigsten bemerkt worden ist. Gerade darum kann sie aber eines verlangen: daß diejenigen, die bei ihrem Leben nichts nach ihr gefragt haben, sie auch nicht schmähen und verlästern, wo sichs für sie um Leben und Sterben handelt. Das geschieht aber, wenn die verbrauchten Phrasen von unverbesserlicher deutscher Feudalwirthschaft, erbarmungsloser Tyrannei gegen unterworfene Sklaven, blindem Sträuben gegen die Wohlthaten der vorgeschritteneren russischen Demokratie ꝛc. periodisch in der deutschen Presse wiederkehren und von denen am häufigsten wiederholt werden, welche von der harten Arbeit der deutschen Pioniere im baltischen Norden am wenigsten wissen. Die Schuld, welche auf den Enkeln der Eroberer dieses Strandes lastet, haben dieselbe schwer genug gebüßt und an Versuchen zu ihrer Sühnung hat es niemals, am wenigsten in den letzten Jahren gefehlt — der beträchtliche Schuldantheil, welchen das gesammte deutsche Volk auf sich lud, als es seine Söhne in die Ferne sandte, um dieselben dann sich selbst und der Nothwendigkeit einer Selbsterhaltung um jeden Preis, auch den der Zwingherrschaft über die Urbewohner, zu überlassen, er wird sich dereinst vielleicht dadurch strafen, daß man auch in Deutschland, wenn es zu spät ist, einsehen lernt, daß die untergegangene Colonie auch für das Mutterland nicht ganz ohne Nutzen gewesen sei. Des versprengten Postens am Ostseestrande sich zu schämen hat das deutsche Volk niemals ein Recht und wenigstens in der Gegenwart nicht Grund gehabt, als Männer haben die deutschen Beherrscher

Liv-, Est- und Kurlands sich jederzeit bewährt, und wenn es mit ihnen wirklich einmal vorbei ist, auf die Achtung ihrer Gegner werden sie sicherlich Anspruch haben. Rußland selbst wird dann gestehen müssen, es habe an dem deutschen Element an der Ostsee einen tüchtigen und kernigen Stamm besessen, dessen Verlust schwerer wiegt, als die Thorheit derer, welche ihn verschuldeten, einzusehen im Stande war.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Panzerfahrzeuge: Der „Prinz Adalbert".

Das zweite Panzerschiff Preußens nächst dem Arminius, den wir in Nr. 47 beschrieben, ebenfalls ein Fahrzeug für den Küstenschutz, der „Prinz Adalbert" (früher „Cheops"), ein Casematten-Thurmschiff mit 3 schweren Geschützen, 300 Pferdekraft und 685 Tons Gehalt,*) ist — wie sonst alle französischen, die östreichischen und auch ein Theil der englischen Panzerschiffe — von Holz gebaut, mit Holz-Spanten (-Rippen) und -Planken, welche dann in der Gegend der Wasserlinie mit Panzerplatten überkleidet sind. Er hat überhaupt auffallend kleine Dimensionen, bei denen man kaum begreift, wie der Erbauer ihn fähig machen konnte, einen Panzer von dem angegebenen Gewicht zu tragen. Seine Proportionen sind nicht ganz so glücklich gewählt wie die des „Arminius": er hat 154 Fuß Länge in der Wasserlinie (größte Länge 175 Fuß) und 31½ Fuß Breite in der Wasserlinie (28 Fuß größte Breite auf Deck, da die Wände einwärts neigen), sodaß sich seine Länge noch nicht auf das Fünffache der Breite beläuft, ein Verhältniß, das natürlich dem Schiffe keine sehr große Schnelligkeit gewährt. Auch der mittlere Tiefgang (14½ Fuß — vorn 14') ist über einen Fuß größer, als beim „Arminius", obwohl ihm deshalb die Fähigkeit nicht abgeht, in sämmtliche preußische Haupthäfen einzulaufen.

Der kurze, gedrungene, für ein Panzerfahrzeug verhältnißmäßig hohe Bau gibt ihm ein castellartiges Aussehn, ähnlich wie eine der früheren schwim-

---

*) Nach englischem Maß; nach den andern Meßmethoden 447 resp. 779 Tons.

menden Batterien, ein Eindruck, der durch den schwärzlich grauen Anstrich der hochragenden Masse noch gesteigert wird. Die Decklinie läuft nicht glatt dahin, sondern ist durch die beiden Casemattenthürme und eine kleine Schanze unterbrochen: sein Bug schießt unten in einem langen Sporn vor wie bei den französischen Panzerlinienschiffen, und das Heck, das mit vergoldetem Schnitzwerk verziert ist, steigt in allseitiger, horizontaler wie verticaler Rundung voll und hoch empor und bildet im Profil fast einen Viertelkreisbogen, dessen Scheitel nach hinten abwärts gerichtet ist, wobei er Steuerruder und Schrauben deckt.

Unter Wasser nämlich theilt sich die hintere Hälfte des Schiffs genau so, wie wenn hier zwei Schiffe nebeneinander hart Bord an Bord lägen; darüber erhebt sich ein einziger gemeinschaftlicher Oberbau, und auch unter Wasser bildet der Rumpf nach vorn von dem Punkte ab, wo die beiden inneren Bordwände des Doppelkörpers zusammentreffen, einen einzigen Körper mit einem Bug. Die Idee einer solchen Zweitheilung ist nichts weniger als neu, schon der ägyptische König Ptolemäus Philopator, ein eifriger Förderer der Marine, der sich namentlich in der Ausführung absonderlicher Entwürfe gefiel, hatte ein Schiff gebaut, das allerdings nicht blos hinten, sondern auch vorn unter Wasser und oben in Bug und Heck aus zwei besonderen nebeneinander liegenden Körpern bestand. Wenn der französische Schiffbauer Armand neuerdings diese Idee wieder aufgenommen hat (und ebenso die Engländer in der jetzt im Bau befindlichen Panzercorvette „Penelope"), so geschah es, weil man damit den Vortheil erreichte, zwei Schrauben dicht an den Enden des Schiffs anbringen zu können, sodaß ihre Schäfte bis zur Schraube selbst völlig geschützt liegen, nicht aber exponirt sind wie bei gewöhnlichen Zwillingsschraubenschiffen, wo die Schraubenschäfte auf jeder Seite des Hintersternes aus dem Schiffe herauskommen und noch durch zwei Bügel zu stützen sind. — Den Vortheil zweier Schrauben neben einander für leichtere Lenkbarkeit des Schiffs und Verringerung des Tiefgangs haben wir schon früher bei Besprechung der Zwillingsschraubenconstruction für unsere Avisos auseinandergesetzt. Auch der „Prinz Adalbert" verdankt dieser Construction, daß er in noch nicht 4 Minuten sich vollständig umdrehen kann, eine Bewegung, die bei einer einzelnen Schraube viel länger dauert. Nachtheilig hingegen dürfte es nach unserer Ansicht sein, daß wegen der verdoppelten Fläche des Schiffskörpers die Krümmung der Linien nicht so günstig ausfällt, wie bei einem einzigen Hinterschiff; die Reibung des Wassers wächst, das Hinterschiff wird durch die Spaltung schwächer, und die sich dazwischen eindrängenden Seen können den Bau sehr lockern. Indessen bleiben die Erfahrungen in dieser Beziehung noch abzuwarten. Entsprechend dem Doppelrumpfe besitzt das Schiff hinten 2 Kiele, 2 Hintersterne, 2 Schrauben und 2 Steuer, welche letzteren durch dasselbe Steuerreep gedreht werden, genau wie die beiden Steuer der antiken Ruderkriegsschiffe.

Digitized by Google

Der Bug hat, wie wir schon sagten, die weit vorschießende französische Widderform*). Auch am Deck fällt der Vorsteven, (vordere Kante des Schiffs) nicht senkrecht nieder, um sich erst unten nach vorn auszuwölben, vielmehr geht diese Kante sogleich schräg vorwärts und endigt dann in einem colossalen, unter ganz spitzem Winkel ins Wasser gehenden massiven Sporn, wie die französischen Panzerlinienschiffe „Magenta" und „Solferino" ihn besitzen, und in etwas anderer Form auch die neueren französischen Panzercorvetten vom Typus „Alma". Da indessen diese schräge Form das Heraufflaufen der durch den Sporn aufgeworfenen Wellen am Bug sehr begünstigt, hatte sich bei allen Fahrten des „Prinz Adalbert" der Uebelstand herausgestellt, daß das Wasser in Strömen durch die Klüsen (Oeffnungen für die Ankerketten) in den Bug hereinlief. Um dem abzuhelfen, ist man nun gegenwärtig beschäftigt, in Geestemünde, wo der „Prinz Adalbert" augenblicklich abgetakelt liegt, um den Bug (wie als Hülse über den Klüsen) einen Vorbau anzusetzen, wie eine Console von halbmondförmigem Horizontalschnitt, deren oberer Theil sich weiter nach außen krümmt als der untere, also die auflaufenden Wellen zurückzuwerfen geeignet ist. Das Fahrzeug, im Uebrigen ganz schwarzgrau angestrichen, hat für den Augenblick durch diesen Wellenbrecher, der noch roth gefirnißt ist, mit den beiden großen schwarzen Augen der Klüsen einen ganz seltsamen, an chinesische Drachengesichter mahnenden Ausdruck erhalten.

Die durchschnittlich 4 Zoll starken Panzerplatten des Rumpfs schließen nicht fest aneinander, sondern haben verkittete Fugen, angeblich um die Ausdehnung des Eisens durch die Wärme in heißen Klimaten zu gestatten. Steht man vor dem Schiff, so sieht man, wie die Panzerung den Körper derart deckt, daß die unterste Plattenlage, in welche die Wasserlinie fällt, senkrecht steht, aber die nächste nach innen geneigt ist, um durch die schräge Lage den Widerstand gegen feindliche Geschosse zu vermehren. Auch weiter aufwärts setzt sich die Schiffswand in derselben Neigung fort, aber mit einem Absatz, da dieser obere Theil der Schiffswand nicht gepanzert oder nur mit schwachen Platten belegt und somit bedeutend dünner ist, als der untere. Ueber Deck erheben sich die Reilings, die Brüstung, etwa 4½ Fuß, also ziemlich hoch und an den beiden Stellen, wo die Casemattenthürme stehn, fallen dieselben natürlich mit den Wänden der letzteren zusammen, da diese Thürme die ganze Deckbreite einnehmen.

Wie wir bereits gelegentlich der Beschreibung des „Arminius" auseinander setzten, unterscheidet sich das Casemattensystem vom Breitseitensystem dadurch,

*) Das englische Wort ram bedeutet eben „Widder", keineswegs aber das total verschiedene „Ramme", womit es oft in schlechten Uebersetzungen wiedergegeben wird.

Digitized by Google

daß die Geſchütze auf dem Oberdeck, nicht unter demſelben aufgeſtellt ſind; von dem Thurm- und Kuppelſyſtem aber, das ebenfalls die letztere Eigenthümlichkeit beſitzt, weicht es darin ab, daß die auf dem Deck ſtehenden gepanzerten Geſchützdeckungen nicht drehbar, ſondern feſt ſind, und daß ferner dieſe Geſchützdeckungen die ganze Breite des Schiffs einnehmen, nicht blos den mittleren Theil des Decks wie bei Thurm- und Kuppel-Schiffen. Sind die Panzerwände dieſes gedeckten Geſchützſtandes ſchräg nach innen geneigt, ſo iſt derſelbe eine eigentliche Caſematte (von der in Amerika für Flußkanonenboote beſonders beliebten Art); ſind ſie ſenkrecht, ſo iſt er nach engliſchem Ausdruck eine square-battery (ſo bei vielen kleineren engliſchen Panzerſchiffen und auch bei den meiſten franzöſiſchen ſchwimmenden Batterien): auf jeden Fall aber hat dieſer gedeckte Geſchützſtand nicht blos nach beiden Flanken, ſondern auch in den Querwänden nach vorn und nach hinten Geſchützpforten. So beſitzt auch unſer „Prinz Adalbert“ zwei derartige Caſemattengeſchützſtände, oder wie unſere Seeleute ſich ausdrücken „Caſemattenthürme“, d. h. Geſchützſtände, die nur ebenſo lang wie breit, ſonſt aber gleich jeder Caſematte vollſtändig unbeweglich und feſt mit dem Schiff verbunden ſind und das Deck um etwa 8 Fuß überragen. Der vordere Thurm füllt mit ſeiner Baſis gerade das vordere Ende des Oberdecks aus, indem er nach vorn faſt mit einem Halbkreis abſchließt, wie auch von ſeinem Vorderende aus der Grat des Vorſtevens abwärts in den Sporn ausläuft. Demgemäß iſt der Grundriß dieſes vorderen Thurmes nach vorn ziemlich halbkreisförmig, während ſeine Wand nach hinten als ein gerades Querſchott (Querwand) mit abgerundeten Ecken den übrigen Theil des Decks begrenzt. Er bildet ſonach im weſentlichen eine ſehr hohe ſteile, gepanzerte Back, um ſo mehr, als ſeine Decke von einem Geländer aus dünnen Eiſenſtäben eingefaßt wird und ſich hier auch die übrigen Vorrichtungen der Back finden. Außerdem liegt auf der Decke dieſes Thurms das kurze ganz horizontale Bugſpriet, das ſich ausſchieben läßt, wenn man ſegeln will, das aber, wenn im Gefecht mittelſt des Sporns ein feindliches Schiff angerannt werden ſoll, eingezogen bleibt. Der Vorderthurm enthält im Innern nur ein einziges Geſchütz, einen gezogenen 36Pfünder, der nach Bedürfniß auch durch einen 72Pfünder erſetzt werden ſoll, und auf Kreisſchienen laufend ringsherum gedreht werden kann: für ſeine Benutzung hat der Thurm wie in der rechten und linken Flanke, ſo auch gerade nach vorn hinaus je eine ziemlich breite Pforte, alſo im Ganzen 3 Stückpforten für die Verwendung dieſes einen Vordergeſchützes.

Dicht hinter dieſem Thurme folgt nun auf dem Deck der Fockmaſt der zweimaſtigen Takelage; ſodann in der Mitte des Schiffs der Schornſtein und dahinter, mehr als mannshoch, der andere Geſchützthurm. Im Grundriſſe zeigt derſelbe etwa ein regelmäßiges Achteck, deſſen kleiner Durchmeſſer gerade der

Digitized by Google

Decksbreite gleich ist, sodaß zwei Seiten desselben (die mit Buchstaben ihrer Reihenfolge nach bezeichnet a und e heißen würden) mit den Reilings (der Brüstung) völlig zusammenfallen. Von dieser achteckigen Basis auf dem Deck steigt nun der Thurm etwa 8 Fuß hoch empor und verjüngt sich nach oben derart, daß die Panzerung schräg nach innen geneigt liegt, und dadurch etwas größere Stärke erlangt, als ein senkrechter Panzer von gleicher Dicke. In den Seiten b und h an der einen Flanke und den Seiten d und f an der andern ist je eine Pforte eingeschnitten, sodaß die beiden mit Rotationsvorrichtungen versehenen schweren Geschütze im Innern schräg nach vorn und schräg nach hinten zu feuern im Stande sind. Zu diesem Zweck sind auch die Reilings dicht vor und dicht hinter diesem Thurm zum Niederklappen eingerichtet. Die Geschütze, gezogene 36 Pfünder (nominal), die auf Lafetten von gewöhnlicher Höhe ruhen und auf dem Deck selbst placirt, nicht etwa in dasselbe versenkt sind, schießen 85pfündige Hohlgeschosse mit 8 Pfund Pulverladung und sind also sehr gefährliche Gegner. Die Panzerdicke in diesem Thurme beträgt, wie sich an den vier Stückpforten messen läßt, ungefähr 8 (theilweise sogar 16) Zoll, wovon etwa 4 Zoll durch eine massive Eisenplatte gebildet werden.

Unmittelbar hinter dem zweiten Geschützthurm erhebt sich dann der ziemlich starke Großmast, dessen Wanten aber, wie die des andern, des Fockmasts, nach Rüsten außen am Bord hinabgehn und dort ziemlich nahe der Wasserlinie befestigt sind. Früher, als das Schiff noch Schoonerbrigg war, (d. h. also wie eine Brigg zwei Masten mit Raaen, aber an jedem Mast nicht 4, sondern 2 Raaen führte), stand dieser Großmast mitten im Thurme selber, wo er aber natürlich den Gebrauch der Geschütze erschweren mußte. Seit das Schiff jedoch als vollständiger Schooner getakelt ist, also nur am vordern Mast Raaen und ein Mars*) führt, am hintern Mast aber nur ein Gaffelsegel und eine einfache Sahling trägt, hat man es für zweckmäßiger erachtet, den letzteren Mast etwas weiter hinter zu rücken.

Den Hinterabschnitt des Oberdecks, das auch hier kreisrund endigt, nimmt eine ganz kurze Schanze (quarterdeck) ein, also ein Verschlag, der die Erhöhung der Wand des Hinterschiffs bildet, und dessen vordere Wand querschiffs, aber mit abgestumpften Ecken gegen das Oberdeck abschließt, während sie unter sich das Steuerrad birgt und oben ringsum ein durchbrochenes Eisengeländer trägt. Uebrigens wird diese Schanze, die kaum 3 Schritt Länge hat, trotzdem bei hohem Seegang das Hereinbrechen von Wellen ebenso wirksam schwächen, wie die gleich kurze Schanze, welche man den englischen Kuppelschiffen „Scorpion" und „Wyvern" neuerdings zu geben gezwungen gewesen ist.

---

*) Die horizontale um die Spitze des Untermasts liegende Platte, die gewöhnlich fälschlich Mastkorb genannt wird; Mastkörbe gibt es seit dem Ende des Mittelalters nicht mehr.

Digitized by Google

Vom Innern des Schiffes ist wenig mehr zu sagen, als daß die Kajüte für den Capitän im Hinterschiff und die Cabinen der Officiere (3 zu jeder Seite der Officiersmeß, in deren Mitte der Mast aus dem Centrum eines runden Tisches aufsteigt) im Verhältniß zur Kleinheit des Fahrzeugs noch immer recht hübsch und bequem sind. Im Maschinenraume findet man ferner nicht eine, sondern rechts und links von der Mittellinie zwei vollständig getrennte Maschinen ganz gleicher Art von je 150 Pferdekraft, die jede ihre besondere Schraube treiben und gerade durch die Unabhängigkeit von einander ihren Hauptwerth erhalten, namentlich für den Fall, wenn man schnell oder auf beschränktem Raume wenden will; denn je nach Bedürfniß kann man die eine Schraube arbeiten, die andre stehen lassen, und falls eine Maschine oder Schraube beschädigt wird, garantirt die andre eine sichere Fortsetzung der Reise. Uebrigens werden die Maschinen, die in Brest gebaut sind, in vieler Beziehung gelobt, wenn auch das Schiff gelegentlich der Proben vor der Uebernahme viel vergebliche Versuche gemacht hat, die contractlich stipulirte Schnelligkeit von 11 Knoten zu erweisen. —

Die Geschichte des „Prinz Adalbert", der im Ganzen 620,857 Thlr. gekostet hat, ist bis jetzt äußerst einfach. Gebaut wurde er in den Jahren 1863 bis 1865 zu Bordeaux auf der bekannten Werft von Armand, unter dem altägyptischen Königsnamen Cheops. Zur Zeit des großen amerikanischen Krieges nämlich durften die für die Conföderirten bestimmten Kriegsschiffe auf den Werften neutraler europäischer Staaten nicht als solche gebaut werden. Man fingirte daher meist Bestellung für orientalische oder ostasiatische Regiegierungen. Laird in Birkenhead (am Clyde gegenüber Liverpool) baute so z. B. unter ägyptischen Namen die Kuppelschiffe „El Touffon" und „El Monassir", die später von der englischen Regierung angekauft wurden und jetzt „Scorpion" und „Wyvern" heißen; und Armand baute unter dem japanesischen Namen „Yeddo" und Osakka" unsere jetzigen Holzschiffe „Augusta" und „Victoria", unter den altägyptischen Namen „Cheops" und „Sphinx" aber zwei ganz gleich als Schwesterschiffe construirte Panzerfahrzeuge. Die „Sphinx", später als „Olinda" für Brasilien bestimmt, ward unter dem Namen „Stärkkodder" nach Dänemark verkauft, dort aber (nach einer sehr schlecht bestandenen Ueberfahrt von Bordeaux nach Kopenhagen), vor der Uebernahme angeblich wegen zu großen Tiefgangs und auch wohl wegen schlechter Panzerung zurückgewiesen. Schließlich kam sie als „Stonewall Jackson" doch noch in die Hände der Conföderirten, denen sie 6 Monate als Kaper diente, wobei sie sogar zwei Unionsschiffe, die berühmte Fregatte „Niagara" und die Corvette „Sacramento" vor Corunna und im Tejo wiederholt im Schach hielt, sodaß diese nicht anzugreifen wagten; indessen mußte sie sich später dennoch der Union ergeben. Der „Cheops" ward während des Baues von Preußen übernommen und durch eine

Digitized by Google

französische Besatzung unter Ueberwachung der preußischen Abnahme-Commission nach Danzig übergeführt, wo er aber bei den angestellten Proben hinsichtlich der Schnelligkeit nicht genügte, sogar auf einen Pfahl im Revier auflief und sich unter Wasser so beschädigte, daß er ins Dock gehn mußte. Schließlich ward er, wie man sagt infolge gewisser Verhandlungen mit dem Erbauer und anderen mehr mittelbar interessirten Personen gegen einen Nachlaß an der Kaufsumme dennoch erworben, und man hofft jetzt seine nautischen Eigenschaften auf ein befriedigendes Maß erhöht zu haben: wenigstens sprachen sich uns gegenüber preußische Seeoffiziere über seine Schnelligkeit und Seefähigkeit ziemlich anerkennend aus. Letztere wird durch den neu am Bug angebrachten Wellenbrecher jedenfalls verbessert sein, wenn auch der Verband des Schiffes etwas mehr angegriffen wird. Einem zweiten Uebelstand, über den wir klagen hörten, dem tiefen „Einhauen" des Vorschiffes in die See ließe sich vielleicht durch eine Aenderung der Takelage abhelfen, durch Erleichterung resp. Verkleinerung des Fockmasts und Vergrößerung des Großmasts. Dann wird der Segeldruck oder auch der bloße Windfang der Takelage das Schiff vorn weniger ins Wasser drücken und durch den vergrößerten Druck auf das Hinterschiff das Vordertheil sogar aus dem Wasser zu heben streben.*)

Gegenwärtig liegt das Schiff, vor einiger Zeit in „Prinz Adalbert" umgetauft, abgerüstet im Bassin vor dem Marinedepot zu Geestemünde. Man hat ihm — wie bereits bemerkt — nicht bloß die Raaen und Stengen abgenommen, sondern auch noch über seinem Deck zum Schutz gegen die Witterung ein förmliches Dach von Latten gebaut, dessen First über dem hinteren Thurm durch ein kegelförmiges, ebenfalls aus Latten hergestelltes Dach wie bei einem Carroussel überhöht wird, während hinten über der Schanze und vorn am Bug halbkegelförmige Dächer nach vorn und hinten abschließen.

Während „Arminius" und „Adalbert" zur Zeit als specifische Panzerschiffe noch die einzigen ihrer Gattung in der preußischen resp. norddeutschen Marine sind, werden sie wahrscheinlich innerhalb der nächsten 10 Jahre ein halbes Dutzend Genossen erhalten. — Unsere nächste Schilderung soll die Panzerfregatten mustern.

---

*) Die Umschaffung zu einer Briggtakelage könnte zu dem erwünschten Ziele führen, ohne doch, wenn der Großmast hinter, nicht wie früher in dem großen Thurm steht und der Fockmast kleiner als zuvor ist, die Uebelstände herbeizuführen, die sich früher bemerklich machten und zur Einführung der Schoonertakelage bewogen haben.

Julian Schmidts Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod von Julian Schmidt. Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band: Die Romantik (1797—1813). Dritter Band: Die Gegenwart (1814— 1867). Leipzig, 1867.

Die umfangreiche Arbeit, welche jetzt in drei Bänden abgeschlossen vor dem Leser liegt, ist in Wahrheit eine völlige Umarbeitung, wie bei Besprechung des ersten Bandes ausgeführt wurde. Die ersten Auflagen hatten einen vorzugsweise kriegerischen und polemischen Charakter, denn damals galt es, schädliche oder abgelebte Richtungen in ihrer Untüchtigkeit darzustellen und gegenüber anspruchsvoller Mittelmäßigkeit höhere ethische und künstlerische Forderungen, welche die Zeit erhob, geltend zu machen. Eine andere Aufgabe wurde dem Verfasser bei der neuen Arbeit; in den letzten zehn Jahren hat sich die geistige Production der Deutschen wesentlich umgeformt, alte Puppenhülsen sind abgestreift, schädliche Richtungen fast abgethan, eine neue Bildung und ein neues großes Gebiet realer Interessen haben in den Geistern die Herrschaft erlangt, für die Literarhistoriker steht jetzt die Pflicht obenan, die ungeheure Strömung des geistigen Lebens unserer Vergangenheit so einzufassen, daß der gesammte Lauf verständlich wird; nicht die Individuen, sondern der Antheil, welchen sie an der nationalen Bewegung haben, sind das Wesentliche, das geistige Leben jedes Zeitraums wird dargestellt in den großen Ideen, welche den Schriftstellern Wärme, Begeisterung, Inhalt geben, den Charakter ihrer Werke bestimmen, den Kunstwerth derselben fördern oder hindern. Mit großem Sinn und mit einer zuweilen poetischen Intuition sind diese höchsten leitenden Ideen, welche zugleich Theilpunkte des unermeßlichen Stoffes werden, von dem Verfasser aufgefunden und kräftig hervorgehoben.

Die Zeit der Romantiker, der Freiheitskriege, des jungen Deutschlands und der politischen Kämpfe bis zur Gegenwart, eine große Zeit für die deutsche Wissenschaft, ist für die deutsche Kunst nicht ebenso reich an Werken von hoher Schönheit und Dauer, ja die meisten Arbeiten erweisen peinlich die Mängel, welche das unpolitische und staatslose Privatleben der Deutschen den Charakteren ließ, und die grillige Wunderlichkeit, womit ihr Idealismus behaftet war. Unter den Dichtern seltsame und verschrobene Gestalten, hohe Ansprüche und geringe schöpferische Kraft, in vielen ein Wirbel unklarer nnd verkehrter Forderungen, die Farben oft schön und glänzend, die Linien der geschilderten Charaktere selten rein und richtig, sogar in der Lyrik dicht neben einem Raffine-

Digitized by Google

ment, welches neue Stoffe und neue Methode der Behandlung ſucht, innere Armuth, Verwilderung, zuletzt Rohheit der Form.

Und doch iſt die Darſtellung dieſer ganzen Periode von dem geſtiefelten Kater bis zu Fritz Reuters mecklenburgiſchen Geſchichten, von dem baſeler Frieden bis zum Vertrage von Nikolsburg in der neuen Arbeit des Verfaſſers ſo tief und edel gefaßt, daß das allmälige Wachſen der nationalen Kraft im Vordergrund ſteht, und über den einzelnen Verirrungen des Urtheils und Geſchmacks die Steigerung der gemüthlichen Bedürfniſſe und der veränderte Maßſtab für den Werth des Geſchaffenen ſichtbar werden. Denn aus ſeinem Urtheil fühlt ſich immer ein patriotiſches Herz und die frohe Zuverſicht zu der Tüchtigkeit deutſcher Natur heraus. Kaum iſt irgendwo ſo vortrefflich, als hier, nachgewieſen worden, wie der Mangel eines ſtarken Staatslebens niederdrückend auf dem beſten geiſtigen Schaffen der Nation lag, und wie die Sehnſucht darnach ſelbſt in den wunderlichſten Verirrungen zu Tage kam, immer ſtärker und ſeit dem Jahre 1848 immer gewaltiger. Es iſt natürlich, daß bei einem Werke, welches ein faſt unermeßliches Gebiet der höchſten menſchlichen Thätigkeit ſchildert, nicht jede Richtung und jede Perſönlichkeit mit gleichmäßiger Theilnahme bedacht iſt, und das Urtheil des Verfaſſers über das Einzelne wird zuweilen Widerſpruch erfahren, aber den geiſtvollen nnd wahrhaften Grundgedanken des Werkes ſoll man nicht antaſten, nicht das Verſtändniß des Verfaſſers für den großen Gang unſerer nationalen Entwickelung und nicht die lautere Wärme, womit er die ſittlichen Forderungen der deutſchen Gegenwart gegen unſere eigene Vergangenheit und gegen die Fremden vertritt.

Es iſt die frohe Zeit einer aufſteigenden nationalen Bewegung, welche in dieſem Werke geſchildert wird. Dem Verfaſſer erſcheint die Neugeſtaltung Deutſchlands als ein epochemachender Abſchnitt für das geſammte geiſtige Leben der Deutſchen, und wie er in den Leiſtungen der Geiſteswiſſenſchaft und der poetiſchen Literatur Vorarbeit und Sehnſucht darnach erkennt, ſo deutet er auch an, daß die Neubildung unſeres Staatslebens der Wiſſenſchaft, wie der poetiſchen Literatur und Kunſt, neue, höhere Aufgaben ſtelle. Wir vertrauen, ſie wird ihren Segensgruß auch in das Arbeitszimmer unſerer Gelehrten und Dichter ſenden, denn jede politiſch bewegte Zeit gibt dem Volke außer Bewunderung und Haß neue Einſicht und ſchärferes Verſtändniß zunächſt für politiſche Perſönlichkeiten, dann für jede Menſchennatur; und jede Steigerung des nationalen Selbſtgefühls und patriotiſchen Stolzes macht productive Kraft auf jedem Gebiet der geiſtigen und materiellen Intereſſen frei. Und wir dürfen allerdings hoffen, daß unſere Hiſtoriker und Dichter klarer, feſter und ſiegesfroher das Leben beurtheilen werden, welches ſie zu ſchildern unternehmen. Wie ſchnell der politiſche Fortſchritt ſich in unſerer Literatur als ein neuer Höhepunkt kundgeben wird, das wiſſen wir freilich nicht, und wir

wollen uns hüten, zu prophezeien. Doch scheint uns, wenn wir die Vergangenheit recht deuten, daß die Resultate großer politischer Erfolge in der idealen Arbeit einer Nation erst dann ihre besten Früchte reifen, wenn diese Erfolge als ein ruhiges Wohlgefühl in die Seelen übergegangen sind. Eine gewisse heitere Ruhe bedarf nicht nur der Dichter, auch der Gelehrte, der in großer Arbeit die Thätigkeit vergangener Menschen zu deuten unternimmt.

Es war die Signatur der nächsten Vergangenheit, einer unbefriedigten, gedrückten, unruhig heischenden Zeit, daß sich dem Gelehrten und noch mehr dem reizbaren Dichter in Stoff und Charakter seiner Abeiten die socialen und politischen Forderungen des Volkes übermächtig eindrängten. Nur zu oft hat das beflissene Streben, eine Tendenz zu exemplifiziren, die heitere Wärme verringert, welche jeder Arbeit nöthig ist, die menschliches Leben abzubilden unternimmt. Möge jetzt den Seelen ruhigere Sammlung werden. Den Dichtern aber ist jetzt der beste Rath, daß sie frischweg bilden, was ihnen das Herz warm macht, und in künstlerischem Schaffen weder um Vergangenheit der Literatur, noch um die Bedürfnisse des Bundesstaats und irgend welche Forderungen der Gegenwart sorgen. Sind sie tüchtige Gesellen, so wird auch bei weit ab liegendem Stoff und in behaglichem Gestalten des Kleinsten, ohne daß sie es selbst wissen, der Gewinn sichtbar werden, welchen eine große Kräftigung des nationalen Lebens jedem Zeitgenossen mittheilt. Gerade jetzt, wo die Politik unter den Interessen der Nation oben ansteht, soll der Dichter das Recht des schönen Schaffens mit Selbstgefühl und treu gegen seine Kunst vor seinem Geschlecht geltend machen.

In diesem Blatte erschienen vor Jahren die Ansichten des Verfassers über die romantische Schule, das junge Deutschland und zahlreiche Schriftsteller der Gegenwart im ersten Wurf als wirkungsvolle Artikel. Von neuem freuen sich die Grenzboten, daß ein so stattliches Werk bei ihnen seinen Anfang nahm, und sie senden dem Verfasser heut in alter Freundschaft wieder ihren Glückwunsch zu.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende November.

Während das Verhältniß des französischen Kaiserthums zu den gebildeten Klassen des französischen Volks täglich unbehaglicher zu werden scheint, die Anzeichen wachsenden Einflusses der oppositionellen Parteien sich mehren, geheimnißvolle Verhaftungen mit Demonstrationen und Maueranschlägen entschiedenen revolutionären Charakters wechseln, sind Presse und Diplomatie der pariser

Digitized by

Regierung unausgesetzt mit dem Conferenzvorschlage und mit Betheuerungen der günstigen Aufnahme desselben bald „bei der Mehrzahl der Mächte", bald „bei sämmtlichen Staaten zweiten Ranges" beschäftigt. Man sollte glauben, Napoleon III. habe alle seine Zukunftshoffnungen auf diese e i n e Karte gesetzt und gedenke mit Hilfe dieser dem Va banque, welches ihm von allen Seiten zugerufen wird, Stand halten zu können. Das zweite Empire hat den Eindruck eines in seinem Selbstvertrauen erschütterten politischen Körpers zu keiner Zeit in so ausgesprochener Weise gemacht, wie während der abgelaufenen Novemberwochen. Der Entschluß zu einer Einmischung in die italienischen Dinge ist den leitenden Staatsmännern Frankreichs so schwer geworden, von so zahlreichen Schwankungen und Meinungsveränderungen begleitet gewesen, daß sich klar durchsehen ließ, die Regierung fühle sich von der öffentlichen Meinung, der man in besseren Zeiten so oft und so selbstzufrieden ins Angesicht geschlagen, vollkommen abhängig. Kaum sind die französischen Truppen in Civitavecchia gelandet, die ersten Bataillone gegen die Freiwilligen von Mentana ins Feuer geführt, so beeilt Marquis de Moustier sich bereits, aller Welt zu erklären, Frankreich sei nicht gewillt, die in seinen Händen liegende römisch-italienische Frage eigenwillig zu lösen, es fühle das Bedürfniß, Europas Meinung zu hören und Verantwortung wie Entscheidung in die Hände eines Congresses niederzulegen. Und an diesem Congreßgedanken wird von den Leitern der Geschicke Frankreichs mit einer Zähigkeit festgehalten, die etwas von der Energie der Todesangst hat. Man ladet Alle, die Großen wie die Kleinen ein, damit wenigstens Einige kommen; nachdem wochenlang von einer Conferenz die Rede gewesen, welche einen entscheidenden Machtspruch thun sollte, wird schließlich erklärt, wenn es nicht anders sein könne und die streitenden Theile sich zu einer Unterordnung unter diesen Orakelspruch nicht entschließen könnten, habe man nichts dawider, wenn die Conferenz die streitige Frage blos diskutire und Meinungen über dieselbe austausche. Unter aller und jeder Bedingung soll die Conferenz zu Stande kommen; mit oder ohne Programm, zu Discussionen oder zu Beschlüssen, mit der Zustimmung oder gegen die Wünsche der Betheiligten, in Paris oder in München — die französische Regierung m u ß den Kammern mit e i n e m Erfolg, mit Beweisstücken dafür entgegentreten, daß der Staat noch nicht um seinen europäischen Einfluß gebracht sei. Unterdessen hat die Unzufriedenheit der Feinde am heimischen Heerde so beträchtlich zugenommen, daß jeder Morgen von einem neuen Ausbruch des Volksunwillens zu erzählen hat: die Bewegung gegen das Octroy wird nicht mehr von Arbeitern und Proletariern, sondern von Fabrikanten und Notabeln getragen, im quartier latin ist von einem neuen „reveil du lion" ernstlich die Rede und auf den Straßen wird so laut „Vive Garibaldi" und „A bas l'étrangère" gerufen, daß der Chef der kaiserlichen Palastpolizei nicht mehr leugnen kann, diesen ominösen Ruf gehört zu haben. Die Kammern

Digitized by Google

treten zuſammen, der Kaiſer eröffnet ſie mit einer friedlichen Rede voll liberaler Wünſche und mit ſichtlicher Schonung der Empfindungen der Partei, die die Einheit Italiens unterſtützt hatte; die Expedition wird als Maßregel zur Vertheidigung der Nationalehre bezeichnet. Sofort thut ſich der Unwille derſelben Clericalen, denen zu Liebe man die unliebſame Expedition unternommen, in entſchiedenſter Weiſe kund und verlangen die Biſchöfe ein energiſcheres und unzweideutigeres Eintreten für den heiligen Vater. Die Blau- und Gelbbücher werden ausgegeben und eine neue Verlegenheit liegt vor, noch ehe die angemeldeten Interpellationen Jules Favres zur Entſcheidung gekommen: die der Volksvertretung vorgelegten Aktenſtücke liefern den Beweis, daß das Regierungsorgan die öffentliche Meinung in zwei Fragen von höchſter Bedeutung abſichtlich in die Irre geführt hat und daß das Garibaldiſche Unternehmen gegen Rom von der Regierung, welche es bekämpfte, wenigſtens indirect mitverſchuldet worden iſt. Für die Legion von Antibes iſt allen Moniteurverſicherungen zum Trotz unter Zulaſſung der Regierung durch die Hirtenbriefe franzöſiſcher Biſchöfe geworben worden und der General Dumont iſt (zuwider der ausdrücklichen Betheuerung deſſelben Moniteur und des Kriegsminiſters) mit dem beſtimmten Auftrag nach Rom geſendet worden, den Zuſtand der päpſtlichen Zuavenregimenter zu unterſuchen und die gelockerte Disciplin dieſer Truppe im Auftrage der franzöſiſchen Regierung wiederherzuſtellen. Es iſt dadurch nicht nur der Beweis geliefert worden, daß man das Volk abſichtlich getäuſcht hat; für die Thatſache, daß Frankreich die Septemberconvention noch viel directer verletzt hat, als Italien, liefert die officielle Depeſchenſammlung ſelbſt die ſchlagendſten Argumente und es bedarf nur noch einer geſchickten Hand, damit dieſelben zur feſten Beweiskette zuſammengefügt werden. — Während ſich die Wolken für die bevorſtehenden Debatten des Corps legislatif auf dieſe Weiſe dicht zuſammenziehen, herrſchen im kaiſerlichen Lager Noth und Verwirrung: der linke Flügel der Imperialiſten, deſſen am Schluß der vorigen Seſſion ausgeſprochene Mahnungen unberückſichtigt gelaſſen worden, zeigt nichts von der früheren Bereitwilligkeit zur Unterſtützung der Regierungspolitik, ſelbſt Emil Ollivier, auf den man längere Zeit hindurch in den Tuilerien ziemlich unbedingt rechnen zu dürfen glaubte, erklärt dieſes mal mit der Oppoſition gehen zu wollen und verlangt in die Reihen derſelben aufgenommen zu werden. Im Schoß des Miniſteriums und des Geheimraths macht ſich der Mangel an wirklichen Talenten immer peinlicher fühlbar — die alte Garde der Schickſalsgenoſſen des Staatsoberhaupts, hat gerade die tüchtigſten ihrer Glieder durch den Tod verloren, andere wie Walewski und Lavalette können ſich dem herrſchenden Syſtem nicht mehr bedingungslos anſchließen. Rouher, der „Vice-Kaiſer“ der letzten Seſſion, hat die Finanzen Herrn Magne übertragen müſſen, von dem die eigenen Freunde nicht viel erwarten, und der neue Miniſter Pinard eröffnet ſeine Thätigkeit mit Preßmaßregelungen, die,

Digitized by Google

ohne zu nützen, Oel ins Feuer gießen. Was sich an Männern von Talent und Charakter für die Sache des Buonopartismus gewinnen ließ, wird aber fast ausnahmslos in den höchsten Regierungsstellen angetroffen, auf selbstlose und unabhängige Freunde hat eine Regierung, deren Devise die Alliance des Throns mit der Masse gegen die in der Mittelclasse vertretene Elite der Nation war, nicht gerechnet und nicht rechnen können. Der Senat, in welchem die große Masse der gesinnungslosen Anhänger des gegenwärtigen Systems sitzt, kann der Regierung in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, absolut keine Stütze bieten; daß sich selbst die Interpellation über die römische Frage, welche von dieser Körperschaft beschlossen worden, in die Form eines schüchternen Danks für die Rettung des Papstthums gehüllt, daß man in einem Athem eine Maßregel für höchst anerkennenswerth erklärt und doch nach den Consequenzen derselben gefragt hat, das kann die Achtung der Nation vor dieser Vertreterin des Volkswillens und der Staatsinteressen nur noch tiefer herunterbringen und muß dem Ansehen der Regierung, welche diese Form der Pairie geschaffen hat, eher schaden, denn nützen.

Und den Sturm, der durch eine so lange Reihe von Mißgriffen hervorgerufen worden ist, der sich nicht mehr gegen die gegenwärtige Politik des Kaiserthums, sondern gegen das System und die gesammte Vergangenheit desselben richtet, diesen glaubt man beschwören zu können, wenn man eine Conferenz ohne Programm und ohne beschließende Competenz irgendwo und irgendwie zu Stande bringt? So groß die Neigung des französischen Volks, sich durch diplomatische und militärische Erfolge über innere Schäden beruhigen zu lassen, auch sein mag, — daß es dem Kaiser gelingen werde, durch eine mühselig zu Stande gebrachte, aller Wahrscheinlichkeit nach erfolglose Diplomatenversammlung den anschwellenden Strom in das alte Bett zurückzuführen, das verlorene „Prestige" wiederzugewinnen, das werden auch die zuversichtlichsten Optimisten nicht zu hoffen wagen. Und trotz aller officiösen und officiellen Versicherungen ist das Zustandekommen dieser Conferenz auch zur Stunde noch nicht gesichert. Die eigentlichen Stützen dieses Unternehmens, Herr v. Dalwigk in Darmstadt und Marschall Narvaëz in Madrid, scheinen wenig geeignet, die Zurückhaltung der Großmächte zu überwinden: in Deutschland wird der darmstädter Premier schon seit lange für einen Mann gehalten, „mehr geeignet von Sünden abzuschrecken als zu ihnen anzureizen", und der Gegensatz seiner Haltung zu der der übrigen deutschen Mittelstaaten kann für ihn selbst ebenso ominös werden, wie für das gesammte Projekt. Es will wenig sagen, wenn versichert wird, der Papst habe der Conferenz zugestimmt; wenn die Curie erklärt, sie sehe jene Versammlung nur als Gelegenheit zum Meinungsaustausch an und werde ihre Stellung zu derselben je nach dem Inhalt dieser Meinungen modificiren, so nimmt sie mit einer Hand, was die andere gegeben, und die Abneigung, aus welcher Preußen, Eng-

Digitized by Google

land und Rußland ſchon gegenwärtig kein Hehl machen, kann dadurch, daß dem europäiſchen Areopag a priori jedes Recht zu definitiven Entſcheidungen abgeſprochen wird, nur verſtärkt werden. Es iſt charakteriſtiſch genug, daß diejenigen Mächte, welche ſich ſtark und geſund fühlen, keine Neigung ſpüren, an der Einmiſchung in fremde Händel Theil zu nehmen, während die ſchwachen und die in ihrer gegenwärtigen Form der Exiſtenz bedrohten Staaten, Oeſtreich an der Spitze, nicht abgeneigt ſind, eine diplomatiſche Diverſion im Stil der Reſtaurationszeit zu unternehmen und dem franzöſiſchen Bedürfniß nach Ableitung der Volksaufmerkſamkeit von inneren Fragen Vorſchub zu leiſten.

Parallel mit der römiſch-italieniſchen Verwickelung und dem Zuſammentritt der franzöſiſchen Kammern iſt die Abwicklung der ſüddeutſchen Zoll- und Alliance-Angelegenheit und die Einberufung der neugewählten preußiſchen Volksvertretung gelaufen. Preußen hatte nur nöthig gehabt, einen Augenblick mit ſeiner Drohung, den Zollverband für den Fall der Ablehnung ſeiner Vorſchläge zu ſprengen und die Widerſtandsluſt, zu welcher ſich bayriſche Pairs und ſchwäbiſche Commons gegenſeitig ermuthigt hatten, war gebrochen. Daß in Süddeutſchland mindeſtens die Regierungen etwas von der Verlegenheit gelernt haben, in welche ſie durch ihre zweideutige Haltung gerathen waren, das hat ſich neuerdings in Sachen des franzöſiſchen Congreßvorſchlages gezeigt; ſie haben ſich (Darmſtadt allein ausgenommen) mit größeren und geringeren Modificationen der Haltung Preußens angeſchloſſen und werden der pariſer Einladung ſicher nur Folge leiſten, wenn man ihnen in Berlin dazu das Beiſpiel gegeben hat. — Zunächſt haben wir uns mit den gewonnen Reſultaten zu begnügen, aber dieſe ſind bedeutend genug, um uns für den verzögerten Eintritt Badens in den norddeutſchen Bund, der die Folge einer momentanen Sprengung des Zollbündniſſes geweſen wäre, überreichlich zu entſchädigen. Daß Preußens Vorgehen in der Zollangelegenheit von der überwiegenden Mehrzahl der gebildeten und wohlhabenden Claſſen des ſüddeutſchen Volkes gebilligt und unterſtützt worden iſt, kann an und für ſich für einen folgenreichen Schritt zu dem Ziel vollſtändiger deutſcher Einigung gelten. Die Particulariſten und Clericalen Bayerns und Würtembergs haben ihre Entfremdung von den wahren Volksintereſſen ſo rückſichtslos und offen dokumentirt, daß alle diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, ihre Augen auf den ſonſt ſo mißtrauiſch und feindlich angeſehenen Norden richten mußten, daß den Kurzſichtigſten der Unterſchid zwiſchen den Intereſſen des ſüddeutſchen Volks und der ſüddeutſchen Parteien klar werden mußte. Hat die überwiegende Majorität der Süddeutſchen den Zwang gebilligt, welchen Preußen in einer wirthſchaftlichen Frage auf die anti-nationalen Regierungen und Parteien ausgeübt hat, — warum ſollten ſie es außer der Ordnung finden, wenn die gleiche Preſſion dereinſt ausgeübt wird, wo es ſich um die höchſten idealen Güter Deutſchlands handelt? Die particulariſtiſche

Digitized by Google

Demokratie, ohne Zweifel die einflußreichſte der feindlichen Parteien jenſeit des Main, geht ſeit der Schlappe, die ſie beim Beginn dieſes Monats erhalten, mit Rieſenſchritten ihrem Bankerott entgegen und hat ſchon heute nur über die Hälfte der Mittel zu verfügen, welche ihr noch vor wenigen Wochen zu Gebote ſtanden. Wenn die ſchwäbiſchen Demokraten der Politik, welche ſie neuerdings einzuſchlagen begonnen haben, nur einige Zeit lang treu bleiben und fortfahren, das Miniſterium Varnbühler gegen jeden freiſinnigen Antrag, den die Nationalen einbringen, zu unterſtützen, ſo ſind ſie binnen kurzem ein Generalſtab ohne Armee. — Aber auch innerhalb des norddeutſchen Bundesſtaats haben die Gegner der nationalen Sache entſchiedenes Unglück, arbeiten ſie ihren gehaßten Gegnern direkt in die Hände. Das Material, aus welchem Blätter vom Schlage der Zukunft und der Sächſiſchen Zeitung ihre Seide ſpinnen, wird von Woche zu Woche dünner, — es giebt immer weniger Anzeichen für die „nahe bevorſtehende große Reaction“ gegen den „Cultus des Erfolgs“ zu regiſtriren, die Berichte über allgemeinen Unwillen gegen die neuen Inſtitutionen werden matter und ſeltener, und man nimmt ſeine Zuflucht bereits zu Klagen über Einführung eines gemeinſamen Münzfußes in den verſchiedenen Theilen des Staats und bejammert vom Standpunkt berechtigter hiſtoriſcher Eigenthümlichkeiten aus die gewaltſame Beſeitigung der altgewohnten Guldenrechnung. In Sachſen hat das Verfahren der „konſervativen“ erſten Kammer gegen den Bürgermeiſter Dr. Koch zu einem Entrüſtungsſturm geführt, deſſen Wogen über das Bett der nationalliberalen Partei hinausſpülen und alle liberalen Elemente, auch die ſpecifiſch ſächſiſchen, mitfortreißen. Eine wirkliche Macht hat die radikale Demokratie nur noch in einigen der alten Provinzen Preußens hinter ſich, daß dieſelbe aber auch hier in der Abnahme und zwar in einer ziemlich raſchen begriffen iſt, hat das Reſultat der letzten Wahlen bewieſen, die noch beträchtlich conſervativer als die des Sommers 1866 ausgefallen ſind und der Rechten die Möglichkeit geboten haben, im Präſidium durch einen der Vicepräſidenten vertreten zu werden. Dieſer Umſtand wird die Aufmerkſamkeit der Liberalen um ſo mehr verdienen, als die zum erſtenmale im preußiſchen Parlament vertretenen neuen Provinzen, wenn ſie nicht Partikulariſten nach Berlin ſandten, ſo überwiegend im nationalliberalen Sinne gewählt haben, daß der Zuwachs der Conſervativen ausſchließlich auf Rechnung des Ideenumſchlags in Altpreußen kommt. Immer deutlicher ſtellt ſichs heraus, daß die Gouvernemental-Conſervativen beſtrebt ſind, ſich durch Conceſſionen an die Forderungen des Socialismus in den arbeitenden Klaſſen zu verſtärken und gewiſſe radicale Elemente im Kampf gegen den Liberalismus zu verwerthen. Sehr beachtenswerth iſt in dieſer Beziehung ein Artikel der Nordd. Allg. Ztg. vom 27. Nov., der ſeine Befriedigung darüber ausſpricht, daß Löwe-Calbe ſich in einem Vortrag über die ſociale Frage auf den Boden, den die conſervative Partei bezüglich der

ſocialen Frage einnehme, begeben und der liberalen Theorie dem Unterſchiede zwiſchen Staat und Geſellſchaft energiſch widerſprochen habe. Ausfälle dieſer Art und Connivenzen an die Laſſalleſche Auffaſſung der Arbeiterfrage kehren in dem officiöſen berliner Organ periodiſch wieder und verdienten es wohl, von den Vertretern des liberalen Oekonomismus aufmerkſamer als bisher berückſichtigt zu werden. Schon gelegentlich der Wahlen zu dem letzten Reichstag haben wir darauf aufmerkſam gemacht, daß eigentlich alle Parteien in gleich incorrecter Weiſe mit den Socialiſten Geſchäfte gemacht haben, angeblich um dieſelben zu ihren Zwecken zu benutzen. Geſchäfte dieſer Art ſchlagen nicht ſelten wider Vermuthen aus. Die Erfahrungen, welche Frankreich in den vierziger Jahren mit den Socialiſten gemacht hat, die die Demokratie zu ihren Zwecken auszubeuten glaubte, um ſchließlich von denſelben überwuchert zu werden, ſie ſind ernſt genug geweſen, um unſern Parteien das Gewiſſen zu ſchärfen und ein für alle Mal zur Warnung vor gefährlichem Spiel zu dienen. Reactionäre aller Gattungen und Arten haben ihre Blicke ſeit Jahren auf die ſociale Frage gerichtet und die Abhandlungen, welche die hiſtoriſch-politiſchen Blätter von Zeit zu Zeit über dieſelbe veröffentlichen (das neueſte Heft enthält einen intereſſanten Artikel über die ſociale Frage auf dem pariſer Congreß) könnten ebenſo gut in einem der gouvernementalen Journale Berlins ſtehen.

Der Zuſammentritt der preußiſchen Volksvertretung iſt faſt gleichzeitig mit der nochmaligen Verurtheilung Twieſtens erfolgt und wird dieſe ſich mit jenem Prozeß wahrſcheinlich ſchon beſchäftigt haben, wenn dieſe Blätter in die Hände ihrer Leſer kommen. Ueber die Sache ſelbſt iſt nichts mehr zu ſagen: daß ein Urtheil dieſer Art in einem preußiſchen Gerichtshof möglich war, iſt unſerer Anſicht nach noch lange nicht ſo ſchlimm, als daß ein preußiſcher Juſtizminiſter einen Prozeß dieſer Art gegen einen der patriotiſchſten Männer des Staates, eine der zuverläſſigſten Stützen der nationalen Politik durch wiederholte Apellationen fortzuſetzen gewagt hat. Das alte „il y a des juges à Berlin“ iſt ſeit lange aus dem Volksmunde verſchwunden und es wird einer fortgeſetzten und ſchwierigen Arbeit bedürfen, ehe der alte Ruhm preußiſcher Gerichtshöfe in ſein früheres, durch beinahe zwei Jahrzehnte geſchmälertes Recht wieder eingeſetzt werden kann. Schäden dieſer Art ſind nicht im Handumdrehen auszumärzen, — wenn aber politiſche Mißgriffe (die ſich dadurch repariren ließen, daß ein Staatsanwalt rechtzeitig ohne Auftrag zur Anwendung von Rechtsmitteln gelaſſen wird) unausgeglichen bleiben und periodiſch wiederkehren, ſo kann das nicht hart genug verurtheilt werden. Daß es das Abgeordnetenhaus auch dieſes Mal nicht an Verſuchen fehlen laſſen wird, dem Miniſterium des Grafen zur Lippe den Boden auszuſchlagen, darauf kann mit Sicherheit gerechnet werden, — der Erfolg wird freilich ſo zweifelhaft bleiben, wie er es von je geweſen. Sehr viel ſchwieriger iſt die Frage,

Digitized by Google

was aus dem Twestenschen Prozeß und der neuerdings beliebten Auslegung des § 84 der Verfassung werden soll. Die Anträge, welche der Abg. Lasker in dieser Beziehung gestellt hat, haben wenig Aussicht, vielleicht noch weniger Anspruch darauf, angenommen zu werden. Daß die in Vorschlag gebrachte Niederschlagung jenes Prozesses in der beantragten Weise nicht möglich sei, ist von allen Seiten anerkannt worden und kann für ausgemacht gelten, gegen den Vorschlag zu einer veränderten Fassung des § 84 hat die Volkszeitung neuerdings aber höchst beachtenswerthe Bedenken vorgebracht. Die Veränderung des bisherigen Wortlautes würde einer Anerkennung der bisherigen Zweideutigkeit desselben allerdings nahe kommen: nicht weil die Lage mißliebiger Kammerredner für den Fall einer Abweisung des Laskerschen Antrags durch Regierung oder Herrenhaus verschlimmert würde — weil das Abgeordnetenhaus die rechtliche Möglichkeit einer Auslegung des § 84 im Sinne des Grafen Lippe nicht einräumen darf, scheint uns jene Bill höchst bedenklich zu sein. Durchaus unwürdig aber wäre es, wollte die Regierung sich dazu hergeben, aus dem § 84 einen Handelsartikel zu machen und die Laskersche Fassung — wie ihr neulich von einem „Conservativen" in der Kreuzzeitung gerathen wurde — unter der Bedingung zu approbiren, daß die Diätenlosigkeit auch für das Abgeordnetenhaus bewilligt würde; daß ein parlamentarischer Körper die Redefreiheit seiner Glieder mit klingender Münze bezahlte, wäre in der That unerhört, und so überzeugt wir davon sind, daß der Verzicht auf die Diäten sich mit der Zeit durchsetzen wird und durchsetzen muß, so verwerflich scheint es uns, denselben für die Anerkennung eines in der Natur der Sache liegenden Rechts eintauschen zu wollen. — Neben der Twestenschen Angelegenheit steht für die preußischen Kammern noch die Berathung des Budgets pro 1868 für den nächsten Monat auf der Tagesordnung. Die Berathung im Plenum ist gegen die abweichende Meinung der Linken und der Partikuristen auch dieses Mal angenommen worden. Die Abneigung der Majorität gegen die vorläufige Prüfung in einer Commission, hat, wie uns scheint, eine vorzugsweise symbolische Bedeutung; bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Hauses dürften praktische Gründe, als Befürchtungen vor einseitigen Streichungsgelüsten der Linken u. s. w. kaum berechtigt erscheinen. Daß das Budget noch vor Schluß des Jahres 1867 zu Stande gekommen sein müsse, ist an und für sich allerdings wünschenswerth, kann aber nicht für ein durchschlagendes Motiv gegen die Berathung in einer Commission gelten wollen. Die Budgetverhandlungen selbst werden ihr reiches Interesse indessen auch in der gegenwärtig beschlossenen Gestalt behalten. — Während man in Paris und Berlin noch mit Vorbereitungen zu den parlamentarischen Winterfeldzügen beschäftigt ist, sind die Verhandlungen des wiener Reichstags bereits auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung angelangt. Der Ausgleich mit Ungarn ist seinen Hauptpunkten nach angenommen, der Dualismus aus einer vollendeten zu

Digitized by Google

einer rechtlich anerkannten Thatsache geworden. Nach den neuesten Nachrichten aus dem Kaiserstaat sind seit dem Rücktritt des k. k. Botschafters in Rom, Freiherrn von Hübner auch die Verhandlungen über Umgestaltung des Concordats im Gange und ist die Aussicht auf eine Verständigung bezüglich desselben beträchtlich größer geworden. Es liegt ziemlich nahe, die Erfolge, welche Herr v. Beust in Sachen Ungarns und gegen die Agitation der Bischöfe neuerdings erfochten hat, mit der gesteigerten diplomatischen Thätigkeit des Reichskanzlers in Beziehung zu setzen. Die Kaiserreise nach Paris, der Besuch, den der leitende Staatsmann in London gemacht hat, das Circular über die Harmonie französischer und österreichischer Anschauungen in allen schwebenden Fragen, die — wie es heißt — bedingungslose Annahme der Einladung zur Conferenz, — alles läßt darauf schließen, daß Herr v. Beust den Zeitpunkt zur Aufnahme einer politischen Thätigkeit im großen Stil für geeignet hält. Daß man zu Wien selbst anderer Ansicht ist und die Arbeit an der Heilung der schweren innern Schäden des Kaiserreichs durch keinerlei diplomatische Diversionen zu stören wünscht, soll dem Kanzler von den Führern der liberalen Partei des Reichstags ziemlich unzweideutig gesagt worden sein. Und mit Recht, denn die Gefahr internationaler Conflikte ist für den Staat ohnehin da. Die Fragen der großen Politik, an denen der Thätigkeitsdrang des Freiherrn sein Geschick üben kann, werden für Oestreich nicht aus Westen, sondern aus Osten kommen; das Feuer im Orient — éteignez la lumière et rallumez le feu — brennt unaufhaltsam weiter und wird um so gefährlicher, als es nicht in hellen Flammen ausschlägt, sondern seine Arbeit fast unbemerkt thut und dadurch allen Feuerlärm verhindert. — Zur Zeit ist von der orientalischen Frage und von den Slaven Oestreichs und der Türkei in Rußland allerdings nicht häufig die Rede. Im Mittelpunkt der russischen Interessen steht die Revision des Zolltarifs; während im übrigen Europa der Stand der Industriellen und Kaufleute der Bahnbrecher des Freihandelssystem geworden ist, bemüht sich der mit der Industrie identisch gewordene Protektionismus hier im Bunde mit der Nationalpartei und der Mehrzahl aller unabhängigen Organe der Presse, die Regierung von jeder Herabsetzung der Zollfuhr abzuschrecken und das bisherige Absperrungssystem zu verewigen. Neben der Verhandlung über die Tarifrevision werden der Verkauf der Nikolaibahn und die Concessionirung neuer südrussischer Bahnen eifrig betrieben; gleichzeitig wird in Polen der alte Kalender und für die Staatsbehörden der Ostseeprovinzen die russische Sprache eingeführt. Es bedarf aber nur einer regelmäßigen Lektüre derjenigen russischen Journale, welche den leitenden Kreisen nahe stehen und die russische öffentliche Meinung beherrschen, um zu wissen, daß die Blicke der nordischen Großmacht und ihres Volks nichts destoweniger und unausgesetzt auf den Bosporus gerichtet sind, daß man in Moskau und Petersburg besser als sonst irgendwo über die Vorgänge auf Kreta und am

Digitized by Google

Fuß des Balkan, über die Bewegung unter Serben, Kroaten und Ruthenen unterrichtet ist. Rußlands Zukunft im Südosten und das Bündniß mit den slawischen Brüdern in West und Süd sind die consequent festgehaltenen Grundgedanken, welche die Politik der moskauischen Zeitung charakterisiren und von dieser als Säulen jeder nationalen Staatskunst gepriesen werden, um Millionen von gläubigen Anhängern in allen Schichten der Gesellschaft — die höchsten nicht ausgenommen, — zu finden. Unter den verschiedensten Formen wird dieses Thema unaufhörlich variirt: handelt sichs um die römische Frage, so wird auf das Wünschenswerthe guter Beziehungen zu Frankreich (von Preußen ist nie anders, als im Ton absichtlicher, fast mißtrauischer Kälte die Rede) hingewiesen „aber unsere wahren, absolut zuverlässigen Alliirten sind doch nur die slawischen Brüder an der Donau und am Bosporus", — wird über die friedlichen Thronreden der Beherrscher Frankreichs und Preußens berichtet, so lautet der Refrain, „ob die Westeuropäer Friede mit einander halten, kann uns gleichgültig sein, der Friede, welchen wir brauchen ist die brüderliche Einigung mit den Stammesgenossen" u. s. w. Nicht mit Unrecht macht das Organ der russischen Nationalpartei geltend, daß Rußland der einzige Staat sei, welcher ein wirklich lebendes Interesse an den Vorgängen im europäischen Südosten habe, daß es den übrigen Großmächten nur darauf ankomme, möglichst glimpflich über augenblickliche Verlegenheiten hinweg zu kommen. In Westeuropa spielt alles andere eine größere Rolle, als die Frage nach der Zukunft der Türkei, — Angelegenheiten von blos lokaler Bedeutung prävaliren, sobald sie irgendwo auftauchen, vor den höchsten Interessen des Welttheils. Für Oestreich würde es am nächsten liegen, dem Beispiel Rußlands in dieser Beziehung zu folgen.

Die englische Thronrede, die dritte, welche während des abgelaufenen Monats gehalten worden ist, zeichnet sich, insoweit sie die europäischen Gesammtinteressen berührt, durch eine geschäftliche Kühle aus, die deutlich bezeichnet, daß die Abneigung gegen jede Betheiligung an continentalen Händeln bei den Britten habituell geworden ist. Seit das französische Kaiserthum aufgehört hat, eine Gefahr für das Inselreich zu sein und die englische Diplomatie sich der Mühe überhoben glaubt, ein westmächtliches Zusammengehen in den schwebenden Fragen um jeden Preis herbeiführen zu müssen, ganz besonders aber, seitdem Englands Wege sich von denen Frankreichs in Mexiko trennten und die englischen Staatsmänner sich als die schärfer sehenden ausweisen, ist die Nichtinterventionspolitik zum Range eines leitenden Grundsatzes der brittischen Staatskunst erhoben worden. Kaum daß man Frankreich zu Liebe noch die papiernen Feldzüge nach Polen und Schleswig unternahm. Das Fiasko, das Lord Rüssel damals mit seinen Depeschen gemacht hat, haben sich auch die Tories, deren Tradition auf Beschäftigung mit continentalen Angelegenheiten hinwies, zur Lehre

Digitized by Google

gereichen lassen, und neben dem glücklich erzielten Parteicompromiß in Sachen der Parlamentsreform ist es ganz besonders diesem Umstande zuzuschreiben, daß die Derby, Stanley und d'Israeli aller gegentheiligen Prophezeiungen zum Trotz 18 Monate lang im Amte geblieben sind und Aussicht haben sich noch länger zu erhalten. Die Kälte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher die englischen Minister ihre Bedenken gegen die Conferenz im Unterhause geltend gemacht haben, ist darum Niemand eine Ueberraschung gewesen; das Verhältniß zu Frankreich ist seit lange in das Gleis ruhigen Nebeneinandergehens gerückt worden und das Erbleichen des kaiserlichen Sterns ist nicht geeignet, zur Auffrischung der alten entente cordiale einzuladen. Von den Depeschen, welche die englischen Blaubücher dem Herkommen gemäß auch noch gegenwärtig enthalten, nehmen die auf Abessinien bezüglichen Aktenstücke den größten Raum und das hauptsächlichste Interesse in Anspruch!

Es ist herkömmlich, die englische Zurückhaltung von Fragen der großen Politik als mit der Würde und Ehre einer Großmacht unvereinbar zu halten. Und doch steht dieselbe in naher Beziehung zu der großen Veränderung, welche sich seit den letzten zehn Jahren im internationalen Leben unseres Continents vollzogen hat. Seit das alte System der europäischen Politik aufgelöst, die Grundlage für ein neues System der internationalen Beziehungen noch nicht gewonnen worden ist, sind alle Versuche großer und kleiner Diplomaten, die Geschichte der einzelnen Glieder unseres Welttheils von einem Punkte aus zu regeln, erfolglos zu Boden gefallen: in der luxemburger Angelegenheit ist kein Schiedsspruch gefällt, sondern ein Compromiß der Betheiligten herbeigeführt werden, wie er bezüglich der römisch-italienischen Frage absolut unmöglich ist. Bevor nicht das Fundament eines neuen Staats- und Völkerrechtes gefunden ist, das wiederum die freie Consolidation der einzelnen Völker zur Voraussetzung hat, ist jedes Bemühen, die europäischen Fürsten zu Richtern darüber zu machen, in wieweit die Wünsche der einzelnen Völker mit der allgemeinen Wohlfahrt vereinbar sind, vergeblich und dazu unberechtigt. Das fühlen sämmtliche europäische Cabinette mit mehr oder minderer Klarheit, und daß England dieser Abneigung gegen Verhandlungen ohne Grundlage und greifbares Ziel zuerst und am deutlichsten Ausdruck gegeben hat, scheint uns darauf hinzuweisen, daß der älteste Rechtsstaat des Welttheils die lebhafteste Empfindung für eine Forderung der Neuzeit hat, die sich durchsetzen wird, mag die gegenwärtig projektirte Conferenz zu Stande kommen oder nicht. Bevor die einzelnen Völker unseres Welttheils sich naturgemäß konstituirt haben, ist jedes Bemühen, ihre inneren Verhältnisse durch die Gesammtheit zu regeln vergeblich, das gegenwärtige Stadium der Isolirung eine berechtigte innere Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Neue Kunstblätter und vermischte Literatur.

„Per aspera ad astra" nennt sich eine Sammlung von 24 Lithographien zur Erinnerung an die Siegesthaten der preußischen Armee im Jahre 1866, gezeichnet von F. Kaiser, L. Burger, H. Lüders und C. Koch (Verlag von W. Loeillot, lith. Anstalt und Kunstdruckerei in Berlin) — ein Werk, das zu den trefflichsten Leistungen seiner Gattung gezählt werden muß. Neben Episoden einzelner Kämpfe aus der Schlacht von Königgrätz und Chlum, den Treffen bei Tobitschau, Aschaffenburg, in Trautenau und Würzburg, welche natürlich den Hauptbestand des Albums ausmachen, bieten andere Blätter Porträtdarstellungen hervorragender Helden in charakteristischer Staffage, und auch der Friedensdienst im Felde, Lazareth- und Transportwesen ꝛc. ist nicht vergessen, sodaß man wirklich eine Gesammtvorstellung von der erschütternden Masse und Wucht der Schicksale und Erscheinungen erhält, welche die Silbe „Krieg" zusammenfaßt. — Bald nach dem Frieden schon haben die grünen Blätter auf die Fülle künstlerischer Arbeit hingewiesen, welche der vorige Sommer im Gefolge hatte, und bereits damals konnten ungewöhnliche Erwartungen mit bestimmten Namen verbunden werden. Begleitete die Illustration die Dinge auf frischer That, so reifen freilich Darstellungen, welche auf die Würde historischer Kunst Anspruch machen, erst langsam nach; hier haben wir eine Mittelstufe: mit Liebe ausgearbeitete und zum anschaulichen Ganzen combinirte Skizzen, welche darauf ausgehen, die volle Realität der einzelnen Vorgänge oft — wie wir glauben — bis ins Porträtmäßige zu packen. Correktheit der Zeichnung sowie des militärischen Details und ungeschminkte Wahrheit wird erstrebt, und wir zögern nicht mit der Anerkennung, daß dies in hohem Maße erreicht ist. Allerdings sind die Blätter von sehr ungleichem Werth, aber wo das innerhalb der Schranken der Reproduktionsweise und der speziellen Aufgabe Bestmögliche vorliegt, haben wir es mit musterhaften Leistungen zu thun. Namentlich gilt das von den überaus lebendigen, flott hingeworfenen und doch skrupulös genauen Darstellungen der Gefechtsscenen. Das Album, dem Kronprinzen von Preußen gewidmet, ist zum Besten der National-Invaliden-Stiftung herausgegeben, eine Bestimmung, die freudigsten Dank verdient. —

Im Anschluß an dieses Denkmal der Heldenthaten gedenken wir des kleinen Votiv-Gedichtes „Ein Opfer von Königgrätz" von Heinrich August (Verl. von Th. Lißner in Leipzig), welches das Schicksal des infolge eines Schusses erblindeten Sergeanten Weber in Wittenberg in einer Reihe von Gesängen schildert, die hübsches poetisches Geschick und wackere Empfindung zeigen. Als Benefiz eines Braven von 1866 möge es in der diesjährigen Weihnachtszeit nicht vergessen sein.

Der Kunstverlag von William Kemlein in Weimar hat soeben eine stattliche Reihe von Fortsetzungen zu den im vorigen Jahre mit gebührender Anerkennung begrüßten photographischen Nachbildungen von Studienblättern Fried-

Digitized by Google

rich Prellers herausgegeben. Gleich lehrreich und anziehend für Künſtler wie für Kunſtfreunde ſind dieſe Arbeiten des genialen Meiſters der Landſchaftskunſt ganz beſonders geeignet, die Art und Weiſe zu verdeutlichen, wie der Maler ſich an die Wirklichkeit der Natur hingeben kann, ohne ſeine Individualität zu verlieren. Dieſe Wahrheit nach innen wie nach außen iſt das Charakteriſtiſche von Prellers Technik und Auffaſſung und zugleich die höchſte Forderung der Kunſt. Mag uns je nach der Vollendung der einzelnen Blätter hier das Eindringen in ſpecielle Formen, dort die Wiedergabe großer Züge, endlich die Durchbildung eines Stückes realer Welt zum geſchloſſenen Bilde vorliegen, — immer folgt der Blick mit höchſtem Behagen der unfehlbaren Sicherheit dieſer raſtlos thätigen, nie ſich befriedigenden und doch immer die Höhe künſtleriſchen Vermögens bewahrenden Hand, die auch bei ſtrengſter Einſchränkung auf die reinen Formen die Farbenvorſtellung faſt niemals leer ausgehen läßt. — Die neue Serie italieniſcher Studien erfreut überdieß durch zahlreiche Figurenblätter, die den ausgebildeten Sinn für das Phyſiognomiſche der menſchlichen Geſtalt und die friſche Behandlung des Porträts erkennen laſſen. — Eine neue Folge endlich, betitelt „Skizzenbücher", gibt in großem Format breit angelegte landſchaftliche Veduten, vorzugsweiſe aus der Campagna di Roma und dem Lieblingsorte Prellers, Olevano, — Blätter, welche neben der Großheit der Charakteriſtik die Fähigkeit ſchon oben betonte „farbiger" Zeichnung in hervorragender Weiſe zur Geltung bringen. — Wir zweifeln nicht, daß dieſe ausgezeichneten Arbeiten ſich gleiche Popularität und gleiche Wirkſamkeit ſichern werden, wie die früheren Spenden des Meiſters, mit deſſen energiſcher Geſtaltungskraft das gewiſſenhafteſte Studium der Natur allenthalben Schritt hält.

Demſelben Kunſtverleger verdanken wir den Beginn eines anderen hocherwünſchten Werkes:

Photographien nach den Zeichnungen von Jacob Asmus Carſtens im Großherzogl. Muſeum zu Weimar, von denen ſoeben die erſten Blätter ausgegeben wurden.

Die bekannten Müllerſchen Umrißſtiche nach Carſtens, von welchen, wie wir ververnehmen, eine neue wohlfeilere Ausgabe vorbereitet wird, haben längſt dem Intereſſe für die in Weimar befindlichen Originalzeichnungen des edlen Erneuerers der deutſchen Hiſtorienmalerei auch in weiteren Kreiſen des Publikums Nahrung gegeben. Aber mit der Freude über jene Vervielfältigung von Carſtens' Compoſitionen wuchs das Verlangen nach größeren und vollſtändig getreuen Copien, wie ſie nur die Photographie zu geben vermag. Dieſem Unternehmen jedoch ſtellten ſich verſchiedene techniſche Hinderniſſe in den Weg; vor allem war das Material der Zeichnungen (meiſt Rothſtift) und die äußerliche Beſchaffenheit der Blätter ungünſtig. Indeß ernſte Begeiſterung für die Sache und unabläſſiger Fleiß hat Hrn. Kemlein zum Ziele geführt, und ſo geziemt es denn, angeſichts dieſer ausgezeichneten Leiſtungen ihm und den direkten und indirekten Förderern des Werks zunächſt Dank und Anerkennung zu ſpenden. Die Photographien, durchſchnittlich in einer Größe von 11—14 zu 16 Zoll, ſind nicht blos genügend, alle Details der Compoſition ſowie

Digitized by Google

die Eigenthümlichkeiten der Manier klar auszusprechen, sondern sie geben vermöge ihrer Dimension auch den Gesammteindruck der Bilder aufs trefflichste wieder. Wenn das vorherrschende zarte Kreideroth der Originale in den bekannten sepiaartigen Ton der Photographie übersetzt ist, so hat doch bei den Blättern, die uns vorliegen (Heft I gibt: „Oedipus und Theseus im Hain der Eumeniden", „die Ueberfahrt des Megapenthes", „die Geburt des Lichts" und „die Nacht mit ihren Kindern") — die Behandlung durch Milde und feine Harmonie dem Charakter der Zeichnungen bestens zu entsprechen gewußt. — Mit freudiger Genugthuung sehen wir daher der Fortsetzung dieses vorzüglichen Werkes entgegen und zweifeln nicht daran, daß das, wenn auch nicht sehr zahlreiche, so doch um so zuverlässigere Publikum, welchem dasselbe dargeboten ist, es nicht an gebührender Theilnahme und daraus folgender Ermuthigung fehlen lassen wird. Vor allem sei es den Sammlern und den öffentlichen Kunstinstituten aufs angelegentlichste empfohlen. Verhalten sich letztere neuerdings oft zu behutsam gegen derartige Unternehmungen, weil die Erfahrung vorliegt, daß unvorsichtig behandelte Photographien mit der Zeit nachlassen, so darf bei unserem Gegenstande die Behauptung gelten, daß die eventuelle Nöthigung, nach einem unbestimmten Turnus von Jahren einzelne verblichene Exemplare zu ersetzen, die Pflicht nicht mindert, solche unübertreffliche Reproduktionen epochemachender Meisterwerke anzuschaffen, vollends wenn, wie im vorliegenden Falle, durch die technische Behandlung, welche nichts von der Leichtfertigkeit der Spekulation an sich hat, alle mögliche Garantie der Dauer gegeben ist.

Rafael-Gallerie. Nach Zeichnungen von Georg Koch in photogr. Nachbildungen herausgegeben von Th. Kay in Kassel.

Wir besitzen in diesem Werke, das wir schon vor längerer Zeit ankündigen konnten, die Ausführung eines umfassenden Planes, zu welchem G. Koch durch den verdienten Erfolg angeregt wurde, welchen seine Zeichnung nach der Madonna della Sedia erwarb. Die beliebtesten Gemälde Rafaels in chronologischer Folge von solcher Hand vorgeführt zu erhalten, ist eine Aussicht, deren man sich nur in hohem Grade freuen kann. Sind unter den vorliegenden Blättern einige (z. B. Belle jardinière und Vierge au voile), die in manchen Zügen dem Auge des Publikums Befremdendes zeigen, so liegt dies darin, daß die Vorstellung vieler rafaelischer Bilder voreingenommen ist durch die bisherigen Copien. Unser Künstler hat sich dagegen streng an die Originale gehalten und seine glückliche Befähigung für die Wiedergabe in Kreide trägt vielfach dazu bei, unsere Auffassung der Stilweise des Urbinaten, die je nach den Perioden seines Schaffens verschieden ist, zu berichtigen. Da der Künstler aber sonach oft genöthigt ist, sich mit der populären Tradition auseinanderzusetzen, so wünschten wir, daß ihm sein wackeres Streben durch weichere Abtönung der an sich vorzüglichen Albertschen Photographien noch mehr erleichtert würde, besonders, weil er selbst schon im höchsten Maße auf Kraft und Energie der Zeichnung bedacht ist. Auf Grund unserer Bekanntschaft mit einigen demnächst zur Veröffentlichung bestimmten anderen Rafaelcopien Kochs können wir dem Unternehmen, das seine Empfehlung in sich selbst trägt, nur das beste Prognostikon stellen.

Die ſchönſten deutſchen Volkslieder, mit ihren eigenthümlichen Singweiſen geſammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Zweite, reichvermehrte Auflage. Leipzig, Verl. von Alphons Dürr. 1868.

Iſt Scherers treffliche Volkslieder-Sammlung lange ſchon ein Liebling unſres Publikums, ſo bürgt die Hand, welche uns die vorliegende neue Auflage darbietet, für Erfüllung aller etwa zu wünſchenden Verbeſſerungen. Die vierſtimmige, zugleich für Clavier ausreichende muſikaliſche Behandlung der neu aufgenommenen Stücke rührt wie der bisherige Grundſtamm der Sammlung von K. M. Kunz her und zeigt die bekannte zartfühlende Gewiſſenhaftigkeit. Betrachten wir die in überwiegender Mehrzahl höchſt gediegenen, theilweis ganz meiſterhaften Illuſtrationen, welche Ludwig Richter, v. Ramberg, Piloty, Strähuber, von Schwind u. A. geſpendet haben, ſo fällt allerdings auf, daß der letztgenannte Künſtler im vorliegenden Falle unſre Erwartung im Stich läßt; dagegen müſſen wir ganz beſonders die volksthümliche Friſche des neuhinzugeſellten Paul Thumann rühmend hervorheben. Trotz weſentlicher Bereicherungen, trotz neuer geſchmackvoller und zugleich handlicherer Ausſtattung wird nun das Werk zu einem Preiſe (2 Thlr.) geliefert, der die weiteſte Verbreitung ermöglicht. Solcher Muth, wahrhaft Schönes und Echtes auch geſchäftlich als Volksgut zu behandeln, iſt wärmſter Anerkennung werth und wird ohne Zweifel den thatſächlichen Dank finden, den er verdient; wir wünſchen es doppelt, da die Sammlung als Correctiv der neuerdings im Männergeſang überwiegenden modernen Effect-Producte den Sinn für unſer bei aller Einfalt der Empfindungen ſo überreiches Volksliederthum neu verbreiten und darum von ſich ſelber ſagen kann: „wer dieſes Brünnleins trinket, der jungt und wird nit alt.“ —

Friedrich Rückert ein deutſcher Dichter. Feſtrede gehalten zu Neuſeß von Dr. Conrad Beyer. Coburg, 1867.

Die kleine Schrift zeigt von löblicher Pietät und iſt jedenfalls gutgemeint; im Uebrigen wäre nicht viel darüber zu bemerken. Wenn wir derſelben hier Erwähnung thun, ſo geſchieht es aus einem beſonderen Grunde.

Der Verfaſſer machte ſich zuerſt durch ein umfangreicheres Buch über Rückert bekannt, das im Allgemeinen von der Kritik wohlwollend aufgenommen wurde. Man ſah über manche ſchiefe Urtheile und Ueberſchwänglichkeiten hinweg und nahm das Ganze, wofür es ſich vorzugsweiſe gab, als eine handliche Anthologie; und da das Buch gerade zur rechten Zeit erſchien, bald nach dem Hinſcheiden des verehrten Dichters, glaubte man um ſo mehr, es mit einigen freundlichen Worten empfehlen zu dürfen.

Seitdem begegnet man von Zeit zu Zeit in deutſchen Journalen der Bezeichnung des Verfaſſers als „des bekannten Rückertforſchers“, und daß Herr Dr. Beyer dieſe Anſicht befreundeter Federn acceptirt, geht auch aus dem vorliegenden Schriftchen hervor. Es heißt darin z. B. (p. 11), bei der Erwähnung der Frage, wem der Sonettenkranz „Agnes' Todtenfeier“ gewidmet geweſen ſei: „wie ſich durch meine Forſchungen herausgeſtellt hat“. Da nun Rückert bei Lebzeiten nie ein Hehl aus dem Namen gemacht hat, ſo ſind Herrn Dr. Beyers „Forſchungen“ mindeſtens

Digitized by Google

überflüssig gewesen, was ihn gleichwohl nicht hindert, sich in ähnlich ungerechtfertigter Weise wiederholentlich des Ausdrucks zu bedienen. Im Ganzen müssen wir doch nach dem bisher von Herrn Beyer Erschienenen den dringenden Wunsch äußern, daß er „Forschungen" anzustellen und zu publiciren, berufenern Kräften überlassen möge; womit übrigens seiner warmen Begeisterung für Rückert keineswegs zu nahe getreten werden soll.

Goethe in Schlesien. 1790. Ein Beitrag zur Goetheliteratur von Hermann Wentzel. Oppeln, 1867.

Eine kleine Schrift, die alles auf die wenigen Wochen Bezügliche enthält, welche Goethe 1790 während der preußischen Truppenzusammenziehung behufs der damals in Aussicht genommenen, aber bald wieder aufgegebenen Campagne gegen Oestreich im Gefolge des Großherzogs von Weimar in Schlesien zubrachte. Der Verfasser hat das spärliche Material mit emsigem Fleiß von allen Seiten her zusammengetragen und mit gewissenhaftem Urtheil verwendet. Zeitungen jener Tage, neuere journalistische Publicationen sowie Briefsammlungen haben herhalten müssen, alles, was verstreut und deshalb mehr oder weniger unzugänglich war. Auch einiges unsers Wissens bisher Unbekannte findet sich vor. Wir können uns nicht versagen, die allerliebste Mittheilung über die Begegnung Goethes mit Johann Timotheus Hermes, einer nun fast vergessenen Literaturgröße jener Zeit, hier abzudrucken. Der Verfasser berichtet nach glaubwürdiger mündlicher Tradition wie folgt: „Als Hermes von Goethes Anwesenheit in Breslau Kunde erhalten, gab er sich anfangs der Erwartung hin, daß dieser nicht lange zögern werde, ihm einen Besuch abzustatten. Doch als dieser nicht erfolgte, entschloß er sich endlich nach langem Hin- und Herüberlegen, selbst den ersten Schritt zu thun. Mit geziemender Würde, wird berichtet, stieg er die zu Goethes Wohnung führenden Stufen hinauf, als dieser raschen Schrittes dieselben herunter kommt und beide sich mitten auf der Treppe begegnen. Hermes, welcher Goethe bereits einmal gesehen, wußte sofort, wen er vor sich sähe, und läßt sich, da er bemerkt, daß Goethe an ihm vorübereilen will, zu der Anfrage herbei, ob er wohl den Dichter des Werther vor sich zu sehen die Ehre hätte. Mein Name ist Goethe, antwortete dieser kurz, und wer sind Sie? — Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. — Und der ist? fragte Goethe, und setzte unbekümmert um das Schicksal des unglücklichen Hermes, der in seinen gehegten Erwartungen bitter getäuscht, kein Wort hervorzubringen vermochte, seinen Weg fort." — Derartiges findet sich mehrfach in dem geschmackvoll ausgestatteten Büchelchen, — so z. B. der S. 46 erwähnte Groll der Tarnowitzer gegen Goethe, — und auch die sorgfältig gearbeitete chronologische Uebersicht am Schluß bringt einige nicht uninteressante Details. Die anspruchslose Zusammenstellung des Auffindbaren macht die kleine Monographie verdienstvoller, als manche langathmige Goetheabhandlungen.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 50.

Ausgegeben am 6. December 1867.

Inhalt:

Rettung von Menschen oder Bergung von Sachen? . . . Seite 405
Die nordschleswigsche Frage 427
Die katholischen Vereine. (Von einem Oestreicher) 431
Die Uebersetzung Moliere's durch Graf Baudissin 434
Zu Winckelmanns hundertundfünfzigsten Geburtstage 438
Volkswirthschaftliche Literatur 443

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Rettung von Menschen oder Bergung von Sachen?

Ein Beitrag zur Kenntniß vom heutigen Strandrecht und dessen Einfluß auf die Rettung Schiffbrüchiger.

Eine besonders erfreuliche Thätigkeit auf dem Gebiete des Vereinswesens für öffentliche Zwecke hat das deutsche Volk im Laufe des letzten Jahrzehnts in Bezug auf die Rettung Schiffbrüchiger entwickelt. Angefeuert durch das von so überaus günstigem Erfolge begleitete Vorgehen Amerikas, Englands und des kleinen Dänemark hat auch die deutsche Nation es als ihre Pflicht erkannt, den gefährdeten Seeleuten zu Hilfe zu kommen und die Schrecken einer Strandung an deutscher Küste nach Kräften zu mildern. Aus unbedeutenden Anfängen hat sich ein mächtiges Werk entwickelt; fast an allen besonders gefährlichen Stellen der deutschen Nord- und Ostseeküste sind Rettungsstationen errichtet, unzählige Vereine im Innern Deutschlands sind eifrig bemüht, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, fast alle haben sich zusammengeschlossen zu der deutschen Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger und dem Haupt-Comité in Bremen willig die centrale Leitung des Rettungswesens überlassen. Leider sind einige wenige Vereine, darunter der Hamburger und der in Emden domicilirte ostfriesische Verein, — welch' letzterer deshalb besondere Bedeutung hat, weil er die wichtige Nordseeküste von der holländischen Grenze bis zur Jahde allein versorgt — dem Hauptverein noch nicht beigetreten; allein auch hier wird zweifellos in kürzester Frist das zu neuem Schwung erwachte nationale Leben den Particularismus besiegen.

Hunderte von Menschenleben sind schon durch die Rettungs-Anstalten dem Tode entrissen, täglich bewährt sich das segensreiche Institut mehr und findet immer allgemeinere Theilnahme. Und nicht die Regierungsgewalt hat hier eingegriffen, sondern freies Zusammenwirken thätiger und opferwilliger Menschenfreunde hat so Großes geleistet; der einmal beschrittene Weg hat sich als der richtige gezeigt, da aber das Maß des zu Leistenden die Kräfte des

Digitized by Google

Einzelnen weit übersteigt, kann nur die Vereinigung Vieler von Erfolg sein, und wie wiederum jedes Zusammenwirken nur fruchttragend sein kann, wenn es in einheitlicher Weise geleitet wird und die Gesammtleistungen nicht zersplittert, sondern auf die zur Zeit gerade der Hilfe bedürfenden Punkte concentrirt werden, so muß das deutsche See-Rettungswesen auch dauernd durch einen großen, alle Mittel zusammenfassenden Verein mit einheitlicher Spitze geleitet werden.

Dennoch läßt sich aber auch hier, um einen thunlichst befriedigenden Zustand herzustellen, die Mitwirkung der Regierungsgewalt nicht ganz entbehren; nicht zwar zur Herbeischaffung reichlicherer Geldmittel, denn in dieser Richtung hat sich der opferfreudige Sinn der Bevölkerung schon genügend manifestirt, wohl aber wegen des engen im Binnenlande nicht genug gewürdigten Zusammenhangs des Rettungswesens und des sog. Strandrechts; mit andern Worten: die von der Privatthätigkeit erstrebte Rettung gestrandeter Menschen muß in Einklang gesetzt werden mit der gesetzlich geregelten und meist durch Regierungsorgane geleiteten Rettung der gestrandeten Schiffe und Güter. Während früher fast lediglich auf die letztere das Augenmerk gerichtet war, ist jetzt endlich mit Recht die erstere in den Vordergrund getreten. Die fast überall noch in Kraft stehenden alten Strandungsordnungen aber genügen dem jetzt allgemein zur Geltung gebrachten Rechtsbewußtsein, daß bei jedem Schiffbruche zunächst nur die Rettung von Menschenleben in Frage kommen dürfe und müsse, noch keineswegs, und das lähmt das Rettungswerk oft auf das empfindlichste. Die deutsche Presse hat unleugbar ein großes Verdienst um Förderung des Rettungswesens; sie hat die Vereinsthätigkeit auf das wärmste unterstützt und namentlich durch lebendige Schilderungen der Noth und der Gefahr der Schiffbrüchigen und durch Erzählungen von den todesmuthigen Anstrengungen und heldenkühnen Thaten der Rettungsmannschaften, die, um anderer Leben zu retten, das eigene unbedenklich wagen, das Interesse der binnenländischen Bevölkerung an dem Rettungswerk zu beleben gestrebt, und dies Streben ist nicht erfolgslos gewesen. Aber leider waren fast alle diese Schilderungen etwas zu poetisch gefärbt und manche Rettungsthat, die im Oberlande mit andächtiger Bewunderung angestaunt wird, findet an der Küste eine ganz andere und gerechtere Beurtheilung.

Die Wahrheit gebietet, offen zu sagen, daß der deutschen Küsten- und Inselbevölkerung der ihr durch die Journale und Zeitungen zu freigebig ertheilte Ruhm, alle andern Interessen hintanzusetzen, sobald es sich um Rettung von Menschenleben handelt, so allgemein leider noch nicht gebührt. Wir müssen das behaupten, und wahrlich, wenn es anders wäre, so wäre es ein Wunder! Man täusche sich nicht, schließlich bleibt im großen Ganzen genommen das eigne Interesse die Triebfeder des menschlichen Handelns. Bringt man das Interesse

Digitized by Google

in Widerſtreit mit ſittlichen Pflichten, ſo werden nur zu oft die letztern unterliegen. Denn hat auch die Geſchichte noch ſo viele und glänzende Ausnahmen von dieſem Satze aufzuweiſen, ſie ſind und bleiben eben Ausnahmen. Als Regel leitet das eigne Intereſſe die Einzelnen wie die Völker und Nationen.

Die Pflicht drängt den Küſtenbewohner zur Rettung der Menſchen, das Intereſſe zur Rettung der Sachen; wo beides collidirt, wird das Rettungswerk nur zu häufig leiden, und da muß der Staat eintreten und durch zeitgemäße Umwandlung der Strandungs-Geſetzgebung verhindern, daß ſolche Colliſion eintreten kann; die Geſetzgebung muß dem heutigen allgemeinen Rechtsgefühl entſprechend Vorſorge treffen, daß ein Schiffbruch nicht mehr als ein Glück und ein Segen von der Strandbevölkerung begrüßt werden kann, ſie muß den ſtarken Reſt mittelalterlicher Barbarei, der in dem heutigen Strandrecht noch immer ſteckt, mit der Wurzel vertilgen und dahin wirken, daß der leidige Begriff des „Strandſegens“ endlich zu exiſtiren aufhört.

Es iſt eine traurige aber unwiderleglich wahre Thatſache, daß auch noch heute im Jahre 1867 der Sinn für Recht und Unrecht in Bezug auf Strandgut in der Küſtenbevölkerung faſt gänzlich fehlt, daß auch die ſonſt redlichſten Leute in dieſem Punkte völlig demoraliſirt ſind, daß namentlich auf manchen Inſeln eine ausgebildete Strandräuberei exiſtirt, daß ſonntäglich in einem nichts weniger als chriſtlichen Sinne um einen „geſegneten Strand“ gebetet wird, daß jeder Strandungsfall als eine wahre Goldgrube auf das ſchamloſeſte ausgebeutet wird, ſelbſt von Perſonen, die nach Stand und Bildung auf der Höhe ſittlicher Anſchauungen ſtehen ſollten.

An Beiſpielen dieſer Art fehlt es nicht.

Haben doch vor wenigen Jahren erſt Prediger und Schullehrer einer Inſel wegen Theilnahme an ſolch' unbefugtem Strandraube ihres Dienſtes entſetzt werden müſſen, haben doch bei der im Jahre 1866 vorgekommenen, vielfach beſprochenen Strandung des engliſchen Dampfers Excelſior auf dem Juiſter Riff ſich zwei Aerzte nicht entblödet, für die Behandlung der geretteten Mannſchaft zuſammen über 2000 Thlr. zu fordern, um ſich nachher mit weniger als dem vierten Theil ihrer Forderung zu begnügen!

Nur wer an der Küſte gelebt, wer ſelbſt Schiffe hat ſtranden ſehen, wer die Abwicklung der Strandungsgeſchäfte oftmals beobachtet, die maßloſen Rechnungen vor Augen gehabt hat, die dabei von allen Seiten aufgeſtellt werden, nur wer ſich ſelbſt überzeugt hat, mit welcher Gier und Habſucht jeder an dem Strandgut zu zehren beſtrebt iſt, nur der kann ermeſſen, welch' tiefe Demoraliſation das Strandweſen auch in ſeiner heutigen Geſtalt noch im Gefolge hat, welch' ſittlicher Krebsſchaden daſſelbe für die Küſten- und Inſelbevölkerung iſt, und wie entſetzlich ſchwer es hält, ſeit Jahrhunderten im Volk eingewurzelte falſche und verwerfliche Begriffe auszurotten.

Digitized by

Hören wir über die Zustände in Ostfriesland, wo sie notorisch noch keineswegs am schlimmsten liegen, einen sein Vaterland warm liebenden und mit seinen Sitten besonders vertrauten Ostfriesen (v. Halem): „Nirgends ist der Reiz zum Stehlen stärker und unüberwindlicher als — besonders auf den Inseln — bei den Strandungen. Menschen, die in allen übrigen Verhältnissen des Lebens unantastbar ehrlich und rechtlich verfahren, machen sich daraus kein Gewissen. Die Inselbewohner sind seit Jahrhunderten gewohnt, den Strand als ihre Domäne zu betrachten. Meinung und Glauben des Volks, die sich durch Gesetze nicht ausrotten lassen, fordern einen reichlichen Antheil am Strandgut als Recht; wo man dies bedroht glaubt, wird gestohlen."

Diese Worte sind durchaus nicht zu hart; es ist in der That unglaublich, mit welch' bodenloser Verachtung von Recht und Gesetz oft noch Strandräuberei getrieben wird; hatten sich doch um den schon erwähnten auf dem Juister Riff fest sitzenden „Excelsior" im März 1866 nicht weniger denn 20 verschiedene Ewer, Schaluppen und andere Fahrzeuge, meist von Blankenese und Fieckmoverden gesammelt, um offen zu plündern, sodaß der Vertreter der betreffenden Assecuranzgesellschaft den Schutz der bewaffneten Macht dagegen hatte anrufen müssen und die frechen Diebe sich erst verscheuchen ließen, nachdem die Gendarmerie eins dieser Raubboote auf offener See geentert und zwei Mann der Besatzung trotz ihres Widerstandes verhaftet hatte! Beiläufig auch eine traurige Nothwendigkeit für einen Küstenstaat, wie das damals noch existirende Hannover, zu solcher Expedition auf offener See bei stürmischem Wetter in einem gemietheten Boote die der See völlig fremden Landgendarmen verwenden zu müssen; und daß bei der Ueberzahl und der trotzigen Stimmung der Strandräuber die aus einem Officier und neun schwer bewaffneten Leuten bestehende Gendarmerieabtheilung ihren Auftrag ohne Blutvergießen und glücklich durchgeführt hat, ist nur der damals in der ganzen Umgegend mit hoher Bewunderung anerkannten, mit kaltblütiger Ruhe und Umsicht gepaarten furchtlosen Energie des betreffenden Officiers zu danken.

Aehnliche Beispiele von Strandräuberei lassen sich in Menge anführen, aber wir glauben, das eine genügt, um denjenigen, die durch die gefärbten Zeitungsberichte in der Küstenbevölkerung nur biedere, gottesfürchtige und uneigennützig für anderer Rettung sich aufopfernde Menschen erblicken zu müssen glauben, ein etwas weniger lockendes aber desto richtigeres Bild von den sittlichen Zuständen mancher Meeranwohner zu gewähren.

Daß aber solche auch gegen jedes Gesetz verstoßende grobe Ausschreitungen noch so häufig vorkommen können, ist unsrer festen Ueberzeugung nach nur dadurch möglich und erklärlich, daß das Gesetz selbst dem auch den Ausschreitungen im letzten Grunde als Quelle dienenden Strandrecht, d. h. mit dürren Worten: dem Recht auf andrer Eigenthum, noch viel zu vielen Spielraum läßt. Nicht

die offenen Verbrechen, die beim Strandweſen ſo vielfach vorkommen, ſind das ſchlimmſte, ſondern der Geiſt der Geſetzgebung und die laxe Praxis, die, wenn auch unter verblümtem Namen, wie Bergelohn, Hilfelohn ꝛc. in der That ein weit gehendes Strandrecht zulaſſen, d. h. der Strandbevölkerung einen durch keinerlei inneren Grund gerechtfertigten Anſpruch auf einen erheblichen Theil aller geſtrandeten Schiffe und Güter zuſprechen, dadurch aber eben jeden Strandungsfall zu einer überaus ergiebigen Erwerbsquelle für die Bevölkerung machen und dieſe wiederum mit Nothwendigkeit zu einer unſeligen Begriffsverwirrung führen. Objective Beurtheilung wird, wo das eigene Intereſſe in Frage kommt, ſchon dem Gebildeten ſchwer, wieviel mehr dem gemeinen Manne!

Bedenkt man indeß die durchgängige Armuth der Küſtenbevölkerung, ihren meiſt niedrigen Bildungsſtand, die Abſtumpfung gegen die Schrecken der See, die der tägliche Verkehr auf derſelben mit ſich bringt, und vor Allem den durch vielhundertjährige Tradition geheiligten, durch das Geſetz geſchützten Rechtsanſpruch auf das Strandgut, ſo wird das Urtheil über die ſittliche Anſchauung des Strandbewohners minder hart ausfallen, als es ohne dieſe Umſtände vom höchſten Standpunkt des Rechts und der Moral aus geſchehen müßte.

Betrachen wir, ehe wir auf die nothwendig neu zu legenden Grundlagen näher eingehen, zunächſt kurz die geſchichtliche Entwicklung des Strandrechts.

Die alte Welt unterſchied ſich bekanntlich in ihrer geſammten Rechtsanſchauung von der neueren Zeit weſentlich durch völlige Beſchränkung des Rechtsſchutzes auf die Angehörigen des eignen Staats; ein internationales Privatrecht war unbekannt; nur der eigene Vollbürger genoß des vollen Rechtsſchutzes und erfreute ſich voller Rechtsfähigkeit; der Fremde war ſo gut wie rechtlos. Galt doch ſelbſt das eigentliche römiſche Recht urſprünglich nur für die Quiriten, die alten Vollbürger Roms; mußte doch auch ſpäter noch, um die Bundesgenoſſen und die Einwohner der neu erworbenen Gebiete den Römern rechtlich gleich zu ſtellen, denſelben das römiſche Bürgerrecht verliehen werden! Bekannt iſt die Strenge der moſaiſchen Geſetzgebung gegen Fremde; bekannt aus den Homeriſchen Dichtungen, wie ſchutz- und rechtlos der Fremde nach griechiſcher Anſchauung war; in gleicher Weiſe finden wir in der Edda eine Menge Hinweiſungen auf die gleiche Behandlung der Fremden durch die nordiſchen Völker.

Dieſe Auffaſſung führte naturgemäß dahin, zwar nicht ein eigentliches Strandrecht in Bezug auf verunglückte Schiffe zu conſtituiren, als vielmehr dieſe in Ermangelung jedes der Mannſchaft zur Seite ſtehenden Rechtsſchutzes als gute Beute für jeden zu betrachten, der ſich ihrer factiſch bemächtigen konnte. Erkannte man auch ſchon früh den Nutzen geſicherter Handelsverbindung und ließ man daher die in die Häfen einlaufenden fremden Schiffe meiſt unbehelligt, ſo

Digitized by Google

konnte dies Motiv bei einem meist an unwirthbarer Küste vorkommenden Schiffbruche keine Bedeutung mehr haben. Schiff und Mannschaft verfielen den Strandbewohnern und die Gestrandeten mußten froh sein, das Leben zu retten; die Freiheit verloren sie nur zu häufig. Die reichlichen Erträge, die namentlich an einzelnen besonders gefährdeten Küstenstrichen die Strandungen aufbrachten, veranlaßten mancher Orten auch die Herren des Landes selbst, einen Antheil davon in Anspruch zu nehmen, und so gestaltete sich dann durch die Theilnahme der Obrigkeit an dem Strandraub dieser allmählich zu einem Strandrecht, das allerdings im Grunde nichts anderes war, als die Feststellung eines Maßstabs für die Theilung des Raubes. Die unvollkommene Einrichtung der Schiffe und Boote, die ungenügende Kenntniß der Wasser und Küstenverhältnisse, der gänzliche Mangel an Karten, die meist dünne Bevölkerung des Strandes wirkten überdies zusammen, um eine Rettung der gestrandeten Menschen nur selten zu ermöglichen; wurden diese aber gerettet und waren es Einheimische, die ihr Recht verfolgen konnten, standen sie also dem Interesse der Strandbewohner im Wege, nun, so war es bei dem wilden und rohen Sinn der Bewohner, die sich im Besitz der schon sicher geglaubten Beute gefährdet wähnten, nichts seltenes, daß die unwillkommenen Gäste beseitigt wurden. Namentlich die Küsten des schwarzen Meeres waren im Alterthum berüchtigt wegen der rohen und unmenschlichen Behandlung der Schiffbrüchigen. Zu welch colossaler Macht dies Piratenthum mehrfach anwuchs, zeigen schon die verschiedentlich von Rom dagegen unternommenen, zum Theil den Charakter eines förmlichen Krieges annehmenden Expeditionen. Und sollten die Leute, die auf offener See fremde Schiffe anfielen, die Menschen tödteten oder als Sclaven verkauften und die Schiffe als Beute heimführten, Bedenken getragen haben, in gleicher Weise gegen Leute zu verfahren, die ein „glücklicher" Zufall ihnen an ihre heimische Küste selbst zuwarf?

Die Justinianische Gesetzgebung versuchte wohl gegen die gänzliche Rechtsunsicherheit der Gestrandeten einigen Schutz zu gewähren; aber das Leben war stärker als das Gesetz, und die Sache blieb, wie sie war.

Von unsern deutschen Küsten liegen zwar aus der vorchristlichen Zeit bestimmte Berichte über das Strandwesen nicht vor; aber der ganze Geist der damaligen Zeit, die rauhen Sitten unserer Vorfahren im allgemeinen und vor allem die aus späterer Zeit als von Alters her bestehend bezeugte Sitte lassen keinen Zweifel darüber, daß auch hier die Schiffbrüchigen als rechtlos, ihr Gut dem Strandherrn verfallen betrachtet wurde.

Mit Entschiedenheit trat erst die Reichstagsgesetzgebung gegen das Strandrecht auf. Kaiser Carls V. peinliche Gerichtsordnung von 1532 bestimmte im Art. 218: „Die Gewohnheit, daß, so ein Schiffmann mit seinem Schiffe verfäret und schiffbrüchig würde, er alsdann der Obrigkeit desselbigen Orts mit Schiff, Leib

und Gütern verfallen ſein ſollte, wird als eine mißbräuchliche, böſe und unvernünftige aus kaiſerlicher Macht hinfort gänzlich aufgehoben, vernichtet und abgethan."

Aber die Reichsgeſetze fanden bekanntlich nur wenig Beachtung, namentlich wenn die einzelnen Territorialherrn ſie ihrem Intereſſe widerſprechend fanden Daß dies auch hier der Fall war, geht aus einer Menge ſpäterer Erlaſſe hervor, in denen die obige Vorſchrift wieder eingeſchärft werden.

Noch weit ſpäter ſuchten ſich namentlich Hamburg und Bremen, ſowie Holland und Schweden durch Specialverträge mit den einzelnen Küſtenſtaaten für ihre Unterthanen wenigſtens einen Schutz gegen das Strandrecht zu ſichern, ein Beweis, wie wenig allgemein ein ſolcher ſtattfand.

Noch 1619 erklärt auf eine derartige Beſchwerde der Stände die gräflich oſtfrieſiſche Regierung es für eine alte Gewohnheit, daß „man die geborgenen Güter in drei Theile geleget, davon einer den Inſulanis, der andre der Obrigkeit, der dritte den Proprietariis wieder zugelegt werde".

Im J. 1663 beſchweren ſich die oſtfrieſiſchen Stände abermals, daß die fürſtliche Regierung „obwol res ejecta per naufragium vermöge der natürlichen und Civilrechte gegen gehörigen Bergelohn reſtituirt werden müſſe, dennoch vielfältig dagegen handle und ſolche Güter unterm Prätext der Regalium für ſich angreife"; worauf die Regierung einfach erwidert: „Was die Schiffbrüchigen und angeſtrandeten Güter betrifft, iſt klaren Rechtens, quod bona vacantia cedant Fisco. Wenn aber die Güter von ihrem Herrn verfolget werden, ſo haben ſich allein des heil. röm. Reichs Unterthanen mit Kaiſer Carls Ordnung zu behelfen; fremder Potentaten Unterthanen aber werden billig alſo tractirt, wie Unſern Unterthanen bei ihnen geſchieht, und ſein die Stände darüber zu queruliren nicht befugt".

Wer etwas zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird ſich ein ziemlich klares Bild davon machen können, daß die Schiffbrüchigen von der Regierung nicht gerade auf milde Behandlung hoffen durften, und wenn die Regierung ſie nicht ſchützte, von der Bevölkerung ſicher noch weniger. So blieb es bis ins vorige Jahrhundert. Aus dem Anfange deſſelben haben wir noch Erlaſſe, wonach „die Herren derer Herrlichkeiten, denen das Strandrecht annex iſt" gewarnt werden, in dem, was ihnen „billigmäßig gebühret, nicht zu excediren" und aus der gleichen Zeit wird noch mehrfach das Beſtehen der alten Gewohnheit bezeugt, wonach bei Strandungen „Schiff und Ladung dem Strande verfallen", d. h. dem Strandherrn, beziehungsweiſe den Küſtenbewohnern, zukommen.

Dennoch war allmählich und unmerklich eine Wandlung zum beſſern eingetreten. Einmal konnte ſelbſtverſtändlich von einem Verkauf geſtrandeter Mannſchaft in die Sclaverei nicht mehr die Rede ſein; dann hatten ſich manche der

Digitized by Google

hauptsächlich seefahrenden Nationen durch besondere Verträge eine mildere Behandlung ihrer gegenseitigen Angehörigen ausbedungen, was auch auf das ganze Strandwesen einen günstigen Einfluß übte endlich waren überall die Sitten weniger roh geworden. Es hatte die Gesetzgebung, es hatte die öffentliche Meinung sich ausgesprochen gegen die übermäßige Ausübung des Strandrechts; der ungleich stärker gewordene Verkehr der verschiedenen Völker unter einander ermöglichte eine größere Controle über, dasselbe; die Küstenstriche, an denen zu streng auf dem alten Recht bestanden wurde, kamen in Verruf und litten dadurch Schaden; kurz, ohne daß sich ein bestimmter Zeitpunkt dafür angeben läßt, und ohne daß bestimmte gleichmäßige Vorschriften das Strandrecht neu regelten, ist vom Beginn des 18. Jahrhunderts eine mildere Praxis fast überall wahrnehmbar.

Das früher namentlich von der Stadt Bremen vergeblich verfochtene Princip, daß das Eigenthum an Schiff und Ladung dem Rheder verbleiben müsse und dem Strandbewohner nur ein gewisser Bergelohn gebühre, hatte sich allmälig Achtung errungen, und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist reich an Strandungsordnungen, die dies Princip als solches anerkannten und anscheinend auch practisch bei der Küstenbevölkerung zur Geltung brachten. Im Jahre 1711 wurden Strandungsrollen für die Nordseeinseln Norderney und Juist, 1735—1737 für Baltrum, Spriekeroog und Langeroog, und etwas später auch für Borkum erlassen, 1724 und 1744 Strandungsordnungen für die Herzogthümer Bremen und Verden, 1728 eine solche für Ostpreußen, 1743 für Pommern, 1724 für die Herrschaft Jever, um dieselbe Zeit eine 1818 etwas abgeänderte für die Holländischen Küsten, denen dann 1776 auch eine Strandungsordnung für Oldenburg, 1800 eine solche für das Land Hadeln, 1801 für Westpreußen, 1803 für Schleswig-Holstein folgte, während außerdem das Allgemeine preußische Landrecht und das 1805 publicirte Schwedisch-Pommersche Seerecht ebenfalls hierauf bezügliche Bestimmungen enthielten.

Sehen wir einstweilen von dem Allg. Pr. Landrecht ab, so charakterisiren sich die übrigen Gesetze mehr als Codificirungen des bestehenden, denn als Schöpfungen neuen Rechts. Es umfaßten diese, allerdings immer nur für einzelne Territorien erlassenen Verordnungen so ziemlich das gesammte deutsche Fürstengebiet, und aus der Gesammtheit derselben ergibt sich ein ziemlich klares Bild der in ganz Deutschland in dieser Hinsicht geltenden Rechtsanschauungen. Bei weitem in den meisten Punkten findet sich principielle Uebereinstimmung; ist selbstredend auch die eine detaillirter als die andere, weichen sie in Bezug auf Einzelnheiten, auf Strafbestimmungen ꝛc. vielfach von einander ab, nehmen sie in vieler Beziehung Rücksicht auf die besondern örtlichen Verhältnisse und die an einzelner Orten herrschenden Gewohnheiten, im Ganzen ruhen sie doch auf so gleichartiger Grundlage, daß man von einem nur in den Einzelheiten mehr oder

Digitized by Google

minder modificirten gemeinen deutschen Strandrecht sprechen kann. — Und ein erheblicher Fortschritt gegen früher ist in dem deutschen Strandrecht des vorigen Jahrhunderts, — das, wie wir gleich hier bemerken, im wesentlichen noch das heutige Recht ist — nicht zu verkennen.

Die unnatürliche Härte der mittelalterlichen Auffassung, nach welcher der Gestrandete beinahe rechtlos erscheint, ist im Princip überwunden; das neu erwachsene Recht gestattet nicht mehr, Schiff und Ladung als gute Beute zu betrachten, es erkennt vielmehr im Princip an, daß das bisherige Eigenthum daran durch die Strandung an sich nicht verloren geht. Statt des Rechts auf die Sachen selbst hat sich ein Recht auf einen bestimmten Lohn für deren Bergung entwickelt, zugleich aber auch ein bestimmtes Recht auf die Bergung, ja sogar eine Pflicht zu dieser. Alle oben erwähnten Verordnungen enthalten Bestimmungen über das Verfahren bei Bergung gestrandeter Schiffe; sie setzen einen mehr oder minder hoch normirten Lohn für dieselbe fest, haben meist sehr detaillirte Vorschriften über die Vertheilung dieses Bergelohns unter die einzelnen Betheiligten, machen die Theilnahme an den Bergungsarbeiten auf Anfordern der Strandbeamten zur Pflicht und drohen für alle möglichen beim Strandrecht vorkommenden Vergehen strengere oder gelindere Strafen an. Eigenthümlich ist namentlich die Constituirung einer Pflicht zum Bergen, und sind zum Theil die für deren Versäumung bestimmten Strafen sehr hoch. So droht die schleswig-holsteinische Strandungsordnung von 1803 jedem, der die von den Strandvögten verlangte Hülfe verweigert oder nur verspätet, Zuchthausstrafe bis zu 2 Jahren, im Wiederholungsfalle von 2—5 Jahren an!

Aber ist so anscheinend auch für das Interesse der Gestrandeten genug Sorge getragen, so stellt sich bei näherer Betrachtung die Sache doch anders.

Einmal tritt noch ausnahmslos die Rettung und Bergung, oder wie es vielfach heißt, die Loschung (Löschung) der Waaren in den Vordergrund, die der Menschen wird entweder gar nicht oder nur beiläufig erwähnt. Der Grundgedanke, der sich mehr oder minder verhüllt doch überall wieder findet, ist der, Ordnung zu schaffen für die Theilung der Beute, System zu bringen in den Raub; und daß man, um dem Raub den Deckmantel des Erlaubten und sittlich Zulässigen umzuhängen, demselben den Namen des Bergelohns gab und nicht mehr alles nahm, sondern dem Prinzip nach alles herausgab, und sich nur die aufgewandte Mühe bezahlen ließ, macht die Sache wahrlich nicht besser.

Im Grunde war es nicht Sorge für die Gestrandeten, die zu den verschiedenen Ordnungen trieb, sondern, wie diese meist selbst aussprechen, die Sorge dafür, daß nicht die Strandbewohner unter sich und mit dem Strandherrn in Streit geriethen über den Antheil eines jeden, und daß nicht einer oder der andere heimlich von dem gemeinsamen Gut etwas für sich auf die Seite brächte.

Das Verfahren ist meist so geordnet: zunächst werden von dem Gebor-

Digitized by Google

genen die Kosten der Bergung, Communkosten, auch Loschungskosten ꝛc. genannt, abgezogen; dann erhalten die Berger ⅛ bis ⅛, meist der Strandherr direct ebenfalls ⅛ oder unter anderer Form die dabei betheiligten Beamten neben den in die herrschaftliche Casse fließenden meist sehr hohen Gebühren gewisse Procente, die zwischen 6% und 22% schwanken, und erst der Rest kommt dem Rheder oder Schiffseigenthümer zu; doch sind von diesem Rest dann noch verschiedene Ausgaben, z. B. die Verzehrungskosten für die etwa gerettete Mannschaft zu bezahlen, und vor Entrichtung aller dieser Beträge darf an den Rheder nichts ausgeliefert werden.

Ohne Ausnahme wird den Bergern ein Pfand- und Retentionsrecht an den geborgenen Sachen zugestanden, und schon dieser Umstand zeigt, wie sehr das Interesse für die Berger vorherrschend und für die Gesetzgebung bestimmend war. Was dann für den Schiffer oder Rheder blieb, mögen einige Beispiele zeigen.

Im Jahre 1739 scheiterte das mit Holz beladene oldenburgische Barkschiff Fortuna, Schiffer Wessels, an der jütländischen Küste auf einer Besitzung des Grafen von Rantzau in der Nähe der Insel Rum. Obwohl die Ladung fast ganz und von dem Schiffe große Stücke gerettet wurden, blieb für den Rheder auch nicht das mindeste übrig. Der Schiffer deponirte nachher eidlich: „Wenn er die Kosten, welche der Strandung wegen von ihm gefordert wären, nach der davon gemachten Rechnung hätte bezahlen sollen, hätte die Ladung sammt dem Schiffe nicht zugereicht, und habe er sich daher nur gern mit 4 Thlr. Reisegeld begnügen müssen."

1752 scheiterte die holländische Sloop „Maria", Schiffer Nieland, an der Insel Juist. Die geretteten Gegenstände wurden öffentlich verkauft zu einem Preise von 1321 Thlr. Davon wurden zunächst die Kosten der Bergung, der Lagerung und des Verkaufs der Waaren in Abzug gebracht mit 241 Thlr. Der Rest mit 1080 Thlr. wurde der juister Strandungsrolle gemäß unter den Fürsten von Ostfriesland, die Berger und den Rheder in drei gleiche Theile getheilt, sodaß jeder 360 Thlr. erhielt. An den Antheil des Rheders wurde nun aber noch für Verpflegung und Weiterschaffung der geretteten Mannschaft ꝛc. eine Forderung von 452 Thlr. erhoben, und da sonach schon 92 Thlr. mehr als sein Antheil verwandt waren, erhielt der Rheder nichts und Fürst und Berger mußten sich noch ihren Antheil um je 46 Thlr. kürzen lassen. Bedenkt man nun aber, daß sowohl die sog. Communkosten, wie die von dem Rheder zu entrichtenden Kosten schließlich wieder in die Hände derselben Personen fließen, die auch den Bergelohn beziehen, so ergibt sich als Resultat, daß von dem Gesammtwerth der geretteten Waaren mit 1321 Thlrn. der Strandherr mit 314 Thlr. und die Strandbewohner mit 1907 Thlr. sich in die Beute theilen und der Rheder das leere Nachsehn hat.

Digitized by Google

Haben wir auch hier zwei besonders schreiende Fälle angeführt, so ist doch, wenn auch in etwas geringerem Grade, das Resultat, daß die Berger den Löwenantheil an der Beute beziehen, stets dasselbe. Uns ist unter einer sehr großen Anzahl von Abrechnungen über Strandungsfälle aus dem vorigen Jahrhundert kein Fall aufgestoßen, in welchem der Rheder die Hälfte des Geretteten erhalten hätte; in den meisten Fällen ist der Antheil, den er wirklich ausgezahlt erhält, weniger als ein Viertel.

Diese üble althergebrachte Praxis und vor allem der Umstand, daß durchweg die zur Aufsicht über das Strandwesen bestellten Beamten eine Tantième des Bergelohns erhielten, häufig auch für Stellung von Gespannen, Besorgung des Verkaufs ꝛc. einen Hauptantheil an den sog. Communkosten selbst liquidirten, daß also ihr Interesse mit dem der Berger zusammenfiel, ließen die in den Strandordnungen liegenden guten Keime nicht zur Entwicklung kommen, unterdrückten diese vielmehr völlig und setzten das alte Unwesen in der Hauptsache fort.

Namentlich auf den weniger der Controle zugänglichen Inseln wurde in schmählichster Weise jedem Rechtsgefühl Hohn gesprochen. Auf den Nordseeinseln war es sogar hergebracht, daß sämmtliche vorhandene Haushaltungen sich in den Stranderwerb theilten, ohne Rücksicht darauf, ob und wie viele Personen daraus an der Bergung Theil genommen hatten; daneben bezogen der Geistliche, die Kirche, die Armencasse, der Vogt doppelte und dreifache und der Beamte sogar eine neunfache Portion. Verschlimmert wurde dies Raubsystem noch durch die meist trotz aller Verbote zur Anwendung gebrachte Theilung lung der geretteten Gegenstände in natura statt des Verkaufs und der Theides Erlöses.

Wirkliches Verständniß des besseren verräth das A. Pr. Landrecht, insofern es die wichtige Bestimmung enthält:

„Der Staat begibt sich des sog. Strandrechts zum besten der zur See Verunglückten". Th. II, Tit. 15 § 81.

Aber leider sagt der § 85 eod. sofort wieder:

„Die Eigenthümer der gestrandeten Sachen sind schuldig, *außer den aufgelaufenen Kosten* ein billiges in den Strandungsordnungen jeder Provinz näher bestimmtes Bergelohn zu entrichten."

Also doch wieder nicht allein eine reichliche Vergütung der für die Bergung aufgewandten Zeit und Mühe, die in den Kosten der Bergung steckt, sondern *außerdem noch einen Bergelohn*!

Man fragt vergeblich nach einem inneren Grunde dieser auf Anderer Kosten für nichts zugebilligten Belohnung; es war eben ein Rest des alten Raubrechts, mit dem vollständig zu brechen die Gesetzgebung sich nicht entschließen konnte.

Wichtig war trotzdem der Verzicht des Staats auf seine Strandportion

Digitized by Google

zu Gunsten der Gestrandeten. Der Antheil des Rheders wuchs dadurch nach Abzug der Kosten der Regel nach von ⅓ auf ⅔, aber leider waren die Beamtenportionen geblieben, und nun, wo das Interesse des Fiscus nicht mehr collidirte, wurde nur zu oft das den Bergern gebührende Drittel „wegen absonderlicher Anstrengung" auf die Hälfte erhöht.

Besonders auf den — bekanntlich auch dem preußischen Staate angehörenden ostfriesischen Inseln, die eben ihrer Lage wegen die bei weitem meisten Strandungen in der deutschen Nordseeküste aufzuweisen hatten, riß das Unwesen zumal unter dem Einfluß der kriegerischen Verhältnisse im Anfange dieses Jahrhunderts so ein, daß der preußische Minister v. Haugwitz 1804 die Ostfriesische Strandverfassung für die härteste in allen europäischen Ländern erklärte und es als nothwendig bezeichnete, „die dortige dem Geist unsrer Zeit und der Kultur sowie der Würde unsres Staats widerstrebende strandrechtliche Verfassung förderſamst in eine zweckmäßige Bergeeinrichtung zu verwandeln." Allein es blieb bei der guten Absicht und bald trat wieder ein so freches offenkundiges Ausrauben der gescheiterten Schiffe mit blutigen Kämpfen der von allen Seiten ankommenden Räuber um die Beute ein, daß 1807 von der holländischen Regierung den Insulanern und Bewohnern der Festlandsküste bei 1000 Gulden Strafe das Fahren zu einem Strandungsplatze ohne schriftliche Erlaubniß des Strandvogts und bei 100 Gulden selbst das Betreten des Strandes in der Nähe eines gescheiterten Schiffs ohne gleiche Erlaubniß verboten werden mußte.

Das Resultat war, daß die zunächst berechtigten vom Strandvogt aufgebotenen Berger ihren Lohn mit mehr Ruhe verdienen konnten und von andern Beutegierigen darin nicht gestört wurden; die Lage der Gestrandeten, beziehungsweise der Rheder wurde dabei nicht besser.

Es ist charakteristisch, daß in den Berichten über Strandungsfälle noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein von der Mannschaft meistens gar nicht die Rede ist; nur zuweilen wird ihrer Rettung gelegentlich erwähnt, und werden dann hohe Kosten für ihre Verpflegung liquidirt; oder es heißt kurz: Mannschaft umgekommen, Schicksal der Besatzung unbekannt, Schiff „ohne lebendige Equipage" angetrieben ꝛc. Häufig allerdings kommt Streit darüber vor, wer die Kosten für die Beerdigung der „Strandleichen" zu tragen habe. Im ganzen aber kümmert sich weder die Gesetzgebung noch die Küstenbevölkerung um die Personen der Gestrandeten; nur um die Güter handelt es sich und darum, von diesen einen thunlichst großen Antheil an sich zu bringen. Auch in unsrem Jahrhundert ist dieser Standpunkt noch keineswegs gänzlich überwunden, wenngleich die Praxis Dank der fortgeschrittenen Gesittung und der besseren Regierungscontrole eine mildere geworden, auch die Gesetzgebung auf Besserung hinzuwirken sich bemüht hat.

Digitized by Google

In dieſer Beziehung iſt zunächſt zu bemerken, daß einmal die Elbſchiffahrtsacte von 1821 jedes Strandrecht an der Elbe für immer aufhebt, ſodann daß Oldenburg 1844 und Hannover 1846 neue Strandungsordnungen erlaſſen haben, die ſich in den meiſten Punkten den 1838 von Holland in dieſer Beziehung gegebenen Vorſchriften anſchließen. Für Preußen iſt ein allgemeines Strandungsgeſetz nicht erlaſſen.

Ueber die hannoverſchen Strandungsordnung möge hier noch angeführt werden, daß die allgemeinen Stände den Erlaß einer ſolchen bei der Regierung dringend beantragten und dabei hervorhoben, „es ſei eine beſtimmte Legislation nothwendig, welche die Eigenthümer der verunglückten Schiffe und Waaren gegen die Entwendungen und Mißbräuche ſchütze, denen ſie bisjetzt, obgleich das Strandrecht nicht mehr gelte, ausgeſetzt ſeien."

Dieſe Tendenz, mit der die Regierung ſich völlig einverſtanden erklärte, war eine löbliche, aber die Mittel, die die Geſetzgebung ergriff, ſie durchzuführen, waren nicht eben glücklich gewählt.

Allerdings war es ein weſentlicher Fortſchritt der hannoverſchen wie der oldenburgiſchen neuen Strandordnung, daß einmal nicht allein jedes fiscaliſche Anrecht an geſtrandeten Schiffen und Gütern, ſondern auch jeder Beamtenantheil am Bergelohn beſeitigt, und daß ausdrücklich die Rettung der Mannſchaft mit zur Pflicht gemacht wurde. Der Schwerpunkt der gedachten Geſetze ruhte indeß auch wieder in den Vorſchriften über Bergung der Sachen, und wurde den Bergern ein Berge- beziehungsweiſe Hilfslohn außer den Bergungskoſten zugeſtanden, der nach der Han. St. O. bis zu einem Drittel und ausnahmsweiſe bis zur Hälfte des Werths der geborgenen Sachen ſteigen konnte, während die Oldb. St. O. eine ſolche Grenzbeſtimmung nicht enthält.

Beide Geſetze aber ſchließen ſich in ſo weit an das beſtehende Recht an, als ſie einmal das Betreten eines gefährdeten Schiffes behufs der Bergung erſt dann geſtatten, wenn entweder die Mannſchaft daſſelbe verlaſſen hat oder ſelbſt Hilfe begehrt, und als ſie ferner vom Augenblick der erſten Beſetzung des Schiffes an einen Anſpruch auf Bergelohn und das Recht, ſpäter ankommende Berger zurückzuweiſen, zugeſtehen, neben dieſem Recht auf Bergung und Priorität dann aber auch eine Rechtspflicht zur Theilnahme an der Bergung auf Verlangen der Strandbeamten ſtatuiren.

Daneben haben ſie den alten ſeerechtlichen Grundſatz, daß während der Dauer der Gefahr abgeſchloſſene Verträge über Höhe des Bergelohns nichtig ſeien, der ſich ſchon in der alten franzöſiſchen Ordonance de la marine von 1688 findet, wieder aufgenommen, ja ſogar die Giltigkeit aller Verträge über Bergelohn von der Genehmigung der Obrigkeit abhängig gemacht.

Dieſe Beſtimmungen, in denen ſich ſo ziemlich das geſammte heutige deutſche Strandungsrecht ausdrückt, wie es ſich durch Geſetz und Gewohnheit

Digitized by

herausgebildet hat, sind im wesentlichen auch durch das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch nicht geändert worden, das namentlich in Bezug auf die Frage, wer zur Bergung befugt oder verpflichtet sei, sich gar nicht äußert.

Eine anerkennenswerthe Neuerung macht dieses Gesetzbuch eigentlich nur durch die Bestimmung, daß zur gleichmäßigen Theilnahme am Bergelohn auch diejenigen berechtigt sein sollen, welche in derselben Gefahr der Rettung von Menschen sich unterzogen haben; nicht unwichtig ist ferner die Vorschrift, daß der Bergelohn die Vergütung für die zum Zwecke des Bergens gemachten Aufwendungen mit umfaßt, daß behufs der Festsetzung des Bergelohns unter allen Umständen der Rechtsweg offen bleibt und daß derselbe als Quote des Werths der geborgenen Gegenstände nur auf übereinstimmenden Antrag der Parteien festgesetzt werden darf.

Bildet sonach das heutige Strandungsrecht auch einen erheblichen Fortschritt gegen früher, so ruht es dennoch unseres Erachtens noch immer auf einer falschen Grundlage und hat sich zu sehr im Anschluß an die alte ungesunde und unsittliche Anschauung vom Strandwesen entwickelt, um nicht einer Reform, oder richtiger einer Basirung auf völlig neue Principien dringend zu bedürfen.

Wir bezeichnen als die beiden Hauptpunkte, die beseitigt werden müssen einmal die Pflicht und sodann das Recht zum Bergen, nebst dem Rechte auf den Bergelohn. Alle übrigen Mängel der Gesetzgebung betreffen schließlich nur Nebensachen.

Prüfen wir diese Cardinalpunkte und zwar zunächst die Pflicht zum Bergen von unbefangenem Standpunkt etwas näher. — Es handelt sich hier wohlgemerkt nicht um eine sittliche, sondern um eine Rechtspflicht, deren Erfüllung mit äußeren Zwangsmitteln durchgesetzt werden kann und deren Verletzung Strafen nach sich zieht. Der Gegenstand dieser Pflicht ist aber nicht etwa Rettung von Menschenleben, sondern Rettung lebloser Gegenstände, des Schiffes und seiner Ladung. Die Rettung einer in Lebensgefahr befindlichen Schiffsmannschaft wird schon um deswillen als rechtliche mit Zwang durchzuführende Pflicht nicht leicht geltend gemacht werden können, weil ihre Erfüllung meist die zur Rettungsarbeit Angehaltenen selbst in Lebensgefahr bringen würde, und das Wagen des eigenen Lebens zu erzwingen ist die Staatsgewalt ihren Unterthanen gegenüber — abgesehen vom Kriegsdienste — weder befugt, noch fähig.

Ist die Rettung aber ohne Gefahr möglich, so liegt die Sache wie bei jeder andern Gefährdung eines Menschenlebens auf dem festen Lande und bedarf keiner besonderen gesetzlichen Regelung, indem entweder von einer Rechtspflicht zur Rettung nicht die Rede ist, oder wenn dies der Fall, die Versäumung derselben die gewöhnlichen Folgen nach sich zieht.

Wird z. B. ein bereits mit dem Tode ringender Menſch von den Wellen auf den Strand geſchleudert, ſodaß er umkommen muß, wenn er den Wellen nicht entzogen wird, und iſt dies von daneben ſtehenden Perſonen mit Leichtigkeit auszuführen, ſo wird nach der Geſetzgebung der meiſten Staaten die Unterlaſſung dieſer einfachen Rettungshandlung dem Strafrichter verfallen; ganz gleich aber liegt der Fall jedenfalls, ob er ſich am Strande des Meeres oder an einem Binnenwaſſer ereignet.

Aber das iſt nicht Gegenſtand der Bergepflicht; wie ſchon das Wort „Bergen" bezeichnet, handelt es ſich um Rettung der Waaren. Und da fragen wir, auf welchen innern Grund ſtützt ſich dieſe Pflicht?

Es iſt doch immerhin eine ganz außergewöhnliche Maßregel, wenn der Staat Einzelnen ſeiner Angehörigen eine öffentliche Rechtspflicht auferlegt; es darf das nur aus ganz beſonderen Gründen und jedenfalls nur aus Rückſicht auf das öffentliche Intereſſe und das Gemeinwohl geſchehen. Liegt ſolche Rückſicht aber in unſerm Falle vor? Sehen wir die verwandten Fälle an, in welchen der Staat ſolche außerordentliche Hilfspflicht von Einzelnen ſeiner Angehörigen fordert, ſo entdecken wir einen weſentlichen Unterſchied. Bei Feuersbrünſten, bei Deichbrüchen, bei Ueberſchwemmungen, wo das raſende Element, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird, immer weiter greift in ſeiner zerſtörenden Kraft, da verlangt der Staat mit Recht von Jedem die Theilnahme am Rettungswerke; da droht wirklich gemeine Gefahr in unabſehbarem Umfange, die gemeinſame Hilfe erfordert, welche darum allgemeine Pflicht iſt.

Aber die Abwehr der Gefahr iſt hier der Zweck, ihrer Weiterverbreitung ſoll geſteuert, größerem Unheil vorgebeugt werden.

Nicht des bereits eingetretenen, ſondern des noch drohenden Unglücks wegen fordert die Staatsgewalt von ihren Angehörigen die thätige Hilfsleiſtung; und wiederum auch nur deshalb, weil eine Mehrzahl von Gefährdeten da iſt, weil Keiner allein ſich helfen könnte, und weil wenn Jeder nur für ſich ſorgte, die Gefahr für Alle ſich nur vergrößern würde. So auch in andern Fällen.

Wird z. B. durch Schneefall und dergl. eine Eiſenbahn oder eine Landſtraße in einer Weiſe verſchüttet, daß nur außergewöhnliche Arbeitskraft ſie dem Verkehr wieder erſchließen kann, da bietet der Staat wohl ſeine Angehörigen zur Nothhilfe auf, aber nicht etwa, um eine einzelne eingeſchneite Locomotive zu befreien, ſondern um den freien Verkehr wieder zu eröffnen, um die Nachtheile abzuwenden, die eine längere Stockung des Verkehrs unausbleiblich für tauſend und aber tauſend Intereſſen mit ſich führt; zur Abwendung dieſer dem Verkehr d. h. dem Gemeinwohl drohenden Gefahr wird hier eine Hilfspflicht auferlegt, da ohne ſolche die zunächſt Betheiligten dieſe Gefahr zu beſeitigen nicht im Stande ſein würden.

Und in allen dieſen Fällen kann ſolche Nothhilfe nur verlangt werden,

Digitized by Google

so lange die gemeine Gefahr nicht abgewendet oder doch auf ein so geringes Maß reducirt ist, daß die zunächst Betheiligten sich selbst zu helfen im Stande sind. Ist dem Feuer ein Damm gesetzt, ist das wildfluthende Gewässer in sein Bett zurückgedrängt, ist die Eisenbahn wieder frei für den Verkehr, wer denkt dann noch an eine Rechtspflicht zum Beistande für Einzelne, deren Eigenthum durch die Katastrophe beschädigt oder gefährdet ist? Mögen sie sich selbst helfen oder Schaden leiden! Unter dem Schaden des Einzelnen leidet das Gemeinwohl nicht; wohl aber leidet es empfindlich, wenn die Staatsgewalt ohne dringende Noth hineingreift in die Rechtssphäre des Einzelnen und ihm Pflichten auferlegt, die nicht von der Gesammtheit getragen werden und nicht dieser zu Gute kommen.

Suchen wir nun aus den sämmtlichen obigen Fällen den leitenden Gedanken, so kommen wir zu dem auch von der Wissenschaft stets festgehaltenen und von der Gesetzgebung fast aller Staaten praktisch befolgten Satz:

Die Staatsgewalt ist zur Forderung einer Nothhilfe Seitens einzelner Staatsbürger nur in so weit befugt, als es sich um Abwendung einer Gefahr für das Gemeinwohl handelt, zu deren Beseitigung die zunächst Betheiligten völlig außer Stande sind.

Wenden wir diesen Satz nun auf Strandungen an.

Wo liegt da die Gefahr für das Gemeinwohl, um deren Abwendung es sich handelt? Wo liegt überhaupt die Gefahr? Wo liegt das öffentliche Interesse? Wo die völlige Hilflosigkeit der zunächst Betheiligten? Wahrlich, wir vermögen dieser Fragen keine zu beantworten.

Aber sehen wir uns zunächst den Begriff einer Strandung und das Wesen der Bergung etwas näher an! Ein Schiff gilt als gestrandet, wenn es so festsitzt, daß es nicht wieder flott gemacht werden kann, und für „seetriftig", wenn es in solchem Zustande in offenem Wasser treibt, daß die Einbringung in einen Hafen unmöglich ist.

Beide Fälle werden einander gesetzlich vollständig gleichgestellt, indem in beiden, sobald die Mannschaft Hilfe begehrt oder das Schiff verläßt, jeder Strandbewohner zur Hilfe verpflichtet, beziehungsweise berechtigt ist und damit Anspruch auf Bergelohn erwirbt.

Praktisch hat der letzt erwähnte Fall meist nur dann Bedeutung, wenn das seetriftige Schiff zum Stranden gebracht werden kann, indem es, falls dies nicht möglich ist, naturgemäß sinkt und damit das Bergen selbst ausschließt. Wichtig ist also nur die eigentliche Strandung. Diese besteht, wie gesagt, erst dann, wenn das Schiff so festsitzt, daß es nicht wieder flott gemacht werden kann. Für das Schiff selbst also als Ganzes ist sehr begriffsmäßig die Rettung nicht mehr möglich; es handelt sich nur noch um Rettung seiner Theile und seiner Ladung. Bedenkt man nun, daß von einer Strandung natürlich

Digitized by Google

nur die Rede sein kann, wenn auch die Fluth oder das Hochwasser das Schiff nicht wieder vom Boden erhebt, daß der regelmäßige Unterschied zwischen höchster Fluth und niedrigster Ebbe in der Nordsee 12—14 Fuß sind, daß abgesehen von der durch Fluth und Ebbe hervorgerufenen Bewegung selbst die flachen Stellen, an denen Schiffe stranden, schon ziemlich starke Brandung zu haben pflegen, daß auch das fest liegende Schiff durch die Wellen stetem Aufstoßen und Schwanken unterworfen ist und schon dadurch, daß es dem immer bewegten Wasser ein Hinderniß bietet, die Wellen in seiner Umgebung beträchtlich erregt, daß endlich Strandungen meist nur in stürmischer Jahreszeit stattfinden, so wird auch der die See nicht kennende Binnenländer sich denken können, daß das Bergen nicht ein einfaches in kurzer Zeit abgemachtes Geschäft, wie das Entlöschen im sichern Hafen unter einem mächtigen Dampfkrahn, der die schweren Ballen in die Höhe befördert, sondern eine lästige zeitraubende Arbeit ist. Meist ist bei Hochwasser das Wrack völlig von den Wellen überfluthet, so daß an Bergen nicht gedacht werden kann, häufig ist der Brandung halben nur mit weiten Umwegen zum Wrack zu gelangen, fast regelmäßig vermögen nur kleine Boote die Strandungsstelle zu erreichen, Hebemaschinen lassen sich nur selten anbringen; das stete Schwanken des Wracks droht die sich zu nah heranwagenden Boote zu zerschellen; kurz das Bergen ist nur bei günstigem Wetter und auch dann meist nur wenige Stunden des Tages überhaupt möglich und dauert bei einem Wrack oft mehre Wochen, ja Monate.

Und zu dieser so zeitraubenden wie unregelmäßigen Arbeit besteht eine Zwangspflicht! Schiff und Ladung sind gewissermaßen bereits als verloren zu betrachten, und nur Wiedergewinn eines Theils des Verlorenen ist noch zu erstreben; dieser Gewinn aber liegt lediglich im Interesse des Rheders und der Ladungseigenthümer, oder wie heutzutage die Verhältnisse factisch liegen, ausnahmslos des Assecurateurs.

Der Versicherer oder die betreffende Versicherungsgesellschaft zahlt im Strandungsfalle die volle Entschädigung aus, für welche das Risico übernommen war und sucht nun seinerseits aus dem gestrandeten Schiffe nach Möglichkeit noch etwas zu retten. Und um diesem Interesse des Versicherers dienstbar zu werden und zu dessen Privatvortheile in einer Angelegenheit, wobei das Gemeinwohl nicht im entferntesten in Frage kommt, wo es sich nicht um Abwendung einer Gefahr, sondern um Erlangung eines Gewinns handelt, wo dem Versicherer Zeit und Geldmittel zu Gebote stehen, um durch freien Vertrag Arbeiter zum Bergen zu gewinnen, legt die Staatsgewalt den Strandanwohnern eine öffentliche Rechtspflicht zum Bergen auf! Wahrlich, ein schärferer Verstoß gegen alle gesunden Principien von der Pflicht und der damit sich deckenden Befugniß des Staats zum Eingreifen in die Privatrechtssphäre des Einzelnen läßt sich kaum denken.

Digitized by Google

Practisch ist nicht so sehr die Pflicht zum Bergen, als das damit in engstem Zusammenhange stehende Recht auf Bergelohn die Hauptsache. Die völlige Verkehrtheit, anstatt der allein anzuerkennenden sittlichen Pflicht zur Rettung von Menschenleben eine juristische Pflicht zur Bergung von Waaren zu constituiren, ist eben nur erklärbar aus der geschichtlichen Entwickelung des Strandwesens, das seinen Hauptinhalt in dem Strandrecht fand, und war nur möglich dadurch, daß dieser unnatürlichen Pflicht ein unnatürliches Recht gegenübergestellt wurde.

Das eben zeigt am deutlichsten das Verwerfliche der ganzen Institution, daß gegen jene Pflicht trotz ihrer Unnatur niemals die dadurch Betroffenen sich aufgelehnt haben, daß sie sich vielmehr willig dem anscheinend unerträglichen Joche beugen, weil auf der Kehrseite der Bergelohn steht, und wiederum beweist es wie unverhältnißmäßig hoch der Bergelohn ist, welcher Gewinn aus dem Bergerecht herfließt, daß er hoch genug ist, auch jene Pflicht ohne Bedenken ertragen zu lassen.

Zwar ist, wie oben gezeigt, seit länger das Bestreben der Gesetzgebung auf Herabdrückung des Bergelohns gerichtet gewesen, zwar darf er jetzt ohne Uebereinstimmung der Parteien nicht mehr auf eine Quote des Geborgenen festgesetzt werden und soll regelmäßig ein Drittel des Werths der geborgenen Gegenstände nicht übersteigen, aber die Absicht des Gesetzes wird vielfach gehindert durch die Praxis, welche die Maximalgrenze des Gesetzes als den Regelbetrag festhält, und der Umstand, daß die Festsetzung des Bergelohns völlig dem richterlichen Ermessen freigestellt ist und das Gesetz als Anhaltspunkt dafür neben der aufgewendeten Mühe und Zeit und der etwa bestandenen Gefahr hauptsächlich den Werth des Geborgenen bezeichnet (Art 746 des A. D. H. B.), führt in der Praxis dahin, daß der Richter der Regel nach vor Festsetzung des Bergelohns Sachverständige über die dabei maßgebenden Factoren hört.

Die der Küstenbevölkerung angehörigen, in den alten Anschauungen vom Strandrecht aufgewachsenen Sachverständigen, die nicht anders wissen, als daß von Alters her die Berger stets mindestens ¼ des Werths erhalten haben, urtheilen fast stets, wenn auch ohne böse Absicht, zu Gunsten der Berger, und daß der mit solchen Verhältnissen meist nicht genügend vertraute Richter nur schwer von dem Gutachten der Sachverständigen in erheblicher Weise abweicht, ist natürlich.

Führen wir einige beliebig aus einer großen Zahl ähnlicher und zum Theil selbst ernsterer Falle herausgegriffene Beispiele aus den letzten Jahren an.

1. Im Jahre 1864 wurde das holländische Tjalkschiff „Novitgedacht" auf hoher See durch Sturm schwer beschädigt und nahm, um sich in den carolinensieler Hafen schaffen zu lassen, die Hilfe eines begegnenden mit 3 Mann besetzten kleinen Wattschiffes an. Das gerettete Fahrzeug wurde als reparaturunwürdig condemnirt und zu 300 Thlr. verkauft, die Ladung zu 750 Thlr. Der

Digitized by Google

in Anſpruch genommene Hilfslohn, der geſetzlich niedriger ſein muß, als der Bergelohn, wurde auf 480 Thlr. normirt und erſt in der Berufungsinſtanz auf 200 Thlr. ermäßigt.

2. Im gleichen Jahre wurde für Binnenbringung des holländiſchen Schiffes Brouw Anne' drei dabei beſchäftigten Schiffern ein Hilfslohn von 480 Thlr. endgiltig zugebilligt.

3. Im Jahre 1860 ſtrandete an der Inſel Spiekeroog die engliſche Bark Deſaleberry; der Werth des Geborgenen belief ſich auf etwa 18,000 Thlr.; der Bergelohn wurde in erſter Inſtanz auf 6200 Thlr. feſtgeſetzt; erſt in der Berufungsinſtanz gelang den Aſſecurateuren die Ermäßigung auf 4400 Thlr.

4. Die Bergung des 1866 geſtrandeten Dampfers Excelſior hat den Bergern ſelbſt im Wege des Vergleichs einen Bergelohn von über 12,000 Thlr. eingebracht.

Man ſieht, es handelt ſich hier um ganz erkleckliche Summen und das Bergen iſt ein einträgliches Geſchäft. Eine gute Strandung bringt oft einen beſſeren und faſt müheloſeren Verdienſt, als es halbjährige ſchwere Arbeit eines Matroſen vermag. Darin aber liegt gerade das Gefährliche und Demoraliſirende des heute noch geltenden Bergerechts, daß es aus dem Unglück des Einen eine Quelle des überreichlichen Gewinnes für Andere macht, daß das Maß des Bergelohns jeden in gleicher Zeit durch angeſtrengteſte Berufsarbeit zu erzielenden Erwerb überſteigt.

Dazu kommen, abgeſehen von der großen Verſuchung für den Einzelnen, bei der Bergung heimlich etwas für ſich auf die Seite zu bringen, der in Folge der Bergung und der Verſteigerung der Sachen immer ſtattfindende Conflux vieler Fremder, der Erwerbsneid, der dabei unausbleibliche durch den leichten Verdienſt beförderte Branntweingenuß, die nur zu häufig wegen des Bergelohns entſtehenden Proceſſe ꝛc., kurz lauter Momente, die nur verderblich wirken.

Woher kommt es, daß die Zahl der auf den Nordſeeinſeln gehaltenen Seeſchiffe ſich beſtändig mindert, während die der feſtländiſchen Häfen ſich jährlich vermehrt? Woher kommt es, daß die fiſchreiche Nordſee ſo wenig von der Küſtenbevölkerung ausgebeutet wird? Wahrlich, nicht einer der unbedeutendſten Factoren dabei iſt der leichte Gewinn aus den Strandungen, der die Leute feſt hält zu Hauſe, um ja nicht einen Strandungsfall ſich entgehen zu laſſen, der mit einem Schlage ihnen mehr einbringt, als ſonſt oft wochenlange Arbeit, und der — wie gewonnen ſo zerronnen — in entnervenden Branntweingelagen bald wieder verzecht wird. Iſt es doch eine zwar haarſträubende aber wahre Thatſache, daß die kleine Inſel Norderney, völlig abgeſehen von dem Conſum der Badeverwaltung und der Badegäſte, mit ihren kaum 1000 Einwohnern nach den amtlichen Steuerliſten im Jahre 1865 für mehr denn 7000 Thlr. Genever conſumirt hat!

Digitized by Google

Und nun betrachte man das Vorgehen bei den Strandungen selbst. Kaum ein Fall unter 10, wo nicht, um den Bergelohn festzustellen, der ganze zulässige Instanzenzug durchgemacht wird; man sehe und höre die Ansprüche der Berger; wie fast jedesmal, obwohl das Gesetz solche Verträge für nichtig erklärt, die Berger, ehe sie der in Todesgefahr schwebenden Mannschaft die begehrte Hilfe leisten, einen hohen Bergelohn zugesichert zu bekommen versuchen, wie bei fast jeder Verklarung einer gestrandeten Schiffsbesatzung dieselbe Klage sich wiederholt, daß Allem zuvor erst das Versprechen reichlichen Bergelohns verlangt sei.

Hören wir, wie ein mit den Strandungsverhältnissen besonders vertrauter Mann sich über diesen Punkt ausspricht: „Leider ist das Pflichtgefühl und überhaupt eine edlere Regung, dem bedrängten Mitmenschen aus Nächstenliebe beizustehen, an den Küsten und Inseln ein unbekanntes Gefühl oder doch eine überaus seltene Erscheinung. Einestheils mag der häufige Anblick der Seegefahr zum Verwischen des Eindrucks derselben beitragen, während die Küsten- und Inselbewohner zugleich andererseits die Strandungsfälle als ein lohnendes Ereigniß betrachten und möglichst viel Gewinn daraus zu ziehen suchen. Wahrhaft betrübend aber ist es zu sehen, wie die Retter, selbst vielleicht in drohender Lebensgefahr, doch noch Zeit haben, um das Leben anderer zu feilschen und dem bedrängten Schiffer nur gegen Auslobung einer namhaften Summe die ersehnte Hilfe zu gewähren! Aus der Lage des Letzteren ziehen sie Vortheil, indem sie ihn nöthigen, das Verlangte zu versprechen, oder aber ihn seinem Schicksale überlassen und den Tod eines Mitmenschen auf sich laden."

Mögen diese 1864 geschriebenen Worte, deren Schreiber, wie gesagt, wie wenige mit der Lage der Dinge vertraut ist und ein halbes Menschenalter mit ihnen sich beschäftigt hat, auch hart sein, jedenfalls liegen sie der Wahrheit näher als die poetische Auffassung der Binnenländer.

Noch eins sei gestattet besonders hervorzuheben, daß nämlich mit dem Augenblick, wo Berger ein in Noth befindliches Schiff besetzen, der Capitän seiner Disposition darüber verlustig geht. Zwar nicht direct nach absoluter Gesetzesvorschrift, aber faktisch durch das den Bergern gesetzlich eingeräumte Pfand- und Retentionsrecht von Schiff und Ladung.

Die englische Barke Jubilee war an der holländischen Küste leck geworden und von der Mannschaft verlassen; kurz nachher entdeckt diese, daß das Schiff blos auf eine Plate gerathen ist und kehrt dahin zurück. Allein inzwischen haben bereits Berger das Schiff besetzt, und obwohl an der Legitimation des Capitäns nicht der mindeste Zweifel ist, weigern sich die Berger, dessen Anordnungen hinsichtlich der Bergung zu folgen und verfahren gegen dessen Willen zu seinem Nachtheil. Im später erhobenen Rechtsstreit wurde den Bergern Recht gegeben, weil der Capitän ihren mit Betretung des Schiffes bereits erworbenen Anspruch auf Bergelohn nicht sofort zu befriedigen vermocht hatte.

Digitized

Als 1860 der Desaleberry bei Spieckeroog in Gefahr gerathen war und Hilfe begehrt hatte, versuchten die Berger, das Schiff auf eine andre zum Bergen besser geeignete Stelle zu schaffen. Dieser Versuch nahm mehre Tage in Anspruch. Inzwischen hatte der telegraphisch benachrichtigte Rheder den hamburger Dampfer Simson gecharterd und an Ort und Stelle gesandt und wollte mit dessen Hilfe versuchen, den Desaleberry wieder in tiefes Wasser zu bugsiren. Die Berger widersetzten sich und ließen zur Sicherung ihres Bergelohns das Schiff mit Arrest belegen. Da der Agent des Rheders die übergroße Cautionssumme, die gefordert wurde, nicht sofort hinterlegen konnte, mußte er nachgeben, und die Berger mietheten nun ihrerseits den hamburger Dampfer, um den Desaleberry auf den Strand zu bringen.

So kann die gesetzliche Befugniß des Schiffscapitäns, die Führung des auch schon von Bergern besetzten Schiffes jederzeit wieder zu übernehmen, stets illusorisch gemacht werden durch die Forderung der Cautionsleistung für den Bergelohn, die bei dem hohen Betrage in der meist nur kurz bemessenen Zeit selten oder nie beschafft werden kann.

Fragt man nun, wie Besserung zu schaffen, so erwidern wir einfach: man gebe es auf, im angeblichen Interesse der Rheder eine besondere Fürsorge für gestrandete Schiffe im Wege der Gesetzgebung zu treffen; man lasse einfach die allgemeinen Rechtsregeln auch hier zur Anwendung kommen.

Man beseitige vor allem die unnatürliche Zwangspflicht zum Bergen und halte dann fest an dem Satze, daß der Schiffsführer weder dadurch, daß er Hilfe begehrt, noch dadurch, daß er mit der Mannschaft das Schiff verläßt, dasselbe im rechtlichen Sinne derelinquirt oder auf die Disposition darüber verzichtet. Damit fällt natürlich jedes Recht zum Bergen ohne ausdrückliche Einwilligung des Schiffsführers.

Man erkläre, wie auch jetzt schon der Fall ist, jeden während der Gefahr abgeschlossenen Bergevertrag für nichtig und überlasse es lediglich dem Schiffsführer, nachdem er gerettet am Lande sich befindet, mit beliebigen frei von ihm auszuwählenden Personen wegen der Bergungsarbeiten zu accordiren. Man bestimme, daß, falls solcher Accord nicht abgeschlossen oder nichtig oder zweifelhaft wird, der Richter, der dann ex bono arbitrio den Bergelohn zu bestimmen haben wird, diesen auf keinen höhern Betrag normiren darf, als die Berger während der zur Bergung verwendeten Zeit in Ausübung ihrer Berufsarbeit im günstigsten Falle bei angestrengtester Thätigkeit hätten verdienen können.

Für den Fall aber, daß die Mannschaft umkommt oder ein schon früher von derselben verlassenes Schiff strandet, bestelle man dafür, wie für jedes andere zur Zeit herrenlose Vermögen, einen curator absentis, dem es dann zunächst obliegt, den Rheder zu benachrichtigen und bis zu dessen Eintreffen sein Interesse wahrzunehmen.

Digitized by Google

Wegen der Höhe des Bergelohns muß natürlich auch für diesen Fall das Obige gelten.

Das Betreten eines auch von der Mannschaft verlassenen gestrandeten Schiffes und das Bergen daraus ohne ausdrücklichen Auftrag des Eigenthümers, beziehungsweise dessen Vertreters, muß natürlich verboten und eventuell als Diebstahl streng geahndet werden. Eine wirksame Controle würde leicht durch die überall vorhandenen Zollkreuzer und ein für gewisse Districte mit eventueller Unterstützung beauftragtes Kanonenboot hergestellt werden können.

Sollte bei solcher Einrichtung wirklich auch die Bergung sich einmal etwas gegen jetzt verzögern und sollten dadurch einige Waaren mehr beschädigt werden oder verloren geben, auf den Nationalwohlstand kann das keinen Einfluß haben, und der Verlust, der den Rheder dadurch trifft, wird mehr als aufgewogen durch den Gewinn an Bergekosten.

Vor allem aber wird dann endlich die Strandbevölkerung aufhören, die Strandungen als einen Gottessegen zu betrachten und nicht mehr durch den leichten unverhältnißmäßigen Gewinn des Bergelohns abgelenkt werden von anderer Arbeit. Wird dann noch der Mannschaft der Rettungsboote außer einer reichlichen Bezahlung für jede Rettungsfahrt eine ansehnliche Prämie für jedes gerettete Menschenleben bewilligt, so wird auch in materieller Beziehung der reichliche Lohn der Rettung ebenso zu dieser anspornen, wie bislang der Bergelohn zur Bergung.

Und darauf kommt es an, auch in den Augen der Strandbevölkerung die Rettung der Menschen in den Vordergrund treten zu lassen vor der Bergung der Sachen. Sicher und dauernd aber wird dies nur dadurch erreicht werden, daß die erstere auch zu der lohnenderen Arbeit gemacht wird.

Das Rettungsboot, das nur auf Rudern eingerichtet und meist schwer zu handhaben ist, dessen Mannschaft selbstredend ihr Boot nicht verlassen darf, wird nur selten in die Lage kommen, das gefährdete Schiff auch behufs des Bergens zuerst zu besetzen. Ein im Jahre 1837 angeschafftes Rettungsboot auf der Insel Norderney hat bis zum Jahre 1855, wo es als unnütz wieder verkauft wurde, auch nicht ein einziges Menschenleben gerettet und nicht ein einziges Schiff behufs des Bergens zuerst besetzen können: nicht weniger als 8 Mal aber ist es zu spät gekommen, weil inzwischen andre durch die Aussicht auf hohen Bergelohn gelockte raschere Fahrzeuge das gestrandete Schiff bereits besetzt hatten; dreimal ist dabei allerdings ein Theil der gefährdeten Mannschaft beim Ueberspringen in die zur Rettung nicht geeigneten Schiffe vor den Augen des Rettungsboots ertrunken.

Ist nun auch durch das A. D. Hand. Ges. B. den Rettern gleicher Antheil an dem Bergelohn wie den Bergern versprochen, so ist dafür das Rettungsamt in der Regel gefährlich, das Bergen nicht, und da die Extrabelohnung für das

gefährliche Retten gar nicht im Verhältniß steht zu dem Lohn für das ungefährliche Bergen, wird nur gar zu leicht mit der Rettung gezögert, so lange keine Concurrenz wegen das Bergens zu befürchten ist. —

Recapituliren wir kurz unsere Vorschläge: Aufhebung der Bergepflicht und des Bergerechts und Herabsetzung des Lohns für die nur auf Anordnung des Eigenthümers vorzunehmende Bergung im Falle der richterlichen Feststellung auf ein dem Werthe der geleisteten Arbeit entsprechendes Maß, — Handhabung des Rettungswesens durch freie Vereinsthätigkeit unter einheitlicher Controlverwaltung und reichlicher Belohnung der Rettungsmannschaft.

Schließlich noch eine Bemerkung. Die Mittel der Rettungsvereine müssen vermehrt werden. In Holland hatten sich schon gegen Ende der dreißiger Jahre die bedeutendsten Rheder freiwillig verpflichtet, bei jeder Befrachtung eines Schiffes gleich durch den Schiffsmäkler 1 Cent pro Ton als Beitrag für den Rettungsverein zu überweisen. Sollten nicht auch unsere deutschen Rheder bereit sein, in ähnlicher Weise durch ein dem Einzelnen nicht fühlbares, in der Gesammtheit äußerst wirksames Opfer für Sicherung von Leib und Leben ihrer braven Schiffsleute beizusteuern?

Die nordschleswigsche Frage.

Jetzt sind es nun reichlich vier Jahre, daß die Bevölkerung des nördlichen Schleswig abwechselnd in Furcht und Hoffnung wegen ihres definitiven politischen Schicksals schwebt. Zuerst wurden die Dänen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, die Deutschen von einem ersten Lichtstrahl der Aussicht in eine bessere Zukunft berührt, als am 15. November 1863 der letzte Königherzog, Frederik VII. starb. Dann folgte die tiefaufregende Zeit der Ermannung des deutschen Nationalsgefühls, des preußisch-östreichischen Feldzugs gegen Dänemark, der diplomatischen Unterhandlungen von der londoner Conferenz bis zum wiener Frieden. Von Dänemark kam man damit los, im übrigen aber blieb noch alles im Ungewissen. Die Attachirung an den früher entweder unbekannten oder verhaßten Augustenburger machte auch hier Fortschritte, weil man mit dem übrigen deutschen Volke in seinem Erbrecht die Garantie der nationalen Absonderung von Dänemark zu sehen gewohnt war, und aus demselben Grunde waren die dänischgesinnten Nordschleswiger in jener Zeit leidenschaftlichere Feinde des Hauses Augustenburg, als des Hauses Hohenzollern. Dieses Verhältniß drehte sich um, nachdem der gasteiner Vertrag Preußen allein in die Verwaltung des national gemischten Grenzlandes eingesetzt hatte und der Gouverneur von

Digitized by

Schleswig, General von Manteuffel, seine famosen siebenfüßigen Reden hielt, die den Dänen jede Hoffnung der Rückkehr zum Insel-Reich abschneiden zu sollen schienen; da begann für sie Preußen der Inbegriff alles Bösen und Hassenswerthen zu werden, während die Deutschen im Norden eher als die Südschleswiger und namentlich als die Holsteiner anfingen, den Werth der preußischen Macht für alle nationalen Interessen zu würdigen. Bei ihnen brauchte daher der glorreiche Ausgang des preußisch-östreichischen Entscheidungskampfes um die Führung in Deutschland nicht viel Bekehrungen mehr zu machen. Niemand im außerpreußischen Deutschland wäre zufriedener als sie mit diesem Abschluß des lange unentschiedenen Ringens gewesen, hätte der nikolsburg-prager Friede, der denselben besiegelte, nicht nebenher in seinem Schoße einen Erisapfel, eine Wiedererweckung des kaum begrabenen deutsch-dänischen Streits getragen, und sie ganz unerwartet, während überall anderswo in Deutschland bis nach Schleswig hinein eine dauernde befriedigende Ruhe einzukehren versprach, in die peinlichste Sorge und Ungewißheit der Zukunft zurückgestoßen.

Was aber für die Deutschen in Nordschleswig wie das Wiederabtreiben eines um sein Leben schwimmenden Mannes vom rettenden Ufer war, das wurde natürlich für die dortigen Dänen zum Ausgangspunkt neuer kaum noch für möglich gehaltener Hoffnungen. Den glimmenden Funken ihres Nationalbewußtseins und politischen Strebens fachte der Artikel V. des prager Friedens zu hellen Flammen an, und die Dänen im Königreich sorgten, daß es diesem Feuer nicht an Nahrung fehle. Allsonntäglich fuhren Dampfschiffe mit Hunderten von Dänen über den kleinen Belt herüber und hinüber, um unter dem Anstrich eines Vergnügungsausfluges Gelegenheit zu patriotischen Ansprachen zu geben, zur gemeinsamen Absingung von Nationalliedern, zu praktischen Einwirkungen oder Verordnungen für den einen großen Zweck, Nordschleswig wieder dänisch zu machen. Was half es da, die kopenhagner Blätter zu verbieten? Abgesehen davon, daß sie bei so dichtem Verkehr trotz des Verbotes zu Tausenden ins Land kamen, wo sie dann nur desto begieriger verschlungen wurden, der nicht zu hemmende mündliche Austausch hätte ihren Einfluß zur Noth vollkommen ersetzt. Jedes Wort aber, das ein Däne des Königreichs mit einem Nordschleswiger wechselte, wurde von selbst zum Träger des Deutschenhasses, denn die ganze Nation ging für Monate auf in dem heißen Verlangen, einen Theil der ihr ans Leben gehenden schweren Verluste von 1864 zurückzugewinnen. Selbst in Paris kann Niemand im Laufe des letzten Jahres sehnlicher und ungeduldiger auf den Ausbruch des Rheinkrieges geharrt haben, als es die Kopenhagener politisirenden Kreise thaten. Wie mußte dies auf die Dänischgesinnten Nordschleswigs einwirken!

Wie bedeutungsvoll war dagegen, was Deutschland zur Belebung des Muthes seiner Angehörigen in diesem moralischen Ringkampf gethan hat. Es ist nie-

mandem eingefallen, ſie aufzuſuchen oder einzuladen. Mit Ausnahme der Kölniſchen Zeitung hat bis jetzt kein größeres deutſches Blatt die nordſchleswigſche Frage ſtehend auf ſeinem Repertoir gehabt oder dieſelbe auch nur in Zwiſchenräumen mit etwas höherem Nachdruck behandelt, — und die Kölniſche Zeitung vertrat von vornherein die Intereſſen der däniſchen Schleswiger. Die übrigen Redactionen thun ihre Spalten wohl, wenn der Raum nicht allzu knapp gebt, nordſchleswigſchen Correſpondenzen auf, aber bis zu einer ſelbſtändigen Behandlung der Sache in Leitartikeln verſteigt ſich ihr Intereſſe an dieſer Angelegenheit nicht. Man hat eben im Innern von Deutſchland durchgängig mit ſich ſelbſt genug zu thun. Für Grenzfragen bleibt ſogar den Politikern von Fach mit ganz vereinzelten Ausnahmen kein Sinn und Schwung übrig. Das mag ſehr begreiflich, ſehr entſchuldbar ſein, aber es nimmt denjenigen, welche auf einem ſolchen Grenzpoſten ſtehen und für ihre Zuſammengehörigkeit mit unſerer nationalen Cultur zu kämpfen haben, den Sauerſtoff lebendiger, allgemeiner Theilnahme, der das Feuer thätiger Vaterlandsliebe auch in der Vereinzelung nicht ausgehen läßt.

Es kann unter ſolchen Umſtänden nicht Wunder nehmen, zu hören, daß das deutſche Element in Nordſchleswig durchſchnittlich nichts weniger als Fortſchritte macht. Die zweite Reichstagswahl hat zwar einen däniſchen Abgeordneten weniger ergeben als die erſte, aber hauptſächlich wurde das einer veränderten Anordnung der Wahlkreiſe verdankt, und im übrigen wies die Wahlſtatiſtik eine weſentliche Verſchlimmerung des Standes der Dinge nach. Günſtiger ſelbſtverſtändlich als beide Reichstagswahlen iſt die Wahl zum preußiſchen Abgeordnetenhauſe ausgefallen, weil das Dreiclaſſenſyſtem das Uebergewicht der Deutſchen an Capitalbeſitz ſtärker in die Wagſchale fallen ließ, und es iſt nicht hoch genug anzuſchlagen, daß dieſes neue Stimmungsexperiment nicht blos in Flensburg, ſondern ſogar in Hadersleben die entſchiedenſte Ueberlegenheit der Deutſchen nachgewieſen hat. Die Stadt Hadersleben an Dänemark zurückzugeben iſt damit noch ſchwieriger geweſen, als es ſchon vorher war. An Flensburgs Abtretung wird man nun wohl ſelbſt in Kopenhagen zu denken aufhören. Allein für das platte Land hat ſich Gleiches nicht herausgeſtellt. Da bleibt das däniſche Uebergewicht immer wie 5 zu 1 oder noch höher, wo es nicht gar zunimmt. Denn hier ſitzen die paar Deutſchen unter der däniſchen Bevölkerung derart vereinzelt, daß die einmal herrſchende Strömung ſie mehr und mehr entwöhnt, ihre eigentliche Geſinnung zu bekennen, ja ſie am Ende in dieſer ſelbſt erſchüttert. Es ſind ja nicht lauter vollgebildete Gutsbeſitzer oder dergleichen, was dort an Deutſchen lebt. Die Leute ſtehen von Haus aus vielfach auf einer gewiſſen Mittelſtufe zwiſchen deutſch und däniſch, die ſich in früheren naiven Zeiten bekanntlich darin gefiel, aus dem „Schleswiger“ einen ganz be-

ſonderen, dritten Stamm zu machen, und der Uebergang zu vollbewußtem däniſchen Weſen wird ihnen oft nicht viel ſchwerer, als der zum Deutſchthum.

Bedenkt man dieſen Stillſtand, um nicht zu ſagen Rückſchritt des deutſchen Elements in den ländlichen Grenzgebieten, vergegenwärtigt man ſich das tiefe Bedürfniß der geſammten Bevölkerung nach Ruhe, nach endlicher Entſcheidung ihres Schickſals, das die Deutſchen bei weitem lebhafter empfinden müſſen als die in hoffender Spannung erhaltenen Dänen: ſo muß man zu dem Schluſſe kommen, daß die Frage ſobald als möglich erledigt werden ſollte. Natürlich darf dies nicht in einem unſere Nationalintereſſen beeinträchtigenden Sinne geſchehen, und demzufolge muß die Lage Europas günſtig ſein, um einen keine edlen Theile verletzenden Operationsſchnitt zu geſtatten. Allein die Lage Europas iſt jetzt günſtig, viel günſtiger ſogar, als ſich ſobald hätte hoffen laſſen. Frankreich, von dem der Artikel V des prager Friedens ſtammt, und das allein unter den Großmächten aufgelegt wäre, aus deſſen Erfüllung eine Ehrenſache zu machen, iſt durch die römiſche Verwicklung gelähmt. Der Kaiſer hat nicht einmal gewagt, in ſeiner letzten Thronrede der noch ſchwebenden nordſchleswigſchen Frage zu gedenken. Vielleicht ſchmollt er im Augenblick auch ſogar ein wenig mit Dänemark, das die weſtindiſche Inſel St. Croix, auf welche Frankreich ein Vorkaufsrecht beſitzt, ſammt St. Thomas und St. Jan an Nordamerika veräußert hat. Aus demſelben Grunde wird England gegenwärtig nicht allzu eifrig ſein, Dänemarks Partei gegen Preußen zu nehmen. St. Thomas iſt eine Hauptſtation ſeiner weſtindiſchen und ſüdamerikaniſchen Dampferlinien, die als däniſche Beſitzung ſogut wie immer zugänglich war, als nordamerikaniſche kaum noch in gleicher Weiſe brauchbar ſein wird. Was Rußland betrifft, ſo hat es jedenfalls ſeine Gründe, ſich im Augenblick mit Deutſchland nicht ohne Noth auf Nationalitätscontroverſen einzulaſſen, und Oeſtreich müßte noch viel Handgreiflicheres als ſeinen deutſchen Charakter ausziehen, wollte es gegen die Deutſchen im Norden Partei nehmen. Kurz, die Lage entſpricht allen Anforderungen, welche ſich an ihre Gunſt nur irgend erheben laſſen, und es beſteht daher ſchlechterdings kein Grund, den endlichen Abſchluß des deutſch-däniſchen Streits und eine allen nöthigen Rückſichten entſprechende Ausführung des Artikels V des prager Friedens länger hinauszuſchieben.

Digitized by Google

Die katholischen Vereine.

Von einem Oestreicher.

Am 28. Juni 1865, bald nach Abschluß des Concordats erschien in Oestreich ein Ministerialerlaß, welcher die katholischen Vereine und Bruderschaften der Anwendung des Vereinsgesetzes vom 26. November 1852 entzog und ihre Genehmigung und Oberleitung den Diöcesanbischöfen übertrug. Es war damals alles darauf abgesehen, Oestreich zu einem eminent katholischen Staate zu machen, der weltliche Arm sollte sich dem Stabe der Kirche beugen, man erlaubte ihm nur ihr zu Nutz und Frommen Dienste zu leisten. Dies genügte aber den tonangebenden Herren jenseits der Berge noch lange nicht. Sie dachten sich nebenbei Oestreich als ein verschanztes Lager, aus dem sie nach allen Ecken und Enden Deutschlands ihre Cohorten aussenden könnten, um sich daselbst neue Provinzen zu annectiren, ja als Stapelplatz ihrer Flotten, die in alle Theile des übrigen Continents und der ganzen Welt bestimmt waren. Das vorzüglichste Mittel zur Verbreitung ihrer Herrschaft waren die katholischen Vereine. Nicht nur alle Städte und Länder des weiten Kaiserstaates wurden von diesen wuchernden Schlingpflanzen umgarnt und ausgesogen, ihre Verzweigungen liefen auch nach allen Seiten ins Ausland und tauchten dort wieder als neue Pflanzschulen auf. Es waren große welterobernde Pläne, die man im Busen trug, und wenn man die katholischen Politiker hörte, bekämpften sie doch blos den Josephinismus, den Socialismus und die Revolution. Es ist nur Stückwerk, was man hie und da aus clericalen Tagesblättern und auf Katholikenversammlungen davon zu hören bekam, am Ende wird aber doch ein klares Bild daraus. Die letzte Katholikenversammlung in Innsbruck lieferte manchen Beleg dafür, obschon man nur mit großer Vorsicht ein schwaches Echo aus ihren „geschlossenen" d. i. geheimen Sitzungen in die Welt dringen ließ. Wir wollen, nachdem bereits ein Bild der Physiognomie derselben gegeben worden, auch dies hier nachtragen.

Unter den vielen katholischen Vereinen Oestreichs leuchteten jene von Wien voran, über deren segensreiche Wirksamkeit sich Graf Fries mit großer Genugthuung ausließ. Auf der „Generalconferenz der katholischen Vereine" daselbst durchging er sie alle der Reihe nach, sie wirkten, wie er versicherte, auf sämmtlichen Gebieten der christlichen Charitas, wobei selbstverständlich der Servinus- und Leopoldinenverein, denen viele hohe Beamte und edle Damen angehören, als Muster voranstehen. Von den Bruderschaften außerhalb Wiens that sich vorzüglich jene vom h. Erzengel Michael in St. Pölten hervor, die in allen Diöcesen eingeführt sein wollte und zunächst die materielle Unter-

Digitized by

stützung des heil. Stuhles ins Auge faßt. Daran schlossen sich die katholischen Vereine Oberöstreichs, die auf ihrer „Provinzialversammlung“ vom 20. und 21. August d. J. den Protest gegen das Mühlfeld'sche Religionsedict erneuerten, die wackern Vorkämpfer am östreichischen Reichstag, Greuter und Jäger, mit Adressen beehrten und über Mittel zur Abstellung der schlechten Presse beriethen, ferner der Rupertus- und katholische Bürgerverein in Salzburg, der katholische Stammverein zu Innsbruck, der wie eine Freimaurerloge insgeheim sich über ganz Tirol verzweigt hat und dergl. m. Unter den katholischen Vereinen, mit denen das außeröstreichische Deutschland gesegnet ist, hörten wir namentlich jene des h. Bonifacius, Karl Baromäus und Vincenz v. Paula, dann das von den Jesuiten geleitete „Gebetsapostolat“ rühmen, welches die von J. Malfatti S. J. redigirte Zeitschrift „der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“ unter die Gläubigen verbreitet. Aachen besitzt seinen St. Josephverein, welcher Paris, Havre und London mit Seelsorgern, namentlich Jesuiten, versieht. In Hamburg besteht eine Missionsanstalt zur Unterstützung der nach der neuen Welt auswandernden Katholiken, in der Schweiz ein Piusverein, der seinen Arm zu einem Kirchenbau in Grissau nach Vorarlberg hereinstreckt, und in den Schneefeldern Norwegens eine Nordpolmission, die ihr Licht nach Lappland und in alle Länder des nördlichen Polarkreises trägt. Dazu kommt noch eine Colonie in Brasilien, wo man die Diöcese San Pietro gegründet hat und wo die Gesellschaft Jesu eine sehr geregelte Seelsorge betreibt.

Von neuen Unternehmungen sind, außer der allseitigen Unterstützung der pädagogischen Vereine, die Gründung eines katholischen Soldatenvereins, dann eines continuirlichen Hilfsfonds zur Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlungen mit jährlichen Beiträgen sämmtlicher deutscher Geistlichen und Laien, eines Preßfonds zur Unterstützung katholischer Journalistik, endlich die Errichtung eines katholischen Preßbureaus in jedem Diöcesansitz oder jeder Provinzialhauptstadt Deutschlands unter Mitwirkung des Episcopats und aller Laien zu melden. Die Versammlung sprach hiebei ihre entschiedene Mißbilligung darüber aus, daß kirchenfeindliche Blätter überhaupt gehalten werden. Schade, daß der Antrag zur Abfassung einer Statistik aller katholischen Vereine Deutschlands nicht besser gewürdigt wurde, eine solche hätte uns noch tieferen Einblick in diese unterirdischen Minen erschlossen.

Fragt man nun, ob der Zweck dieser weitverzweigten Vereine bloß der vom eingangs citirten Ministerialerlaß vorangestellte ist und sich auf die Förderung von Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe beschränkt, so müssen wir dies entschieden verneinen. Der Zweck dieser Vereine ist vorzüglich ein politischer: Die Beeinflußung der staatlichen Entwicklung und Gesetzgebung, die Umwandlung unserer jetzigen Staatsform. Auch dafür liefern die Beschlüsse jener Katholikenversammlung in Innsbruck einen schlagenden Beweis. Man

Digitized by Google

erklärte daſelbſt jeden Verſuch, das Concordat durch einſeitige Geſetzgebung aufzuheben, für ein Unrecht, man proteſtirte feierlichſt gegen die Trennung der Schule von der Kirche, gegen den Plan, das Unterrichtsweſen in die Hand des Staates zu legen. Man ſprach es ganz offen aus, daß die Kirche nicht weichen ſolle den Beſchlüſſen der öſtreichiſchen Reichsverſammlung, daß ſie weltliche Hilfe brauche und dieſe von Oeſtreich fordere, daß ihre Arche in der jetzigen revolutionären Sündfluth gezimmert werden müſſe aus öſterreichiſchem Holz. Mit einem Worte, unſer Staat ſoll der Kirche dienen, gleichviel ob er ſelbſt darüber in Trümmer geht oder nicht, wir ſollen nur die Vaſallen Roms ſein, jenes Rom, deſſen Tage weltlicher Macht ſich bald zum Ende neigen. Jedermann begreift, dies iſt ohne die Rückkehr des Abſolutismus unmöglich, er alſo das eigentliche Ziel dieſer Vereinsbeſtrebungen iſt. Die unſichtbaren Hände der nach allen Seiten ausgedehnten, eng unter ſich verbundenen, ſolidariſch für einander einſtehenden katholiſchen Vereine leiſten dazu alle erdenkliche Hilfe. An der Oberfläche erſcheinen nur die Folgen, der Mechanismus iſt ein Geheimniß der Wiſſenden. So wurde von ihnen ſchon längſt die Parole ausgegeben zu allen glaubenseinheitlichen und concordatlichen Adreſſen, Petitionen und Deputationen, mit denen man die unverſtändige thörichte Menge unabläſſig und „abläſſig“ in Athem hält. Man ſagt ihr vor, das Concordat ſei das Evangelium, die Civilehe Concubinat, die Volksbildung untergrabe das Chriſtenthum, der Reichsrath beabſichtige nur die Wiedereinführung des alten Heidenthums ꝛc.

Wir erachten es an der Zeit, auf dieſe wohlorganiſirte, dem Gedeihen unſerer noch kaum geborenen Freiheit feindliche Macht aufmerkſam zu machen, die ſich noch immer des Schutzes vieler hochgeſtellten und einflußreichen Gönner erfreut, eines Generalſtabs, der alle ihre Pläne entwarf und ausführen half, und für den Jeſuitismus und die katholiſche Weltherrſchaft Proſelyten macht. Es handelt ſich einfach darum, ob es der Staat dulden darf, daß in und neben ihm eine Geſellſchaft beſtehe, die ein ſeiner Aufgabe diametral entgegengeſetztes Ziel verfolgt und alles aufbietet, um ſie zu vereiteln und die Herrſchaft für ſich zu gewinnen, die der Freiheit den Abſolutismus gegenüberſtellt? Wenn das Vereinsrecht ſo weit gehen darf, ſo heißt dies eben den Staat aufgeben. Wir glauben daher mit Recht fordern zu können, daß keine Vereine geduldet werden, die durch ihre Verhandlungen ſelbſt ihre oſtenſiblen Zwecke Lügen ſtrafen und in der That kein anderes Ziel im Auge haben als den Umſturz unſerer Verfaſſung, die Vernichtung unſerer ſtaatsbürgerlichen Rechte und die Wiedereinführung der geiſtigen und leiblichen Knechtſchaft. Eine heilige Pflicht iſt es aber auch, unſere deutſchen Brüder auf das ſchleichende Gift aufmerkſam zu machen, das ſich in alle Glieder unſeres großen Vaterlandes frißt, auf die geheime Liga, die ſchon jetzt die kugelfeſtmachenden Skapuliere weiht, um einſt

die Rheinländer und Westfalen in erbitterten Kampf zu jagen gegen den Hort des Protestantismus, um den blutigen Morgen einer Zeit wieder heraufzuführen, in der die Jesuiten ihre Triumphe feiern. V.

Anm. der Redaction. Unter vollständiger Anerkennung der Nothwendigkeit einer strengen und wirksamen Controlle über das katholische wie jedes andere Vereinswesen, glauben wir doch darauf hinweisen zu müssen, daß die von dem Herrn Verf. bevorwortete Auflösung jener religiösen Genossenschaften eine Beeinträchtigung des Vereinsrechts involviren würde, die gerade im Interesse der jungen östreichischen Freiheit nicht zu wünschen ist. Ganz abgesehen davon, daß mit äußeren Polizeimaßregeln für die Sache selbst nichts gewonnen, sondern blos den Heimlichkeiten einer unterdrückten Partei Thür und Thor geöffnet werden würde, scheint es uns in der Natur der Sache zu liegen, daß ein Recht, wie das zur Vereinigung religiöser oder politischer Gesinnungsgenossen, zweischneidig ist d. h. ebenso gut für wie wider die Sache freiheitlicher Entwickelung ausgebeutet werden kann, diese Zwischenschneidigkeit aber behalten muß, um seiner ursprünglichen Bestimmung, die in der Möglichkeit einer Bethätigung des Volkswillens besteht, treu zu bleiben.

Die Uebersetzung Moliere's durch Graf Baudissin.

Moliere's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin, 2. Band 1866, 3. Bd. 1866, 4. Bd. 1867. Leipzig. S. Hirzel.

In vier stattlichen Bänden liegt jetzt die meisterhafte Uebersetzung vollendet in den Händen des Publicums. Wir verzeichnen den Lesern zunächst den reichen Inhalt der vier Bände: Bd. 1. Die Schule der Ehemänner. Die Schule der Frauen. Der Misanthrop. Tartüffe. Die gelehrten Frauen. Bd. 2. Der Zwist der Verliebten (le Dépit amoureux). Die Kostbaren (les Précieuses ridicules). Die Lästigen (Les Fâcheux). Die Kritik der Frauenschule. Das Impromptu von Versailles. Die erzwungene Heirath. Don Juan. Der Liebhaber als Arzt. Bd. 3. Der Geizige. George Dandin. Der bürgerliche Edelmann (le Bourgeois gentilhomme). Die Gräfin von Escarbagnas. Der eingebildete Kranke. 4. Bd. Der Unbesonnene, oder Es ist ihm nicht zu helfen (L'Etourdi, ou le Contretemps). Sganarelle, oder Der Hahnrei in der Einbildung (le Cocu

Digitized by Google

imaginaire). Der Arzt wider Willen. Der Sicilianer, oder Der Liebhaber als Maler. Amphitryon. Herr von Pourceaugnac. Scapin's Schelmenſtreiche (les Fourberies de Scapin). — Wir ſind dem Ueberſetzer dankbar, daß er ſich entſchloſſen hat, den geſammten Moliere zu übertragen, denn das merkwürdige Talent des größten Luſtſpieldichters der Franzoſen wird nur aus der Geſammtheit ſeiner Dramen vollſtändig erkannt, gerade in den leichten Gelegenheitsſtücken iſt die unübertreffliche Grazie und Feinheit ſeiner Charakteriſtik und Scenenführung am meiſten bewundernswürdig.

Die Bedeutung der Ueberſetzung iſt in d. Bl. bei der Beſprechung des erſten Bandes gewürdigt. Uns wurde die Freude, von demſelben verehrten Mann, der mit Schlegel und Tieck zuerſt den Shakeſpeare bei uns einbürgern half, auch die Uebertragung Molieres zu erhalten, die erſte, welche den höchſten Anforderungen entſpricht, die wir an eine Ueberſetzung dieſes Dichters zu machen haben. Vor allem erfreulich iſt die Germaniſirung molieriſcher Verſe. Der Ueberſetzer hat den Alexandriner in den deutſchen dramatiſchen Fünffuß verwandelt; über die Berechtigung und Nothwendigkeit dieſes Verfahrens iſt früher ausführlich gehandelt worden. Der franzöſiſche Alexandriner erhält durch das Weſen der romaniſchen Sprache, ihr eigenthümliches Accent- und Klangleben einen weitverſchiedenen Charakter von dem deutſchen jambiſchen Sechsfuß, wenn dieſer durch die Cäſur in völlig gleiche Theile getheilt wird; der franzöſiſche iſt ein lebhafter, ſtattlich dahinſchreitender Sohn der guten Geſellſchaft, der deutſche ein eckiger, langweiliger, anmaßender Pedant. Es war für den feinen und geiſtvollen Moliere bisher eine harte Sache, durch ſolchen plumpen Vers den Deutſchen bekannt zu werden. Auch in den Proſaſtücken hat Graf Baudiſſin ſeine Ueberſetzervirtuoſität bewährt, obwohl hier zuweilen unmöglich iſt, den feinen Hauch altfranzöſiſcher Diction durch entſprechende Redeformen und Satzbildung wiederzugeben und der Ueberſetzer adoptirt launig den Ausſpruch von Mademoiſelle Béjart, der berühmten Schauſpielerin Molieres: La prose est pis encore que les vers.

Es ſind jetzt zweihundert Jahre her, ſeit Moliere auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, und während dieſer ganzen Zeit hat er durch ſeine Nachfolger die heitere Bühne Europas beherrſcht.

Seit die Komödie Anekdoten und Charaktere des Privatlebens durch die Kunſt des Schauſpielers darſtellt, alſo ſeit der mittlern und jüngern attiſchen Komödie, iſt ihr das Entlehnen und Umbilden älterer Stoffe und Rollen in einer Ausdehnung eigen geblieben, wie keiner andern Gattung der Poeſie. Die Erfindungen der Griechen wurden von Plautus und Terenz, die Komödien der Römer ſeit der Renaiſſance von allen Völkern Europas, den Engländern, Italienern, nicht zuletzt von Moliere ausgebeutet. Von Moliere entnahmen wieder Holberg und die Deutſchen des vorigen Jahrhunderts ganze Handlungen,

Digitized by Google

Charaktertypen und komische Situationen, das Entlehnte nach den Bedürfnissen ihrer Zeit zustutzend; bis in die neueste Zeit dauert dieser Diebstahl, und es wäre eine der interessantesten Aufgaben einer Geschichte dramatischer Kunst. die Dauer und Wandlungen uralter Stoffe durch mehr als zwei Jahrtausende nachzuweisen. Jede dramatische Zeit eines Volkes hat dem vorhandenen Vorrath von Motiven, Situationen und Rollen einiges von eigener Erfindung zugefügt, es scheint, daß den Romanen immer leichter wurde, die Handlung neu zusammenzuflechten, den Germanen, Charaktere zu schaffen. Doch ist der Reichthum an letzteren in Wahrheit nicht groß, und auch wir vertragen auf unserer Bühne noch in hundert Fällen ein Verhältniß zwischen Herrn und Diener, Heldin und Kammermädchen, welches jetzt völlig unwahr, aus dem Verkehr der Hellenen mit Hausclaven und Hetären seit mehr als zwei Jahrtausenden übriggeblieben ist.

Es ist wahr, auch Moliere benutzte harmlos fremde Stoffe, wo er sie fand, von Römern, Italienern, Spaniern, auch bei ihm ist der Werth der eigenen Arbeit sehr verschieden, aber seine besten Dramen sind nicht nur in den Charakteren, auch in Zusammensetzung der Handlung völlig sein eigen, und gerade in diesen sind Ehrlichkeit und Reichthum seiner Erfindung bewunderungswürdig. Der Misanthrop, die gelehrten Frauen, die Lästigen werden jederzeit für Meisterstücke eleganter, wahrer und schöner Charakteristik und Scenenführung gelten. Und in seinem Dichtertalent ist etwas Deutsches, das ihn von den französischen Dichtern der mittelalterlichen Heldengedichte, wie von den meisten modernen Franzosen, z. B. Scribe und Dumas, wesentlich unterscheidet; es wird ihm leichter, originale Charaktere in merkwürdig correcten Linien zu zeichnen, als selbständig eine spannende Handlung zusammenzusetzen. Aber den Deutschen überlegen ist er durch die ganz einzige und unübertroffene Weise, in welcher er seine Scenen organisirt, ihre Wirkungen steigert und weise auf das für die Gesammthandlung Nöthige beschränkt.

Oft sehen wir in modernen Stücken Erfindung oder Zurichtung Molieres, ohne an den eigentlichen Erfinder zu denken, unter seinem Namen ist fast nur der Tartüffe auf dem deutschen Bühnenrepertoir erhalten. Nicht das beste seiner großen Stücke. Die meisterhafte Zeichnung des Hauptcharakters vermag nicht ganz den peinlichen Eindruck zu beseitigen, welchen die erbärmliche Schwäche des Orgon hervorbringt, trotz der klugen Einschränkung der Hauptrolle in die letzten Akte wird an ihr eine gewisse Monotonie fühlbar, und daß die Lösung zuletzt durch die Polizei herbeigeführt werden muß, ist unserer Empfindung unbequem. Wir meinen aber, zwei Stücke von Moliere sollten der deutschen Bühne nicht fehlen, welche beide der Kunst des Darstellers und dem Zusammenspiel die höchsten Aufgaben stellen: der Misanthrop und die Lästigen. Auch der Misanthrop vermag nicht ein Lieblingsstück der schaulustigen Menge zu werden, der

Digitized by Google

peſſimiſtiſche Zug darin widerſpricht dem frohen Grundton des modernen deutſchen Lebens, aber die wundervolle Feinheit der Situationen und Charaktere wäre unſern Schauſpielern und den gebildeten Zuſchauern doch ein ungewöhnlicher und belehrender Genuß. Aus einem andern Grund empfehlen wir unſern Bühnen das altfranzöſiſche Stück: die Läſtigen. Will man bei irgend einer zweihundertjährigen Gedächtnißfeier an den größten dramatiſchen Dichter unſerer Nachbarn erinnern, ſo gibt dieſes kleine Luſtſpiel reichlich Gelegenheit, Eigenthümlichkeiten der alten Bühne und des ſceniſchen Arrangements in beluſtigender Weiſe einzuführen, und es enthält außerdem eine ſolche Fülle und Mannigfaltigkeit charakteriſtiſcher Rollen, daß uns kein anderes Stück bekannt iſt, in welchem eine Bühne alle Fächer des Luſtſpiels ſo zierlich und dankbar wie in einer Reihe von Bildern hinter einander vorführen könnte. Das Luſtſpiel ſelbſt iſt ein anſpruchloſes Gelegenheitsſtück, die Handlung ſo einfach als möglich. Ein Herr des Hofes wünſcht in den öffentlichen Anlagen um das königliche Schloß mit ſeiner geliebten Dame zuſammenzutreffen, das Rendezvous wird immer wieder aufgehalten und geſtört durch das Eindringen bekannter Herren und Damen des Hofes oder fremder Zudringlicher, bis zuletzt dem Liebenden eine Erklärung und die Verſöhnung mit dem feindlichen Vormund der Geliebten gelingt.*) Die Handlung wird unterbrochen durch Ballet in Charaktermasken aus der Zeit Ludwigs XIV., welche ſich der Scenerie und Handlung geſchickt anpaſſen und gleich den auftretenden Rollen die Vereinigung der Liebenden hindern. Der größte Reiz des Stückes liegt in der wahren und detaillirten Schilderung der auftretenden Cavaliere und Schmarotzer des Hofes, es ſind eine Reihe typiſcher Charaktere: der Kunſtkenner, der Spieler, der Duellant, der ungeſchickte Jäger, der Projectmacher u. a., faſt Jeder nur mit einer Scene, alle ſehr ergötzlich und wirkſam. Ein Charakterdarſteller mit reichen Mitteln erhielte hier Gelegenheit und ausnahmsweiſe auch Berechtigung, ſich in mehreren Rollen zu empfehlen. Die Einrichtung der Bühne ließe ſich leicht dem altfranzöſiſchen Theater ſo anpaſſen, daß das Stück den Charakter eines Gelegenheitsſtücks erhält, welches vor dem Hofe geſpielt wird. Für die Aufführung haben leider alle Stücke Molieres den Uebelſtand, daß unſern Darſtellern die Technik für ſeine Charakterſchilderung in unſern großen Schauſpielhäuſern mit reißender Schnelle verloren geht, und daß zur Zeit nur noch ſehr wenige ſich in Kniehoſen und altfranzöſiſcher Tracht gut darzuſtellen wiſſen. Auch dafür und für pointirte Converſation iſt ein Stück Molieres die beſte Schule.

*) Am Schluß, den Moliere in ſeiner Weiſe ſehr leicht behandelt hat, iſt eine unbedeutende Aenderung nöthig, Philinte, der Freund des Liebenden, muß vor der Schlußſcene ſeinen Freund nicht ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern ohne Wiſſen deſſelben die Raufbolde ſeiner Partei herbeiwinken, um den Freund zu ſchützen.

Digitized by

Möge dem Ueberſetzer, welcher Molieres Stücke in würdiger Geſtalt unſerer Bühne zugänglich gemacht hat, auch die Freude werden, daß die Schauſpielkunſt und das Publikum des Theaters die Frucht ſeiner Arbeit für ſich einerndten.

Zu Winckelmanns 150ten Geburtstage.

Carl Juſti: Winckelmann in Deutſchland. Leipzig. F. C. W. Vogel.

In der Nachbarſchaft des jüngſt ſo ernſthaft bedrohten capitoliniſchen Hügels zu Rom feiert jedesmal am 9. December die von Eduard Gerhard begründete deutſche archäologiſche Geſellſchaft in dem Geburtstage Winckelmanns den eigenen. Künftiges Jahr erfüllen ſich ihr die erſten vier Decennien des Beſtehens; vor dieſem Zeitpunkt aber, am 8. Juni 1868, kehrt nach einem Jahrhundert die Erinnerung des Tages wieder, der von einem unberechenbaren Dämon regiert, dem Begründer der modernen Archäologie das Leben nahm. Die Unbill dieſes Schickſals wird dort an der würdigſten Stätte, wo Winckelmanns gedacht werden kann, mit dem lauten Bekenntniſſe geſühnt werden, daß das Werk nicht mit dem Urheber zu Grunde gegangen, ſondern in eifriger Nachfolge fortgebildet worden, und daß es vor anderen eben jener wechſelnden römiſchen Genoſſen höchſter Stolz iſt, in allem Großen und Beſten, was ſie erſtrebt, ſich auf Winckelmann zu berufen. Gehört denen, die ſich täglich der Aufſchlüſſe erfreuen, welche Rom ihnen wie dem Ahnherrn ihrer Wiſſenſchaft gewährt, vornehmlich die italieniſche Hälfte dieſes großen Gelehrtenlebens, ſo ſcheint es billig, daß wir uns mit um ſo größerer Zärtlichkeit an die hyperboräiſchen Tage deſſelben halten, auf welche der eben jetzt zu feiernde hundertundfünfzigſte Geburtstag Winckelmanns hinweiſt.

Aber wie ſchlecht war bisher unſer Pietätsbedürfniß nach dieſer Seite berathen. Nicht genug, daß der große Gelehrte ſelbſt an die Tantalusqualen ſeiner Jugendjahre mit einem Verdruß zurück dachte, der nicht mittheilſam macht, wie er ja auch die Abfaſſung ſeiner Selbſtbiographie, wenn ſie nicht geradezu aufgegeben war, ſo lang hinausſchob, daß ihn der jähe Tod daran verhinderte, — auch mitlebende Freunde haben gerade über diejenige Periode ſeines Strebens und Ringens, die er ohnehin am kargſten bedacht haben würde, wenig und ungenügende Nachricht gegeben. Natürlich; denn der alle Genoſſen in Staunen verſetzende Glanz der italieniſchen Zeit, von deren Beginn er ſeinen wahren Geburtstag zu rechnen liebte, warf immer tiefere Schatten auf

Digitized by Google

die Vergangenheit in Deutschland. Puppe und Schmetterling desselben Falters läßt sich nicht zu gleicher Zeit aufbewahren, und da die beiden Hälften dieses Gelehrtenlebens, jede an intensivem Gehalt so reich, wie arm an äußerlichen Ereignissen, vor den Augen der Mitlebenden auseinanderfielen wie Nacht und Tag, so hat Wenige gelüstet, rückwärts zu schauen; schien doch auch kein Pfad aus dem einen Leben ins andre herüberzuleiten.

Dennoch finden fast Alle, welche ihm forschend nahetraten, einen großen, wenn nicht den größten Reiz der Beschäftigung mit seinen Leistungen darin, daß diese allenthalben die liebenswürdigste Persönlichkeit offenbaren. Diese aber ist ein Ganzes, und wer selbst auch tausendmal vorgäbe, im Alter die eigene Jugend nicht wiederzuerkennen, — wir mögen diesen Irrthum selbst dem Besten und Größten lieber heimgeben, als von dem Satze lassen, daß der Mensch das historischeste Wesen sei.

Wie die Fachwissenschaft, welcher Winckelmann die ewigen Impulse gegeben, stolz und gedeihlich in seinem Geiste arbeitet, so hat auch die biographische Literatur neuerdings mit manchem schönen Beitrag zur Kunde seines Wirkens bereichert. Hinfort kann von ihm nicht mehr die Rede sein, ohne daß Otto Jahns gedacht wird, der gleich erfolgreich mit beiden Händen spendend in wissenschaftlicher wie in populärer Form die großen Züge dieser mächtigen Natur uns eingeprägt hat. Aber alle Musterleistungen solcher Art und solches Gegenstandes machen das Verlangen nach vollständiger Kunde nur immer reger; so wurde eine ausführliche Biographie Winckelmanns ein umso wärmeres Anliegen der Nation, je mehr anderseits die Vorstellungen über die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe sich klärte.

Seit vorigem Sommer nun sind wir im Besitz der Anfänge einer Biographie Winckelmanns, welche darauf angelegt ist, die ungewöhnlichsten Erwartungen zu befriedigen. Wir meinen Justis Winckelmann in Deutschland. Wenn die grünen Blätter, die ungern eine Gelegenheit versäumen, des Gründers der modernen Archäologie zu gedenken, dieses Buches bisher nur nebenbei erwähnt haben, so liegt es einzig an den Folgen der Ungunst jener Zeit, in welcher dasselbe erschien. Den Correcturbogen des stattlichen ersten Bandes der Arbeit, die Winckelmanns Leben, Werke und Zeitgenossen zu schildern unternimmt, wäre es auf ihrer Reise zwischen Leipzig und Marburg beinahe ergangen wie dem Mann, von welchem sie Kunde bringen, als er auf ersehnter Fahrt nach Frankreich vor den Waffen zurückweichen mußte: Dank dem schnellen Fluge des preußischen Adlers indeß wanderten sie unbehelligt fast mitten durch den Krieg. Als das Buch ausgegeben wurde, fand es ein tief aufgeregtes, zur Versenkung in ferne Geistesgeschichte schlecht angethanes Publikum. Was es bei ruhiger Zeit ohne Zweifel alsbald erreicht haben würde, heimisch zu werden in der Nation, scheint ihm noch wenig gelungen. Die Erfahrung

Digitized by Google

iſt alt, das große allgemeine Geſchicke, wie ſie manchen Unverdienten fördern, ſo auch manchen Unſchuldigen betrüben, aber in einem Falle wie dem vorliegenden ſolcher Unbill nach Kräften abzuhelfen, iſt eine ebenſo ernſte als angenehme Pflicht, und überdies das eigene Intereſſe; denn der Schaden träfe allein uns.

Dreierlei Erforderniſſe muß der Biograph Winckelmanns bei der Darſtellung ſeines Lebens in Deutſchland vor allem erfüllen: ihm darf nicht zu viel werden, die tauſend verſtreuten Notizen und Reliquien zu ſammeln, die Maſſe von redenden Zeugniſſen gelehrter Vorſtudien ſeines Mannes, intereſſanter und unintereſſanter, zu leſen und zu prüfen. Dieſe mühevolle und oft genug peinliche Arbeit aber kann nur dann lohnen, wenn ihn ein gutes Maß von Congenialität befähigt, in das verborgene Getriebe der minutiös und pedantiſch erſcheinenden Thätigkeit des lernenden Winckelmann einzudringen, eine Aufgabe, nicht unähnlich derjenigen eines Künſtlerarchäologen, der aus übriggebliebenen Händen und Waffen ſich die Geſtalt eines ringenden Kriegers divinatoriſch ergänzen ſollte. Und auch hier wieder war Bedingung des Erfolgs die genaue Kenntniß und die unbefangene Würdigung der geiſtigen Atmoſphäre des Zeitalters. Wie der Verfaſſer ſich mit ungemeinem Fleiße durch encyklopädiſches Wiſſen ausgerüſtet hat, um allen Spuren mittelbarer und unmittelbarer Ueberlieferung nachzukommen, wie er in Bildung und Anſchauung lebendigſte Fühlung mit ſeinem Helden gefunden, iſt ganz perſönliches Verdienſt, — in der Würdigung der geiſtigen Sitten des vorigen Jahrhunderts iſt ihm dagegen die zeitgenöſſiſche Geſchichtswiſſenſchaft offenbar am förderlichſten zu Hilfe gekommen; und dennoch möchten wir das, was er nach dieſer Seite hinzugethan hat, und beſonders die Art, wie er es verwerthet, unter allen Vorzügen ſeiner Arbeit faſt am höchſten ſchätzen.

Denn wird ſchon durch die Organe, die man anwendet, um Fremdes ſich anzueignen, die Richtigkeit des Verſtändniſſes weſentlich bedingt, ſo hängt die Wahrheit und Wirkung deſſelben in noch höherem Grade von dem Geſchmack der Darſtellung ab. Und hierin hat Juſti eine Methode verfolgt, die bei uns ziemlich neu iſt. Sie wird gar Vielen gewagt erſcheinen und vermuthlich von mancher ſehr achtbaren Seite gelinde Verketzerung erfahren, aber ſie iſt ebenſo berechtigt wie eigenthümlich und verdient warmen Beifall. Wir haben bei der Lektüre des Buches oft an Lewes' Leben Goethes und an franzöſiſche Arbeiten verwandter Art denken müſſen. Was dieſe Darſtellungen, die wir keineswegs en bloc bewundern, Kunſtvolles und Anziehendes haben, begegnet uns hier in reineren und abgeklärten Zügen: warme gebildete Beredſamkeit, welche uns beim Leſen immer in der angenehmen und anregenden Illuſion des Geſpräches erhält, in deſſen Verlauf nicht ſelten der Faden gelockert wird, das aber in allen, auch den accidentiellſten Wendungen, ſtets wohlberechnetes, zuweilen auch überraſchend effektvolles Licht über den Gegenſtand verbreitet. Dadurch

Digitized by Google

wird das Buch in einem Grade lesbar, wie wenige Biographien neueſter Zeit.

Und man würde ſehr irren, wenn' man vermuthete, durch die geiſtvolle discuſſive Form dieſer kunſtreich ineinander gearbeiteten Eſſays, aus welchen das Buch beſteht, ſuche der Verfaſſer das Intereſſe für einen an ſich ſpröden und unerquicklichen Stoff gleichſam zu erſchleichen. Von Kunſt kann überhaupt immer nur da die Rede ſein, wo Darſtellung und Inhalt ſich entſprechen. Alles Geſchichtliche gibt Antwort, man muß es nur richtig anreden; und darin gerade liegt der Hauptwerth dieſer ſchönen und nachahmungswürdigen Arbeit, daß ſie uns überzeugt, auf dieſe Weiſe ſei am erfolgreichſten zu ergründen und darzuſtellen, was der überdauernde Gehalt von Winckelmanns Jugendentwicklung und dem Geiſtesleben der Zeitgenoſſenſchaft iſt, mit der er lebte.

Es iſt nicht lange her, daß man über jene Epochen des Jahrhunderts der Aufklärung billig und objektiv urtheilen gelernt hat. Geradezu eines bewußten ſittlichen Entſchluſſes bedurfte die moderne Kunſt- und Literaturgeſchichte, um ſich mit dem Gegenſtande ernſtlich abzugeben. Oder iſt uns das Geſtändniß erſpart, daß die Geſchichtsdarſtellung vielfach von der Leidenſchaftlichkeit der Oppoſition angeſteckt war, welche die Männer auszeichnete und ehrte, die im Friſchen daran arbeiteten, neuen Geſinnungen Bahn zu machen? In den bildenden Künſten wird die gereizte Stimmung praktiſch andauern, da hier die Höhe des Könnens noch lange nicht wiedererreicht iſt, die das Urtheil über Leiſtungen jenes Zeitalters von dem Groll der Eiferſucht befreit, aber die Wiſſenſchaft braucht keines Vorbehalts, ſie darf und muß ſich zu dem Muthe ihrer Einſicht erheben.

Aber damit iſt es nicht gethan. Zu den tiefſten Einblicken in das Weſen hiſtoriſcher Erſcheinungen befähigt nur die Neigung, der es eine Luſt iſt, ſich hineinzuverſetzen in das Seelenleben vergangener Menſchen, in ihre Thorheit und Weisheit, ihr Irren und Schaffen, ihr Lieben und Haſſen. Darin liegt das Charakteriſtiſche der Biographie, darin auch die Stärke unſeres Buches. Es iſt nicht Lob ſchlechthin, was es ausſpricht, manches ſtrenge Urtheil begegnet uns, — über den Confeſſionswechſel z. B. denken wir milder als der Verfaſſer — aber Wärme des Herzens iſt es, was allenthalben hin Licht und Farbe ſpendet. Und ſie erſtreckt ſich auch auf den wechſelnden Kreis von Menſchen und Dingen, die den geliebten Mann umgaben und auf ihn einwirkten. Durch die Armuth der Kindheit, die Täuſchungen der Studienjahre, die Qual des Schulmeiſterthums, die Gelehrtenarbeiten von Nöthnitz führt Juſti ſeinen Helden mit der heilenden Hand mit- und anempfindender Freundſchaft in das fabelhafte Dresden der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, um hier die Entfaltung eines Geiſtes zu belauſchen, der nur wahrhaft ſympathiſcher Berührung bedurfte, um gradauf den Flug zur Sonne zu nehmen.

Digitized by Google

Die Schilderung dieſer Jahre der Zubereitung zu dem Beruf, für den man Winckelmann von erſter Regung an beſtimmt glauben müßte, wüßte man nicht, wie er ihn ſcheinbar unverſehens in der Reife des Alters erfaßt, iſt der Glanzpunkt der Biographie. Hier kommt auch die Art der Darſtellung zu ihrer größten Geltung. Das Plaidoyer für das „auguſteiſche Sachſen", die Feinheit der Empfindung, mit der alle Phänomene dieſer geiſtreich-barocken Zeit auf ihre guten Kräfte angeredet werden, ehren Geiſt und Herz zugleich; ſie laſſen uns erkennen, wie auch auf dieſer Welt etwas von der Weihe haften mag, die ein großer Menſch der Stätte mittheilt, wo er geweilt hat. Wenn ſie ſich für dieſe Liebe des Genius auch in ihrer Weiſe tückiſch wettgemacht hat durch die Nöthigung zur Converſion, die ſie dem Gaſte auferlegte, er hat nicht abgelaſſen, er bewahrte die dankbare Erinnerung. Und die Folie des bezaubernden Bildes, das er im Herzen behielt, war ſeine finſtere märkiſche Heimath, aus der nicht lange nach ſeinem Weggang der Krieg herſchritt, um die glänzende Sybaritengeſellſchaft Dresdens auseinander zu ſcheuchen.

Jetzt an ſeinem 150. Geburtstag, für welchen Juſtis Buch ein würdiges Weihgeſchenk bildet, ſchmücken dankbare Verehrer ſeine Coloſſalbüſte zu Rom und ſein Standbild zu Stendal, an beiden Orten aber geſchieht es unter demſelben Zeichen, unter Preußens Schutz, welcher auch die Mark deutſcher Wiſſenſchaft in der heiligen Stadt umfaßt. M. J.

Wir können uns nicht verſagen, hier einen Brief Winckelmanns anzufügen, deſſen Juſti S. 128 erwähnt. Als ein ſchönes Denkmal ſeines Freundesherzens iſt er der Aufbewahrung werth.

Allerliebſter Freund

Sehr werthgeſchätzter Herr College

Ich kan Nöthnitz oder vielmehr den zärtlichſten der Freunde, den ich verlaſſen, nicht vergeſſen. Die Sehnſucht zurück zu kehren, wurde bereits ehe ich hier ankam, bey mir rege. Ich genieße alle das Gute, was mein Freund und unſer Landhaus mir zu verſchaffen vermag. Allein ich bin von der übrigen geſunden Welt gleichſam abgeſchnitten. Ich bin daher entſchloſſen, bevorſtehenden Frühling wiederum in meine Arbeit einzutreten, und habe es Sr. Excellence unſerem gnädigen Herrn gemeldet.

Die Freundſchaft hat ein großes Theil an dieſem Entſchluß, und die Sehnſucht nach abweſende Freunde machet einen unendlichen ſtärkern Eindruck bey mir als der Genuß des gegenwärtigen. Allein ich komme unter keiner andern Bedingung zurück, als einen Freund zu finden, der mir allgenugſam iſt, und

Digitized by Google

gegen den ich die übrigen bey mir verdunckeln kan. Mein Schatz! Sie sind derselbe Freund. Ich schreibe sehr verwegen. Sie werden mir aber vergönnen, mich und zugleich auch Sie zuzubereiten, ehe Sie einen neuen Freund um sich wählen. Ich bin schon jaloux auf meinen Berendis. Vielleicht aber steche ich ihn aus.

Das Menschen Kind hat mir fast gar nichts von Nöthenizianis geschrieben ꝛc.*) Nur eine baldige Antwort, wornach mich sehr verlanget. Ich ersterbe

Allerliebster Freund

Ihr ewig getreuer
Winckelmann.

Schöneberg, den 3. Januar 1751.

---

*) Den Schluß des Briefes, dessen Mittheilung wir der Güte des Herrn W. Künzel in Leipzig verdanken, bilden literarische u. a. Bestellungen Bülows und Grüße an Eichlers, Schöttgen, Kreißig und andre Freunde. — Der Adressat bemerkt darunter:

„Vorstehender Brief ist von meinem Freunde, dem nachmahls berühmten Abbé Winckelmann, aus Schöneberg, einem in der alten Mark Brandenburg, ohnweit Seehausen gelegnen Guthe, an mich geschrieben, wohin er sich von Nöttnitz aus, zu einem Freunde, dem Herrn von Bülow, begeben, um, nach seinem damahl. Vorsatz, bey demselben, einige Zeitlang, auch wohl Zeitlebens, zu bleiben. Nachdem ihm aber daselbst die unthätige Lebens-Art, und die Entfernung von der schönen Bünauischen Bibliothec, allwo er seine Lernbegierde so reichl. sättigen konte, nicht gefallen mochte, faßte er den Entschluß wieder nach Nöttnitz zu kommen und in seine vorige Function zu treten, welches er auch bald darauf bewerkstelligte."

Francke
Bibliothecar. Elect. Dresd.

Literatur.

H. B. Oppenheim, System des Völkerrechts. Zweite vermehrte und verbesserte Ausg. Stuttgart und Leipzig, A. Kröner.

Die ungünstige Beurtheilung, welche Mohl in seiner berühmten Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften über die erste 1845 erschienene Ausgabe des vorliegenden Werkes ausgesprochen, möchten wir der zweiten gegenüber nicht wiederholen. Der Geist des Liberalismus, welcher sich durch das Ganze hinzieht, scheint uns nicht ein Fehler, sondern ein Vorzug des Buches. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser durch diese Haltung hin und wieder in eine bei wissenschaftlichen Arbeiten durchaus nicht zu billigende Sprechweise verfällt, auch in der Unbefangenheit historischer Auffassung beeinträchtigt wird. Als lobenswertheste Eigenschaft des Buches dürfte hervorzuheben sein, daß es eine mit Geschick geordnete, in kurze Züge zusammengedrängte Uebersicht über die ganze Materie gewährt.

Digitized by Google

Während es aber an Vollständigkeit beispielsweise dem andern Erzeugniß der neuern deutschen Literatur dieses Gebietes, dem vortrefflichen Werke Heffters, nicht an die Seite gestellt werden, also auch für tieferes Studium nicht genügen kann, ist es andrerseits — da es juristische Bildung voraussetzt — zur Popularisirung völkerrechtlichen Wissens schwerlich besonders geeignet. Auch hat die Knappheit der Darstellung der Klarheit zuweilen Eintrag gethan, besonders in dem geschichtlichen Theile. — Uebrigens haben fast alle zwischen der ersten und zweiten Ausgabe eingetretenen, in das Gebiet der Disciplin einschlagenden Ereignisse Berücksichtigung gefunden. Da indeß das Buch bereits vor dem vorjährigen Kriege gedruckt wurde, so wäre das Urtheil über die Sachlage der Dinge in Schleswig-Holstein, also über eine gänzlich unfertige Entwicklung, besser unterblieben.

R. Hocker, die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, ihre Geographie, Geschichte, Production und Statistik. Leipzig, Quandt u. Händel. 1867.

Ein Werk, das man mit Freuden begrüßen muß. Der Verfasser — um die Culturgeschichte seines Heimatlandes bereits anderweit verdient — hat seine Aufgabe vollständig gelöst. Die überwältigend reiche Fülle von Material hat er ganz und gar durchdrungen und mit Klarheit zu einem System gesichtet. Doch nicht, daß sich das Interesse im trockenen Sande mechanisch aneinandergereihter Einzelheiten verliefe; er läßt es nicht fehlen an höheren Gesichtspunkten: seine Darstellungsweise ist anziehend und lebendig, von poetischer Literatur sogar weiß er geschmackvollen Gebrauch zu machen. Am umfassendsten ist der erste Abschnitt des Werkes, „Land und Leute" betitelt. Er bildet die breite Unterlage des Ganzen, enthält aber in seinem Reichthum auch manches, was nicht unbedingt zur Sache gehört. Die bei jeder einzelnen Station angegebene Statistik der Güterbewegung, des Personen- und Postverkehrs hätte unsers Erachtens besser in den besondern Abschnitt über das Transportwesen gepaßt. — Weit knapper ist der das Geschichtliche behandelnde Theil ausgefallen. So gediegen und interessant indeß derselbe gegeben ist, wir glauben doch, er hätte ganz wegbleiben können. Des Allgemeinen war in diesen engen Grenzen zu wenig zu berichten, die Entwicklung eines einzelnen Industriezweiges aber würde jedenfalls besser im Zusammenhang mit der Beschreibung von dessen gegenwärtiger Lage erzählt. So stellt es sich denn auch bei den folgenden Abschnitten heraus, daß häufig in die Rechte des historischen Theils eingegriffen werden muß. — Die Verlagshandlung bietet im Vorliegenden nur den ersten Band eines die gesammte Großindustrie umfassenden Werkes. Man kann diesem Unternehmen von Herzen Glück wünschen. Richtig durchgeführt, wird es nicht allein für die Industrie, für die Gesetzgebung und Verwaltung, sondern auch für die Wissenschaft vom höchsten Nutzen sein. Es wird helfen, unsre Zeit begreifen zu lehren; für den Kampf gegen die Gefahren der heutigen Gesellschaft gibt es keine geringe Waffe ab.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Miscellanea

Book of Curiosities

Containing Information on Subjects Rarely Met With

Fifth Edition

London

Printed for Thomas Longman, Paternoster-Row

1734

Novelletten aus Apulejus.

Eine sehr merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung der römischen Literatur ist der Roman des Apulejus „Die Verwandlungen oder Der Esel", wie die Verehrer ihn nannten — das Buch hatte eine Zeitlang einen großen Leserkreis — Der goldene Esel. Denn von dem Roman des dem Apulejus an Geist, Geschmack und Darstellungsgabe unendlich überlegenen Petronius haben wir nur noch so zerrissene Bruchstücke, daß sich von der ursprünglichen Composition keine Vorstellung mehr fassen läßt. Der Roman des Apulejus aber ist vollständig und nicht nach der Schablone der erhaltenen griechischen Romane geschrieben, wiewohl ihm ein griechisches Original zu Grunde liegt. Der Verfasser ist keine uninteressante Persönlichkeit und ein charakteristischer Repräsentant seiner Zeit.

Apulejus, ein Zeitgenosse der Antonine, gebürtig aus der römischen Colonie Madaura in Afrika, war der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Mannes, der ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden ließ. Nachdem er in Karthago seine Schulstudien gemacht hatte, ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Athen, wie er selbst in seiner gezierten Weise sagt: „Der erste Krug des Schulmeisters benimmt die Rauhheit, der zweite des Grammatikers verleiht Bildung, der dritte des Rhetors rüstet mit Beredsamkeit. Soweit trinken die meisten, ich aber leerte in Athen noch andere Krüge; den täuschenden der Dichtkunst, den klaren der Mathematik, den süßen der Musik, den herben der Dialektik und endlich den unerschöpflichen Nectartrank der Philosophie." Auf seinen Reisen kam er auch nach Rom, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, um sich den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache so anzueignen, wie er des griechischen Herr war. So ausgerüstet kehrte er in sein Vaterland zurück, um als Redner und Schriftsteller aufzutreten. Auf einer Reise blieb er krank in Oea liegen und lernte dort eine reiche und gebildete Witwe Pudentilla kennen, welche er heirathete. Ihre Verwandten,

Digitized by Google

welche damit unzufrieden waren, erhoben gegen ihn die Beschuldigung, er habe sie durch Zauberkünste berückt. Es wurde ihm leicht, in seiner noch erhaltenen Vertheidigungsrede die Unwissenheit und Dummheit seiner Ankläger wie seine überlegene geistige Bildung ins beste Licht zu setzen; er wurde freigesprochen, aber der Ruf eines Zauberers blieb an seinem Namen haften, hauptsächlich wohl, weil man ihn später mit dem Helden seines Romans identificirte. — Zur Zeit des Apulejus war das Interesse des Publikums an wohl stilisirten, kunstgemäß gehaltenen öffentlichen Vorträgen auf einen hohen Grad gestiegen, die Sophisten, wie man diese Vortragskünstler nannte, wanderten von Ort zu Ort und waren sicher, Beifall, Ehre und Belohnung zu finden. Auch Apulejus übte diese Kunst, die ihm in mehr als einer Stadt die Ehre einer Statue verschaffte; noch sind Aufsätze vorhanden, durch welche die improvisirten oder vorbereiteten Vorträge eingeleitet wurden, wahre Cabinetsstücke raffinirter rhetorischer Ausarbeitung. Diese Redefertigkeit setzte allerdings eine vielseitige Bildung voraus, deren Hilfsmittel dem Redner stets zur Hand sein mußten, bei Apulejus geht diese Vielseitigkeit der Studien, wenn sie gleich dem Prunk und der Eitelkeit dient, doch unleugbar auch aus einem tieferen Bedürfniß hervor. Mit der unruhigen Hast, welche diese übersättigte, in der Zersetzung begriffene Zeit überhaupt charakterisirt, suchte er für ein vages geistiges Streben Befriedigung in den verschiedensten, ja entgegengesetzten Studien, die er, um auch äußerlich Genugthuung zu erhalten, als Schriftsteller ausbeutete. Vor allem wollte er Philosoph sein, und die platonische Philosophie in der mystifirenden Auffassung, wie sie sich mehr und mehr geltend machte, sprach ihn am meisten an, aber damit vertrugen sich peripatetische, stoische, cynische Ansichten und Lehren, die er alle in verschiedenen Schriften bearbeitete. Einem eigenthümlichen Zuge jener Zeit folgend, welche sich der Betrachtung der Natur mit einem gewissen ascetischen Sinne zuwandte, um dadurch vor der raffinirten Ueberfeinerung zu reinerer Auffassung und einfachen Sitten zu gelangen, bearbeitete Apulejus nicht allein die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles und Theophrast, wobei er sich rühmte, der lateinischen Sprache die Terminologie dieser Wissenschaften gegeben zu haben, sondern stellte auch eigene Untersuchungen an. Er trieb Anatomie und Zoologie, Versteinerungen führten ihn auf geologische Hypothesen, in medicinischen Schriften gab er seinen Forschungen practische Anwendung. Nicht zufrieden mit dieser wissenschaftlichen Aufklärung suchte er höhere Einsicht auch in den Geheimlehren der Religion zu gewinnen, in alle Mysterien und Orden fremder Culte ließ er sich einweihen; auch bei ihm gingen Naturphilosophie und Schwärmerei Hand in Hand. Diesen nach allen Richtungen gehenden Studien entsprach eine nicht minder ausgedehnte Schriftstellerei über Grammatik, Philosophie, Mathematik, Musik, Naturwissenschaften, Medicin, Agricultur, wobei er freilich fast immer

Digitized by Google

nur als Ueberſetzer und Bearbeiter erſcheint. Dazu kamen außer jenen ſophiſtiſchen Vorträgen und Reden verſchiedene Zweige der Unterhaltungsliteratur. Er cultivirte, wie er ſelbſt ſagt, alle neun Muſen, und ſchrieb mit einem Schreiberohr in beiden Sprachen Gedichte für den Rhapſoden und Kitharoden, für den Soccus und Kothurn, Räthſel und Satyren, frivole Liebesgedichte und fromme Hymnen, Geſchichten, Reden und philoſophiſche Dialoge, mit gleichem Eifer, gleichem Fleiß, in gleichem Stil. In dieſe Reihe gehören ſeine Romane, von denen nur die Metamorphoſen erhalten ſind, auch dieſe eine Bearbeitung nach dem Griechiſchen.

Die Haupterzählung, welche aber weſentlich als Rahmen für eine Reihe ſelbſtändiger Geſchichten dient, iſt einfach. Ein junger Mann Lucius, der an allem Zauberweſen lebhaftes Intereſſe nimmt, kommt nach Theſſalien und hofft dort, in der Heimat der griechiſchen Hexen, Wunderdinge zu erfahren. In der That hört und ſieht er ernſte und luſtige Spuckgeſchichten, und wird durch die Gunſt des Kammermädchens Augenzeuge, wie ſeine Hauswirthin ſich in einen Vogel verwandelt. Als er daſſelbe Experiment machen will, erhält er durch einen Mißgriff des Mädchens die Geſtalt eines Eſels; Räuber entführen ihn, er kommt aus einer Hand in die andere und erlebt mancherlei verſchiedene Abenteuer, bis er unter dem Schutz der Göttin Iſis entzaubert wird und ſich in die Myſterien der Iſis und des Oſiris aufnehmen läßt. Außer dieſen Erlebniſſen des verwandelten Lucius werden aber noch andere merkwürdige Begebenheiten mitgetheilt, von denen er Augen- oder Ohrenzeuge iſt, oder die auch in Erzählungen eingeſchachtelte Erzählungen ſind. Es iſt begreiflich, daß dieſe dem Intereſſe des Inhalts wie der Darſtellung nach die Hauptgeſchichten ſind.

Unter den Schriften Lucians iſt eine Erzählung welche die Geſchichte des verwandelten Lucius und ſeiner Begebenheiten, dem Inhalt und der Anordnung nach übereinſtimmend mit Apulejus, kurz und luſtig erzählt, nur daß ſie ſtatt der ſalbungsvollen Myſterienentwickelung einen witzigen zum Ton des Ganzen paſſenden Schluß hat. Es liegt nahe, hierin das von Apulejus bearbeitete und durch die eingelegten Novellen erweiterte Original zu erkennen. Wir erfahren aber, daß es auch eine griechiſche, viel weitläufigere Bearbeitung von einem unbekannten Verfaſſer gegeben hat; leider wird nicht berichtet, ob ſie auch eingeſchaltete Erzählungen enthalten habe, ſodaß Apulejus die ſeinigen daher entlehnen konnte. Denn daß er ſie ſelbſt erfunden habe, iſt nach allem, was wir wiſſen, durchaus nicht wahrſcheinlich. Was ihm angehört, iſt die Darſtellung, und dieſe iſt eigenthümlich genug. Jene Zeit erſtrebte eine pikante und anziehende ſprachliche Darſtellung namentlich dadurch, daß man anſtatt von Cicero und Horaz als Muſtern auszugehen, auf die ältere Zeit, auf Plautus und Cato zurückgriff. Von ihnen entlehnte man Worte und Wendun-

Digitized by Google

gen und suchte in diesem Sinn die Sprache weiter zu bilden. Konnte ein solcher künstlicher Proceß schon zu keinem einheitlichen organischen sprachlichen Ausdruck führen, so kamen nun noch die ganz entgegengesetzten Künsteleien einer raffinirten Rhetorik hinzu, um das Veraltete aufzuputzen, und brachten eine gespreizte Affectation, einen spielenden Klingklang hervor, der, überhaupt unleidlich, am schlimmsten die Wirkung der Erzählung beeinträchtigt. Diesen Ton in der Uebersetzung wiederzugeben würde auch Regis kaum gelingen; sollte es aber gelingen, würde es nicht zu ertragen sein.

Uebrigens bieten diese Novellen, von sehr verschiedenem Inhalt und Charakter, kein geringes Interesse. Sie umfassen wohl so ziemlich den Kreis der wesentlichen Motive, welche die antike Erzählung verarbeitete, die Varietäten der Behandlung durch verschiedene Charakteristik und Färbung sind nicht minder lehrreich. Einige Beispiele der Haupttypen werden das anschaulich machen. Nach der ganzen Anlage des Romans, welche natürlich mit der geistigen Strömung im engsten Zusammenhang steht, nimmt das Zauber- und Gespensterwesen einen sehr breiten Raum ein und tritt nicht blos in der Exposition in den Vordergrund. Deshalb stehe auch hier am ersten Platze

1. Eine Gespenstergeschichte.

Dein Versprechen nehme ich mit bestem Dank an und will meine Geschichte noch einmal anfangen! vorher aber schwöre ich bei der Sonne, die Alles sieht, daß ich wahrhaftig Erlebtes erzähle, auch werdet ihr das nicht bezweifeln, wenn ihr in die nächste Stadt Thessaliens kommt, wo das in aller Leute Mund ist, was vor aller Leute Augen geschah. Damit ihr aber wißt, woher ich bin und was ich treibe, so will ich nur sagen: ich bin aus Aegium und gehe mit Honig, Käse und ähnlichen Hökerwaaren in Thessalien, Aetolien und Böotien hausiren. Als ich hörte, daß in Hypata, der Hauptstadt der Thessalier, frischer Käse von gutem Geschmack um einen sehr billigen Preis verkauft werde, machte ich mich eilends dahin auf, um den ganzen Vorrath an mich zu bringen. Aber ich war, wie es einem geht, mit dem linken Fuß angetreten*), und mit dem gehofften Gewinn war es nichts, denn der Großhändler Lupus hatte den Tag vorher Alles aufgekauft. Ermüdet von der nun ganz vergeblichen eiligen Reise begab ich mich mit Anbruch des Abends ins Bad; da sehe ich mit einemmale meinen alten Freund Sokrates auf der Erde sitzen mit einem schlechten zerrissenen Mantel halb bekleidet, kaum zu kennen, so entstellt durch Blässe und Magerkeit, wie ein ganz im Elend Verkommener, der auf der Gasse um Almosen bettelt. Wie ich meinen Vetter und genauen Bekannten in dem

*) Nach einem constanten Aberglauben mußte man mit dem rechten Fuß antreten, wenn eine Reise oder überhaupt ein Unternehmen guten Erfolg haben sollte.

Digitized by Google

Zuſtand erblicke, gehe ich zweifelmüthig an ihn heran und ſage: „Aber, beſter Sokrates, was iſt denn das? wie ſiehſt du aus? das iſt ja eine Schande! Zu Hauſe biſt du beweint und für verſchollen erklärt, deinen Kindern hat das Gericht einen Vormund beſtellt, deine Frau, die in tiefer Trauer, von Kummer und Gram entſtellt, ſich die Augen faſt aus dem Kopfe geweint hat, wird von ihren Eltern gedrängt, durch eine neue Heirat wieder Troſt und Freude in ihr unglückliches Haus zu bringen, und nun erſcheinſt du mir hier wie ein Geſpenſt zu unſerer größten Schande.“ „Ach Ariſtomenes“, erwiderte er, „du kennſt das Schwanken, die Angriffe und Wechſelfälle meines unheilvollen Geſchickes nicht!“ Und damit zog er ſeinen geflickten Mantel über das von Scham geröthete Geſicht, daß er ſich den halben Leib entblößte. Dies jammervolle Schauſpiel konnte ich nicht ertragen, ſondern reichte ihm die Hand und ſuchte ihn aufzurichten, er aber rief, wie er war, verhüllten Hauptes: „Laß nur, laß nur das Schickſal ſeinen Triumph über mich feiern!“ Ich erreichte aber doch, daß er mit mir ging, zog einen von meinen beiden Röcken aus und bekleidete oder bedeckte ihn wenigſtens raſch damit und brachte ihn ins Bad, half ihm beim Salben und Abtrocknen und rieb ihm den entſetzlichen Schmutz ab; dann brachte ich ihn, der ſich mühſam fortſchleppte, ſelbſt ermattet ins Wirthshaus. Dort lege ich ihn ins Bett, ſättige ihn mit Speiſe, erquicke ihn mit Wein und zerſtreue ihn durch Erzählungen. Schon kommt das Behagen an Geſpräch und Scherz, an Witz und Neckerei, da ſteigt ihm aus tiefſter Bruſt ein herzbrechender Seufzer auf, mit wüthender Hand ſchlägt er ſich vor die Stirn und ruft: „Ich Elender, daß ich dem Vergnügen eines kümmerlichen Gladiatorenſpiels nachlaufen mußte, um in ſolchen Jammer zu gerathen. Du weißt ja recht gut, daß ich des Verdienſtes halber von Macedonien wegreiſte, und als ich nach zehn Monaten durch meine Thätigkeit mit einem tüchtigen Geldgewinn heimreiste, wurde ich kurz vor Lariſſa, wo ich bei der Durchreiſe das Schauſpiel beſuchen wollte, in einem abgelegenen Thal von einer ſtarken Räuberbande angefallen und vollſtändig ausgeplündert. Ich ſelbſt entkam endlich und kehrte übel zugerichtet bei einer Kneipwirthin Meroe ein, die zwar alt aber noch ganz ſtattlich war, erzählte ihr die Umſtände meiner langen Reiſe und eiligen Heimkehr, meiner heutigen Beraubung und kläglichen Mißhandlung, worauf ſie mich freundlich aufnahm und mich umſonſt als Tiſchgaſt und nachher als Bettgenoſſen bei ſich behielt. Die eine Nacht erfüllte mich mit ſolcher Raſerei, daß ich meine Kleider, die die Räuber aus Gutmüthigkeit mir gelaſſen hatten, an ſie wandte, dazu alles Geld, was ich, ſolange ich noch Kräfte hatte, als Sackträger mir verdiente, bis mich die gute Frau und mein böſes Geſchick zu der Jammergeſtalt machten, die du fandeſt.“ „Du verdienſt aber auch,“ ſagte ich, „das Aeußerſte zu leiden, wenn du die Unzucht mit einem ſolchen Weibsbild deinem Haus und deiner Familie vorziehen kannſt.“ Er aber legte vor Schrecken wie

Digitized by Google

erſtarrt den Zeigefinger auf den Mund, ſah ſich ängſtlich um und flüſterte: „Schweig ſtill und ſage nichts gegen die Zauberin, daß deine unbedachtſame Zunge dich nicht ſchädige.“ „Was?“ ſagte ich, „was iſt denn dieſe Kneipenkönigin für eine Perſon?“ „Eine Hexe“ ſagte er „eine Zauberin, die den Himmel herabzuziehen, die Erde in die Höhe zu heben, Quellen ſtocken, Berge zerrinnen zu machen, Todte auf die Oberwelt zu rufen, Götter in die Unterwelt zu bannen, Geſtirne auszulöſchen, den Tartarus zu erhellen im Stande iſt.“ „Ich bitte dich,“ ſagte ich, „ſteige vom Kothurn herab, leg die Maske ab und rede menſchlich.“ „Willſt du,“ entgegnete er, „eine oder zwei oder noch mehr Thatſachen hören? Daß nicht blos Landsleute, ſondern jeder, Aethiopen, ja ſogar Antipoden raſend in ſie verliebt ſein müſſen, das iſt nur Kinderſpiel für ihre Kunſt. Höre nur, was ſie hier vor aller Augen verübt hat. Einen Liebhaber, der ſich mit einer andern vergangen hatte, verwandelte ſie in einen Biber, damit er ſich ſelbſt die empfindlichſte Strafe zufügen ſollte. Einen Kneipwirth in der Nachbarſchaft, der ihr Concurrenz machte, machte ſie zu einem Froſch, und jetzt ſitzt der arme Alte auf dem Boden ſeines Weinfaſſes und bewillkommnet ſeine alten Gäſte mit heiſerem Quaken. Einen Advokaten, der gegen ſie verhandelt hatte, verwandelte ſie in einen Widder und noch immer hält der Schafskopf Reden vor Gericht. Der Frau eines Liebhabers, die ihrem Witz gegen ſie freien Lauf gelaſſen hatte, verſchloß ſie den Schooß und verdammte ſie zu ewiger Schwangerſchaft; alle können wahrnehmen, daß die Unglückliche ſeit acht Jahren mit einem Leib umhergeht, als ſollte ſie einen Elephanten gebären. Da ſie nun ſoviel Unheil anrichtete, wuchs der Unwille im Publikum und man beſchloß, ſie am folgenden Tag durch Steinigung zu beſtrafen; aber den Plan wußte ſie durch ihre Zauberſprüche zu vereiteln. Wie einſt Medea durch den Aufſchub eines Tages, den ſie von Kreon erlangte, ſein Haus, ſeine Tochter, den Altar ſelbſt mit ihrem Hochzeitsgeſchenk in Flammen ſetzte, ſo verſchloß ſie durch Beſchwörungen, welche ſie Leichen mit in die Gruft gab*) — ſo erzählte ſie mir ſelbſt in der Trunkenheit — alle in ihren Häuſern mit ſo dämoniſcher Kraft, daß zwei Tage lang kein Schloß geöffnet, keine Thür erbrochen, keine Wand eingeriſſen werden konnte, bis alle unter lautem gegenſeitigem Zurufen mit heiligen Eiden ihr zuſchworen, nicht Hand an ſie zu legen und ſie gegen jeden Angriff eines andern zu ſchützen. Da ließ ſie ſich erweichen und gab die Stadt frei. Aber den Urheber des Anſchlags verſetzte ſie in tiefer Nacht mit ſeinem ganzen Hauſe, mit Mauern, Fundamenten, mit dem Grund und Boden, verſchloſſen wie es war, hundert Meilen weit

*) Man hat in Gräbern Bleiplatten mit Verwünſchungen und Zauberformeln gefunden, die dadurch, daß man ſie dem Todten mitgab, unlösbar wirkſam werden ſollten.

in eine andere Stadt, die auf einem hohen, felsigen, wasserarmen Berg lag. Und weil sie so dicht bebaut war, daß kein Platz für den neuen Gast war, warf sie das Haus vors Thor hin und ließ es da liegen." „Das sind ja wunderbare Greuelthaten, die du da erzählst, Sokrates," sagte ich. „Aber nachgerade erschreckst du mich auch und setzest mir zwar keinen Floh ins Ohr, aber einen Wurm ins Herz, daß die Alte nicht durch einen ihrer dienenden Geister auch unser Gespräch erfährt. Darum laß uns früh zu Bette gehen und wenn wir uns durch Schlaf gestärkt haben, morgen vor Tages Anbruch fliehen so weit wir können."

Als ich noch sprach, schnarchte mein guter Sokrates, von dem ungewohnten Weingenuß nach der langen Mattigkeit ermüdet in tiefem Schlaf. Ich zog die Thür fest an, legte den Riegel vor, schob mein Bett vor die Thür und legte mich darauf. Anfangs konnte ich vor Furcht nicht schlafen, bis ich gegen Mitternacht doch einnickte. Kaum schlief ich, als plötzlich die Thürflügel mit Gewalt viel stärker als von einbrechenden Räubern, aufgerissen, mit den Pfosten ausgehoben und hingeworfen wurden; mein kurzes morsches Bett mit einem wackeligen Fuß wird umgestürzt, fällt über mich und bedeckt mich, wie ich auf der Erde liege. Und da erfuhr ich, wie unwillkührlich sich in einem ganz widersprechende Empfindungen regen. Denn wie die Freude oft Thränen erpreßt, so konnte ich bei der großen Angst das Lachen nicht unterdrücken, als ich mich so in eine Schildkröte verwandelt sah. Als ich nun so am Boden liegend unter meinem Bett hervor aufmerksam Acht gebe, was geschieht, sehe ich zwei Frauen in vorgerücktem Alter, von denen die eine eine brennende Lampe, die andere einen Schwamm und ein bloßes Schwert trug. So stellten sie sich neben den ruhig schlafenden Sokrates und die mit dem Schwert hub an: „Da ist ja, Schwester Panthia, mein süßer Endymion, mein Liebling, der Tag und Nacht meine Jugendblüthe genoß und nun meiner Liebe überdrüssig mich verläumdet und auf Flucht sinnt, und ich soll wie die vom schlauen Odysseus verlassene Kalypso meine Einsamkeit beweinen." Dann streckte sie die Rechte aus, zeigte mich der Panthia und sagte: „Und hier der gute Rathgeber Aristomenes, der ihm zur Flucht verhelfen will und nun in Todesangst unter seinem Bett auf der Erde liegt und das alles ansieht, denkt, er werde nach solcher Kränkung ungestraft davon kommen. Aber nachher oder bald, oder gleich soll er seinen Vorwitz von gestern und seine Neugier von heute bereuen." Als ich das hörte, wurde ich mit kaltem Schweiße übergossen, ein Fieberfrost schüttelte meine Eingeweide, daß von der Bewegung auch das Bett über mir erschüttert wurde. „Wollen wir ihn denn zuerst," sagte die gute Panthia, „wie Bachanten zerreißen oder ihn in Stücke zerschneiden?" „Nein," sagte Meroe — denn daß sie es war, konnte ich aus der Erzählung des Sokrates abnehmen — „er soll überleben, um den Leichnam dieses Elenden zu bestatten." Damit wandte

Digitized by

sie den Kopf des Sokrates auf die andere Seite, stieß ihm das Schwert bis ans Heft in die linke Seite hinein und fing mit einem kleinen Schlauch das hervorströmende Blut sorgfältig auf, daß auch kein Tropfen vergossen wurde. Und das habe ich mit meinen Augen angesehen. Dann, damit sie ihr Schlachtopfer ganz nach dem Ritus behandelte,*) steckte sie ihre Rechte durch die Wunde tief ins Eingeweide und holte nach langem Suchen das Herz meines armen Kameraden heraus, der, da ihm die Lunge zerschnitten war, die Luft pfeifend durch die Wunde entströmen ließ. Panthia verstopfte darauf die klaffende Wunde mit dem Schwamm, und sagte dazu: „Schwamm, Schwamm, Meereskind, hüte dich übern Fluß zu gehen!“ Hierauf räumten sie mein Bett weg, setzten sich rittlings auf mich und verunreinigten mich auf ekelhafte Weise.

Kaum waren sie über die Schwelle, da erhoben sich die Thüren unversehrt, die Pfosten richten sich auf, die Angeln springen ein, die Riegel schließen. Ich aber, wie ich da auf der Erde lag, regungslos, matt, kalt, schmutzig, als käme ich eben aus dem Mutterleib, halbtodt oder eigentlich als hätte ich mich selbst überlebt, ein vollständiger Galgencandidat, dachte: „Was soll aus mir werden, wenn man in der Frühe den Ermordeten findet? Wer wird mir glauben, wenn ich die Wahrheit berichte? Du hättest doch um Hilfe rufen können, wenn du nicht Manns genug warst, den Weibern Widerstand zu leisten! Unter deinen Augen wird ein Mensch getödtet und du schweigst? warum haben dich denn die Mörder nicht umgebracht? wie konnte man bei solcher Grausamkeit den künftigen Angeber verschonen? Weil du damals dem Tode entgangen bist, wirst du ihn jetzt erleiden.“ Unter solchen Betrachtungen verging die Nacht, und da schien es am gerathensten, in der Dämmerung heimlich zu entweichen und mich mit meiner Angst auf den Weg zu machen. Ich nehme mein Gepäck auf und schiebe mit dem Schlüssel den Riegel zurück; aber die zuverlässige Thür, die in der Nacht von selbst aufgegangen war, war jetzt nur mit Mühe und wiederholten Anstrengungen zu öffnen. „Heda, wo bist du?“ rief ich „mach das Thor auf, ich will vor Tagesanbruch fortgehen.“ Der Thürhüter, der am Eingang auf der Erde schlief, antwortete halb im Schlaf: „Was? weißt du nicht, daß die Landstraße von Räubern unsicher ist, daß du so früh fort willst? Wenn du auch vielleicht ein Verbrechen auf der Seele hast und sterben willst, so sind unsere Köpfe doch keine Kürbisse, die wir deinetwegen hingeben möchten.“ „Es ist gleich Tag,“ sagte ich „und was können Räuber einem armen Reisenden abnehmen? Weißt du nicht, du Narr, daß einen Nackten zehn Badeknechte nicht entkleiden können?“ Der drehte sich schlaftrunken auf die andere Seite und sagte: „Wer sagt mir denn, ob du nicht deinen Reisegefährten, mit

*) Wie es beim Opferthier geschah, dessen Eingeweide untersucht wurden, der Vorbedeutung wegen.

Digitized by Google

dem du gestern Abend spät gekommen bist, umgebracht hast, und dein Heil in der Flucht suchst?" In dem Augenblick dachte ich, daß die Erde sich öffnete und ich dem hungrigen Cerberus gradezu in den Rachen sah. Und nun sah ich wohl, daß die gute Meroe nicht aus Mitleid mich verschont hatte, sondern um mich an den Galgen zu bringen. Ich ging also in das Schlafzimmer zurück und überlegte, wie ich mir rasch den Tod geben könnte. Da mir mein Mißgeschick das Bett als einzige Waffe darbot, sagte ich: „Nun mein theures Bett, das so viel mit mir durchgemacht hat, einziger Zeuge von alle dem, was diese Nacht hier vorgegangen ist, stehe mir jetzt auf dem Wege zur Unterwelt hilfreich bei." Damit löse ich einen der Stricke los, womit es gegürtet war, knüpfe das eine Ende an einem hervorragenden Balkenkopf fest, mache am andern Ende einen tüchtigen Knoten, steige aufs Bett und stecke den Kopf in die Schlinge. Dann stoße ich mit dem Fuße die Stütze fort, die mich noch hielt, damit von dem Gewicht des Körpers der Strick mir den Hals zuschnüren sollte — da reißt plötzlich der alte faule Strick, ich stürze herab über den Sokrates her und falle mit ihm zu Boden. In demselben Augenblick kommt der Thürhüter herein und ruft überlaut: „Wo bleibst du denn, der du Nachts so übermäßige Eile hattest und nun noch unter der Decke schnarchst?" Darüber wacht Sokrates auf, ich weiß nicht, ob von dem Fall oder von dem Geschrei, erhebt sich und sagt: „Na, die Gäste haben recht, wenn sie die Kellner verwünschen. Kommt der Flegel hier hereingestürzt, wahrscheinlich um etwas zu stehlen, und weckt mich mit seinem Gebrüll aus tiefem Schlafe." Voller Freude über diese unerwartete Erscheinung springe ich fröhlich und munter auf und rufe: „Siehst du, redlicher Thürhüter, da ist mein Vater, mein Bruder*), den ich diese Nacht umgebracht haben sollte". Und damit falle ich dem Sokrates um den Hals ihn zu küssen, der aber wehrte mich entsetzt über meinen abscheulichen Geruch ab und fragte neugierig nach dem Grunde. Ich schnitt mit einem schlechten Witz, den ich aus dem Stegreif machte, das Gespräch ab, faßte ihn bei der Hand und forderte ihn auf, die frische Morgenkühle zur Reise wahrzunehmen. So ergriff ich mein Gepäck und nachdem ich den Wirth bezahlt hatte, machten wir uns auf den Weg. Als wir eine Strecke gegangen waren und heller Sonnenschein alles beleuchtete, besah ich mir aufmerksam an meinem Reisegefährten die Stelle, wo ich das Schwert hatte hineinstoßen sehen und sagte bei mir selbst: „Unsinniger Mensch, von Wein und Schlaf betäubt hast du dummes Zeug geträumt. Da ist ja Sokrates heil, gesund, unverletzt! wo ist denn die Wunde? wo der Schwamm? wo die frische, breite Narbe?" Zu ihm aber sagte ich: „Die Aerzte haben wohl Recht, daß Leute, die sich mit Speise

*) Namen der nächsten Verwandtschaft wurden in der Kaiserzeit im vertraulichen Verkehr häufig von nahe befreundeten gebraucht.

Digitized by

und Wein übernommen haben, schwere und ängstliche Träume haben. Weil ich gestern Abend den Wein nicht schonte, haben mich Nachts gräßliche Träume gequält, und noch komme ich mir wie mit Menschenblut besudelt vor." „Du bist freilich nicht mit Blut, sondern mit ganz anderer Flüssigkeit benetzt," sagte er lachend, „übrigens war es mir im Traum, als würde ich ermordet, ich fühlte Schmerz in der Seite, das Herz wurde mir aus dem Leibe gerissen, und noch jetzt habe ich Athembeschwerden, die Kniee zittern mir und beim Gehen schwanke ich hin und her, ich möchte wohl durch ein Frühstück meinen Kräften etwas aufhelfen." „Das Frühstück ist bereit!" erwiderte ich, nahm meinen Reisesack von der Schulter nnd reichte ihm Käse und Brod hin. Nachdem wir unter einer Platane Platz genommen, langte ich auch zu, und wie ich ihn so gierig essen sah, fiel mir auf, daß er eingefallen und blaß wie ein Todter war. Da stieg mir das Bild jener Nachtgespenster wieder auf und vor Entsetzen blieb mir das kleine Stück Brot, das ich eben zu mir genommen hatte, im Schlunde stecken, daß ich es nicht herauf noch hinunter bringen konnte. Auch die vielen Vorübergehenden vermehrten meine Furcht; wer sollte denken, wenn von zwei Reisegefährten der eine umgebracht wäre, der andere sei nicht der Thäter. Als er eine gehörige Quantität Speise vertilgt hatte, fing ihn auf den guten Käse an zu dürsten. Neben der Platane floß sachte und träge ein Fluß, dessen Wasser wie in einem stillen See, hell wie Silber und Krystall war. „Da," sagte ich „stille deinen Durst aus dem frischen Quell." Er stand auf, kauerte sich an einer flachen Stelle des Uferrandes hin und bückte sich, gierig zu trinken. Kaum hatte er mit den Lippen den Wasserspiegel berührt, da bricht die Wunde klaffend wieder auf, der Schwamm fällt heraus, wenige Blutstropfen kommen nach. Der entseelte Körper wäre kopfüber in den Fluß gestürzt, hätte ich ihn nicht bei einem Beine gepackt und mit Mühe auf den nahen Uferrand gezogen, und da verscharrte ich meinen armen Kameraden mit bitteren Thränen im Sande. Dann floh ich voll Angst und Besorgniß für mich selbst durch unwegsame und verlassene Einöden, als hätte ich einen Mord auf dem Gewissen, ließ Vaterland und Haus und Heerd im Stich und ging in freiwilliger Verbannung nach Aetolien, wo ich mir ein neues Hauswesen gründete.

In verschiedenen Nuancirungen tritt dieser Glaube an Geister und Gespenster und alle Arten von Zaubereien noch in anderen Erzählungen hervor, mitunter als erheiterndes Motiv, wie wenn der Zauberin statt der Haare eines treulosen Liebhabers Bockshaare gebracht werden und ihr Zauberwort an den aus dem Fell des Bocks gemachten Schläuchen wirksam wird. Auch das rationalistische Element fehlt nicht ganz, meistens aber ist die Absicht, Grausen zu erregen, mitunter durch solche Uebertreibung, daß die Wirkung eine andere

Digitized by Google

wird. So wird ein Gutsbesitzer durch böse Vorbedeutungen erschreckt, die sich folgendermaßen häufen; eine Henne bringt statt eines Eies ein lebendiges Huhn zur Welt, ein Blutstrahl dringt aus der Erde, Wiesel bringen eine todte Schlange geschleppt, aus dem Munde eines Hundes springt ein Frosch heraus, und den Hund beißt ein Widder todt. Gleich darauf meldet ein Bote, daß die drei Söhne des Gutsbesitzers in einer Schlägerei umgekommen sind. Der erste ist durch einen Steinwurf zu Boden gestreckt und von Hunden zerfleischt; der zweite wird von einem Speer in die Brust getroffen, der Speer kommt am Rücken heraus und dringt so tief in die Erde, daß der Unglückliche angespießt in der Luft hängen bleibt; der dritte entreißt dem Gegner mit List das Schwert, tödtet diesen und schneidet sich selbst den Hals ab. Diese Kraftstücke erinnern an ein anderes Genre, wo ähnliche Dinge vorkommen; als Beispiel folge

2. Eine Räubergeschichte.

Kaum im siebenthorigen Theben angelangt, kundschafteten wir nach Räubermethode sorgfältig die Vermögensverhältnisse der Einwohner aus. Da hörten wir von einem Wechsler, Chryseros, der viel Geld hatte, aber aus Furcht vor den Leistungen und Ausgaben öffentlicher Ehrenämter*) mit großer Schlauheit seinen Reichthum verborgen hielt; ärmlich gekleidet, lebte er sparsam, allein und einsam in einem kleinen aber festen Häuschen nnd hütete seine Geldsäcke. Auf diesen beschlossen wir den ersten Angriff zu machen, den einen Gegner dachten wir leicht zu besiegen und dann in aller Bequemlichkeit sein Geld fortzuschaffen. Unverweilt begaben wir uns mit Einbruch der Nacht vor sein Haus. Um nicht die Nachbarschaft durch Geräusch aufmerksam zu machen, sollte die Thür weder ausgehoben noch eingeschlagen werden, sondern der Anführer Lamachus im Vertrauen auf seine oft erprobte Geschicklichkeit brachte seine Hand sachte allmählich durch das Loch, wodurch der Schlüssel gesteckt wird, um den Ringel zurückzuschieben. Aber dieser niederträchtige Kerl, der Chryseros, der wachte und alles hörte, war längst in lautloser Stille vorsichtig herangeschlichen und heftete mit einem starken Nagel die Hand des Hauptmanns mit ein paar tüchtigen Hammerschlägen an die Thür fest, stieg dann aufs Dach seiner Hütte und rief mit lauter Stimme, jeden Nachbarn namentlich, um Hilfe, sein Haus brenne, daß alles aus der Nachbarschaft voll Angst und Schrecken herbeilief. In dieser Gefahr mußten wir uns entscheiden, ob wir unseren Kameraden preisgeben oder selbst tödten wollten, da fiel uns ein Auskunftsmittel ein, dem er seine Zustimmung gab. Mit einem raschen Schnitt trennten wir seinen Arm von der Schulter und ließen den Unterarm im Stich;

*) Die öffentlichen Aemter verpflichteten zu manchen kostspieligen Leistungen, sodaß man sich dieser Ehre auf alle Weise zu entziehen suchte.

Digitized by

die Wunde verbanden wir mit Lappen und Lumpen, damit die Blutstropfen nicht unsere Spur verrathen sollten und schleppten Lamachus mit uns fort. Wir mußten uns aber trotz der drängenden Gefahr nach ihm aufhalten, und da er nirgends sicher bleiben und auch nicht so rasch mit fortkommen konnte, beschwor uns der großartige Mann mit wahrhaftem Heldenmuth bei dem Verbrüderungseid, einen tapferen Kameraden von seiner Qual und der Aussicht auf Gefangenschaft zu befreien; ohne die Hand, mit der er zu morden und zu plündern gewohnt sei, könne ein braver Räuber nicht leben, er sei zufrieden, wenn er freiwillig von der Hand eines Freundes falle. Da er zu dem grausamen Freundschaftsdienst niemand bereden konnte, nahm er sein Schwert in die Linke, küßte es und stieß es sich selbst in die Brust. Voll Verehrung für unsern kühnen Anführer hüllten wir die Leiche in Leinentücher und versenkten sie ins Meer — das ist nun die unermeßliche Gruft des großen Lamachus, der ein seiner Thaten würdiges Ende fand.

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens konnte den Alcimus nicht von neuen Einbrüchen abhalten. Er war in das Haus einer reichen Alten gedrungen und in ihr Schlafzimmer im oberen Stock gekommen. Anstatt nun die Alte im Schlafe sofort zu ersticken, wie er gemußt hätte, fing er gleich an, uns, die wir draußen warteten, alle Sachen durch das breite Fenster hinunter zu werfen. Als er alles ausgeräumt hatte und sich noch an das Bett der Alten machen wollte, der er die Decke wegzog um sie hinunterzuwerfen, fällt die nichtswürdige Creatur ihm zu Füßen und ruft: „Warum willst du mein bischen Lumpenkram meinem steinreichen Nachbar schenken, mein Sohn, auf dessen Hof dieses Fenster hinausgeht?“ Alcimus läßt sich dadurch täuschen und geräth in Besorgniß, daß das, was er uns zugeworfen zu haben glaubte, in ein fremdes Gehöft gekommen sei. Aus Vorsicht, um sich alles anzusehen und die Verhältnisse des benachbarten Hauses zu schätzen, lehnt er sich aus dem Fenster, und wie das alte Scheusal sieht, daß er sich unvorsichtiger Weise weit vorbeugt, gibt sie ihm einen Stoß, der, wenn auch schwach, weil er plötzlich und unerwartet kam, ihn aus dem Gleichgewicht brachte und, während er nichts ahnend sich umsah, herunterstürzte. Unglücklicherweise fiel er von der Höhe herunter auf einen großen Stein und zerbrach sich die Rippen. Unter Strömen von Blut konnte er uns nur noch erzählen, was vorgegangen war und wurde bald von seinen Leiden erlöst. Auch diesen schafften wir ans Meer und versenkten ihn als Geleitsmann für unseren Lamachus.

Nach diesem doppelten Verlust gaben wir es auf, in Theben weitere Versuche zu machen und zogen uns ins benachbarte Platää. Da sprach alles von Demochares, der ein Gladiatorenspiel geben wollte. Er war ein Mann von guter Herkunft, großem Vermögen und durch seine Freigebigkeit bekannt, der auch die öffentlichen Lustbarkeiten mit einem seines Reichthums

Digitized by Google

würdigen Glanze ausstattete. Nur ein großer Redner könnte alle Einzelnheiten der großartigen Zurüstungen aller Art angemessen schildern. Da waren Gladiatoren von berühmter Tapferkeit, Jäger von bewährter Gewandtheit, zum Tode verurtheilte Verbrecher, die in aller Seelenruhe sich zum Fraß der wilden Thiere mästen ließen. Da waren thurmhohe hölzerne Maschinen mit beweglichen Stockwerken, wie fahrbare Häuser, bunte Schildereien, schön geschmückte Käfige für die Thierhetze. Und was für eine Menge der verschiedenartigsten Bestien! Denn seine Verbrecher sollten von edlen Thieren zerfleischt werden. Vor allem hatte er ein Vermögen darangewandt, eine große Menge von Bären zusammenzubringen, die er auf eigenen Jagden gefangen, mit großen Summen erkauft, von Freunden von allen Seiten her geschenkt erhalten hatte und unter sorgfältigem Verschluß mit großem Aufwand fütterte. Aber diese glänzenden Vorbereitungen zum öffentlichen Vergnügen entgingen nicht den scheelen Blicken des Neides. Die Thiere, durch die lange Gefangenschaft ermattet, von der Sonnenhitze erschöpft, durch den Mangel an Bewegung erschlafft, wurden von einer plötzlichen Seuche ergriffen und auf eine kleine Zahl reducirt. Auf den Straßen lagen halbtodte Bestien wie Schiffswracks umher und die gemeinen Leute, welche der Mangel zwingt, ohne Auswahl auch nach widerwärtigen Nahrungsmitteln, wenn sie nichts kosten, zu greifen, nahmen sich die Braten mit, welche sie auf der Straße fanden. Unter diesen Umständen fasse ich mit einem Kameraden einen schlauen Plan. Wir tragen einen Bären von ganz ungewöhnlicher Größe, als gedächten wir ihn zu verzehren, in unsere Herberge; dort ziehen wir die Haut sorgfältig ab, so daß die Tatzen und der ganze Kopf bis zum Nacken unversehrt bleiben, schaben die innere Seite ab und lassen sie mit Asche bestreut an der Sonne trocknen. Während die Sonnenstrahlen sie ausdörren, nähren wir uns von dem Fleisch und entwerfen unseren Feldzugsplan so, daß einer, der sich mehr durch Geistes- als Körperstärke auszeichnet, freiwillig sich in die Bärenhaut stecke, dem Demochares ins Haus gebracht werden und bei günstiger Gelegenheit Nachts uns die Thüre öffnen sollte. Nicht wenigen von der tapferen Bande gab der kühne Plan Kühnheit zur Ausführung; vor den übrigen aber wurde einstimmig Thrasyleon erwählt, das gefährliche Wagstück zu übernehmen. Mit heiterer Miene steckte er sich in die weich und geschmeidig gewordene Bärenhaut; dann näheten wir die Ränder wieder zusammen und verdeckten die feinen Nähte mit dem darüber gestrichenen zottigen Haar, durch den Schlund, wo der Nacken des Thiers weggeschnitten war, zwängten wir den Kopf des Thrasyleon und gaben ihm durch kleine Einschnitte bei der Schnauze und den Augen Spielraum zum Athmen. Nachdem wir unseren tapferen Kameraden so völlig verthiert hatten, steckten wir ihn in einen um mäßigen Preis erhandelten Käfig, in den er mit standhafter Entschlossenheit selbst rasch hineinkletterte. Nach diesen Vorbereitnngen schritten wir zur Ausführung unserer Kriegslist.

Digitized by

Wir hatten den Namen eines gewissen Nikanor erkundet, der in Thracien lebte und durch intime Freundschaft mit Demochares verbunden war; in dessen Namen faßten wir ein Schreiben ab, in welchem er als guter Freund seine Jagdbeute zum Geschenk übersandte. Am späten Abend brachten wir unter dem Schutz der Dunkelheit Thrasyleon in seinem Käfig mit dem untergeschobenen Brief dem Demochares, der ganz erstaunt über die Größe des Bären und hoch erfreut über die so erwünscht kommende Liberalität seines Freundes uns als Ueberbringern zehn Goldstücke auszuzahlen befahl. Eine Menge Menschen strömte herzu, wie jede Neuigkeit zum Schauen anzulocken pflegt und staunte das große Thier an, aber Thrasyleon wußte geschickt die sich hinzudrängenden Neugierigen durch drohende Bewegungen zurückzuscheuchen. Es war nur eine Stimme der Befriedigung, daß das günstige Geschick dem glücklichen Demochares nach soviel Verlusten einen solchen Ersatz darbot. Er befahl nun, das Thier sogleich mit aller Vorsicht aufs Land zu bringen, aber ich machte dagegen Vorstellungen. „Sieh dich ja vor," sagte ich „das durch den Sonnenbrand und die lange Reise ermattete Thier in Gesellschaft anderer zu bringen, die noch dazu, wie ich höre, nicht bei guter Gesundheit sind; sorge lieber für einen geräumigen lustigen Platz bei deiner Wohnung, wo möglich neben einem erfrischenden Bassin. Du weißt ja, daß diese Thiere in dichten Wäldern und kühlen Grotten an lustigen Quellen ihr Lager haben." Durch diese Erinnerung bedenklich gemacht und im Andenken an die vielen zu Grunde gegangenen Thiere gab Demochares gleich nach und hieß uns nach unserem Ermessen einen Platz für den Käfig aussuchen. „Wir sind auch bereit," setzte ich hinzu „hier bei dem Käfig die Nacht über Wache zu halten, um dem von Hitze und Ermüdung arg mitgenommenen Thier zur rechten Zeit Futter zu geben, wie es gewohnt ist." „Wir brauchen euch keine Beschwerde zu machen," erwiderte er „die ganze Dienerschaft ist mit dem Warten der Bären seit langer Zeit vertraut." Darauf verabschiedeten wir uns und gingen zum Stadtthor hinaus, wo wir vom Wege abwärts und entlegen ein Grabmal erblickten. Da machten wir die alten halb verfallenen und aufgedeckten Särge von ihren in Staub und Asche zerfallenen Bewohnern frei, um Raum für die Bande zu gewinnen, und zogen nach der alten Räuberregel zu der Zeit, wo der erste Schlaf die Besinnung der Menschen gefesselt hält, in mondscheinloser Dunkelheit, mit Schwertern bewaffnet im geordneten Zuge vor Demochares Haus, wo wir uns zur Plünderung bereit aufstellten. Thrasyleon, der ebenfalls das richtige Räubertempo wahrgenommen hatte, kroch zu gleicher Zeit aus dem Käfig und machte sogleich die Wächter, die neben dem Käfig eingeschlafen waren, sowie den Thürhüter mit dem Schwerte nieder, öffnete uns das Thor und führte uns, die wir rasch ins Haus eingedrungen waren, zu einem Speicher, in den er Abends das Geld hatte hineintragen sehen. Nachdem wir ihn mit Gewalt erbrochen hatten, hieß ich jeden Kame-

Digitized by Google

raden ſo viel Gold und Silber, als er tragen konnte, in unſer ſicheres Todtenhaus fortſchaffen und dann ſo raſch als möglich wiederkommen, um ſich mit neuer Beute zu beladen; ich wollte für aller Beſtes allein zurückbleiben und am Eingange des Hauſes alles genau beobachten, bis ſie wiederkehrten. Die Erſcheinung des Bären, der im Hauſe herumlief, konnte, wenn ja einer der Sklaven erwachte, als Schreckmittel dienen. Denn auch ein Mann von unerſchrockenem Muth würde, wenn ihm ein Bär von der Größe, zumal in der Nacht, unvermuthet begegnete, die Flucht ergreifen und erſchreckt in ſeinem Zimmer ſich einſchließen, um ſicher zu ſein. Aber dieſe ſorgſamen Vorbereitungen durchkreuzte ein unglückſeliges Ereigniß. Während ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Rückkehr der Gefährten entgegenſah, kommt ein Sklave, offenbar durch göttliche Schickung aufgeweckt, ſachte heraus, ſieht den Bär frei im Hauſe herumlaufen, ſchleicht ſchweigend vorſichtig wieder hinein und meldet allen im Hauſe, was er geſehen. Sofort iſt das Haus von der zahlreichen Dienerſchaft erfüllt, Fackeln, Kerzen, Lichter, aller denkbare Erleuchtungsapparat erhellt die Dunkelheit, keiner von der ganzen Maſſe kommt unbewaffnet, mit Knitteln, Speeren, Schwertern ausgerüſtet, beſetzen ſie die Zugänge und hetzen großohrige zottige Jagdhunde auf das Thier. Während dieſer Tumult ſich erhob, machte ich mich aus dem Hauſe fort und ſah hinter der Thür verſteckt, wie Thraſyleon ſich der Hunde zu erwehren ſtrebte. Im Angeſicht des Todes, der unvermeidlich ſchien, kämpfte er ſeiner und unſer eingedenk, wie ein Held mit ſeiner alten Tapferkeit, dabei vergaß er keinen Augenblick der Rolle, welche er übernommen hatte, und brachte es durch immer wechſelnde Stellungen ſoweit, daß er ſich aus dem Hauſe herauswälzen konnte. Aber auch hier im Freien konnte er die Flucht nicht ergreifen. Denn aus den nächſten Straßen ſtürzten wilde Hunde in Menge herbei, welche ihn mit den aus dem Hauſe nacheilenden angriffen. Welch ein jammervoller Anblick! Unſer Thraſyleon von einer Meute wüthender Hunde umringt und angegriffen und mit unzähligen Biſſen zerfleiſcht. Unfähig den Schmerz zu ertragen, miſchte ich mich unter die herbeiſtrömende Menge und rief den Verfolgern zu, wodurch ich ihn allein noch retten konnte: „O was für ein ſchöner Bär geht uns zu Grunde!“ Aber meine Liſt half dem unglücklichen Jüngling nichts. Ein großer ſtarker Menſch, der aus dem Hauſe herzulief, ſchleuderte mit aller Macht ſeine Lanze dem Bären in den Leib, dann ein anderer, und bald gewannen ſie Muth und griffen ihn auch in der Nähe mit Schwertern an. Thraſyleon, die Zierde unſrer Bande, deſſen Heldenmuth erſt mit dem Tode gebrochen wurde, verrieth ſich durch keinen Laut der Klage oder des Jammers, ſondern blieb ſtandhaft mit thieriſchem Brüllen und Brummen ſeiner Maske treu und dachte, während er ſein Leben hingab, an ſeinen Ruhm. Und ſolche Furcht hatte er dem Haufen beigebracht, daß bis es hell wurde und weit in den Morgen hinein niemand das daliegende Thier

Digitized by

auch nur mit einem Finger zu berühren wagte. Endlich machte sich ein Metzger heran, schnitt den Leib auf und entdeckte den Räuber, der darin steckte. So ist Thrasyleon uns entrissen, aber er lebt im Nachruhm fort.

Diese Geschichte und mehr noch andere Züge, die minder absichtlich angebracht, um so stärkere Beweise bieten, zeigen, wie unsicher damals Straßen und Ortschaften waren. Dio erzählt, daß unter Severus ein gewisser Bulla eine Räuberbande von 600 Mann zusammenbrachte und damit zwei Jahre lang Italien brandschatzte, ohne daß die ausgesandten Truppen etwas gegen ihn ausrichteten. „Wurde er irgendwo gesehen, so war er nicht zu fassen; wurde er aufgefunden, war er nicht zu sehen; war er ergriffen, verschwand er unter den Händen; so groß war seine Freigebigkeit und Schlauheit.“ Er wußte, wer von Rom abfuhr und in Brundusium landete, wie viel ihrer waren und was sie bei sich hatten. Handwerker nahm er mit sich, ließ sie für sich arbeiten und entließ sie reich beschenkt. Als einige seiner Kameraden gefangen und zur Thierhetze verurtheilt waren, ging er zum Kerkermeister, gab sich für den Magistrat einer Stadt aus, der für seine Spiele solche Kämpfer gebrauche und spielte seine Rolle so gut, daß man ihm seine Leute mitgab. Zu einem Centurio, der gegen ihn ausgesandt war, kam er verkleidet, beklagte sich bitter über Bulla und erbot sich, die Soldaten sicher zu seinem Lager zu führen, brachte sie aber in einen Sumpf, wo er sie gefangen nahm. Dann ließ er dem Centurio das Haar schneiden und schickte ihn mit dem Auftrag zurück: „Sag deinen Herren, sie sollten ihre Sklaven ordentlich halten, damit sie nicht unter die Räuber gehen.“ Zuletzt wurde dieser antike Fra Diavolo von einer Geliebten verrathen, die sich durch Geld gewinnen ließ, ihn, als er in einer Höhle schlief, auszuliefern. Solchen Berichten eines Historikers gegenüber kann man sich nicht wundern, wenn die Räuber auch in der Novelle eine Rolle spielen.

Einen ziemlich breiten Raum nimmt natürlich die Erotik in Anspruch und Liebesabenteuer verschiedener Art werden sowohl unter den Begebenheiten des Lucius selbst, als in den eingelegten Novellen mit Vorliebe erzählt. In vielen ist das sinnliche Element vorherrschend, das sich durch den ganzen Roman hindurchzieht, in einzelnen Zügen überall hervorsieht und wahrscheinlich nicht wenig beigetragen hat, dem Buch soviel Beifall zu verschaffen. Es ist im Grunde dasselbe Verlangen nach einem starken sinnlichen Reiz, welches in den lasciven Liebesgeschichten, in den haarsträubenden Gespenster- und Greuelerzählungen und in dem Mysteriengepränge seine Befriedigung fand. Dem letzten hat man oft eine tiefere Bedeutung geben wollen, aber Apulejus hat es damit schwerlich ernster gemeint als Schikaneder mit der Zauberflöte. Fand der Eingeweihte an der Hindeutung auf ihm werthe Geheimnisse ein besonderes Interesse, desto besser; auf das große Publikum sollte die fremdartige glänzende Dekoration

Digitized by Google

ihre Wirkung machen und machte sie. Uebrigens ist in den Liebesgeschichten allerdings Abwechslung. Die für eine Mittheilung zu lang ausgeführte Novelle von der treuen Charite, welche den Mörder ihres Gemahls, der ihrer Ehre nachstellt, blendet und sich selbst vor versammeltem Volke erdolcht, ist im hochpathetischen Stil gehalten. In den meisten bilden aber der Genuß und die Intrigue das Hauptinteresse und diese lustigen Schwänke sind auch am besten gelungen. Sie sind daher auch, wie die Matrone von Ephesus bei Petron, Gemeingut der Novellisten geworden und zum Theil schon aus Boccaz und seinen Nachfolgern allgemein bekannt, deren schlichtere Darstellung sich meistens besser liest, als die gezierten Schnörkel des Apulejus. Als ein Beispiel dieses für die Novellistik so wichtigen Zweiges, wie es hier ohne Bedenken mitgetheilt werden kann, folge

3. Ein Liebesschwank.

Du kennst doch den Barbarus, den Ortsvorsteher, den die Leute seiner Bissigkeit wegen den Scorpion nennen. Der hat eine Frau aus guter Familie, von ungewöhnlicher Schönheit, die er mit der ängstlichsten Vorsicht im Hause unter Verschluß hält und bewacht. Als er neuerdings eine Geschäftsreise vorhatte und die Keuschheit seiner theuren Gattin vor jeder Versuchung sicher bewahren wollte, gab er seinem Sclaven von längst erprobter Treue Myrmex insgeheim den Auftrag, über seine Herrin zu wachen, und drohte ihm mit Kerker und Banden, ja mit dem grausamsten Hungertod, wenn ein Mensch auch nur im Vorbeigehen sie mit dem Finger anrühre, und schwur ihm das mit einem heiligen Eide bei allen Göttern zu. Ruhig trat er nun seine Reise an, da er so den in Schrecken gesetzten Myrmex als besorgten Aufpasser seiner Frau zurückließ. In seiner Herzensangst ließ der seine Herrin denn auch nirgends hingehen, war ihr unzertrennlicher Gesellschafter, wenn sie bei der häuslichen Arbeit saß und bei dem unvermeidlichen abendlichen Gange ins Bad folgte er ihr wie angeheftet und ließ den Zipfel ihres Gewandes nicht los. So bot er allen Scharfsinn auf, um seines Amts mit der größten Gewissenhaftigkeit zu warten. Aber dem Spürsinn des Philetärus konnte die Schönheit einer angesehenen Dame nicht entgehen. Durch den allgemeinen Ruf ihrer Keuschheit und die übertriebene Strenge der Aufsicht angespornt und entflammt, alles zu wagen und zu erdulden entschlossen, rüstete er sich mit aller Macht die wohlbewachte Festung zu erobern. Er wußte aus Erfahrung, wie zerbrechlich menschliche Treue sei, daß Geld alle Schwierigkeiten besiegt und ein goldner Schlüssel auch eiserne Thore öffnet. Als daher ein günstiger Zufall ihn den Myrmex allein treffen ließ, offenbarte er ihm seine Leidenschaft und beschwor ihn fußfällig, ihm zur Linderung seiner Pein behilflich zu sein, sein Tod sei eine beschlossene Sache, wenn er nicht bald ans Ziel seiner Wünsche gelange; er ver-

lange eine Kleinigkeit, bei der nichts zu fürchten sei. Abends unter dem Schutz der Dunkelheit wollte er sich einschleichen und nur einige Augenblicke verweilen. Indem er ihm so zuredete, setzte er zugleich einen wirksamen Keil ein, um die festen Grundsätze des Sclaven zu erschüttern. Er hielt ihm eine Handvoll frisch geprägter blanker Goldstücke hin, von denen zwanzig für die Schöne, zehn für ihn bestimmt seien. Myrmex schauderte vor dem unerhörten Wagstück zurück, hielt sich beide Ohren zu und machte sich eilends davon. Aber der Glanz der Goldstücke flimmerte ihm beständig vor den Augen, als er weit davon war und raschen Schritts nach Hause kam, sah er die schönen blanken Stücke immer vor sich, im Geist glaubte er die reiche Beute schon gewonnen zu haben, in Unruhe und Zwiespalt zerrten die Gedanken den armen Teufel zwischen Treue und Vortheil, Strafe und Gewinn hin und her. Zuletzt besiegte das Gold selbst die Todesfurcht. Auch die Entfernung besänftigte seine Begierde nach dem Golde nicht, seine Nachtwache störte die Stimme der Habsucht; während die Drohungen seines Herrn ihn zu Hause hielten, lockte das Gold ihn hinaus. Schließlich biß er der Scham den Kopf ab und brachte ohne Umstände bei der Hausfrau seine Botschaft an. Diese machte der den Frauen angeborenen Leichtfertigkeit alle Ehre und verkaufte ohne Weiteres ihre Schönheit für den dargebotenen Sold. Voll Freude über seinen Treubruch eilt Myrmex, das Gold, das er zu seinem Verderben erblickt hatte, nun auch wirklich zu erhalten, er meldet dem Philetärus, mit welcher Anstrengung es ihm gelungen, seine Wünsche zu erfüllen, und verlangt auf der Stelle den versprochenen Lohn. Er bekommt ihn und der glückliche Myrmex hält Goldstücke in seiner Hand, die nur an Kupfermünzen gewöhnt war. Nachdem die Nacht eingebrochen war, geleitete er den ungeduldigen Liebhaber allein ins Haus und führte ihn mit verhülltem Haupt ans Schlafzimmer seiner Herrin. Aber kaum hatte das Paar sich dem ersten Genuß hingegeben, als gegen alle Erwartung der Mann, der die Nacht zur Reise benutzt hatte, unvermuthet heimkehrt. Er klopft an die Hausthür, er ruft, er wirft mit Steinen gegen die Pforte; durch das Zaudern argwöhnisch gemacht, stößt er heftige Drohungen gegen Myrmex aus. Der, durch den plötzlichen Unglücksfall ganz verwirrt und vor Angst völlig rathlos, schützt die einzig mögliche Entschuldigung vor, daß er in der Dunkelheit die allzu wohl verwahrten Schlüssel nicht finden könne. Indessen wirft Philetärus, der den Lärm hört, rasch die Kleider über, läuft aber in der Verwirrung mit bloßen Füßen aus dem Schlafzimmer. Nun schließt endlich Myrmex die Thür auf und empfängt seinen Herrn, der die Götter vom Himmel herunter flucht und stracks ins Schlafzimmer eilt. Währendem läßt er Philetärus', der sich sachte vorbeigedrückt hat, hinaus und legt sich erleichterten Herzens zur Ruhe. Aber als Barbarus mit Tagesanbruch das Schlafzimmer verlassen will, sieht er unter dem Bett die fremden Schuhe stehen, welche Phile-

Digitized by Google

tärus dort vergessen hatte. Auf der Stelle schießt ihm durch den Kopf, was vorgefallen sei, aber ohne die Frau oder einen Bekannten etwas merken zu lassen, nimmt er sie auf, steckt sie heimlich in den Busen und läßt den Myrmex durch andere Sclaven binden und auf den Markt vors Gericht bringen. In stummem Grollen richtete er selbst eilig seine Schritte dahin, denn er war sicher, durch die Schuhe dem Liebhaber selbst auf die Spur zu kommen. Als Barbarus so mit zornigen Geberden und drohenden Augenbrauen über die Straße daher kam, neben ihm Myrmex, zwar nicht auf der That ertappt, aber schuldbewußt mit Thränen und Wehklagen vergebens um Mitleid flehend, da begegnete ihm im rechten Moment Philetärus. Er hatte ein anderes Geschäft zu besorgen vor, aber durch den unerwarteten Anblick betroffen, erinnert er sich sogleich, was er in der Eile vergessen hatte und erräth sofort auch den Zusammenhang. Augenblicklich gefaßt drängt er die Sclaven bei Seite und geht laut rufend auf Myrmex zu: „Möge dich, du niederträchtiger Lump, dein Herr da und alle Götter im Himmel, bei denen du deine Meineide schwörst, in Grund und Boden verderben! Gestern hast du mir im Bade meine Schuhe gestohlen. Wahrhaftig du verdienst die Ketten, die du trägst, und daß du ins Loch geworfen wirst.“ Die glückliche List des braven Jungen verdutzte den Barbarus und ließ ihn alles glauben. Er ging gleich wieder nach Hause, ließ Myrmex zu sich kommen, gab ihm die Schuhe, hieß ihn sie dem Eigenthümer zurückbringen und verzieh ihm sein Unrecht.

An den Schluß dieser Auswahl, die sich leicht, aber vielleicht nicht zur Unterhaltung des Lesers, weiter ausdehnen ließe, stelle ich, was man vielleicht in der alten Literatur nicht vermuthet, sondern für specifisch modern halten möchte,

4. Eine Criminalgeschichte.

Der Besitzer des Hauses hatte einen Sohn von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung, der sich demgemäß auch durch kindliche Liebe und Bescheidenheit auszeichnete, wie man sich nur einen Sohn wünscht. Seine Mutter war vor langer Zeit gestorben, der Vater war eine neue Ehe eingegangen und hatte von der zweiten Frau noch einen anderen Sohn, der auch bereits das zwölfte Jahr überschritten hatte. Die Stiefmutter aber, die mehr durch ihre Schönheit als durch ihren Charakter den Mann und das Haus beherrschte, warf — war sie nun von Natur wollüstig oder trieb sie ihr Geschick zu dem entsetzlichen Verbrechen — ein Auge auf den Stiefsohn. So lange die Frau dem Liebesgott wie einem zarten Knäblein die erste Nahrung bot, widerstand sie leicht seinen schwachen Kräften und unterdrückte schweigend die aufflammende Neigung. Aber als Amor ihr Herz mit dem Feuer rasender Leidenschaft ganz entzündete, da

Digitized by Google

unterlag sie dem heftigen Angriff und versteckte des Herzens tiefe Wunde durch eine verstellte Krankheit. Wer weiß nicht, daß bei Kranken und Liebenden sich dieselben Symptome des körperlichen Verfalls zeigen? Entstellende Bläße, matte Augen, wankende Kniee, unruhiger Schlaf, behemmter und dadurch wieder beschleunigter Athem; man sollte meinen, daß es die Fieberhitze sei, welche sie so beunruhigte — aber sie weinte auch. Wie blind sind die Aerzte! Was bedeutete denn der unruhige Pulsschlag, die glühende Hitze, das mühselige Athemholen, das unaufhörliche Herumwälzen von einer Seite auf die andere? Mein Gott, wie leicht begriff, wenn auch nicht ein studirter Arzt, doch ein erfahrener Liebhaber die Gluth, die nicht ihren Körper verzehrte. Endlich läßt sie, unfähig den Sturm der Leidenschaft noch länger schweigend zu ertragen, den Sohn zu sich rufen — den Sohn, wie gern wählte sie, um sich die Schamröthe zu ersparen, einen anderen Namen! Der Jüngling läßt die kranke Mutter nicht warten; mit vor Trauer gefurchter Stirn betritt er das Schlafgemach der Frau seines Vaters, der Mutter seines Bruders, nur ihr zu gehorsamen beflissen. Sie, durch das lange peinigende Stillschweigen ermattet, in zweifelnder Ueberlegung befangen, verwirft jedes Wort, das ihr passend schien, im nächsten Augenblick und kann kämpfend mit der Scham keinen Anfang zu reden finden. Der Jüngling, der sich nichts arges vermuthet, fragt mit besorgter Miene von selbst nach der Ursache ihres Leidens. Da, als ihr so die Gelegenheit geboten wird, faßt sie Muth, und unter heftigen Thränen sich das Gesicht verhüllend, richtet sie mit zitternder Stimme an ihn die Worte: „Ursache und Veranlassung meiner Schmerzen und meine einzige Hilfe und Rettung bist du. Deine Blicke sind durch meine Augen tief in mein Herz gedrungen und haben dort einen heftigen Brand entzündet. Habe Mitleid mit mir, die ich nur um deinetwillen zu Grunde gehe, und beruhige dein Gewissen, indem du deinem Vater seine dem Tode verfallene Gattin erhältst; sein Bild, das ich in deinem Antlitz erkenne, zwingt mich zur Liebe. Vertraue dem Schutz der Einsamkeit und nutze die günstige Gelegenheit: was niemand weiß, ist ja so gut wie nicht geschehen.“ Ganz betäubt von dem unerwarteten Schlag wollte der Jüngling, der solchen Frevel verabscheute, nicht durch strenges Zurückweisen das Uebel verschlimmern, sondern durch kluges Hinhalten lindern. Er sagt zu, fordert sie auf guten Muthes zu sein, dringt in sie, sich zu stärken und zu erholen, bis eine Reise des Vaters ihnen volle Freiheit zum Genusse geben würde, und entzieht sich rasch dem gefährlichen Anblick der Stiefmutter. Um bei einem solchen Familienunglück wohl berathen zu sein, suchte er sogleich einen alten Erzieher von erprobter Gesinnung auf, und nach längerer Berathung schien es ihm das beste, daß er durch schleunige Flucht dem drohenden Sturm zu entgehen suche. Das Weib aber, das keinen Aufschub ertragen mochte, wußte unter irgend einem Vorwand ihren Mann zu bereden, daß er ein entferntes Landgut

Digitized by Google

beſuchen müſſe. Sowie er fort war, verlangte ſie, daß der Sohn ſein Wort halten und ihre raſende Begier ſtillen ſollte. Als er unter immer anderen Vorwänden ſich ihrem Anblick entzog und ſie aus den ſich widerſprechenden Anworten und Verſprechungen erkannte, daß er ſie täuſche, wandte ſich raſch ihre verbrecheriſche Liebe in tödtlichen Haß. Sie berieth ſich mit einem jeder Schandthat fähigen Sklaven, den ſie mit ins Haus gebracht hatte, und ſie wurden unter ſich einig, den Unglücklichen zu tödten. Der Schurke kaufte ein ſchnell wirkendes Gift und that es in den Wein, aus dem der Jüngling den Tod trinken ſollte. Während die ruchloſen Menſchen über eine paſſende Gelegenheit, ihm den Trank zu bieten, berathſchlagen, kommt zufällig der zweite Knabe, der wirkliche Sohn der ſchändlichen Frau, nach beendigtem Morgenunterricht nach Hauſe, und begierig aufs Frühſtück faßt er in ſeiner Unwiſſenheit den daſtehenden Becher mit dem Gift und leert ihn auf einen Zug. Sowie er das für den Bruder beſtimmte Gift getrunken hatte, ſtürzte er entſeelt zu Boden; der Pädagog, über ſeinen plötzlichen Tod entſetzt, rief jammernd und ſchreiend die Mutter und die Hausgenoſſen herbei. Sobald man ſah, daß der Trank vergiftet war, beſchuldigte man den und jenen als Urheber. Das verruchte Weib aber, als ein Spiegel ſtiefmütterlichen Haſſes, nicht gerührt durch den frühen Tod des eigenen Kindes, das Bewußtſein ihrer Schuld, das Unglück der Familie und die Trauer ihres Gatten, benutzte den Trauerfall für ihre Rache, ſchickte einen Boten mit der Schreckenskunde ihrem reiſenden Manne nach und verklagte nach ſeiner ſchleunigen Rückkehr mit unverſchämter Frechheit den Stiefſohn, durch ſein Gift ſei ihr Sohn umgekommen. Inſofern log ſie nicht, als der Knabe das für den Bruder beſtimmte Gift zu ſich genommen hatte, aber als Grund des Mordes gab ſie an, daß ſie ſich ſeiner verbrecheriſchen Begier nicht habe fügen wollen; ja nicht zufrieden mit dieſer ſchändlichen Lüge behauptete ſie, er habe ſie als Mitwiſſende mit dem Schwerte bedroht. Der unglückliche Vater war durch den Verluſt beider Söhne wie vernichtet; denn den jüngeren ſah er vor ſeinen Augen zu Grabe tragen, den älteren — das wußte er gewiß — mußten die Gerichte zum Tode verurtheilen, und dazu erfüllte ihn das verſtellte Jammern der blind von ihm geliebten Frau mit tödtlichem Haß gegen ſeinen eigenen Sohn.

Kaum war das feierliche Leichenbegängniß beendigt, ſo begab ſich der unglückliche Greis mit Thränen in den Augen, das weiße Haar mit Aſche beſtreut, von der Grabſtätte gradeswegs auf den Markt. Weinend umfaßte er die Kniee der Vorſteher und ohne Ahnung von den Ränken der ſchändlichen Frau verlangte er voll Eifer den Tod ſeines Sohnes, der die Ehre des Vaters angegriffen, den Bruder getödtet, die Stiefmutter bedroht habe. Durch ſeine Trauer erregte er bei Rath und Bürgerſchaft ſolchen Zorn und Unwillen, daß alles rief, ohne Unterſuchung und Richterſpruch abzuwarten, ein ſolches Scheuſal

Digitized by

müſſe zur Sühne auf der Stelle geſteinigt werden. Die Behörde aber, welche von einem ſolchen tumultuariſchen Verfahren Auflöſung aller Zucht und Ordnung fürchtete, ſuchte den Rath und das Publicum zu beruhigen, nach alter Sitte ſolle man ordentlich Gericht halten, Anklage und Vertheidigung vernehmen und nach Recht und Geſetz ein Urtheil fällen, nicht ungehört nach Barbaren und Tyrannen Weiſe verdammen, ſondern in Ruhe ein Exempel ſtatuiren.

Der gute Rath wurde angenommen und ſofort berief der Herold den Rath ins Stadthaus. Nachdem dort alle ihrem Range gemäß Platz genommen, trat zuerſt vom Herold aufgefordert der Ankläger auf, dann wurde der Angeklagte vorgeführt und nach dem ſtrengen Verfahren des Areopags gebot der Herold den Sachwaltern, durch keinerlei Redekünſte Mitleid zu erregen. Nachdem von beiden Seiten geſprochen war, beſchloß man durch ſichere Beweismittel den Thatbeſtand feſtzuſtellen und nicht nach Vermuthungen zu urtheilen, und deshalb jenen Sklaven, der ja allein wiſſen ſollte, wie alles vor ſich gegangen ſei, als Zeugen zu vernehmen. Der Galgenſtrick ließ ſich weder durch den Anblick des hohen Gerichtshofes, noch der dicht gedrängten Menge, auch nicht durch ſein böſes Gewiſſen einſchüchtern und trug ſeine eignen Erfindungen als wahrhafte Ausſage vor. Der Jüngling habe ihn erbittert, weil ihn die Stiefmutter abgewieſen, zu ſich gerufen und ihn geheißen, aus Rache den Bruder zu tödten, er habe ihm eine große Belohnung verſprochen, wenn er ſchweige, den Tod angedroht, da er ſich weigerte, er habe ihm dann das mit eigener Hand vermiſchte Gift übergeben, um es dem Bruder beizubringen, endlich aber, in dem Argwohn, er behalte den Becher als Beweismittel für eine Anklage zurück, ſelbſt dem Knaben das Gift gereicht. Als der Elende dies mit meiſterhaft verſtellter Angſt angegeben hatte, wurde die Verhandlung geſchloſſen.

Alle Richter erklärten den Jüngling für unzweifelhaft ſchuldig und verurtheilten ihn zum Tod des Säckens. Als ſie nun der Anordnung gemäß ihre Stimmſteine, die alle gleich waren, in die Urne werfen ſollten, worauf dann das Schickſal des Angeklagten ohne Widerruf entſchieden war, indem ſein Haupt dem Nachrichter verfiel, da ſtand aus der Reihe der Richter ein bejahrter Arzt auf, der allgemein Vertrauen und Anſehen genoß, legte ſeine Hand auf die Urne, daß niemand ſeine Stimmſteine hineinlegen konnte und ſagte:

„Ich freue mich, daß euer Vertrauen mich bis in mein hohes Alter begleitet hat, damit ich verhüte, daß nicht an einem fälſchlich Angeklagten ein Mord begangen werde und ihr, die ihr als Geſchworne richtet, euch mit einem Meineid beladet. Ich kann nicht gegen mein Gewiſſen vor dem Angeſicht der Götter einen falſchen Ausſpruch thun, darum hört, wie ſich die Sache verhält. Der Schurke da wollte ein ſchnell wirkendes Gift kaufen und bot mir unlängſt 100 Goldſtücke dafür, indem er vorgab, ein Kranker bedürfe deſſelben, der langjährigen Qualen eines unheilbaren Leidens dadurch ein Ende machen wolle.

Da ich deutlich erkannte, daß der elende Menſch ohne Zuſammenhang ſchwatzte, und ſicher war, daß er Unheil vorhatte, gab ich ihm einen Trank, nahm aber in Berückſichtigung einer künftigen Unterſuchung nicht gleich das angebotene Geld an. Damit nicht etwa, ſagte ich, unter deinen Goldſtücken ein falſches ſich finde, ſo thue ſie in dieſen Beutel und verſiegle ihn mit deinem Petſchaft, damit wir nächſtertags beim Wechsler ſie prüfen laſſen. Er ließ ſich beſtimmen, den Beutel zu verſiegeln, den ich, ſowie er vor Gericht erſchien, raſch von einem meiner Leute aus meiner Bude holen ließ; hier iſt er, wie ich ihn vorlege. Er mag ihn ſich anſehen und ſein Siegel recognoſciren. Wie ſoll der Bruder um des Giftes willen belangt werden, was dieſer gekauft hat?"

Ein ungeheurer Schrecken befiel den Sklaven, Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, kalter Angſtſchweiß ſeine Glieder. Bald trat er auf den einen, bald auf den andern Fuß, kratzte ſich den Kopf und murmelte ſtotternd unverſtändliche Worte, daß jedermann ſeine Schuld klar erkannte. Aber bald gewann er die Faſſung wieder, leugnete alles ab und zieh den Arzt Lügen. Als der ſo ſeine Glaubwürdigkeit vor ſeinen Mitbürgern angegriffen ſah, ſuchte er mit um ſo größerem Eifer den Schurken zu widerlegen, bis auf Befehl der Behörde die Gerichtsdiener die Hände des Sklaven unterſuchten, ihm einen eiſernen Ring abzogen, mit dem Siegel verglichen und dadurch den Verdacht beſtätigten. Jetzt ward nach griechiſchem Gerichtsverfahren die Tortur gegen ihn angewendet, aber ſelbſt das Brennen konnte ihn nicht zum Geſtändniß bringen.

Darauf ſagte der Arzt: „Ich kann nicht zugeben, daß dieſer unſchuldige Jüngling gegen das Recht getödtet und der Verbrecher zum Hohn des Gerichts unbeſtraft bleibe. Ich werde euch einen thatſächlichen Beweis geben. Als der Elende ein tödtliches Gift von mir verlangte, hielt ich es nicht mit meiner Kunſt vereinbar, einem Menſchen zum Tode zu verhelfen, da die Arzneikunde zur Rettung, nicht zur Vernichtung dienen ſoll, ich fürchtete aber, wenn ich es ihm abſchlüge, durch meine unzeitige Weigerung ihm den Weg zum Verbrechen zu bahnen, indem er von einem andern das Gift erkaufen oder auch mit Schwert oder Dolch den Mord vollbringen könnte, deshalb gab ich ihm ein Mittel, aber ein einſchläferndes, Alraun, das bekanntlich eine todtesähnliche Betäubung bewirkt. Kein Wunder, wenn der Mörder, der des Todes gewiß iſt, die Schmerzen der Tortur aushält. Hat aber der Knabe wirklich den von mir bereiteten Trank genommen, ſo lebt er und ſchläft nur, und wird aus ſeinem ſchweren Todesſchlaf wieder zum Tageslicht erwachen; iſt er in Wahrheit todt, ſo ſucht die Urſache ſeines Todes anderswo."

Die Rede des Arztes wurde beifällig aufgenommen und man zog ſogleich zu dem Grabe, in welchem die Leiche des Knaben beigeſetzt war. Vom Rath, von den Vornehmen, von den Bürgern fehlte niemand; alles eilte dorthin. Als der Vater mit eigenen Händen den Deckel vom Sarge entfernt hatte,

fand er den Sohn, der so eben aus dem Schlaf erwachte und vom Tode auferstand; vor Freude sprachlos schloß er ihn in seine Arme und brachte ihn hinaus vor das Volk. Wie er war, in die Leichenbinden eingewickelt, wurde der Knabe vor den Richter geführt. Als nun das Verbrechen des Sklaven und der Frau klar vorlag und die Wahrheit an den Tag kam, da wurde die Stiefmutter zu lebenslänglicher Verbannung, der Sklave zum Kreuzestod verurtheilt; dem braven Arzt aber wurden unter allgemeiner Beistimmung die 100 Goldstücke als Belohnung für den rettenden Schlaf zugesprochen. So wurden durch die wunderbare Schickung der Vorsehung dem alten Vater in demselben Augenblick zwei Söhne wiedergegeben, wo er sich beider beraubt glaubte. —

Im Verhältniß zu modernen Leistungen sind die Motive sehr einfach, wenn auch hinreichend drastisch; indessen überzeugt man sich auch aus dieser Criminalgeschichte — und das bestätigt sich bei einer Musterung der antiken Unterhaltungsliteratur auf Schritt und Tritt —, daß es ein gewisser beschränkter Fonds von Hauptmotiven und Situationen ist, mit denen die antike wie die moderne Novellistik ihre wesentliche Wirkung auf das nach leichter Unterhaltung verlangende Publikum ausübt. Die neuere Forschung hat in großartiger Weise dargethan, wie die Sage und die aus dieser abgeleiteten Mährchen und Fabeln nicht blos äußerlich von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert worden sind, sondern wie aus der Tiefe der einem großen Volksstamme von Ursprung her gemeinsamen Empfindung und Auffassung noch ein Hauch der schaffenden Kraft bis in die fernsten Zeiten weiterbildend geheimnißvoll mitwirkt. Diese Beobachtung gilt in einem gewissen Grade auch von der Novelle. Da sie am spätesten und unter dem Einfluß bestimmt ausgeprägter Culturverhältnisse entstanden ist, macht sich das Moment der äußerlichen Uebertragung hier am entschiedensten geltend, indessen würde die versetzte Pflanze nicht wie eine heimische gedeihen, fände die Wurzel nicht entsprechenden Grund und Boden. Die Wirkung der Novellen des Apulejus auf das römische Publikum beruhte freilich wesentlich mit auf dem prickelnden Reiz seiner überkünstelten Ausdrucksweise, auf welchen die Uebersetzung verzichten mußte; wahrscheinlich aber wird damals so gut wie heute das stoffliche Interesse für den Inhalt bei einem guten Theil des lesenden Publikums das eigentlich packende gewesen sein, und so können sie auch in dieser Abschwächung noch als Zeugnisse für das dienen, was Autor und Leser jener Zeit als Unterhaltungslecture ansahen und gelten ließen.

Otto Jahn.

Digitized by Google

Aus dem Musikleben Wiens.

Die Oper; Gesellschaft der Musikfreunde; Conservatorium; philharmonische Concerte; Männergesangvereine; Privatconcerte, Quartette; Kirchenmusik.

Wie Mozart am 2. Juni 1781 von Wien aus an seinen Vater schrieb: „hier ist doch gewiß das Clavierland", so kann man noch heutzutage sagen: „Wien ist und bleibt die Stadt der Musik". Wenn auch im Einzelnen gar manches zu wünschen sein mag, der Gesammteindruck zeigt, daß in wenigen Städten so viele Musikelemente vorhanden und thätig sind als eben hier. Dies gilt wie für die Oper so für Kammer- und Kirchenmusik. Betrachten wir zuerst das allen Schichten der Bevölkerung gleichwichtige Institut der Oper in dem Zeitraume vom 1. Juli d. J. bis zum 15. November.

Obwohl die Oper zur Sommerzeit immer stiefmütterlich behandelt wurde, artete doch diesmal die Verwaltung in wahren Unfug aus. Die Vorstellungen im Juli waren mitunter einer Provinzstadt dritten Ranges würdig; die Mitglieder, beurlaubt oder nicht, blieben aus, ganz nach augenblicklicher Laune. Matthäus Salvi, seit 1861 artistischer Leiter der Opernbühne, dem jeder Sinn dafür fehlte, die ihm anvertraute Kunstanstalt zu heben und zu veredeln, wurde endlich Ende September durch Franz Dingelstedt, früheren Intendanten der Grhzl. weimarischen Hofbühne ersetzt. Zugleich wurde diesem Letzteren Heinrich Esser mit dem Titel eines ersten Kapellmeisters und Musikdirigenten als Beirath an die Seite gegeben. Das Personal, wie es gegenwärtig besteht, bedarf sehr der Sichtung. Manche Mitglieder, die ganz planlos engagirt wurden, liegen nur der jetzigen Direktion zur Last; manche Fächer sind dreifach, manche gar nicht besetzt, ein Heldentenor z. B. fehlt gänzlich. Von aufgetretenen Gästen wurde u. a. der Tenor Adams von Berlin auf drei Jahre engagirt. Sichere Intonation, viel Routine, deutliche Aussprache, aber spröde Stimme sind seine Vorzüge und Mängel. Frl. Bertha Ehnn aus Stuttgart gefiel als Gretchen, Selica, Agathe allgemein, und man hätte sie lieber gleich hier behalten, doch fesseln sie ihre Verpflichtungen noch drei Jahre an Stuttgart. Auch Frau Pauli-Markovits aus Pesth, welche als Lucia, Dinorah, Katharina (Nordstern) und Isabella auftrat, sprach in Gesang, Spiel und Erscheinung so an, daß man eben jetzt mit ihr wegen Engagement unterhandelt. Dagegen vermochte der Tenorist Ferenczy infolge seiner noch immer angegriffenen Stimme trotz dreier Gastrollen nicht zu reüssiren. Auf sechs Monate wurde Frau Wilt, auf fünf Monate Frl. Murska engagirt. Erstere

Digitized by

zeigte als Norma, Lucrezia, Leonore (Troubadour) und Donna Anna umfangreiche üppige Stimme, correcten Vortrag, aber Mangel an dramatischem Talent und geistiger Belebung. Die Gesangsweise der Letzteren ist bekannt: leichte Ansprache der hohen Töne, Biegsamkeit einer nicht starken Stimme befähigen sie vorzugsweise zum kolorirten Gesang, wie sie denn auch als Königin der Nacht, Dinorah, Katharina, Page Oscar (Maskenball) besonders gefällt. Ein gewisser krankhafter Beigeschmack ihrer Stimme beeinträchtigt jedoch den Genuß ihres Gesanges nicht wenig. Von den langjährigen Mitgliedern ist namentlich Frau Dustmann viel beschäftigt. In mancher Rolle wie z. B. Agathe, Pamina, Norma verdient sie volle Anerkennung, während ihr Spiel und Gesang als Clytämnestra etwas stark ans Unedle streifte. Ein junges Mitglied, Frl. Benza, bisher nur in kleineren Rollen beschäftigt, hat plötzlich als Iphigenie einen weiten Vorsprung gewonnen. — Von den Männern sind Walter, Beck und Dr. Schmid Lieblinge des Publikums; leider war Letzterer durch Krankheit längere Zeit der Bühne entzogen. Beck, voll Ausdruck im Gesang, lebhaftem Spiel, mit imposanter Stimme, ist eine Zierde der Oper. Sein Tell, Agamemnon, Nelusco sind wahre Musterleistungen. Walter ist der lyrische Sänger par excellence, der sich das Studium seiner Kunst angelegen sein läßt und von Jahr zu Jahr Fortschritte zeigt. Rollen wie der Tamino sind für ihn wie geschaffen. Rokitansky ist ein tüchtiger Baß; Mayrhofer ein nicht zu unterschätzendes Mitglied der Oper; er hilft überall aus, singt heute Papageno, morgen Mefisto und so fort Oroviſt, Plunket, Leporello, und jede Rolle mit gleichem Eifer. Die Veteranen Erl (Tenor) und Draxler (Baß) stellen noch immer ihren Mann; freilich sind die Stimmen nicht mehr dieselben wie vor dreißig Jahren. — Seit Anfang Juli d. J. bis Mitte November waren mit je einer Oper vertreten: Weber, Spohr, Doppler, Gounod, Rossini, Gluck und Beethoven; mit je zwei: Mozart, Bellini und Flottow. Donizetti lieferte 3, Verdi 4 und Meyerbeer 5 Opern. Die meisten Abende hatten Bellini, Gounod, Donizetti (je 7), Flottow (8), Verdi (13), Meyerbeer (20) in Anspruch genommen. Von deutschen Opern wurden gegeben: Fidelio, Iphigenia in Aulis, Nachtlager, Ilka, Zauberflöte, Don Juan, Jessonda und Freischütz. Vergebens sucht man in der besprochenen Zeit nach einer neuen Oper; die neu in Scene gesetzte Iphigenia war die einzige Heldenthat während es früher Jahre gab, in denen man 6, 8 ja 12 neue Opern (so 1849) aufführte. Mit der Aufführung der Gluck'schen Oper in der Bearbeitung Wagners wurde ein langgehegter Wunsch aller Musikfreunde erfüllt. Die Oper wurde am 12. Oct. d. J. zum erstenmal wieder gegeben, nachdem sie seit dem 30. März 1810 geruht hatte. Die erste Vorstellung in Wien fand am 14. Dec. 1808 statt, also 34 Jahre nach der Pariser Vorstellung (19. April 1774). In Wien gab im Jahre 1808 die Rolle der Clytämnestra jene Mlle. Milder, die auch

Digitized by Google

als Fidelio auftrat. Von ihr schrieb Beethoven 1806 Röckel, dem Sänger des Florestan: „Morgen komme ich selbst, um den Saum ihres Rockes zu küssen.“ Iphigenia sang damals Mlle. Laucher; Agamemnon, den Vogel vorzüglich gab, war nun durch Beck ebenso vortrefflich besetzt. Die Oper, von Esser mit aller Sorgfalt einstudirt, fand eine warme Aufnahme. Möchte der Versuch, Glucks Werke der Stadt in der er vorzugsweise lebte und in der er starb, wieder ins Gedächtniß zu rufen, nicht vereinzelt bleiben; es gibt viel Schuld an ihn abzutragen. Seine „Alceste“, 1781 zum erstenmal gegeben, wurde nur 1782 und 1810 repetirt; „Armida“ wurde 1808 zum ersten- und letztenmal aufgeführt; „Orfeo ed Euridice“, neu 1762, wurde nur noch 1782 viermal wiederholt. Am häufigsten wurde „Iphigenia auf Tauris“ gegeben (zuerst 1781 aufgeführt); noch 1862 trat in dieser Oper der unglückliche Ander auf. Neben Gluck wäre auch Cherubini nicht ganz zu vergessen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dessen „Medea“ auch jetzt noch einen großen Eindruck hervorbringen würde. Fr. v. Voggenhuber, die eben jetzt als Gast in Beethovens „Fidelio“ mit einstimmigem Beifall auftritt, wäre wie geschaffen für die großartige Titel-Rolle. — Dem Uebelstande, daß in fünf Monaten nur zwei Opern von Mozart aufgeführt wurden, will man nun abhelfen, indem man „die Entführung aus dem Serail“ neu in Scene setzt. Mit der wiederholten Aufführung der Zauberflöte hat die Direktion ihrer Kasse eben nicht geschadet. Die Besetzung ist aber auch eine nicht gewöhnliche; namentlich glänzt Frl. Muska als Königin; ihre drei Damen zeichnen sich durch prächtige Stimmen aus; Tamino, Pamina und Papageno sind vorzüglich besetzt; Sarastro imponirt schon durch die Fülle der Jahre — selbst der Mohr thut seine Schuldigkeit. — Der Bau des neuen Theaters schreitet rüstig vorwärts; die Tageblätter unterlassen nicht, gewissenhaft zu berichten, wie viel Frescogemälde, Decorationen, Stuckatur- und Bildhauerarbeiten schon vollendet sind; nur eins weiß noch Niemand: wie der Bau in akustischer Beziehung ausfallen wird — die Lebensfrage für ein Opernhaus.

Von den musikalischen Vereinen steht, schon ihres Alters wegen, die Gesellschaft der Musikfreunde obenan. Trotz der Zerwürfnisse im Schooß dieser Gesellschaft haben deren Concerte unter Herbecks energischer Leitung doch wieder glänzend begonnen. Von hier aus sind in letzterer Zeit, zum Theil unter wirksamer Beihilfe des mit der Gesellschaft in Verbindung stehenden „Singvereins“, namentlich größere Schubert'sche Werke zum erstenmal bekannt geworden. Die Aufführungen von Beethovens großer Messe, Bachs H-moll Messe und der Matthäus-Passion gehören zum Vollendetsten, was die Gesellschaft überhaupt seit ihrem Bestehen geleistet hat. Herbecks Verdienste um dieselbe sind oft und in gerechter Weise gewürdigt worden.

Dem von der Gesellschaft geleiteten Conservatorium steht nothwendigerweise über kurz oder lang eine gründliche Reform bevor. Das Institut,

Digitized by Google

von den maßgebenden Kreisen nur spärlich unterstützt, fühlt sich in seiner Entfaltung nach allen Seiten hin beengt. Während das Conservatorium zu Mailand einst eine jährliche Dotation von 37,000 fl. in Silber von der östr. Regierung genoß, muß sich die im Herzen der Monarchie, in einer der Hauptstadt des Landes bestehende Anstalt, in geradezu unwürdiger Weise mit einer kaum nennenswerthen Unterstützung von Hof und Magistrat begnügen. Und doch wird einer Anstalt, die den Sinn für Musik in alle Schichten der Bevölkerung verbreiten, bei zahlreichen Künstlern den Grund zu ihrer künftigen Existenz legen und neue Talente wecken soll, ganz besondere Wichtigkeit zugeschrieben werden müssen. Selbst das in Sachen der Musik so oft verschriene England beschämt uns, die wir doch an der Quelle selbst sitzen, in dieser wie in mancher anderen Beziehung. Wo fände sich in Wien ein Mäcen, der gleich dem schottischen General Reed, einem Privatmanne, die Summe von 52,000 Pfd. Stlg. zur Gründung einer Musik-Professur für ewige Zeiten legirte! Das weit abgelegene Irland preist in seiner Einfalt freilich Länder an, die mehr für Musikbildung zu leisten im Stande seien, als England. Die Times vom 11. Dec. 1866 berichtete, daß eine Deputation irischer Musikfreunde dem Lord-Lieutenant von Irland ein Memorial überreichte, um vom Parlament eine angemessenere Unterstützung der Musikacademie in Dublin zu erbitten. Der ehrenwerthe Lord nahm die Deputation gnädig auf und versicherte, daß er sein Möglichstes thun werde, eine Sache, die ihn persönlich interessire, zu fördern; müsse er doch eingestehen, daß die 500 Pfd. Stlg., mit denen die Academie bisher jährlich unterstützt worden, eine allzu geringe Summe bildeten. „Kein Staat in Europa gäbe so wenig für solchen Zweck!"

Blickt man das wiener Conservatoriumsgebäude unter den Tuchlauben auch nur flüchtig an, so wird man anders urtheilen. Die Uebungssäle sind unzureichend, die Schulzimmer eng und dumpf, zum Theil mittelst Mauerdurchbruch in die anstoßenden Häuser, zum Theil in das vierte Stockwerk verlegt, wo die Gesangsschüler auf schmaler Wendeltreppe keuchend anlangen. Das kostbare Archiv, die Bibliothek, ebenfalls über 4 Stiegen untergebracht, sind bei der geringsten Feuersgefahr unrettbar verloren; eine besondere Abtheilung des Archivs, das Rudolfinum, ein großartiges Vermächtniß des verstorbenen Erzherzogs Rudolf, ist aus Mangel an Platz in einem Nebengemach des Musiksaales aufgestellt, das zugleich als Garderobe und als Rumpelkammer für Tische und Stühle dient, für Archivzwecke somit kaum zu benutzen ist; zu Kanzlei- und Direktionssitzungszimmern dienen endlich wahrhaft burgverließähnliche Räume. Fürwahr, wenn je ein Neubau mit Recht herbeigeseufzt wurde, so ist es der eines neuen Conservatoriums. Mit dem Bau eines solchen ist freilich begonnen worden, nachdem auf dreimaliges Bittgesuch ein ausgiebiger Flächenraum auf den ehemaligen Glacisgründen bewilligt und auch der Ertrag einer öffent-

Digitized by Google

lichen Lotterie zu gleichem Zwecke angewiesen worden. Der Bau selbst aber ist so kostspielig angelegt, daß nicht abzusehen ist, wo die Mittel zu seiner Vollendung hergenommen werden sollen. Auch steht zu befürchten, daß das Gebäude als zu abgelegen für Concertzwecke kaum brauchbar sein dürfte; und doch spielen diese für die Einnahmen des Hauses die Hauptrolle, wie man ja auch durch Anlegung zweier großer Säle auf dieselben Rücksicht genommen hat. —

Die philharmonischen Concerte haben auch diesen Winter wieder ihren doppelten Cyclus auf würdige Weise begonnen. Die Entstehung dieser Concerte fällt in eine Zeit, zu welcher Opernfantasien von Liszt und Thalberg noch in voller Blüthe standen, Mendelssohn nur spärlich vertreten war, Schumann für eine Unmöglichkeit galt, Bach ganz ignorirt wurde. Es war zu Anfang des Jahres 1842, als einige Kunstfreunde in zufälligem Gespräch den damaligen Hoftheaterkapellmeister Otto Nicolai zu der Idee anregten, mit seinem Orchester große Concerte zu veranstalten und die vorzüglichsten Werke der besten Meister in möglichst vollendeter Weise aufzuführen, zugleich damit aber auch den Orchestermitgliedern eine hübsche Einnahmequelle zu eröffnen. Das Resultat war das erste Concert am 28. März 1842, dessen gediegenes Programm die Männer, welche die Anregung gegeben, geradezu moralisch zwang, das Unternehmen zu unterstützen. Es wurden aufgeführt: Ouvertüren op. 124, Ouvertüre zu Leonore Nr. 3 und die 7. Symphonie von Beethoven; Staudigl sang eine Arie aus Faniska; Jenny Lutzer eine Concertarie von Mozart (Violine — Mayseder), Wild und Hasselt-Barth trugen ein Duett aus Medea vor. Die Aufführungen waren wie aus einem Guß, der Erfolg glänzend. Die Anwesenheit des Hofes, der bis zum Jahre 1848 fast an keinem Abend fehlte, nöthigte zugleich jene Kreise zur Theilnahme, die in früheren Zeiten die Tonangeber in Sachen der Kunst gewesen waren. Bis zum März 1847 leitete Nicolai, mit einmaliger Ausnahme, sämmtliche Concerte, in denen er namentlich alle Beethovenschen Symphonien (die erste abgerechnet) aufführte.

Nach Nicolais Abgang tappte der Orchesterkörper nach einem Dirigenten herum, versuchte es zweimal mit Hellmesberger sen., je einmal mit Reuling und Proch; aber sie waren alle nicht im Stande, Nicolai zu ersetzen; die politischen Ereignisse jener Zeit ließen ohnehin der Kunst keinen Raum, die Revolution hatte alle Begeisterung absorbirt. — Endlich zeigte sich der rechte Mann, diesmal Carl Eckert, unter dem die Concerte mit dem 17. Dezember 1854 wieder begannen, im Herbst 1856 aus dem großen Redoutensaale ins Opernhaus übersiedelten und nach einer längeren Unterbrechung (von März 1857 bis Januar 1860) in steigender Zahl zunahmen, sodaß statt der früheren zwei Concerte nun deren acht jedes Jahr stattfinden. Der jetzige Dirigent Otto Dessoff leitet dieselben seit dem 4. Nov. 1860 mit aller Umsicht. Möchten die Philharmoniker neben dem blos Orchestralen auch zuweilen Stücke jener

Digitized by

älteren Opern berücksichtigen, deren vollständige Aufführung uns jetzt versagt ist, wie z. B. die Finales aus Titus, Idomeneo u. A. —

Für Gesangproduktionen besteht außer dem schon genannten Singverein auch eine Singakademie, die aber erst im Dezember ihre Wirksamkeit wieder aufnimmt. Mit Männergesangvereinen ist Wien fast überschwemmt; den akademischen Gesangverein ausgenommen überragt jedoch der ursprüngliche erste wiener Männergesangverein, im Jahre 1844 von Dr. Aug. Schmidt gegründet, alle andern durch Stimmenanzahl und vollendete Vorträge. Schubert ist hier durch seine herrlichen Chöre vorzugsweise vertreten und dieselben werden wohl nirgends mit größerer Vollendung vorgetragen. Dies ist das Verdienst des jetzigen Hofkapellmeisters Herbeck und daneben des Chormeisters Weinwurm. Bei der großen Anzahl Gesangskräfte, die Wien besitzt, ist lebhaft zu bedauern, daß nicht wenigstens einmal jährlich sämmtliche Vereine sich verbinden, um ein großes, auf Massen berechnetes Oratorium aufzuführen. Wien besitzt dazu einen Saal, wie kaum eine zweite Stadt — die große Reitschule in der Burg, welche in früherer Zeit der Schauplatz für alle großen Musikfeste abgab. —

Die Privatconcerte gewinnen diesmal durch Betheiligung der gefeierten Künstler Joachim, Rubinstein und Brahms einen besonderen Reiz. An Rubinstein bewundert man wieder wie vor zehn Jahren den unvergleichlichen Anschlag, die Zartheit und männliche Kraft, welche letztere freilich zuweilen überschäumt; man tadelt aber auch die Ungleichheit seiner Leistungen (namentlich bei fremden Compositionen), in denen auch das virtuose Element allzusehr hervortritt. Von seinen Compositionen griffen am meisten sein Clavierconcert in D-moll, op. 70 und das G-moll Trio durch; die kleineren Clavierstücke sind fast alle unbedeutend, oft seelenlos. Daß des Künstlers umfangreicheren Werken meist die Einheit gebricht und daß dieselben in ihrer Ganzheit selten einen vollkommen befriedigenden Eindruck gewähren, ist schon früher oft beklagt worden. Man bedauert diese Mängel um so mehr, als man überzeugt ist, daß denselben abgeholfen werden könnte; überall sind herrliche Anläufe und Gedanken, deren Weiterführung aber sehr selten auf der Höhe der Intention bleibt. — Brahms hat mit Joachim zusammen ein Concert gegeben und in demselben ganz unvergleichlich gespielt; doch scheint er es bis jetzt zu verschmähen, sich neben seinem Kunstbruder hervorzudrängen. Selbst mit neueren Compositionen war er zurückhaltend; mit um so größerem Interesse sieht man darum der Aufführung seines neuen deutschen Requiem entgegen. — Joachim hat wieder einen jener Triumphe gefeiert, wie sie nur solchen vergönnt sind, welche schon in der Wiege die Weihe als Priester der Kunst empfingen. Sein echt männliches Spiel, frei von aller eiteln Selbstsucht, sein anspruchloses Auftreten hat wieder alle Herzen gewonnen. Er will nie glänzen, ihm ist es nur darum

Digitized by Google

zu thun, das was er vorträgt zum rechten Verständniß der Zuhörer zu bringen; sein Spiel ist höchster Genuß für Herz und Sinn. —

Mit besonderer Anerkennung sind die Quartettproduktionen zu zu nennen, die Concertmeister Hellmesberger alljährlich veranstaltet. Hellmesberger übernahm die Aufführungen nach dem Abgang Jansas, eines ehemaligen Mitgliedes der k. k. Hofkapelle. Unter ihm hörte Wien im Dezbr. 1845 nach längerer Unterbrechung zum erstenmal wieder öffentliche Kammermusik. In Folge eines „politischen Vergehens" (man hatte ihn in London zur Mitwirkung in einem Concert zum Besten der Ungarn gepreßt) wurde Jansa, der in Sachen der Politik so unschuldig war wie der Vogel in der Luft, seiner Stelle entsetzt und aus Oestreich verbannt. Dem Manne wurde dadurch hart mitgespielt. Er büßt seitdem sein Verbrechen in London ab, wo er sich als eingefleischter Oestreicher doch schwerlich heimisch fühlen wird. Die Mitspieler der Kapelle haben unterdessen alle gewechselt, Hellmesberger selbst harrt aber auf seinem Posten aus und trägt nicht wenig zur Verbreitung klassischer Musik bei. Er war es namentlich, der für Schumann, dessen Musik bis dahin nur schwer in Wien Eingang fand, plötzlich im Jahre 1852 durch Aufführung eines Quartetts, das begeisterte Aufnahme fand, Bahn brach. Außerdem hat er die für öffentlichen Vortrag ungeeignet gehaltenen letzten Quartette Beethovens durch vortreffliche Aufführungen dem Publikum zugänglich gemacht. Manches aufkeimende Talent, dessen Compositionen bei Hellmesberger zum erstenmal gespielt wurden, hat durch diesen Förderung und Aneiferung erhalten. —

Was die Kirchenmusik betrifft, so gibt es kaum eine Stadt, in der soviel zur Ehre Gottes gesungen, gespielt und geblasen wird, wie Wien. Von den Kirchen in der innern Stadt steht oben an die Hofkapelle unter Leitung der Hofkapellmeister Herbeck und Preyer; dieser zunächst kommen die Kirchenchöre von St. Stephan, St. Augustin, St. Anna, St. Peter, der Dominikaner- und der ital. National- oder Minoritenkirche. Unter den Vorstädten ist nebst den Chören zu St. Carl, St. Ulrich und einigen andern vorzüglich die Altlerchenfelderkirche hervorragend, die sich eine wirkliche Pflege der Kirchenmusik angelegen sein läßt. In den übrigen Kirchen behilft sich der Regenschori in der Regel so gut als es die Mittel erlauben; und diese sind bescheiden genug, denn für die Musik ist eben nur soviel angewiesen, um die allernothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Allzugroße Schwärmerei für Musik kann man der Geistlichkeit überhaupt nicht vorwerfen; wie es damit außerhalb Wiens bei uns bestellt ist, davon hier zwei Beispiele. In einer kleineren Stadt, etwa 12 Stunden von der Residenz, fragte der neu eingetretene gewissenhafte Regenschori am Vorabend eines Festes seinen vorgesetzten Geistlichen, ob er einen besonderen Wunsch für die Wahl der Composition habe. „Führen Sie auf, was und von wem Sie wollen, aber nur kurz", war die entscheidende Antwort. — Daß die

Digitized by

Musik jedenfalls kurz ausfalle, dafür dürfte jener Schullehrer in einem von Wien nicht allzufernen Dorfe garantiren, dem für die Musikauslagen an den Festtagen für das ganze Jahr volle fünf Gulden angewiesen sind! — Die bestdotirten Kirchen Wiens, unterstützt von musikbedürftigen Dilettanten, führten in der zweiten Hälfte dieses Jahres Messen, Gradualien, Offertorien auf von Mozart, Haydn, Beethoven, Cherubini, Schubert, Lindpaintner, Wittasek, Hummel, Weigl, Eyblet, Worzischeck, Salieri, Winter, Preindl, Mercadante, Kemptner, Umlauff, Seyler u. A. — Von neueren Namen: Preyer, Rotter, Weiß, Krenn, Gotthardt, Bilzisty, Kummenecker, Weinwurm, Kloß, Bibl, Wolff, Lachner, Mendelssohn, Schumann. Zur Fastenzeit werden übrigens in einigen Kirchen auch die alten Italiener berücksichtigt.

Faßt man alles zusammen, was die Kaiserstadt dem Freunde der Tonkunst an Theater-Kirchen-Orchester- und Kammermusik bietet, so gilt trotz mancher Mängel noch immer der Ausspruch einer alten Wienerchronik aus dem 15. Jahrhundert:

Hier sind vil Singer, saytenspil,
Allerley gsellschaft, freuden vil;
Mehr Musicus vnd Instrument
Findt man gewißlich an kainem End.

Wien, im November 1867.

Londoner Correspondenz.

London, Anfang December.

Niemand, der aufmerksam um sich schaut, kann sich darüber täuschen, daß wir einen bösen Winter vor uns haben; ich meine augenblicklich nicht hinsichtlich der hohen Politik und Kriegsgefahr, sondern in materieller Beziehung. Die Ernte die im größten Theile Deutschlands und namentlich in Oestreich reichlich gewesen, war in Frankreich und England ungenügend. Die Farmer machen dabei allerdings vortreffliche Geschäfte, denn sie bekommen durchschnittlich 1 Pfd. Stlg. mehr für den Quarter Weizen als voriges Jahr, und man hört von allen Seiten, daß sie Hypotheken kündigen und Schulden bezahlen-

Digitized by Google

aber man bedenke, was dieſe Vertheuerung, welche für die Hauptkornarten in England gewiß auf etwa 20 Millionen Pfd. Strlg. anzuſchlagen iſt, für die arbeitenden Claſſen bedeutet! Schon jetzt im Anfang des Winters ſind die Brodpreiſe auf eine lange nicht gekannte Höhe geſtiegen, wir haben in Exeter, Oxford u. ſ. w. ernſte Brodkrawalle gehabt und werden uns auf noch ſchlimmere gefaßt machen müſſen. Dabei liegen Handel und Wandel danieder, Kaufleute, Fabrikanten und Arbeiter klagen gleichmäßig über den Stillſtand des Verkehrs, der nun ſchon 12 Monate dauert und ſelbſt die Steuereinnahmen herabgedrückt hat; 21 Millionen Pfd. Strlg. Gold liegen müſſig in der Bank, der Disconto für kurze Wechſel iſt auf 1½ pro Ct. geſunken, auf langausſehende Unternehmungen läßt ſich niemand ein, die kleinern Fabriken in Lancaſhire ſtehen faſt ſtill, größere arbeiten mit Verluſt; im Oſten Londons, in Mancheſter, Birmingham, Sheffield iſt die Noth ſchon jetzt groß, wie wird es im Fortgang des Winters werden, der ſo früh begonnen? — Und dieſe Noth hätte zu keiner ungünſtigeren Zeit kommen können wie zur jetzigen; ſchon vorher hat ſich in weiten Kreiſen ein Geiſt der Geſetzloſigkeit kundgegeben, der ernſte Beſorgniſſe erregen muß. Die Sache fing vor 18 Monaten mit jenem Krawall in Hydepark an, ein ernſtes Einſchreiten der Regierung hätte wahrſcheinlich ſchnell die Ruhe hergeſtellt, aber der ſchwache Walpole drohte, bat, weinte und ließ ſchließlich gewähren! „Großer Gott," rief ein einſichtiger Mann, als er von ferne den Pöbel die Gitter des Parks einreißen ſah, „das ſollen unſere zukünftigen Herren ſein!" Als die Herren von der Reformliga: Brales, Bradlaugh und Conſorten ſahen, wie ſchwach die Regierung ſich zeigte, gingen ſie um ſo rüſtiger vor, im December wurden Maſſenprozeſſionen für die Reform organiſirt, dann gegen Frühjahr ein Monſtremeeting in Regentpark, wogegen das Miniſterium ein Verbot erließ, um daſſelbe bald darauf zurückzuziehen; es brachte darauf eine Bill ins Unterhaus, welche politiſche Meetings in den Parks verbot, gab ſie aber bei der erſten Oppoſition auf. Das ſtärkſte Stück jedoch ſpielte kürzlich im Miniſterium des Innern. Eine Maſſendeputation erſchien dort unter Führung eines gewiſſen Finlan, um eine Petition für die verurtheilten Fenier zu überreichen. Der Miniſter ließ dieſelbe entgegen nehmen, lehnte es indeß ab, die Deputation perſönlich zu empfangen: darauf ſtürmt die Menge in das Haus, überwältigt die Diener, ſetzt ſich in Beſitz eines Saales und hält dort ein Indignationsmeeting! Die Regierung aber läßt alles geſchehen, rührt ſich nicht und verſucht nicht einmal einen Prozeß gegen die Rädelsführer! — Statt energiſch ſolchen Ausſchreitungen entgegen zu treten, macht das Toryminiſterium den Arbeitern den Hof, organiſirt conſervative Arbeiterbankette, bei denen Lord John Manners und Disraeli ihr volles Vertrauen zu der politiſchen Einſicht der Maſſen erklären. Die Mehrzahl der arbeitenden Claſſen läßt ſich übrigens durch ſolche Manöver nicht blenden und glaubt nicht an den Humbug, daß die

Tories die rechten Volksmänner seien, Disraeli ist ihnen wohl ein monstrous clever fellow, aber Vertrauen zu ihm haben sie nicht. Freilich ist auch auf der andern Seite kein Führer, dem die Nation unbedingt zu folgen geneigt wäre. Stände jetzt eine Neuwahl des Unterhauses nach der Reformbill bevor, so dürfte die politische Erregung, welche sie unzweifelhaft hervorrufen würde, als Ableiter für die sociale Gährung dienen, aber der kluge Benjamin hat absichtlich die schottische und irländische Reformbill bis zum nächsten Jahr verschleppt, um so länger am Ruder zu bleiben. Auch in materieller Beziehung wirkt die Reformbill übel, sie hat bekanntlich den sogenannten compound householder abgeschafft, der seine Gemeindesteuern durch einen Durchschnittszuschlag auf die Miethe bezahlte. Jeder Hausbewohner soll jetzt seine Steuern persönlich zahlen; als Folge zeigt sich, daß die Hauseigenthümer, angeblich weil die Preise der Lebensmittel so sehr gestiegen, durchgängig dieselbe Summe als reine Miethe verlangen, welche bisher den Steuerabschlag einbegriff, sodaß die Leute ihre Steuer noch außerdem zu bezahlen haben. Das muß die Unzufriedenheit nothwendig steigern, denn woher sollen die ärmern Classen bei schlechtem Verdienst das Geld für solchen Mehrbedarf nehmen? Mit dem Geschrei gegen Bäcker und Fleischer, das die Times erhoben und das in allen Provinzialblättern sein Echo gefunden, ist auch nichts gethan, so lange nicht Mittel angegeben werden, billigeres Brod und Fleisch zu erhalten; es reizt die Proletarier nur zu Krawallen, die besonders deshalb gefährlich sind, weil sie für den Augenblick lokal zu helfen scheinen, indem die bedrohten Händler in der Angst um ihr Leben, sich vorübergehend oft damit helfen, mit Verlust zu verkaufen. Nehme man zu diesem allen noch die Anarchie der Trades-Unions und den Fenianismus, so wird die Behauptung kaum gewagt erscheinen, daß seit langer Zeit kein Winter unter so drohenden Vorzeichen begonnen hat. Nach allen Nachrichten scheinen die Dinge in Frankreich nicht viel besser zu stehen.

Die sächsische Parlamentsreform.

✕ Leipzig, Mitte December.

Während sich die Theilnahme der sächsischen Staatsbürger an den Vorgängen des letzten Reichstags auf gewisse Kreise beschränkt hat, die sich nach Ansicht der partikularistischen Partei mit der Regierung in die Verpflichtung zur Bundestreue zu theilen haben, ist die Aussicht auf eine „Parlamentsreform“ im Königreich Sachsen allenthalben mit ziemlich lebhafter Theilnahme aufgenommen worden. Gerade diejenigen Parteien, welche von der norddeutschen

Digitized by Goog

Bundesverfassung am wenigsten wissen wollten, haben sich am lebhaftesten beeifert, das von derselben adoptirte allgemeine Stimmrecht für ein deutsches, beziehungsweise sächsisches Grundrecht zu erklären, dessen Anerkennung die Vorausbedingung zum Friedensschluß in der sächsischen Verfassungsfrage sei. Freilich soll die Diätenlosigkeit, durch welche jenes Stimmrecht seine Beschränkung erhält, nicht aus der Bundesverfassung mit hinüber genommen werden, denn die Männer der Volkspartei, die eigentlichen Träger der Bewegung, sehen den Anspruch auf Vergütung der von den Volksvertretern für das Wohl des Vaterlandes aufgewandten Zeit und Mühe, für eines der theuersten Güter deutscher Volksfreiheit an. Mit einem Eifer, den man der Sache des gesammten Vaterlandes oft genug schuldig geblieben ist und dessen eigentlichen Nerv das erhebende Bewußtsein bildet, es handle sich diesmal um eine specifisch sächsische Sache, in welche das übrige Deutschland nichts drein zu reden habe, wird gegen dieselbe Regierung, deren „Freisinn" man häufig genug dem preußischen „Junkerthum" anzupreisen für nothwendig hielt, agitirt und discutirt. Die Gewohnheit, die Angelegenheiten des Cantons für die eigentlichen Lebensfragen anzusehen, hat unbeschadet der Thatsache, daß den lokalen Landtagen seit Errichtung des neuen Bundes blos beschränkte Bedeutung innewohnt, ihr altes Recht geltend gemacht, und wie in den Zeiten des durchlauchtigen deutschen Bundestages steht wieder der Kirchthurm im Mittelpunkt aller Interessen. Dem berechtigten Streben nach Abstreifung der Fesseln, in welche die Beustsche Verfassungsänderung die sächsische Volksvertretung geschlagen hat, mischen sich Motive der zweifelhaftesten Art zu, man fühlt sich bereits in die „besseren Tage" versetzt, deren Wiederkehr der „Kalender der sächsischen Militärvereine" noch neuerdings so zuversichtlich prophezeit hat, und es ist wie eine Symbolik der künftigen vielköpfigen Herrlichkeit, daß die Zahl der verschiedenen Meinungen über die brennende Frage bereits fast so groß wurde, als die der streitenden Köpfe.

Die Hauptschuld daran, daß das projektirte neue Wahlgesetz zu einer Agitation Veranlassung gegeben hat, deren Ziel und Zweck manchen Agitatoren selbst unklar ist, trägt aber nicht das sächsische Volk, sondern dessen Vertretung und zwar die erste Kammer. Die blinde Leidenschaftlichkeit, mit welcher eine Pairie, die in Wahrheit jeder wirklichen Grundlage ihrer Ansprüche auf selbständige Bedeutung entbehrt, den Kochschen Anträgen begegnet ist, war in der That dazu angethan, die Erbitterung des Volks zu provociren und dasselbe im voraus gegen die Reformpläne mißtrauisch zu machen, mit denen sich die Regierung trug. Als diese veröffentlicht wurden, mußten sich alle, die an den öffentlichen Angelegenheiten überhaupt Antheil nahmen, sagen, daß eine Reform, welche der ersten Kammer im wesentlichen ihren bisherigen Bestand sicherte, alle Concessionen an das Volksbedürfniß, welche der zweiten Kammer gemacht wurden, illusorisch erscheinen lasse. Daß die Gesichtspunkte für eine billige Beurtheilung

Digitized by Google

der Reformbill von vornherein verschoben wurden und alle liberalen Parteien erklärten, sie wüßten mit dem neuen-Wahlgesetz nichts anzufangen, war unter solchen Umständen begreiflich.

Bevor wir in eine Prüfung des materiellen Inhalts der Vorschläge zur Lösung der sächsischen Verfassungsfrage eintreten, wird es nothwendig sein, das Verhältniß derselben zu dem norddeutschen Bunde und dessen Parlament ins Auge zu fassen. Erst wenn wir wissen, ob auf die Mitwirkung außersächsischer Faktoren zu rechnen ist oder nicht, werden wir die Grenze des zur Zeit in dieser Angelegenheit Erreichbaren abzustecken im Stande sein.

An und für sich wäre es wünschenswerth, eine Angelegenheit, welche den nächst Preußen größten Staat des norddeutschen Bundes betrifft, auf dem Forum dieses Bundes zu entscheiden. Jener sächsischen Demokratie, welche den Bund als Feigenblatt des Absolutismus verabscheut, würde die Gelegenheit geboten werden, sich davon zu überzeugen, daß der deutsche Staat auch ein Anwalt deutscher Freiheit ist während das kleinstaatliche Interesse mit dieser nichts zu thun hat. Wie die Dinge zur Zeit liegen, entbehrt die Annahme, der Bundesrath oder der Reichstag würden sich zu einer Theilnahme an der Lösung des „Conflicts" herbei lassen, aber aller thatsächlichen Begründung. Die Resolution, durch welche die bekannte mecklenburger Petition abgelehnt wurde, hat bewiesen, daß die Stunde noch nicht gekommen ist, in welcher der Bund ein wirksames Eingreifen in die inneren Angelegenheiten seiner Glieder für geboten hält, daß man sich vor Lösung der süddeutschen Frage darauf beschränken will, die deutschen Gesammtangelegenheiten in einer Weise zu ordnen, welche der Würde unsrer Nation entspricht. Es erscheint uns darum zweifellos, daß die Motive, welche zur Ablehnung der mecklenburger Petition führten, Sachsen gegenüber in erhöhtem Maße zur Geltung kommen müssen, daß eine „motivirte" oder „unmotivirte" Tagesordnung die einzige Antwort wäre, auf welche wir in Berlin zu rechnen hätten. Der Effekt, den eine solche auf die specifisch sächsischen Liberalen und Demokraten ausüben müßte, erräth sich von selbst und würde der nationalen Sache sicher nicht zu gute kommen. Seine Ungunst würde auch dann nicht gemindert, wenn sich vielleicht ein Theil der Reichstagsglieder der Sache des sächsischen Volkes annimmt, einige Reden über die unglücklichen Folgen des Beustschen Regimes gehalten, vielleicht gar einige das Volksrecht anerkennende Motive der Resolution auf Tagesordnung beigefügt werden. Die Bedeutungslosigkeit von Erfolgen dieser Art ist durch die Geschichte des parlamentarischen Lebens in Deutschland in so zahlreichen Fällen bewiesen worden, daß es neuer Belege für dieselbe nicht erst bedarf, wenigstens für diejenigen nicht, denen es bei der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten um die Erreichung realer Zwecke zu thun ist. Mit den für und wider eine sächsische Petition gehaltenen Reden, den Zeitungsberichten, Leitartikeln, Telegram-

Digitized by G

men über dieſelben wird an der Sache ſelbſt nichts geändert und die Freude über einen den Gegnern bereiteten Aerger würde reichlich aufgewogen durch den Verluſt an Einfluß, der die Folge jedes Mißerfolges iſt.

Läßt ſich von einem Appel an die Beihilfe der Bundesgewalt in der vorliegenden Angelegenheit nichts hoffen, muß dieſelbe innerhalb Sachſens ausgetragen werden, ſo wird ſichs zunächſt um eine Entſcheidung darüber handeln, ob die von der Regierung gemachten Vorſchläge zur Baſis weiterer Verhandlungen dienen können oder nicht. Betrachten wir das neue Wahlgeſetz, inſoweit es ſich auf die zweite Kammer bezieht und laſſen wir das Haus der ſächſiſchen Lords zunächſt aus dem Spiel, ſo kann dieſe Frage unſerer Anſchauung nach bejaht werden. Die Hauptmängel der alten Verfaſſung, der Bezirkszwang und die einſeitige Vertretung der Berufsſtände ſind gefallen, die indirekten Wahlen in direkte verwandelt worden. Das Hauptargument, welches die Demokratie gegen das neue Wahlgeſetz anführt, das Fortbeſtehen eines Cenſus, können wir für keinen Nachtheil halten, zumal wenn das allgemeine Stimmrecht Hand in Hand gehen ſoll mit der Beibehaltung der Diäten. Das allgemeine Stimmrecht, welches für die Wahlen zum Reichstag beſteht, iſt noch für keinen einzigen Locallandtag eingeführt worden und wir haben allen Grund zu der Annahme, daß das nicht ſo leicht geſchehen, die Beſchränkung des Wahlrechts zu den territorialen Landtagen vielmehr als heilſames Correktiv gegen die Gefahren aufrecht erhalten bleiben werde, welche das allgemeine Stimmrecht unzweifelhaft im Gefolge hat. Dazu kommt, daß der von der ſächſiſchen Regierung vorgeſchlagene Cenſus ein außerordentlich niedriger iſt und bei dem Fortbeſtehen der Diäten für einen der liberalſten in ganz Deutſchland gelten kann. Durchaus verwerflich erſcheint uns dagegen, daß die Regierungsvorlage an dem Unterſchiede ſtädtiſcher und ländlicher Wahlbezirke feſthält und auf die Hinwegräumung dieſer Verletzung des conſtitutionellen Princips ſollten die ſächſiſchen Liberalen ihr Hauptaugenmerk richten und daſſelbe zu einer Bedingung weiterer Verhandlungen machen. Bei der Zähigkeit, mit welcher alle ſpecifiſch ſächſiſchen Parteien an der Beibehaltung der Diäten hängen, ſcheinen uns die Anſtrengungen zu Gunſten des allgemeinen Stimmrechts von vornherein überflüſſig zu ſein, da ſie an dem entſchiedenen Widerſpruch der Regierung ſcheitern müſſen, und man thäte darum wohl, ſich mit dem in Vorſchlag gebrachten niedrigen Cenſus zu begnügen. An dieſem feſtzuhalten ſcheint uns um ſo nothwendiger zu ſein, als die Wirkſamkeit jeder ſächſiſchen Parlamentsreform von der Beſeitigung der erſten Kammer abhängig iſt, gegen dieſe aber nur Sturm gelaufen werden kann, wenn die Zuſammenſetzung der zweiten für eine gehörige Vertretung auch der conſervativen Intereſſen Garantien bietet.

Einer der verhängnißvollſten Irrthümer, welche der deutſche Parlamentarismus, zumal der kleinſtaatliche aus den Zeiten herüber genommen hat, in

Digitized by

denen die falschen Montesquieuschen Vorstellungen von dem Wesen der englischen Verfassung noch maßgebend waren — ist die Lehre von der absoluten Nothwendigkeit des Zweikammersystems gewesen. Die Vorzüge desselben zu verkennen sind wir weit entfernt — von diesen Vorzügen kann aber nur die Rede sein, wenn jede der beiden Kammern wirklich vorhandene Interessen, lebendige Factoren des Staatslebens repräsentirt. An dem gehörigen Material zum Aufbau einer ersten Kammer, an Vertretern eines großen selbständigen Grundbesitzes und einer vom Hofdienst unabhängigen Aristokratie hat es wie in der Mehrzahl der deutschen Staaten, so auch in Sachsen vollkommen gefehlt, weil es in dieser Beziehung nichts zu vertreten gab. In der ersten sächsischen Kammer sitzt eine Anzahl Leute beisammen, die durch kein besonderes Interesse mit einander verbunden sind, die, wenn die Session geschlossen ist, Nichts mehr mit einander gemein haben, die sich durch nichts von den übrigen Staatsbürgern unterscheiden und keine selbständige Macht im Staatsleben repräsentiren. Im Wesen und Begriff der Volksvertretung liegt es aber, daß dieselbe ein Abbild der im Staatsleben wirklich thätigen Elemente bilde. Nach der Macht, welche durch die erste sächsische Kammer repräsentirt wird, sehen wir uns im wirklichen Leben aber vergeblich um. Welche Rolle spielt das Hochstift Meißen, welche das Collegiatstift Wurzen für die Entwickelung Sachsens? Welche politischen Interessen sind durch den dresdner Oberhofprediger, den leipziger Superintendenten oder den bautzener Stiftsdekan vertreten? Welchen Sinn hat es, daß sechs städtische Bürgermeister der sächsischen Pairie zugezählt werden, während das Wohl ihrer bereits in der zweiten Kammer vertretenen Städte mit dem aller übrigen Theile des Landes vollständig zusammenfällt? Worauf endlich stützt sich die Ausnahmestellung der 22 Rittergutsbesitzer, welche dieser Körperschaft angehören? Ein Land, in welchem es keine Aristokratie gibt, in welchem der Grund und Boden in tausende mittelgroßer Güter zerschlagen ist, der Adel fast nur noch aus einer Summe meist vermögensloser Staatsbürger besteht, die bei Vertheilung der Offiziers- und Beamtenstellen bevorzugt zu werden gewohnt sind, muß der Natur der Sache nach auf ein Oberhaus verzichten. Die eigentlich herrschende Classe ist die der Inhaber des beweglichen Vermögens, und daß diese in die Volkskammer und nicht in die Pairie gehört, steht in jedem politischen A-B-C-Buch. Die erste Kammer ist thatsächlich nie mehr gewesen, als eine Vertreterin des Partikularismus und der gouvernementalen Bequemlichkeit — was das Land an unabhängigen, selbständige Interessen repräsentirenden Kräften besaß, hat, wenn es überhaupt sich am öffentlichen Leben betheiligte, in der zweiten Kammer Platz genommen. Daß in Zukunft nur die Hälfte der vom Könige lebenslänglich ernannten Pairs aus Rittergutsbesitzern bestehen soll, ändert an der Sache nichts. Vertreter „großer Interessen", wie die Sächs. Zeitung es nannte, sind in Sachsen nur unter den

Digitized by Google

Induſtriellen, den Männern des beweglichen Vermögens zu finden und dieſe gehören ebenſo wenig in die erſte Kammer, wie die in Vorſchlag gebrachten Vorſteher der bedeutenderen Handelskammern oder die Bürgermeiſter.

Steht es ſomit feſt, daß eine wirkliche Pairie, eine aus ariſtokratiſchen Elementen beſtehende erſte Kammer in Sachſen nicht beſchafft werden kann, und daß das, was gegenwärtig dieſe Stelle einnimmt, nur zu leicht Intereſſen vertreten wird, welche denen der wirklich herrſchenden Claſſe zu widerlaufen, ſo bleibt nichts übrig, als auf das Zweikammerſyſtem zu verzichten. Die für die Beibehaltung der erſten Kammer ſeitens der Regierung angeführten „Gründe“ beſchränken ſich auf die Verſicherung, die Zuſammenſetzung derſelben „ſei eine ähnliche wie in allen übrigen conſtitutionellen Staaten“ — Deutſchlands fügen wir hinzu, denn Sachſen mit ſelbſtändigen Staaten, wie England, Frankreich, Schweden u. ſ. w. zu vergleichen, kann unſere Regierung nicht wohl beabſichtigt haben. Die Mehrzahl der kleinen deutſchen Staaten begnügt ſich aber thatſächlich mit je einer Kammer und was die größeren Staaten anlangt, ſo ſcheint — ganz abgeſehen davon, daß mit den Herrenhäuſern derſelben wenig erfreuliche Erfahrungen gemacht worden ſind — eine Berufung auf ſie nach dem Satze, daß die quantitative Verſchiedenheit ſchließlich in eine qualitative „umſchlägt“, durchaus unrathſam zu ſein. Sachſen gehört eben zu den kleineren deutſchen Staaten und iſt als ſolcher von den größeren auch „qualitativ“ verſchieden. Daß ſeinen Inſtitutionen, durch Uebergang zum Einkammerſyſtem der „Charakter eines ſelbſtändigen Staatsweſens“ genommen würde, müſſen wir aus doppelten Gründen leugnen: einmal beſteht dieſe Selbſtändigkeit ſeit dem J. 1866 thatſächlich nicht mehr und zweitens hat dieſelbe mit der Frage „Ein oder Zweikammerſyſtem“ abſolut nichts zu thun. Ein Staat kann trotz zweier Kammern unſelbſtändig und mit einer Kammer ſelbſtändig ſein, der Staatsbegriff wird durch den Modus der Volksvertretung nicht geändert.

Wie wir die Dinge anſehen, ſind alle liberalen Parteien des Landes in gleicher Weiſe dabei intereſſirt, den Fortbeſtand der erſten Kammer, die von je ein weſenloſes Ding geweſen iſt, zu verhindern. In dieſem Sinne wäre auf die Regierung und auf die Volksvertretung einzuwirken; beſteht die erſte Kammer fort, ſo bleibt jede ſächſiſche „Parlamentsreform“ illuſoriſch — wird dieſelbe dagegen beſeitigt und verſteht die Regierung ſich dazu, den Unterſchied zwiſchen ſtädtiſchen und ländlichen Wahlbezirken fallen zu laſſen, ſo iſt das wahre Intereſſe des Volks gewahrt, und verliert die Agitation für Abſchaffung der Cenſusbeſchrankung jeden Sinn. Vorausſichtlich wird aber weder das eine noch das andere geſchehen und aus dieſem Grunde die ganze Angelegenheit in Sand verlaufen. Kann die Regierung doch bei der gegenwärtigen Beſetzung der Kammern darauf zählen, daß dieſelben, unbekümmert um die Wünſche der Bevölkerung, den Entwurf genehmigen, höchſtens den Verſuch machen werden, demſelben einige angeblich „radicale“ Spitzen abzubrechen! — Die Zehmen-Kochſche Angelegenheit hat deutlich bewieſen, daß die ſächſiſche „Pairie“ ein von der übrigen Bevölkerung geſondertes künſtliches Leben führt und den freiheitlichen Bedürfniſſen des Volks ebenſo fremd iſt, wie den nationalen. Ihr Fortbeſtand läßt alle Veränderungen in der zweiten Kammer unwichtig erſcheinen. Was die ſächſiſche Demokratie anlangt, ſo iſt dieſer wiederum mehr darum zu thun, auf Grund des allgemeinen Stimmrechts erwählten radicalen „Idealpolitikern“ auf die parlamentariſche Tribüne zu verhelfen, als eine Volksvertretung zu ſchaffen, welche im Stande wäre, die realen Intereſſen des Landes in wirkſamer Weiſe zu verfechten. Wir würden dem angefachten Streit darum ziemlich hoffnungslos zuſehen, wüßten wir nicht, daß die Zukunft Sachſens wie die Deutſchlands durch andere Factoren, als jene heimiſchen Whigs und Tories beſtimmt werden wird.

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage. (Verlag von F. W. Grunow, Leipzig.)

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Buch eine Fortsetzung seiner anmuthigen Skizzen „Aus den vier Wänden" geliefert, welche bereits in der neunten Auflage vorliegen. Dieselben Gestalten, denen wir in der „Kinderstube", auf den Spielplätzen der „Knaben und Mädchen" „auswärts und daheim" begegnet waren, treten uns „in den Liebesgeschichten" als Jünglinge und Jungfrauen entgegen und werden bis an die Schwelle des reiferen Lebens geleitet. Auch der Verfasser ist der alte geblieben und weist dieselben Vorzüge auf, welche er in seiner früheren Schrift zur Geltung brachte: Einfachheit, Frische und Herzlichkeit der Empfindung, anspruchslose Genügsamkeit an dem, was sich durch alle Wandlungen des Staats- und Gesellschaftslebens gleich bleibt, — der Welt des Hauses und Herzens. Ihre eigenthümliche Anziehungskraft hatten die Bilder „aus den vier Wänden" dadurch ausgeübt, daß sie auf das von vielen Einflüssen des modernen Lebens unberührt gebliebene rein Menschliche, die Freude an Haus und Kindern zurückgegangen waren und im voraus darauf verzichtet hatten, über den Kreis der „seligen Verschollenheit" hinauszugreifen, in welchem das Kind lebt. Mögen alle Verhältnisse des äußeren Lebens dem Wandel unterworfen sein, die Freude und Sorge an den Kindern bleibt dieselbe; Knaben und Mädchen üben die jugendlichen Kräfte an denselben Spielen, haben beim Eintritt in das wirkliche Leben mit denselben Irrthümern und Schwierigkeiten zu kämpfen, streben während der Uebergangsjahre in derselben Weise nach weitauseinanderliegenden Zielen, um sich schließlich zu einem Bunde zusammenzufinden, wie der ihrer Eltern war.

Auch in den „Liebesgeschichten" hat sich Reichenau bemüht, diese Grenzen möglichst festzuhalten und diejenigen Gebiete des Lebens, welche außerhalb des Kreises der Idylle liegen, nur flüchtig zu berühren. Der Natur der Sache nach müssen aber bei Schilderung der Beziehungen zwischen Jüngling und Jungfrau die Einflüsse der modernen Cultur stärker berücksichtigt werden, als bei Schilderungen aus dem Kinderleben. Im allgemeinen ist dies in richtiger und geschmackvoller Weise geschehen; der Abschnitt „Eveline vormals Evchen" entwirft z. B. ein recht anmuthiges Bild von der Verwirrung, welche die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der modernen Lyrik in dem Gehirn eines jungen Mädchens anrichten kann. Bei der Beschränktheit des Vorwurfs hat die Darstellung nicht immer Wiederholungen und einzelne Monotonien vermeiden können, in der Regel die Klippe, an welche der Nachen der Idylle stößt. Der gesunde Sinn des Verfassers hat sich aber auch darin bewährt, daß das Büchlein auf einen bescheidenen Umfang beschränkt geblieben ist und mit dem Zeitpunkt schließt, wo auch im wirklichen Leben die idyllische Lebensauffassung aufhören muß, bei der Eheschließung.

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Häthel & Legler** in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 52.

Ausgegeben am 20. December 1867.

Inhalt:

Die russischen Ostseeprovinzen und die deutsche Presse . . . Seite 485
Die Grundlagen der Lehre von den Staatseinnahmen 487
Herder über Leopold II 504
Politische Rundschau 509
Vermischte Literatur 517

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Nr. 1 erscheint am 30. December.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die russischen Ostseeprovinzen und die deutsche Presse.

Die jüngsten Vorgänge in den russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland haben das Interesse der deutschen Presse in ungewohnt lebhafter Weise in Anspruch genommen. Ohne Unterschied der Parteifarbe haben berliner und münchner, groß- und kleindeutsche, demokratische und hochconservative Journale von den Vorgängen Act genommen, welche bestimmt waren, die deutsche Geschäftssprache jener Länder zu Gunsten der russischen abzuschaffen, der Einführung russischer Schulen die Wege zu bahnen u. s. w. Der Natur der Sache nach ist der Werth dieser Mittheilungen ein sehr ungleicher gewesen: namentlich die Kreuzzeitung, die Augsb. Allg., die Kölnische Zeitung u. A. haben sofort die richtigen Gesichtspunkte für Beurtheilung der eigenthümlichen Verhältnisse des Ostseelandes zu finden gewußt. Die Einstimmigkeit aber, mit welcher die deutsche Presse sich der versprengten deutschen Colonie im baltischen Norden annahm, hat in erfreulicher Weise bekundet, daß das deutsche Nationalgefühl an Weitsichtigkeit und Selbstbewußtsein zugenommen hat.

Fraglich aber dürfte es erscheinen, ob und in wie weit diese Aeußerungen berechtigter Theilnahme an dem Geschick eines in das deutsche Rechts- und Culturleben gezogenen Landes, den Liv-, Est- und Kurländern von praktischem Werth in ihrem Kampfe gegen die moskauer Nationalpartei gewesen sind. So heilsam es wirken muß, wenn die deutsche Presse für das gute Recht der baltischen Deutschen eintritt und die Schädigung desselben als mit dem Geist des Jahrhunderts und dem eigenen Interesse Rußlands unverträglich bezeichnet, ebenso zweckwidrig, ja schädlich würde es wirken, wenn einzelne Stimmen zu einer diplomatischen Intervention des norddeutschen Bundes drängten oder — wie es neuerdings geschehen ist — der preußischen Regierung einen Vorwurf daraus machten, daß sie das protestantisch-deutsche Element an der russischen Westgrenze nicht direct unter ihren Schutz genommen. Zunächst kann als zweifellos angesehen werden, daß eine officielle diplomatische Intervention, auch wenn sie auf einen Notenwechsel

Digitized by Google

beſchränkt bliebe, unter allen Umſtänden eine Trübung der immerhin erträglichen Beziehungen Preußens zum ruſſiſchen Cabinet zur Folge haben würde. Sie würde außerdem die Schwierigkeiten, welche Einmiſchungen in die inneren Verhältniſſe eines fremden Staats immer bereiten, im Gefolge haben; ſie würde endlich, wenn ſie zu ernſteren Verwickelungen führte, in Deutſchland ſelbſt mehr Gegner als Freunde finden. Seit Preußen in die Reihe der mächtigſten Staaten Europas getreten iſt, verlangt ſeine Würde, daß die Regierung, wenn ſie eine diplomatiſche Action überhaupt aufgenommen, dieſelbe rückſichtslos zu Ende führe und keine andere als die Sprache des „entweder oder" rede. Etwas anders iſt es freilich, wenn eine befreundete Regierung der andern in vertraulicher Weiſe ihre Wünſche und Anſichten über die Inconvenienz einzelner Maßnahmen mittheilt; ſolche Einwirkung würde durch öffentliche Beſprechung in dieſem Falle aber nicht gefördert werden. Den Argwohn Rußlands zu reizen und das Mißtrauen der moskauer Nationalpartei gegen die Loyalität der Liv-, Eſt- und Kurländer wachzurufen, würde aber zu allen Zeiten ein Unrecht involviren.

Gerade weil es der Machtzuwachs Preußens geweſen iſt, der die Beſorgniſſe der moskauer Demokraten für den Beſitz des Oſtſeelandes wachgerufen hat, wird die deutſche Preſſe klug handeln, wenn ſie auf die nationale ruſſiſche Empfindlichkeit Rückſicht nimmt und ihre berechtigte Theilnahme für das Geſchick der gefährdeten Stammesgenoſſen von dem Charakter politiſcher Drohung frei hält Die Wirkung eines in Deutſchland zu Gunſten der Oſtſeeprovinzen geſprochenen Wortes wird um ſo größer und nachhaltiger ſein, wenn dieſes Wort ſich auf das in der Gegenwart Erreichbare beſchränkt.

Die ſchlimmſte Folge all zu eifriger Forderungen an die Thätigkeit der preußiſchen Regierung iſt aber die, daß dieſelbe zu einer Unterſchätzung des deutſchen Elements in Liv-, Eſt- und Kurland verleitet wird, welche in Rußland ein tauſendfaches Echo findet und denen, die man zu unterſtützen wünſchte, den größten Schaden bringt. Das hat ſich bei Gelegenheit der Kammerdebatte über das Budget für das Miniſterium des Auswärtigen in peinlicher Weiſe gezeigt*) und zu Erörterungen geführt, welche im Intereſſe der preußiſchen Regierung wie in dem der baltiſchen Proteſtanten beſſer unterblieben wären. Wir fürchten, die Antwort, welche der Miniſterpräſident auf die indirekte Interpella-

*) Nach den Berichten über die Kammerverhandlungen vom 11. Dec. ſoll Graf Bismarck geſagt haben, daß auf je 1000 Letten und Eſten in Liv-, Eſt- und Kurland 1 Deutſcher komme. Nach den ſtatiſtiſchen Erhebungen von 1861 kamen aber auf 1,500,000 Letten und Eſten 150,000 Deutſche. Das Verhältniß der deutſchen Nationalität zu der lettiſch-eſtniſchen iſt ſomit nicht wie 1: ein 1000, ſondern wie 100: 1000 reſp. wie 1 : 10. Außerdem iſt in Betracht zu ziehen, daß tauſende geborener Letten und Eſten nach Sprache und Bildung längſt Deutſche geworden, und daß $^9/_{10}$ aller Bewohner jener Provinzen (die Letten und Eſten ebenſo wie die Deutſchen) Proteſtanten ſind.

Digitized by Google

tion des Herrn Löwe-Calbe gab, hat — zuverläſſig gegen die Abſicht des Grafen Bismarck ſelbſt — der deutſchen Sache in den baltiſchen Provinzen bereits ernſten Schaden gethan.

Unſerer Anſicht nach iſt zu wünſchen, daß die deutſche Preſſe fortfahre, mit warmer Theilnahme das Geſchick unſerer Landsleute in den Oſtſeeprovinzen zu begleiten und ihre Rechte zu vertreten, daß aber weder Preſſe noch Landesvertretung zur Zeit die Bundesregierung zu officiellen Schritten zu drängen ſuche. Was nach dieſer Richtung geſchehen kann, wird, wie die Dinge liegen, um ſo wirkſamer ſein, jemehr es ſich öffentlicher Verhandlung entzieht. Gerade wer der moraliſchen Unterſtützung praktiſche Wichtigkeit zuſchreibt, möge daran denken, daß die deutſche Preſſe den baltiſchen Landsleuten nur dann wahrhaft nützen kann, wenn ihre Forderungen mit den Intereſſen Preußens in Einklang gebracht werden und mit den wahren Intereſſen derer, denen geholfen werden ſoll.

Die Grundlagen der Lehre von den Staatseinnahmen.

E. Pfeiffer, die Staatseinnahmen. Geſchichte, Kritik und Statiſtik derſelben. Stuttgart und Leipzig, A. Kröner.

Kaum ein Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeitdem Juſti die Regeln der Staatswirthſchaft zu einer Art wiſſenſchaftlichen Syſtems zuſammenfaßte, und welche Summen von beachtenswerthen Monographien und hervorragenden Geſammtwerken hat allein Deutſchland in dieſem Zeitraum hervorgebracht! Dennoch ſind wir von einem wirklich befriedigenden Abſchluß dieſer Entwickelung weit entfernt. Es mußte zu Ungeheueres geleiſtet werden, bevor es gelang, dieſer Disciplin ein einigermaßen rationelles Gepräge zu geben; denn keine andere Wiſſenſchaft iſt ſo durchaus unwiſſenſchaftlichem Boden entſproſſen wie dieſe. Wer es unternommen hätte, die Lehre der Staatswiſſenſchaft aus dem reinen Begriffe zu conſtruiren, würde ſicherlich zu einem ganz andern Syſteme gekommen ſein, als es uns heute in der Schule geläufig iſt. Wie die Dinge im wirklichen Leben geſtaltet lagen, galt es, in ein zerfahrenes, plan- und gewiſſenloſes Gewirr von Finanzmaßregeln zunächſt Zuſammenhang, und in dieſen wiſſenſchaftlichen Geiſt zu bringen. Sie mit den Forderungen einerſeits des allgemeinen Staatsrechts, andererſeits der Volkswirthſchaftslehre in Einklang zu ſetzen, iſt die Aufgabe, an welcher noch heute vollauf zu arbeiten iſt. Der

Digitized by

Eifer dieſer Arbeit aber muß wachſen mit dem Vorſchreiten des Conſtitutionalismus; je mehr dieſer ſich befeſtigt, um ſo dringender wird das Intereſſe an vollſtändiger Aufklärung über das Weſen des Staatshaushalts.

Eine neue Bearbeitung des finanzwiſſenſchaftlichen Gebiets wird daher immer willkommen geheißen werden, ſei es nun, daß ſie die Doctrin ſelbſt revidire und fördere, ſei es, daß ſie ſich die populariſirende Verallgemeinerung politiſchen Wiſſens zur Aufgabe mache. Indem der Verfaſſer des oben genannten Werkes dieſe letztere Seite als Hauptzweck ins Auge faßte, verzichtete er keineswegs auf eine gründliche Berückſichtigung der erſteren. Eine allgemeinfaßliche Darſtellung und zugleich eine ſchonungsloſe Kritik, und Verwerfung des anerkannt Schlechten, Vorſchlag zu Neuem und Beſſern der Leſewelt vorzulegen, war Pfeiffers Abſicht. Nicht das ganze Feld der Finanzwiſſenſchaft umfaßt der Titel ſeines Buchs; für den angedeuteten Zweck mochte es genügen, den der Geſammtheit des Volks am meiſten in die Augen ſpringenden, die Privatintereſſen am empfindlichſten berührenden Zweig der Staatswirthſchaft, die Staatseinnahmen, eingehender zu beleuchten. Doch hat der Verfaſſer nicht verſäumt, auch über die Totalität der Disciplin einen klaren Ueberblick zu ertheilen, ja, um für die Beurtheilung des Einzelnen einen gemeingiltigen Maßſtab feſtzuſtellen, wird ſelbſt eine höchſt ausführliche Darlegung der Prinzipien des Rechtsſtaats mit in den Kauf gegeben. Dieſen Maßſtab feſt in der Hand durchwandert der Verfaſſer das ganze dermalen in Anwendung begriffene Syſtem der Staatseinnahmen, und überall zwingt ihn die Conſequenz ſeines Verfahrens zur Negation, faſt zum Peſſimismus gegenüber dem Beſtehenden. Eine radicale Umgeſtaltung, ein ganz neues und allerdings unendlich vereinfachtes Prinzip iſt es, das er an deſſen Stelle vorſchlägt. Ohne Zweifel iſt die Frage für das ganze Staatsleben von ſo eminenter Bedeutung, daß ein näheres Eingehen auf dieſelbe ſchwerlich der Entſchuldigung bedarf.

Es gab eine Zeit, wo die Beſtreitung des Staatsbedarfs faſt ausſchließlich auf dem eignen Erwerb der Regierung — aus Domänen und Regalen laſtete. Mit dem Wachſen des öffentlichen Aufwands, beſonders mit der Ausbildung der ſtehenden Heere, machten ſich regelmäßige Beiträge der Staatsangehörigen nothwendig, die Entwickelung des modernen Staatsprinzips drängte dieſe Beiträge in den Vordergrund. Nichtsdeſtoweniger hing die Staatsverwaltung noch bis auf unſere Tage mit beſonderer Vorliebe an jener erſten Art der Einnahme. Bei einer Regierung von abſolutiſtiſchen Prinzipien durchaus begreiflich. Die Beiſteuer der Staatsangehörigen war von jeher von der Bewilligung der Stände abhängig geweſen, ein Recht, das ſich nur vorübergehend gewaltſam unterdrücken ließ. Hier aber beſaß man eine Einnahmequelle, die nicht allein frei von ſolch läſtiger Beſchränkung ihren Beitrag ſpendete, ſondern zu ihrer Verwaltung auch ein äußerſt zahlreiches Perſonal erforderte, welches

Digitized by Google

als abhängiges Beamtenthum der Staatsgewalt unbedingt ergeben war. Die Entwicklung der constitutionellen Idee indeß, unterstützt von den dringendsten Forderungen der Volkswirthschaft, mußte der eignen Erwerbsthätigkeit der Regierung aufs entschiedenste entgegentreten. Wenn Pfeiffer den Rath ertheilt, daß sich der Staat seiner Domänen entäußere, ja wenn er dies von einem verschuldeten Staate ohne Nachsicht verlangt, so ist er nicht der Erste auf diesem Wege. Schon längst hat Rau im Prinzip die gleiche Forderung ausgesprochen, nur daß er nicht so entschieden damit herausgeht. Uebrigens ist auch Pfeiffer nicht der Mann, der, an abstracten Postulaten haftend, den concreten Umständen nicht Rücksicht zu zollen verstände: auch er bezeichnet die Verhältnisse, unter denen eine Behaltung der Domänen vorerst noch räthlich, ja selbst die eigne Bewirthschaftung von Seiten des Staats erforderlich sei. Allein die Grundforderung verliert er niemals aus dem Auge. So verwirft er denn auch ganz und gar das von früheren Volkswirthen so hoch gerühmte Prinzip der Erbpacht, weil „dadurch dem Staate der Verkauf seiner Domänen erschwert, fast unmöglich gemacht werde." Unzweifelhaft sieht er diese Verwaltungsart in zu ungünstigem Lichte, denn mehrere der Fehler, welche er ihr vorwirft, sind ihr in der That nicht nachzuweisen. Wie Rau sie auffaßt, würde sie sich recht wohl als Uebergangsstadium zur vollständigen Veräußerung der Domänen empfehlen. — Auch gegenüber dem Pfeifferschen Vorschlage zum Verkauf der Staatswaldungen stellen wir uns auf Raus Seite und plädiren, wenigstens solange nicht eine genügende Anzahl von Privatwirthen sich einem gründlichen Studium der Forstwissenschaft widmet, für Beibehaltung der Domanialforsten. Von ganzem Herzen aber stehen wir zu Pfeiffer, wenn er die von Rau angegebenen Bedingungen bekämpft, unter welchen Staatsmonopole noch ferner aufrecht erhalten werden könnten. Unsere Zeit ist einstimmig in ihrer Verurtheilung.

Auf eine Deckung des öffentlichen Bedarfs aus dem eignen Erwerbseinkommen der Regierung ist somit nicht zu rechnen. Das Hauptaugenmerk also wird auf die Heranziehung des Vermögens der einzelnen Staatsangehörigen zu richten sein.

Nichts scheint gerechter, als daß der Einzelne, der die Vortheile des Staatsvereins genießt, auch die durch seine Antheilnahme verursachten Kosten trage. Zugleich leuchtet freilich auf den ersten Blick ein, daß nicht im entferntesten die Möglichkeit gegeben wäre, diese Quote in jedem concreten Falle festzustellen. Einige Staatseinrichtungen jedoch sind immer vorhanden, welche nachweisbar der Eine ungleich mehr in Anspruch nimmt, als der Andere. Hier ist die einfache Forderung der Gerechtigkeit, daß Jeder in jedem einzelnen Falle die provocirten Kosten bestreite, damit er auf diese Weise genau nach dem Maße seiner Benutzung der betreffenden Institute herangezogen werde. Lediglich Sonderinteressen sind es, für welche hier die Hilfe des Staats in Anspruch genommen

Digitized by

wird, und ſolange ſie ſich eben als ſolche unterſcheiden laſſen, iſt es nöthig, daß der Einzelne allein für ſie aufkomme. Nur wo die Befriedigung der Intereſſen des Einzelnen ununterſcheidbar mit der der Intereſſen Aller zuſammenfällt, tritt die Verpflichtung der Geſammtheit in Kraft. Die Vergütungen, welche der Einzelne in jedem beſtimmten Falle für die durch ihn nachweislich entſtandenen Koſten entrichtet, heißen Gebühren, der Aufwand für die durch die Geſammtheit der Staatsangehörigen nöthig gewordenen Einrichtungen wird durch auf die Einzelnen angemeſſen vertheilte Beiträge, d. h. durch Steuern gedeckt. — Uebrigens erhellt ſofort, daß es ungerechtfertigt wäre, durch die Gebührenerhebung die ganze Summe der Unterhaltungskoſten der betreffenden Inſtitute aufbringen zu wollen. Liegt doch das Beſtehen der Letzteren im allgemeinen Intereſſe, ganz einerlei, ob jeder Einzelne ſie benutzt oder nicht. Somit wird ein Theil des durch ſie erforderten Aufwandes durch Steuern beſtritten werden müſſen.

Es iſt das Verdienſt der ſcharfſinnigen Umpfenbachſchen Unterſuchung, den Gebühren dieſe organiſch-nothwendige Stellung in der Wiſſenſchaft gegeben zu haben; in den frühern Syſtemen finden ſie ſich meiſt höchſt begrifflos mit andern Dingen durcheinandergeworfen. Rau freilich theilt ebenfalls die Auflagen auf die Staatsbürger in Gebühren und Steuern, verhält ſich aber weſentlich negativ gegen die erſteren. Nur einzelne ſcheinen ihm unſchädlich, im Prinzip aber iſt er unverkennbar gegen alle. In gleicher Weiſe iſt Pfeiffer vorgegangen. Obgleich er das Umpfenbachſche Räſonnement im weſentlichen wiederholt findet er die Gebühren doch nur da am Platze, wo ſie eine unnöthige und vielleicht muthwillige Belaſtung der Staatsbehörden verhüten können, — ein Zweck, der ſchon durch eine äußerſt geringe Abgabe erfüllt werden würde. Uns will bedünken, als habe er ſich durch die unbeſchreiblich gewiſſenloſe Wirthſchaft, welche die bisherige Finanzpraxis mit den Gebühren getrieben, zu dieſer Nichtberückſichtigung der ganz veränderten wiſſenſchaftlichen Stellung hinreißen laſſen, welche ihnen Umpfenbach gegeben. Die factiſch vorhandene Unzahl derſelben, und mehr noch ihre unverhältnißmäßig hohen Beträge finden in letzterem wahrlich nicht den gelindeſten Verurtheiler. Seine Abſicht war, auf Grund der von ihm entwickelten Theorie ein ganz neues Syſtem dieſes Staatseinkommenzweiges zu ſchaffen. Freilich, wenn Pfeiffer ihn bekämpft, daß er die Einnahmen aus Poſt, Eiſenbahnen, Telegraphen in dieſes Gebiet hereingezogen, ſo ſtimmen wir dieſer Polemik vollkommen bei. Das Umpfenbachſche Prinzip aber iſt trotzdem feſtzuhalten. — Unter allen Umſtänden jedoch ſteht feſt, daß auf dieſem Wege immer nur eine relativ geringe Quote des Staatsbedarfs aufgebracht werden kann. Die Anſtalten, deren Koſten durch die Gebühren vergütet werden ſollen, ſind nicht aus finanziellen Rückſichten geſchaffen; zum Erwerbe benutzt würden ſie ihrem eigentlichen Zwecke ent-

Digitized by Google

fremdet werden. Vielmehr iſt es nöthig, daß der Bürger ſie um ein Geringes in Anſpruch nehmen könne, um nicht von ihrem Gebrauche abgeſchreckt zu werden. — Das Hauptintereſſe der Finanzwirthſchaft wird ſich alſo an die Steuern heften.

Damit berühren wir das wichtigſte und zugleich ſchwierigſte Gebiet unſerer Wiſſenſchaft. Die Regeln, welche über Beſteuerung aufgeſtellt werden, greifen unmittelbar in die kleinſten Verhältniſſe hinein. Außer aller Frage ſteht das Recht des Staats, ſelbſt mit Anwendung von Zwangsmitteln die Deckung ſeines nothwendigen Bedarfs von der Geſammtheit ſeiner Angehörigen zu erwirken, nur handelt es ſich darum: nach welchem Maßſtabe iſt jeder Einzelne heranzuziehen? Daß an eine Beſtreitung des Staatsaufwandes durch Erlegung der in jedem einzelnen Falle entſtandenen Koſten nicht zu denken iſt, wurde bereits erwähnt; nur wenn der Staat wirklich die bloße arithmetiſche Summe von Einzelnen und nicht ein ſelbſtändig lebender Organismus wäre, könnte von ſolcher Möglichkeit die Rede ſein. In der Praxis befolgte man längſt den Satz: „Ein jeder wird beſteuert nach Vermögen", aber es galt noch, ihn theoretiſch zu begründen. Lange klammerte man ſich an das Prinzip, daß die größere oder kleinere Summe der durch den Staat genoſſenen Vortheile den Beſteuerungsmaßſtab abzugeben habe, und man wußte ſich dies Axiom geſchickt genug dienſtbar zu machen, indem man ſchloß: je größer das Vermögen, um ſo größer der durch die Staatsanſtalt gewährte Schutz, um ſo größer alſo auch die Verpflichtung zur Tragung der Staatskoſten. Der erſte ſcharfe Blick auf dieſen Beweis überzeugt von deſſen vollſtändiger Unhaltbarkeit. Wäre überhaupt ein Beitrag nach dieſem Grundſatz möglich, ſo würde er unter den im Vorſtehenden erläuterten Begriff der Gebühren fallen, und der überwiegend größere Theil des Staatsbedarfs wäre wieder nach anderm Prinzip aufzubringen. Der wirkliche Sachverhalt vielmehr iſt dieſer. Der Staat beſteht für alle Einzelnen ohne Unterſchied, er hat daher auch das Recht, ſeinen nothwendigen Aufwand aus den Leiſtungen aller Einzelnen ohne Unterſchied bezahlt zu machen — Allgemeinheit der Beſteuerung. Jeder Einzelne aber wird ſolche Leiſtung als eine Schmälerung der Mittel, welche ihm zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu Gebote ſtehen, d. h. als ein Opfer empfinden. Will der Staat alſo ſeine Laſten gerecht vertheilen, ſo muß er darauf ausgehn, daß alle Einzelnen durch die Beſteuerung das Gefühl eines gleich großen Opfers empfinden — Gleichmäßigkeit der Beſteuerung. Wo aber liegt der richtige Maßſtab für die Empfindung des Opfers? Offenbar in der Fähigkeit des Einzelnen, zu ſteuern. Und dieſe Fähigkeit, wonach wird ſie ſich bemeſſen? — Die alte Schule antwortete: nach dem Vermögen. Der Begriff Vermögen jedoch, als lediglich den materiellen Beſitz bezeichnend, iſt für den vorliegenden Zweck zu eng, die perſönliche Erwerbsfähigkeit mit in ſich begreifend, iſt er dagegen zu un-

Digitized by Google

ſicher. Eine directe Verminderung des Stammvermögens auf dem Wege der Beſteuerung hat außerdem ihre ſehr bedenklichen Seiten. Längſt iſt man daher einig darüber, daß das Einkommen, und nicht das rohe, ſondern das reine Einkommen als Maßſtab für die Beitragsfähigkeit zu betrachten ſei.

Dies Prinzip in ſeiner Allgemeinheit ausgeſprochen, bedarf jedoch eines Correctivs, was wieder am ſchlagendſten durch Umpfenbach nachgewieſen wurde, der zuerſt zwiſchen abſtracter und concreter Beitragsfähigkeit unterſchied. Dieſe letztere wird gefunden, wenn man „dem Momente der Verwendungszwecke, denen das Einkommen in der Sphäre der privativen Bedürfnißbefriedigung anheimfällt, die geeignete Rückſichtsnahme geſchenkt hat.“ Es ſcheint nämlich, als müßte z. B. ein Einkommen, das blos doppelt ſo groß iſt, als ein anderes, dennoch eine mehr als doppelt ſo große Steuerfähigkeit beſitzen, da die aus demſelben gemachten Verwendungen offenbar in weit ausgedehnterem Maße auf die Befriedigung relativ entbehrlicher Bedürfniſſe gerichtet ſein werden, als im erſteren Fall. Eine in gleicher Proportion wie bei jenem durchgeführte Beſchränkung dieſer Verwendungen muß ſomit eine weit weniger dringende Opferempfindung verurſachen. Dieſe Wahrnehmung veranlaßte den Vorſchlag, die Beſteuerung des Einkommens in ſtärkerer als blos arithmetiſcher Progreſſion wachſen zu laſſen. Doch ſtellt ſich heraus, daß jede ſolche Progreſſion bald an einem Punkte ankommen müßte, wo ſie zur Aufzehrung des ganzen Einkommens durch die Steuer, alſo zur abſoluten Abſurdität führt. Befriedigend wird das Problem allein gelöſt durch die Steuerfreiheit des ſog. Exiſtenzminimums, d. h. die Nichtbeſteuerung desjenigen Einkommentheiles, welcher zur Beſtreitung der zur Führung eines menſchenwürdigen Daſeins durchaus nothwendigen Bedürfniſſe erforderlich iſt. Ein Einkommen, welches zur Erreichung dieſes Zweckes eben nothdürftig hinreicht, unbeſteuert zu laſſen, iſt ein durchaus ſelbſtverſtändliches Poſtulat der Humanität, aber es muß hinzugefügt werden, daß dieſe Quote alsdann nirgend, auch nicht bei dem größten Einkommen belaſtet werden darf. Wird nun aber demgemäß ein beſtimmter Betrag als Exiſtenzminimum von dem Einkommen jedes Einzelnen in Abzug gebracht, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß, je nachdem dieſe ſteuerfrei gelaſſene Partikel einen kleineren oder größeren Theil der Geſamtſumme bildet, das Einkommen in ſtärkerem oder ſchwächerem Grade belaſtet iſt. (Bei einem Exiſtenzminimum z. B. von 100 Thlr. wären ſteuerfrei von einem Einkommen von 100 Thlr. 100 Proc., von 200 Thlr. 50, von 1,000,000 Thlr. nur 0,01 Proc.)

Eine höchſt eigenthümliche Ungleichheit in der concreten Beitragsfähigkeit bleibt aber doch noch zu beachten. Sie entſpringt aus der Verſchiedenartigkeit der drei überhaupt möglichen Productionsfactoren von Einkommen: Boden, Capital, Arbeit. Offenbar iſt der Empfänger eines Einkommens aus Grundrente oder Capitalzins vor dem eines gleich großen Einkommens aus Arbeits-

Digitized by Google

lohn bedeutend im Vortheil, insofern dort die Factoren unverändert dieselben bleiben, hier aber die schaffende Kraft allmählich vollständig aufgezehrt wird. Um dies Verhältniß auszugleichen, hat man wohl vorgeschlagen, jene beiden mit höherer Besteuerung zu treffen, als diese, oder, da eine solche Maßregel auf die größten Bedenken stieß, Steuerfreiheit verlangt für eine Quote des Einkommens aus Arbeitslohn, welche, regelmäßig zu Capital geschlagen, dereinst das consumirte Stammvermögen (Erwerbsfähigkeit) zu ersetzen vermöchte. Indeß es ist nicht ersichtlich, warum der Staat berechtigt sein soll, der eigenthümlichen Natur dieses einen Productionsfactors zu Hülfe zu kommen und sein einmal gegebenes Verhältniß zu den beiden übrigen willkürlich zu verändern. Wenn hier überhaupt eine Rücksicht ausgeübt werden soll, so kann es, nach Umpfenbachs richtiger Ausführung, nur die vom öffentlichen Interesse selbst gebotene sein, daß man den Empfängern von Arbeitslohn, soweit sie lediglich auf diesen angewiesen sind, durch Steuerfreiheit einer gewissen Quote die Möglichkeit gebe, ein Capital anzusammeln, welches seinem Besitzer dereinst die Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sichert, damit derselbe nicht dem Staate zur Last falle. Nicht mit Unrecht freilich wirft Pfeiffer ein, daß gerade diese letztere Absicht in vielen Fällen vereitelt werden würde, da sich doch nicht controliren lasse, ob jener steuerfreie Betrag wirklich capitalisirt werde. Dennoch aber schließt er sich einem Vorschlag an, der von dem angedeuteten nicht so sehr abweicht, und in andern Dingen zumal hat er sich eng an Umpfenbachs Seite gestellt. Besonders den Autoren gegenüber, welche, wie auch noch Rau, statt der Steuerfreiheit eines für alle gültigen Existenzminima eine entsprechende Berücksichtigung des „standesmäßigen" Lebensunterhalts fordern, tritt er der Berechtigung dieses vagen Begriffs aufs entschiedenste entgegen.

Auf Grund dieser allgemeinen Sätze nun schreitet der Verfasser zur Untersuchung der einzelnen Steuern. Auf Entwicklung eines festgeschlossenen Systems verzichtet er zwar von vornherein, doch theilt er das Ganze nach dem Vorschlage Rau's in Schatzungen und Aufschlagsteuern, diese letztere Benennung statt der Rauschen „Aufwandsteuern" von Umpfenbach entlehnend. Außer den auf das Einkommen aus den drei bekannten Productionsfactoren sowie auf das Vermögen schlechtweg gelegten Steuern hat er unter den Schatzungen auch der Kopfsteuer ein Capitel, und zwar das erste, gewidmet. Unserer Ansicht nach hätte es hier bei einer Besprechung der II, S. 119 ff. aufgezählten, heute noch erhaltenen Ueberreste dieser Schatzungsart, nebst einer kurzen Verurtheilung des längst verworfenen Prinzips bewenden können.

Den ersten Platz im bestehenden Abgabensystem behauptet unstreitig die Grundsteuer. Keine andere ist so eifrig untersucht, keine andere aber auch in so durchaus verschiedenartigem Sinne beurtheilt worden. Ohne Zweifel ist

Digitized by

an letzterem die Unbestimmtheit des Begriffes zum großen Theile Schuld gewesen. So war es denn Pfeiffers Absicht, vor allem Klarheit in das Wesen dieser Auflage zu bringen. Zu dem Ende eruirt er aus dem Namen derselben nicht weniger als vier verschiedene Steuern: eine Urgrund-, eine Grundlehn-, eine Grundeinkommen- und eine Grundrentensteuer. Unter der Urgrundsteuer versteht er die Abgabe, mit welcher das Grundeigenthum schon in frühester Zeit, wo man an eine Besteuerung sämmtlicher Einkommenzweige noch nicht dachte, ausschließlich belastet wurde, und zwar nicht im Verhältniß zum Reinertrage, sondern lediglich zu der Größe des Besitzes. In Wahrheit und auf die Dauer jedoch konnte sie offenbar nur auf der Thatsache fußen, daß hier ein steuerfähiges Einkommen vorhanden war. Im Grunde also war sie eine Einkommensteuer, nur mit höchst irrationeller Veranlagung. Später nun, als man den Grundsatz aussprach, jedes reine Einkommen gleichmäßig zu belasten, konnte die Aufgabe der bisherigen Grundsteuer gegenüber natürlich keine andere sein, als die irrationelle Veranlagung in eine rationelle umzuwandeln, keineswegs aber, neben der bereits bestehenden Steuer die neue Einkommensteuer noch besonders einzuführen. Die andern Einkommenzweige, welche bis dahin frei ausgegangen, waren früher entweder ebenfalls steuerfähig, oder sie waren es nicht. Waren sie steuerfähig, so lag in der ausschließlichen Heranziehung des Grundeinkommens eine Ungerechtigkeit, welche allein durch die gleichmäßige Erfassung auch jener zu heben war. Waren sie nicht steuerfähig, so zeigte die nunmehrige Belastung, daß sie es mittlerweile geworden, und es ist kein Grund vorhanden, daß das aus ihnen gezogene reine Einkommen in geringerem Grade als das Grundeinkommen belastet werden solle. Wie daher Pfeiffer bei Einführung der Grundeinkommensteuer die Beibehaltung, beziehendlich Ablösung seiner „Urgrundsteuer" verlangen kann, ist schwer zu begreifen. Seine Grundlehnsteuer aber gehört bei Licht besehen gar nicht hierher. Sie ist eine in Geld umgewandelte Reallast aus den Zeiten des gutsherrlichen Verbandes, wobei nur der zufällige Umstand obwaltet, daß nicht ein Privatlehnsherr, sondern der Staat der Berechtigte ist.

Eine Grundeinkommensteuer kann nur erhoben werden von dem Reinertrag des Bodens, d. h. von der Grundrente. Kaum trauen wir daher unsern Augen, wenn wir nach Abhandlung der Grundeinkommensteuer im vorliegenden Buche noch einen langen Abschnitt über eine Grundrentensteuer finden. Hier wird zunächst sehr ausführlich die Entstehung und das Wesen der Grundrente dargelegt, dann erklärt, daß gegen eine Besteuerung derselben rechtlich durchaus nichts einzuwenden ist, schließlich aber bemerkt, daß eine solche wegen der absoluten Unberechenbarkeit des Objects nicht ausführbar sei. Wo in aller Welt steckt denn nun aber der Gegenstand der Pfeifferschen Grundeinkommensteuer? ... Es bleibt uns nur die Annahme übrig: unter dem Begriff Grund-

Digitized by Google

einkommen hat Pfeiffer das gesammte landwirthschaftliche Einkommen, also nicht allein die Grundrente, sondern auch den Capitalzins und den Arbeitslohn resp. Erwerbsverdienst zusammengeworfen, und wir können ihn nicht anders verstehen, als daß er die Absicht hat, die Grundrente noch besonders zu besteuern. Und warum das? Weil er sie, die ohne alle Mühe entstanden und fortwährend gewachsen, insofern sie ausschließlich dem zufälligen Besitzer zu gute kommt, für ein ungerechtfertigtes Einkommen hält. Freilich erkennt er gleich selbst, daß diese Extrasteuer nur in sehr wenigen Fällen den ursprünglich Bereicherten, in den meisten spätere Käufer, die den plötzlichen Werthzuwachs der Grundstücke im Kaufschilling bereits bezahlt, treffen würde. Dagegen ist er dem Vorschlage nicht abgeneigt, daß der Staat eines Tages decretire: von nun an sei jede weitere Steigerung der Grundrente dieser besondern Belastung zu unterwerfen. Der Versuch Pfeiffers, durch diese Unterscheidung von Grundeinkommen- und Grundrentensteuer mehr Klarheit in die Sache zu bringen, ist in das directe Gegentheil umgeschlagen. Ist es doch gerade das Verdienst der neueren Finanzwissenschaft, den vagen Begriff der Grundsteuer zu dem der Grundrentensteuer präcisirt zu haben. Welche heillose Confusion aber die Pfeiffersche Anordnung verursachen kann, bezeugt der Verf. in seinem eignen Werke. Wo es sich (II, 205) darum handelt, ob die Landwirthe zur Gewerbesteuer heranzuziehn seien, meint er: „Obwohl außer Zweifel, daß die Landwirthschaft ein gewerbliches Unternehmen sei, dürfen doch diejenigen, welche durch eine Grundeinkommensteuer bereits getroffen sind, nicht zum zweiten Male von der Gewerbesteuer berührt werden. Dagegen müssen um so mehr Pächter und solche, die von keiner Grund- oder Bergwerkssteuer berührt werden, hier hereingezogen werden." Der Pächter also, wie durchaus in Ordnung, wird mit Gewerbesteuer belegt, die Grundeinkommensteuer des durch ihn bewirthschafteten Bodens trägt der Verpächter. Nun umfaßt aber die Pfeiffersche Grundeinkommensteuer, wenn sie überhaupt begreiflich sein soll, nicht allein die Grundrente, sondern auch Capitalzins und Erwerbsverdienst. Der Verpächter wird also für ein Einkommen besteuert, welches, wie wenigstens der Erwerbsverdienst, nur vom Pächter bezogen werden kann. Und mehr noch: derselbe Capitalzins und derselbe Erwerbsverdienst würden durch die Belegung des Pächters mit Gewerbesteuer noch einmal belastet!

Weniger verwickelt, als bei der Untersuchung der Grundsteuer gestaltet sich die Kritik der übrigen Schatzungen. Gelegentlich der Haussteuer freilich befürwortet der Verfasser wieder ganz wie oben eine Extrabesteuerung der Grundrente, gründet aber auch hier auf die angebliche Unmöglichkeit, die letztere auch nur annähernd festzustellen, sein ablehnendes Votum. — Ferner finden die Gewerbe-, die Lohn-, die Zinseinkommensteuer eingehende Besprechung. Bei allen aber scheinen ihm die unleugbaren Nachtheile die Vortheile weitaus

Digitized by Google

zu überwiegen. Soll einmal das Prinzip der Einkommensteuer aufrecht erhalten werden, so dünkt ihm das Beste, das Gesammteinkommen eines Jeden nicht nach der Verschiedenheit seiner Quellen zu zerlegen, sondern eine einzige allgemeine Einkommensteuer an die Stelle der bisher genannten Schatzungen zu setzen. So allein, meint er, würde eine große Menge unausbleiblicher Ungerechtigkeiten vermieden und der ungeheure Verwaltungsapparat der gegenwärtigen Finanzwirthschaft um ein Bedeutendes vereinfacht werden können. Der Vorschlag ist nicht neu, die Wissenschaft hat ihn längst nach seiner unberechenbaren Wichtigkeit gewürdigt, allein die anerkanntesten Autoritäten haben sich gegen ihn entschieden. Freilich der Standpunkt der Beurtheilung, welchen sie einnehmen, ist ein von dem unseres Verfassers durchaus verschiedener. Dieser berücksichtigt die Vorzüge der allgemeinen einzigen Einkommensteuer im Vergleich zu der bisher üblich gewesenen Finanzpraxis in ihrer ganzen Plan- und Gewissenlosigkeit. Jene dagegen — wie z. B. Rau und Umpfenbach — wägen die gepriesenen Vortheile gegenüber den zu erwartenden Wirkungen eines auf durchaus wissenschaftlicher Basis erbauten correcten Systems von Steuern, und wir stimmen ihnen bei, wenn sie die einfachere Methode zu Gunsten der letzteren verwerfen. Daß die Abschätzung eines Gesammteinkommens auch nur entfernt Anspruch auf Richtigkeit erheben könnte, ohne sich wieder aus Abschätzungen seiner einzelnen Zweige zusammenzusetzen, ist nicht zu erwarten.

Soweit die Beschatzung nach dem Einkommen. Obgleich dieses Prinzip von der Praxis längst in Anwendung gebracht ist, sind doch in einzelnen Staaten der Schweiz und der nordamerikanischen Union noch Vermögenssteuern anzutreffen. Sie geben Pfeiffer Veranlassung, in einem besondern Capitel das Wesen dieser Steuerart zu ergründen und ihre überwiegenden Schattenseiten zu constatiren.

Es ist nicht zu verkennen, Irrthümer und allerlei Unebenheiten werden bei der Beschatzung des Einkommens nicht zu umgehen sein. Indeß ist noch ein anderer Weg denkbar, die Steuerfähigkeit zu erkunden und zu erfassen: das reine Einkommen wird sich documentiren in den aus ihm vorgenommenen Verwendungen. Eine Besteuerung dieser Verwendungen würde folgerecht eben nichts Anderes, als das reine Einkommen belasten. Freilich liegt auf der Hand, daß bei der großentheils ganz willkürlichen Verfügung des Einzelnen über die Summen seiner Verwendungen eine Finanzwirthschaft, die ihren Bedarf ausschließlich durch eine Belegung eben dieser zu decken beabsichtigte, auf höchst schwankender Grundlage beruhen würde, insofern sich nämlich mit nur sehr geringer Wahrscheinlichkeit die Größe des für eine bestimmte Periode zu erwartenden Erträgnisses feststellen ließe. Die Schatzungen — da sie als Repartitionssteuern eine große Sicherheit gewähren — verdienen nach dieser Seite

Digitized by Google

hin unstreitigen Vorzug. Andrerseits aber haben dieselben den Nachtheil, daß eine durch sie veranlaßte ungerechte Belastung von dem Betroffenen nicht umgangen werden kann, während demselben freisteht, eine Verwendung, durch deren Besteuerung er sich zu hart bedrückt fühlen würde, zu unterlassen. Dies die Bedeutung der Aufwand- oder Aufschlagsteuern neben den Schatzungen. Ihr Motiv ist klar und unanfechtbar, ihre Ausführung aber unterliegt den ernstesten Bedenken. Zunächst ist selbstverständlich, daß die Verwendungen, welche aus dem steuerfreien Existenzminimum bestritten werden, also die Ausgaben für den unumgänglich nothwendigen Lebensunterhalt, auch hier nicht belastet werden dürfen. In Ansehung der übrigen Verwendungen aber erhellt, daß die Besteuerung einer jeden für sich eine Unmöglichkeit wäre; vielmehr müßten einzelne Ausgaben gefunden werden, welche sich als untrügliche Repräsentanten ganzer Classen von Verwendungen ansehn ließen. Mit welchen Schwierigkeiten solche Aufstellung verknüpft sein muß, leuchtet ein: eine Verwendung, die leicht zu umgehen oder durch andere zu ersetzen wäre, würde ihren Zweck vollständig verfehlen. Es werden also ziemlich allgemein empfundene und ungern entbehrte Bedürfnisse sein müssen, an die man sich zu halten hat. Und dies ist der Punkt, an welchem Pfeiffer das ganze Aufschlagsystem zu treffen sucht. Die Voraussetzung, daß die Ausgaben für solche Gegenstände sich nach der Größe des reinen Einkommens bemessen würden, findet er durchaus unzutreffend; im Grunde vermag er in dem Aufschlagsystem nichts Anderes, als das Prinzip der Kopfsteuer zu erblicken. Freilich, die in den Tabellen II, 509 und 516 gegebenen Zahlen liefern einen schlagenden Beweis von ungerechter Ueberbürdung der ärmeren Klassen; nicht aber das Prinzip, sondern nur die Wahl der beaufschlagten Gegenstände wird dadurch bloßgestellt. Bei einer gerechten Handhabung des Aufschlagsystems werden nicht allein von sämmtlichen Klassen der Gesellschaft stark begehrte, sondern auch dem Consum der höheren Schichten mehr oder weniger ausschließlich eigene Artikel, und zwar in höherem Maßstabe, zu belegen sein. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß grade die eigensten Verwendungen der höchsten Klassen, der wirkliche Luxus, am schwierigsten zu erfassen sind. Andererseits aber darf auch der Trost nicht vergessen werden, daß gegenüber jenen allgemein begehrten Gegenständen bei gleichem Quantum des Gebrauches die Genußempfindung auf Seiten des Aermeren eine weit größere ist, als auf jener des Reichen. Sobald also nur mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren und vor Allem von einer Besteuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse abgesehen wird, mögen die Angriffe von dieser Seite her zur Ruhe gebracht werden. Bedenklicher aber sind andere Uebelstände. Es liegt in der Natur dieser Besteurungsart, daß sie zum größten Theile nur auf indirectem Wege durchzuführen ist. Die dadurch ohnehin hochgeschraubten Erhebungskosten müssen noch wachsen, je größer die Anzahl der

Digitized by Google

verſchiedenen Arten belegter Artikel iſt. Es wird alſo geboten ſein, die Zahl möglichſt zu beſchränken. Hier aber ergibt ſich ſofort wieder die Mißlichkeit, daß man zur Defraudation anreizt, und zwar um ſo ſtärker, je höher die Steuer gegriffen iſt. So wird ſich wieder ein Heer von Ueberwachungsbeamten nöthig machen, welches abermals die Erhebung um ein Bedeutendes vertheuert. — So ſchwer aber auch dieſe Nachtheile ins Gewicht fallen mögen, wir halten das Aufſchlagſyſtem in unſrer Finanzpraxis dennoch für unentbehrlich. Unmöglich läßt ſich verkennen, welche unermeßliche Wohlthat es dem Aermeren iſt, ſeiner Steuerpflicht auf dieſem Wege durch Abtragung kleiner Raten ohne die harte Empfindung directer Belaſtung genügen zu können, — und wir vermögen ſchwer zu begreifen, wie Pfeiffer ſich über dieſen Vortheil ſo leicht hinwegſetzen kann.

Indeß, wir vergeſſen, daß er uns ein Mittel an die Hand zu geben bereit iſt, welches die Krankheit des bisherigen Staatseinnahmeſyſtems ganz und gar heilen ſoll. „Dieſes heutige Finanzweſen", ſagt er II, 534, „iſt in der That nichts anderes, als eine äußerſt künſtliche Aneinanderreihung von allen möglichen Abgabenerhebungen, welche ohne jeglichen Zuſammenhang untereinander, ſich faſt nur durch den Grad ihrer Verkehrtheit und Schädlichkeit von einander unterſcheiden. Dieſe heilloſe Vielheit der Steuern muß abgeſchafft werden, an ihre Stelle eine einzige Steuer treten." Welche aber iſt dieſe einzige? Wir haben bei Entwicklung der maßgebenden Grundſätze der Beſteuerung das reine Einkommen als den Gradmeſſer der Beitragsfähigkeit aufgeſtellt. Genau hier aber iſt der wichtige Punkt, wo Pfeiffer ſeine Hebel einſetzt. Er erkennt das Einkommen als einen „ziemlich guten Maßſtab für die Steuer*fähigkeit* an", nicht aber als einen „genauen Werthmeſſer für die Opfer, welche dem Einzelnen auferlegt werden", d. h. alſo für ſeine Steuer*pflicht*. Dann fährt er fort: „Das Opfer, welches jemand bei einer ſpeziellen Ausgabe empfindet, hängt weniger von der Geſammtſumme ſeines Vermögens oder ſeiner Einnahme ab, als von dem Verhältniß, in welchem dieſe beſondere Auslage zu der Geſammtſumme ſeines übrigen Verbrauches ſteht" (II, 17). Dieſer Satz gilt ihm als Axiom, aus ihm zieht er die Conſequenz: die einzig gerechte Auflage iſt die Heranziehung des Einzelnen nach dem Maße ſeines jährlichen Geſammtverbrauchs, d. h. die *allgemeine Verbrauchsſteuer*. Der ärgſte Vorwurf, den er der Beſchatzung nach dem Einkommen entgegenzuhalten wußte, ſchien ihm der, daß ſie den Sparſamen zu Gunſten des Verſchwenders überbürde. Nicht allein dieſe, ſondern auch alle ſonſtigen Ungerechtigkeiten hofft er durch ſeinen Vorſchlag zu beſeitigen. „Wenn man denſelben in Anwendung bringen wird, wird ſich gewiß jeder wundern, warum man ſo lange gebraucht hat, um auf dieſen ſo einfachen Gedanken zu kommen."

Der Verbrauch eines vernünftig wirthſchaftenden Individuums iſt zu be-

Digitized by Google

ſtreiten aus ſeinem reinen Einkommen; je größer dieſes, deſto weiter der Spielraum für jenen. In allen Fällen, wo nicht eine Summe von der unmittelbaren Verzehrung zurückgehalten wird, müſſen Einkommen und Verbrauch ſich vollſtändig decken. Der einzige Unterſchied beider Größen alſo liegt darin, daß die letztere um einen beliebigen zurückgelegten Betrag geringer ſein kann, als die erſtere. In dieſem Unterſchiede lediglich würde demnach auch der Grund zu ſuchen ſein, weshalb die Beſteuerung nach dem Maßſtabe des Geſammtverbrauchs vor der nach dem reinen Einkommen ſo unzweifelhaft den Vorzug verdienen ſoll. Hiermit entſteht die Frage: iſt es gerecht, jeden beliebigen Theil des Einkommens, ſobald er als Capital geſpart wird, unbeſteuert zu laſſen? — So willig Pfeiffer dieſe Frage bejaht, ſo entſchieden müſſen wir ſie verneinen. Es iſt ein unbeſtreitbarer Satz: gleiches Einkommen gewährt gleiche Möglichkeit des Genuſſes. Nur die gleiche Beeinträchtigung dieſer Genußmöglichkeit vermag die Empfindung gleichen Opfers zu erwecken. Die concrete Ausübung dieſer Möglichkeit aber iſt Sache des Einzelnen. Ob er ſeine Genüſſe frei wählt, ob er durch beſondere Umſtände an beſtimmte Verwendungen gebunden iſt, hat der Fiscus nicht zu unterſuchen. Wie weit dieſer die concrete von der abſtracten Beitragsfähigkeit zu berückſichtigen hat, iſt in unſerer Auseinanderſetzung über Steuerfreiheit des Exiſtenzminimums und einer gewiſſen Capitaliſirungsquote dargelegt; ein weiteres iſt unzuläſſig. Es iſt aber eine falſche Anſicht, als vermöchte nur die unmittelbare Conſumtion Genuß zu erzeugen. Wo ein Theil des Einkommens geſpart wird, da iſt offenbar das Bedürfniß, Capital zu beſitzen, vorhanden, und zwar iſt dies Bedürfniß um ſo ſtärker, je mehr andre Bedürfniſſe um ſeinetwillen zurückgeſetzt werden müſſen. Jede Befriedigung eines Bedürfniſſes aber iſt Genuß, und zwar um ſo größerer Genuß, je dringender das Bedürfniß war. Die ganze Genußempfindung aber, welche das Capitaliſiren von Einkommentheilen in jedem Falle verurſachen muß, läßt die Pfeifferſche Beſteuerungsmethode ungeſchmälert. Es leuchtet ein, daß der Grundſatz der Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit dadurch aufs ſchwerſte verletzt iſt.

Pfeiffer iſt natürlich entgegenſetzter Anſicht. So gibt er II, 530 ein Beiſpiel: Ein Mann hat ein Einkommen von 1000 Thlr., ein anderer ein ſolches von 1500 Thlr., jener verbraucht die ganze Summe, dieſer legt 500 Thlr. zurück. Jeder von beiden alſo verwendet auf ſeine Ausgaben den gleichen Betrag, folglich ſind ſie gleich zu beſteuern; denn jeder von beiden wird den gleichen Abzug von der gewohnten Verbrauchsſumme als gleiches Opfer empfinden. Gut, acceptiren wir dies Beiſpiel, aber betrachten wir es von unſerm Standpunkte. Wir haben zwei Beamte, von denen jeder 1000 Thlr. Gehalt bezieht; während indeß A ausſchließlich auf dieſen angewieſen iſt, beſitzt B ein Vermögen, aus welchem er jährlich 500 Thlr. Zinſen einnimmt. A hat demnach ein reines Einkommen von 1000, B ein ſolches von 1500 Thlr. A iſt unver-

beirathet und verausgabt sein sämmtliches Einkommen, B ist verheirathet, verwendet ebenfalls nur 1000 Thlr., legt aber 500 Thlr. zurück. Beide also werden, da ihr Gesammtverbrauch dieselbe Summe beträgt, gleich besteuert. Nun aber hat A den lebhaftesten Wunsch, in eigner Familie zu leben, allein er muß sich sagen: mein Einkommen würde eben hinreichen, eine vielleicht zahlreiche Familie anständig zu ernähren, unmöglich aber ließe sich noch etwas Ansehnliches erübrigen, um die Zukunft meiner Angehörigen sicher zu stellen. So bleibt ihm als gewissenhaftem Manne nichts übrig, als seinem Wunsche zu entsagen. B aber ist im Stande, einen eigenen Hausstand zu gründen; offenbar ist ihm durch sein größeres Einkommen auch ein weit größerer Genuß ermöglicht, als A durch das seinige. Und dennoch wird A die gleiche Schmälerung der Gesammtgenußempfindung zugemuthet als B. — Noch schlimmer aber: Ein Handwerker hat ein Einkommen von 500 Thlr.; da er eine sehr zahlreiche Familie besitzt, bleibt ihm zum Sparen nichts übrig; sein Gesammtverbrauch beträgt demnach 500 Thlr. Ein Geizhals dagegen hat ein Einkommen von 2000 Thlr., wovon er jedoch jedesmal 1500 Thlr. zurücklegt. Sein Gesammtverbrauch beträgt also 500 Thlr. Die Folge ist, daß er nicht höher belastet wird, als jener Handwerker; die unberechenbar große, und noch dazu so schmutzige Genußempfindung des gierigen Zusammenscharrens bleibt gänzlich unberührt! Wir kennen gar wohl den Einwurf, den man uns hier entgegenhält: der Geizige, so tröstet man, schaffe wenigstens neue Werthe, die der Volkswirthschaft doch über kurz oder lang zu gute kommen müßten. Indeß, wir meinen, es sollte doch vor allem das Prinzip der Gerechtigkeit im Auge behalten werden, und dieses fürwahr ist in solcher Begünstigung des Geizhalses aufs auffallendste verletzt. — Und nicht anders vermögen wir uns der ganzen Methode gegenüber zu stellen. Es ist wahr, sie begünstigt die Sparsamkeit und ermuntert zu derselben; aber wir bestreiten der Finanzwirthschaft das Recht, den Sparsamen zu belohnen, den Verschwender zu bestrafen. — Freilich beschuldigt Pfeiffer umgekehrt die Einkommensteuer, daß sie die Verschwendung begünstige und die Sparsamkeit bestrafe. Aber diese Behauptung gründet sich auf den Anspruch, daß der Sparende besondere Bevorzugung verdiene, und das eben ist es, was wir auf Grund der von uns entwickelten Prinzipien der Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit leugnen.

Wir sehen, der Vorzug der größeren Gerechtigkeit, welchen Pfeiffer dem Prinzip der Einkommensteuer gegenüber für seinen Vorschlag so entschieden in Anspruch nimmt, verwandelt sich in sein Gegentheil. Vielleicht indeß bietet die allgemeine Verbrauchssteuer in ihrer praktischen Ausführung so eclatante Vortheile, daß man sich doch noch mit ihr versöhnen könnte?

Die arge Thätigkeit der Erhebungen für die Einschätzung wird durch sie gemindert, die Hemmung in der Gütercirculation durchaus vermieden. Es

Digitized by Google

werden nicht, wie bei dem Aufschlagsysteme, einzelne Gegenstände künstlich vertheuert, es ist also auch keine Gelegenheit zum Umgehen, zum Hin- und Herschieben der Steuer. Vor Allem aber wird die bedeutende Verringerung der Kosten als großer Vorzug der allgemeinen Verbrauchssteuer gepriesen. — Die Feststellung des Gesammtverbrauchs hält Pfeiffer für mindestens ebenso leicht, ja, weil die Ausgaben eines Jeden immer weit bekannter seien als seine Einnahmen, für noch leichter als die des Einkommens. Uns aber scheint diese Behauptung keineswegs so selbstverständlich. Wie bei der Umlage der Einkommensteuer, könne man sich theils an gewisse äußere Kennzeichen, theils an die Selbstangabe der Steuerpflichtigen, theils an die Aufstellungen einer Schätzungs-Commission halten. Indeß, was ist diese Bezeichnung gewisser Kennzeichen anders, als das Verfahren des Aufschlagsystems, welches unser Verfasser so gründlich verwirft? Will man in der Wahl derselben nicht schrankenloser Willkür Raum geben, so wird man in einem allgemein gültigen Verzeichniß eine Reihe von Gegenständen festzusetzen haben, deren Consumtion für ganze Richtungen des Verbrauchs als bezeichnend gelten kann. Da stehen wir also bei den „Repräsentanten" des Aufschlagsystems! Freilich, der Unterschied ist der, daß hier die Objecte nicht selbst zu Trägern der Steuer gemacht, nicht künstlich vertheuert werden. Allein, wird ein Publikum, welches früher den Verbrauch einer bestimmten Waare vermied oder verheimlichte, weil es den auf derselben lastenden Aufschlag nicht bezahlen mochte, heute, trotz niederen Preises, nicht ganz ebenso verfahren, wenn es weiß, daß die Anschaffung grade dieses Gegenstandes als Beweis höherer Steuerkraft betrachtet wird? — Beiläufig bemerkt: noch an einem andern Punkte passirt es dem Verfasser, in dieser Weise mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Er rühmt an seiner Verbrauchssteuer, daß sie jedem Einzelnen die Freiheit gebe, seine Belastung selbst zu ermäßigen, indem er seinen Verbrauch einschränke, — aufs Haar derselbe Vorzug, den er II., 352 f. bei Besprechung des Aufschlagsystems als einen Trugschluß bezeichnet und aufs härteste verurtheilt. — Daß die Selbstangabe des Gesammtverbrauchs zum Zwecke der Besteuerung richtiger ausfallen solle, als die des Einkommens, wird ohne Grund angenommen. Wer so schlecht Buch führt, daß er nicht weiß, wie viel er einnimmt, wird schwerlich seine Ausgaben genügend controliren. Wer aber aus Eitelkeit sein Einkommen zu hoch angab, wird auch seinen Verbrauch übertreiben, und wer aus Unredlichkeit sich dort zu niedrig schätzte, wird auch hier vor dem Betruge nicht zurückscheuen. — Was endlich die Thätigkeit einer Schätzungs-Commission betrifft, so scheint uns diese dem Gesammtverbrauch gegenüber am übelsten berathen. Alle die Anhaltspunkte, welche bei der Beschatzung nach dem Einkommen eine ziemlich sichere Berechnung des Reinertrages ermöglichten, gehen hier verloren. Die Gewißheit, mit welcher die Einnahmen von Beamten aller Art festzustellen sind, gibt man aus der Hand. Die gesammte landwirth-

Digitized by

schaftliche Production liegt offen zu Tage, ihr Reinertrag ist in jedem einzelnen Falle mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Wie aber will man constatiren, wie viel von diesem Reinertrage der Landwirth nach außen absetzt, wieviel er im eigenen Haushalt verbraucht? Gesetzt auch, die Bauern eines Dorfes wären, begünstigt durch die Lage der Verhältnisse, im Stande, einander bis ins einzelnste zu controliren, — wie aber sollen sie den Gesammtaufwand eines in ihrer Mitte lebenden reichen Gutsbesitzers abschätzen, der sich Genüsse verschafft, von denen sie vielleicht nie eine Ahnung gehabt? Auch in der Region der Gewerbe scheint uns die Berechnung des Einkommens sicherer zu bewerkstelligen, als die des Verbrauchs; nur bei Abschätzung der ausschließlich sogenannten Kapitalisten mögen die Umstände der letzteren das Wort reden. — Kein Zweifel: im Allgemeinen würde die Besteuerung auf Grund der Abschätzung der Gesammtausgaben zu mancher Härte führen müssen, und besonders gegen die untere Klasse. Denn je kleiner der Spielraum, der dem Einzelnen für seine über die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinausgehenden Verwendungen abgesteckt ist, desto leichter und sicherer werden seine Ausgaben controlirbar sein, — je größer, desto schwieriger und unsicherer. Dazu kommt, daß Mancher — wie die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse heute nun einmal besteht — im Interesse seiner Stellung gezwungen sein wird, gewisse ostensible Ausgaben zu machen, während er in andern der öffentlichen Beurtheilung entzogenen Verwendungen kargt. Wird hier eine Schätzung, die sich nur an den öffentlich sichtbaren Aufwand halten kann, zu einem gerechten Resultate führen?

Nach dieser ganzen Ausführung ist klar, daß wir nicht gewillt sein können, das Prinzip der Beschatzung nach dem reinen Einkommen zu Gunsten der allgemeinen Verbrauchssteuer zu opfern. Pfeiffer indeß ist schon im Voraus nicht im Zweifel darüber, welcher Widerspruch seinem Vorschlage entgegentreten wird. Er ist deshalb vorläufig zufrieden, wenn die allgemeine Verbrauchsteuer an die Stelle der bisherigen Aufschlagsteuern tritt, die übrigen Schatzungen aber durch die allgemeine Einkommensteuer ersetzt werden. Auch verlangt er nicht plötzliche und rücksichtslose Aenderung, sondern begnügt sich mit der allmäligen Einführung dieser Neuerung. — Es würde dieser Combination dasselbe Prinzip, wie der bisherigen Combination zwischen Schatzungs- und Aufschlagsystem zu Grunde liegen. Allein, daß wir die allgemeine Einkommensteuer nicht zu befürworten vermögen, ist bereits erwähnt. Es fragt sich, ob wir einer allgemeinen Verbrauchsteuer gegenüber andrer Ansicht sein können. Unleugbar ist es eine der größten Schwierigkeiten des Aufschlagsystems, eine richtige Wahl der zu belegenden Gegenstände zu treffen. Indeß, es bleibt bei der Verschiedenheit der Objecte doch immer die Hoffnung, was auf der einen Seite gesündigt wurde, auf der andern wieder gut zu machen. Nichts dagegen von dieser Hoffnung, wo der gesammte Verbrauch unter eine einzige Steuer fällt. Ist diese einmal falsch gegriffen, so

Digitized by

wird die Ueberbürdung den Belaſteten unausweichlich treffen, und zwar in einem ganz andern Maße, als die geringe Vertheurung einer einzelnen Waare. Was jedoch am erſten für die allgemeine Steuer ſprechen mag, wäre ihre Wohlfeilheit gegenüber den enormen Koſten, welche durch die indirecte Erhebungsweiſe der Aufſchlagſteuern veranlaßt werden. Allein auch über dieſen Punkt iſt unſer Urtheil bereits geſprochen. Wie die Verhältniſſe heutzutage noch liegen, ſcheint es uns unmöglich, den geſammten Steuerbetrag auf directem Wege zu erheben.

Nach einem das Nöthigſte umfaſſenden Abſchnitte über die Staatsſchulden ſchließt das vorliegende Werk. Ueberblicken wir noch einmal ſeine ganze Anlage, ſo dünkt uns, als wäre dem Standpunkte des Verfaſſers die Umpfenbachſche Eintheilung in organiſche und mechaniſche Quellen des Staatseinkommens weit entſprechender geweſen, als die — und zwar im Anſchluſſe an Rau — wirklich getroffene. Nicht als ob wir die Bezeichnungen „organiſch“ und „mechaniſch“ für beſonders zutreffend hielten. Aber wenn dadurch angedeutet wird, daß die Beiträge der Staatsbürger die weſentliche, für das Beſtehen des Staats unumgänglich nothwendige, die Einnahmen aus Domänen und Fiscalvorrechten aber die unweſentliche, ohne Noth entbehrliche Quelle für die Deckung des öffentlichen Bedarfs ſind, ſo iſt das mit der gegenwärtigen Auffaſſung der Staatswirthſchaft unſtreitig weit eher im Einklang, als jene alte Anordnung, welche ſo leicht den Schein zuläßt, als wäre das Einkommen aus eigenem Erwerb der Regierung noch immer die Hauptſache, die Beiſteuer der Staatsangehörigen aber nur eine bequeme Aushülfe, das Fehlende zu decken. Allein es iſt Pfeiffer nicht darum zu thun, an dem beſtehenden Syſteme auszubeſſern. Ueberhaupt wendet ſich ſeine Kritik nicht eigentlich gegen die Theorie der Schule, ſondern gegen die Einzelheiten der Finanzpraxis: „Da die meiſten Abgaben ihr Daſein nicht einem Syſtem verdanken, ſo kann auch nicht daran gedacht werden, Syſtem hineinzubringen.“ Wie ſie ſich einem Blicke in die Wirklichkeit zeigen, erfaßt er die vielfachen Griffe der Routine, um ſie eingehend zu beleuchten und ſchonungslos zu verwerfen. Dabei begegnet ihm allerdings, daß er ganz Fremdes in die Betrachtung hereinzieht, offenbar die gute Gelegenheit benutzend, auch in Bezug auf dieſe Dinge ſeiner „Entſchiedenheit“ Luft zu machen. So geſellt ſich in dieſem Buche zu einem Mangel an ſcharfer Definition, an ſyſtematiſcher Gliederung und Geſchloſſenheit gar häufig eine gewiſſe Weitſchweifigkeit mit unwiſſenſchaftlichem Anſtrich; auch Flüchtigkeiten laufen mit unter. Trotzdem ſoll der Werth deſſelben nicht geſchmälert werden. Der Aufgabe, die Lehre von den Staatseinnahmen weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, hat der Verfaſſer — wie er denn als Verbreiter volkswirthſchaftlicher Einſicht löblich bekannt iſt — anerkennenswerth Genüge geleiſtet. An Stelle der eigenartigen und ſtrenggelehrten Diction, wie ſie unter den Früheren, z. B. von

Digitized by Google

v. Malchus, unter den Neuern von Umpfenbach gehandhabt wird, ist eine durchsichtige, gemeinfaßliche Sprache getreten. Das Verständniß und die Würdigung jeder einzelnen Einnahme wird erleichtert durch einen kurzen Ueberblick über ihre historische Entwickelung. Von besonderem Verdienst und Interesse aber ist die reiche Anzahl statistischer Tabellen, namentlich zu einer Vergleichung der Finanzwirthschaft in den verschiedenen Hauptstaaten Europas geeignet. Daß das Buch noch vor der vorjährigen Katastrophe geschrieben ist, thut seiner Brauchbarkeit keinen Eintrag.

Herder über Leopold II.

Jedes neue Gebiet großer Interessen ändert der Nation Blick und Urtheil über die Vergangenheit, sie sucht die Anfänge von allem, was ihrer Gegenwart Bedeutung gewinnt, in Zuständen und Charakteren früherer Zeit. Wir sind jetzt nicht mehr zufrieden, in den geistigen Führern des vorigen Jahrhunderts die Männer zu bewundern, welche die moderne Poesie und Literatur Deutschlands großzogen, wir mustern auch ihren politischen Inhalt, ihr Verständniß für die großen Fragen ihrer Zeit und die Stellung, welche sie dazu nahmen.

Nicht immer ist es leicht, bei solcher Prüfung gegen die Vergangenen gerecht zu werden, denn ihre politischen Urtheile sind in der Regel ihre schwache Seite. Am meisten da, wo sie persönliche Eindrücke berichten, welche ihnen von vornehmen Herren, den Trägern damaliger Cabinetspolitik, gemacht werden. Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als zwischen den hochgebildeten, feinfühlenden Idealisten, welche die weichen Empfindungen schöner Seelen in sich verarbeitet hatten, und zwischen den harten Vertretern jener schlauen, hinterhaltigen scrupulösen Politik, welche im Ganzen während des 18. Jahrhunderts die Signatur der einflußreichsten Diplomaten auf dem Continent war. Trafen einmal die beiden Methoden der Bildung gesellschaftlich zusammen, so waren die schönseeligen Humanisten in der Regel die Dupirten, die Ehrfurcht vor erlauchter Geburt war weit größer, als in der Regel jetzt, für die großen Gesichtspunkte eines Politikers fehlte vielen Interesse und Verständniß, der Fürst und Staatsmann, welche sich mit den Ideen und der Bildung unserer neuen Humanisten zu putzen wußten, wurden rückhaltlos bewundert, wie unbrauchbar sie auch als Politiker waren; Dalberg war weit mehr nach dem Herzen des weima-

Digitized by Google

rischen Kreises, als Herzberg, und Kaiser Joseph galt ihnen lange für eine höhere Incarnation von Regentenweisheit als Friedrich II.

Von diesem Standpunkt sind politische Urtheile der vornehmen Vertreter unserer klassischen Literaturepoche, wie wenig sie uns befriedigen, doch sehr lehrreich. Wir dürfen uns mit Recht rühmen, daß der Nimbus vornehmen Wesens jetzt weniger imponirt, und daß wir den Phrasen, welche ein erlauchter Herr in dem Bedürfniß, zu gefallen, etwa ausspricht, kein so großes Gewicht beilegen. Der bisher ungedruckte Brief Herder's welcher im Folgenden mitgetheilt wird, soll die alte Zeit in diesem Sinne charakterisiren.

Herder hatte bei seinem Aufenthalt in Florenz im Mai 1789 eine längere Audienz beim Großherzog Leopold, von welcher er dem Herzog Carl August Bericht erstattete, der bei manchen Stellen wohl verstanden haben wird, was für ihn zwischen den Zeilen zu lesen sein sollte. Man wird diesen, immerhin charakteristischen Brief nicht ohne Interesse lesen.

Er ist nicht nur für das Wesen des Schreibenden bezeichnend, auch für Leopold II. Die Unterredung fand eben acht Monate vor dem Tage statt, an welchem Leopold als Nachfolger Josephs II. den Kaiserthron bestieg, um den Staat, welchen sein Bruder zerrüttet und in die gefährlichste Lage gebracht hatte, durch die Diplomatie einer feinen, sichern und hinterhaltigen Natur wieder zurecht zu rücken. Als der Großherzog die Unterredung mit einem der Chorführer des damaligen Deutschlands suchte, war der kluge Lothringer sich wohl bewußt, daß in Deutschland seit einigen Decennien das Völkchen der Schriftsteller eine Macht geworden sei, die ein Fürst für sich zu gewinnen Ursache habe. Man erkennt aus dem Briefe, wie sehr ihm dies bei Herder gelungen ist. Der Text lautet folgendermaßen:

— — „Sehr interessante Stunden waren es für mich, da ich nach so vielem Merkwürdigen, das ich in Florenz gesehen hatte, die Ehre und das Glück genoß, den Großherzog selbst zu sprechen, ohne daß ich darum angehalten hatte. Er hatte durch den Grafen Hohenwart von mir gehört, und als er an einem seiner gewöhnlichen Tage in die Stadt kam, um die Klagen oder Bitten seiner Unterthanen anzuhören, war ich um 11 Uhr bestellt, da er dann sogleich mich vor sich ließ und bis fast zwei Uhr sich über eine Menge Dinge mit mir so gedrängt und lebhaft unterhielt, daß während dieser ganzen Zeit kein leerer Augenblick sich zwischen einzuschleichen Raum hatte. Das Gespräch betraf fast mit keinem Worte die Gelehrsamkeit, und noch weniger die gemeinen Trivialitäten, von denen man mit Reisenden reden zu müssen glaubt, wenn man nichts bessers weiß: sondern, wenn ich so sagen darf, allgemeine Bedürfnisse der Menschheit, Anstalten für dieselbe, den Zustand der und jener Nation, Grundsätze dieser oder jener Regierung, mit so manchem, was davon abhängt oder sich daran bindet. Der Großherzog selbst leitete das Gespräch; er fragte und

Digitized by

ſagte ſeine Meinung; das letzte allemal mit der Energie, die ihn ganz charakteriſirt, und die bei jedem Worte zeigte, daß er in dieſen Sachen zu Hauſe iſt, daß er ſie oft durchdacht hat, und darin, wie in einem Geſchäft, wie in einer Kunſt lebet. Ich glaube nicht, daß er ſich von einer bloßen Wort-Theorie nur einen Begriff machen kann, ob er gleich viel und täglich lieſet, die beſten Schriften der aufgeklärten Nationen Europas kennet und ſein Syſtem daraus gebildet hat; es iſt aber ein praktiſches Syſtem, ſein Geiſt iſt ganz energiſch und thätig, wie es auch ſeine Geſtalt und ſeine tägliche Lebensart zeiget. Ich glaube nicht, Euer Durchlaucht von der letzten unterhalten zu dürfen, da ſie bekannt iſt; und auch den Faden eines ſo gedrängten, lebhaften Geſprächs zu wiederholen, würde mir unmöglich ſein, ſo ſehr ichs wünſchte. Unvermerkt legt man Poeſie in ſolche Geſprächſcenen, ſobald man ſie niederſchreibt; und immer geben ſie doch nur ein täuſchendes, unvollkommenes Bild des wahren Geſprächs. Aber die Grundſätze, die aus des Großherzogs Seele, ſowie aus allen ſeinen Urtheilen und Aeußerungen hervorleuchteten, haben ſich zu kenntlich in mein Gemüth gedrückt, als daß ich von ihnen nicht ſicher ſprechen und ſchreiben könnte; ſeine Regierung ſelbſt iſt auch zu ihnen gleichſam die Probe, und ich kann mir nach dieſer Unterredung manches in dieſer erklären, was ich vorher nicht recht zuſammenzureimen wußte.

Nichts drückte ſich ſo augenſcheinlich in ſeinem Geſpräch ab, als daß er den Kriegsgeiſt wilder Eroberung nicht liebe, und die Regierungskunſt in ganz etwas anderes ſetze, als in eine unruhige, oder eigennützige, oder eitle Erweiterung der Länder. Natürlich hat ihn ſeine Situation in Italien, in welche er früher kam und in der er ſolange fortgewirkt hat, in dieſer Denkart beveſtigt; ſie iſt aber auf etwas Tieferes und Edleres, als auf dieſe ſeine jetzige Lage gegründet, nämlich auf Einſicht in das Wohl eines Landes und den Zweck aller menſchlichen Regierung. Er hat ſeit einer Reihe von Jahren beſſere Beſchäftigungen eines Regenten kennen lernen, als zu Friedenszeiten ein einfältiges Puppenſpiel mit menſchlichen Maſchinen treiben, die man zu Kriegszeiten oft für oder wider nichts aufopfert.*) Er ſprach vom Eroberungsgeiſte als von einem Reſt voriger roher und barbariſcher Zeiten ſo beſtimmt, hat es auch ſowohl durch die Grundſätze, nach denen er regiert und die Stände ſeines Landes betrachtet, als auch durch die Grundſätze, in denen ſeine Prinzen erzogen werden, wie mich dünkt, genugſam erwieſen, daß der Geiſt ſeiner Regierung bürgerlich, nicht militäriſch ſei. Und eben hiedurch, glaube ich, wird er, falls das Schickſal ihn noch zum Nachfolger ſeines Bruders beſtimmt hätte, den Staaten deſſelben ſehr aufhelfen, indem er in ſolchem Fall gewiß zeigen würde, was durch Ordnung, Klugheit und feſte

*) Die Unterſtreichung an dieſer Stelle rührt von anderer Tinte her.

Digitized by Google

Verträge der Friede über den Krieg vermag. Als vom Fürſtenbunde die Rede war, ſagte er: „Wenn der Fürſtenbund nichts als die Erhaltung der deutſchen Conſtitution zum Zwecke hat, ſo iſt er nicht zu tadeln, und ich ſehe nicht, warum nicht der Kaiſer ſelbſt ein Mitglied davon ſein könnte; die Conſtitution Deutſchlands zu erhalten, iſt er ja eben Kaiſer.“ Ueberhaupt hat er von dem, was wahre Conſtitution eines Landes iſt, ſofern ſolche auf Geſetzen, auf innerlicher Ordnung und Beobachtung gegenſeitiger Pflichten, auf einem Gleichgewicht der verſchiedenen Stände gegen einander beruhet, einen hohen Begriff, wie er denn auch ſeinem Lande, das vorher im Grunde keine Conſtitution hatte, zuerſt eine ſolche gegeben. Gegen den Despotismus ſprach er mit einer Art Eifer: er redete von ihm als von einer nicht nur ungerechten, ſondern unverſtändigen Sache. Der Despotismus helfe nichts, ſondern bringe alles in Verwirrung. Geſetze müßten regieren, nicht Willkühr; denn am Ende könne doch die Willkühr des Fürſten weder die Dinge, wie ſie ſind, noch ihre Folgen ändern. Er ſprach von einem benachbarten Hofe, der auch in weltlichen und in Regierungsſachen infallibel ſein wollte, mit einer Art von Verwunderung, wie man ſo ſein könnte; und er ſelbſt hat ſich nicht geſchämt, Geſetze frei zurückzunehmen, ſobald ſie nicht taugten. Er geht aber auch mit langſamem Schritt zu wirklich neuen Geſetzen; er verſucht die Sache, ſobald ſie ihm zweifelhaft ſcheint, erſt durch particulare Befehle, bis er ſich von der Güte derſelben überzeugt hat, da ihn dann auch nichts mehr wankend macht, oder davon abwendet. Energie ſcheint mir überhaupt die Baſis ſeines Charakters zu ſeyn; Calcul und Ordnung ſind die nothwendigen Erforderniſſe, ſeine Wirkſamkeit zu beſtimmen und einzuſchränken.

Als ich ihm über die letzte ein Compliment machte, ſagte er: „Da loben Sie mich über etwas, was ich wirklich aus Bequemlichkeit thue, und aus Noth thun muß. Nichts erſpart ſoviel Zeit, als Ordnung: nichts gibt ſo klaren Begriff einer Sache, als der Calcul. Wer beide nicht von ſelbſt lernen will, den muß ſie die Noth lehren.“ In beiden aber hilft ihm auch ungemein ſein großes Gedächtniß; ſowie ich gegenſeitig glaube, daß dies ſein ungeheueres Gedächtniß, von dem man mir ſonderbare Proben erzählt hat, ſich eben auch durch die Ordnung, die in ſeinen Geſchäften herrſcht, durch den immer friſchen Anblick, den er ſich von Perſonen und Sachen gibt, durch die Erzählungen, die er ſich dabei thun, durch die Nachrichten, die er ſich von individuellen Umſtänden fortgeſetzt geben läßt, ſehr geordnet und geſtärkt habe. Daß dabei ganz der Geiſt des zu kleinen Details zu vermeiden ſeyn ſollte, läßt ſich nicht vermuthen; indeſſen iſt dem Großherzoge dadurch ſein kleines Land ſo überſehbar geworden, daß ers beinah wie ein Hausvater ſein Haus oder Landgut kennet. In manchen Dingen, verſichert man, um die er ſich in den erſten Jahren vielleicht zu ſehr bekümmerte, hat er einen großen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit

Digitized by

nachgelaſſen; und es kann nicht fehlen, daß er ſie in manchem nicht noch mehr herabſtimmen ſollte, wo ſie nicht zu ſeiner täglichen Lebensweiſe gehört. Er iſt nahe am Ziel, ſein Land völlig umgeſchaffen und eingerichtet zu haben; und er hat, nach dem Zuſtande, in welchem er es fand, nach dem Verhältniß, das er inſonderheit gegen Rom hat, nach der Proportion deſſelben zu ſeiner Familie und ſ. f. während ſeiner langen Regierung und täglichen Bemühung gewiß regieren gelernt.

Vielleicht ſagen Euer Durchlaucht, woher es denn komme, daß bei allen dieſen, und ſo lange fortgeſetzten Bemühungen fürs Wohl ſeines Landes den Großherzog nicht eben die allgemeine Liebe ſeines Volks belohne? woher es komme, daß zumal in Florenz die alte Fröhlichkeit und mit ihr ein Theil des Genies dieſer geniereichen Nation unterdrückt und auf eine Zeit erſtorben ſcheine? wie es ſein könne, daß ein ſo einſehender Regent an einigen revoltanten Einrichtungen mit einer Veſtigkeit hange, die mehrere Begüterte aus dem Lande getrieben? ja vielleicht noch manches andre, das die ſogenannte Hofpartei der Janſeniſten, die Unzufriedenheit des Adels, das Mißtrauen der Fürſten gegen die Nation, die Muthloſigkeit der Academien, die Schläfrigkeit der Univerſitäten anbetrifft u. ſ. f. Allein in allem dieſem greifen ſo mancherlei Dinge ineinander; es ſcheint mir dabei ſo vieles auf die Lage von Florenz und ſeine vorige Beſchaffenheit, auf die Erziehung und Familiendenkart des Großherzogs, auf die Nähe Roms, auf die ganze jetzige Geſtalt und den Grad der Cultur Europas anzukommen, daß hierüber zwar Manches zu muthmaßen, zu reden, weniges aber zu behaupten und zu ſchreiben ſein dürfte. Keinem Sterblichen haben die Götter Alles verlieben: ſo auch keinem Lande, keiner Zeit alles. Der ökonomiſch-politiſche Geiſt unſeres Jahrhunderts drückt ja nicht nur in Florenz, ſondern überall auf alles ſein Siegel. Und gewiß werden nicht allenthalben ſo große Anſtalten für die Nachwelt gemacht, wie in Toskana. Das ganze Inſtrument wird rein geſtimmt und iſt ſcharf bezogen; kann doch einſt ein jüngerer Nachfolger hie und da eine Saite nachlaſſen, wo ſie ihm überſpannt dünkt. Den Schlüſſel zu einer milden Harmonie muß ihm alsdann der Geiſt ſeiner Zeit geben." — — —

Digitized by Google

Politische Rundschau.

✕ Leipzig, Mitte December.

Politische Erbschaften können bekanntlich nicht mit dem beneficium inventarii angetreten werden — man muß sie in Besitz nehmen, wie sie gehen und stehen. Das zweite französische Kaiserthum erbte von der Präsidentschaft die Sorge für die weltliche Macht des Papstthums, die Louis Napoleon im J. 1849 übernommen hatte, um die klerikale Partei in Frankreich für die Zwecke seiner inneren Politik zu gewinnen. Darüber sind viele Jahre vergangen, der Krimkrieg ist inzwischen geführt, Oestreich aus Italien verdrängt, die italienische Einheit begründet, die mexikanische Tragödie inscenirt, endlich das Nationalitätsprinzip verkündet und Preußen in die Reihe der mächtigsten europäischen Staaten erhoben worden. Die Consequenzen der römischen Expedition glaubte man längst mit der Abschlagszahlung der Septemberconvention befriedigt und aus der Welt geschafft zu haben. Da drängt sich gerade in dem Augenblick, wo der Kaiser das Murren seines Volks über das an Preußen verlorene Prestige beschwichtigt und nach manchem sorgenvollen Tage einen Augenblick der Sammlung erreicht zu haben glaubte, die weltliche Macht des Papstthums wieder vor und präsentirt den Wechsel, der ihm vor neunzehn Jahren ausgestellt worden. Zum zweitenmal werden französische Soldaten über das Meer gesendet, um die italienischen Patrioten von den Mauern Roms zurückzudrängen, und noch bevor es dem Marquis de Moustier gelungen, eine europäische Conferenz zusammenzuberufen und in die Hände dieser das lästige Inventarstück von 1849 niederzulegen, haben die Macht der Umstände und die Consequenz der Sache die Regierung gezwungen, sich durch den Mund des Ministers Rouher von jeder Gemeinschaft mit dem Nationalitätsprinzip loszusagen, ein neues Bündniß mit dem neunten Pius zu schließen und durch die Erklärung „Rom soll niemals italienisch werden", den Lebensfaden guter Beziehungen zum florentiner Cabinet zu durchschneiden!

Diese neue Wendung, welche Frankreichs auswärtige Politik genommen hat, ist so unerwartet gekommen, daß weder die übrigen europäischen Staaten, noch auch die französischen Parteien Zeit gehabt haben, feste Position zu fassen. Die Großmächte haben sich begnügt, aus dem Geschehenen den kurzen Schluß zu ziehen: die Conferenz kommt nicht zu Stande. In den Reihen der Oppositionsmänner des Corps legislatif ist von gemeinschaftlichen Beschlüssen dagegen nicht mehr die Rede, unter denselben herrscht eine Verwirrung, die aufs Neue den Beweis führt, wie ohnmächtig eine Partei ist, die keinem positiven

Digitized by

Programm folgt und deren Glieder allein durch die Negation der beſtehenden Ordnung zuſammengehalten werden. Während Jules Favre die Alliance Frankreichs mit dem Papſtthum einer vernichtenden Kritik unterzieht, wiſſen Thiers und Berryer an derſelben nur zu tadeln, daß ſie nicht vollſtändig genug geweſen. Emile Ollivier macht der Regierung wegen der unfreundlichen Haltung Vorwürfe, welche ſie Deutſchland gegenüber angenommen. Simon verlangt in Uebereinſtimmung mit Thiers, daß Frankreich ſeiner alten Politik treu bleibe, die Mächte zweiten Ranges unterſtütze und die Bildung großer Staaten möglichſt verhindere. Eine wirkliche Uebereinſtimmung der Parteigenoſſen iſt aber im kaiſerlichen Lager ebenſo wenig zu finden, wie im oppoſitionellen; wenn auch die Maſſe der 273 bedingungslos Gouvernementalen, dem „jamais, jamais" des Herrn Rouhers ſeine begeiſterte Zuſtimmung ſchenkte, es ſteht feſt, daß ein großer und nicht unwichtiger Theil der Anhänger des Kaiſerthums die Losſagung von den Prinzipien der Nationalität und Freiheit für einen Mißgriff hält und von dem unbedingten Eintritt Frankreichs für das dominium temporale nichts wiſſen will. Mag immerhin wahr ſein, daß Herr Rouher im Auftrage des Kaiſers geſprochen und von dieſem für ſeine Rede als „Wiederherſteller des parlamentariſchen Regiments" begrüßt worden iſt — der Eifer, mit dem de Mouſtier den Conferenzvorſchlag in das Project einer Vorbeſprechung der Großmächte umzugießen bemüht iſt, läßt durchſehen, daß das Tuilleriencabinet ſich in der neugewonnenen Poſition keineswegs ſicher fühlt. Das Aufſehen, welches Rouhers verhängnißvolle Worte gemacht haben, iſt allerdings im Stande geweſen, den Eindruck der vernichtenden Rede Favres zu übertäuben, die Schwierigkeiten aber, in welche Frankreich durch die römiſche Frage gebracht worden iſt, ſind durch dieſelben eher vermehrt, als vermindert worden. Darüber daß das Nichtzuſtandekommen der Conferenz Frankreich mehr denn je iſolire, daß Preußen und England mit der herausfordernden Haltung, welche man Italien gegenüber angenommen, nicht ſympathiſiren, kann man im kaiſerlichen Cabinet kaum verſchiedener Anſicht ſein. Lenkt man zu Gunſten einer Verſtändigung mit Victor Emanuel ein, ſo bedeckt die franzöſiſche Politik ſich mit der Schmach einer Inconſequenz, die ſie kaum mehr tragen könnte; läßt man es zum Aeußerſten kommen, ſo iſt ein Bruch mit Italien und Menabrea, dem maßvollſten und conſervativſten aller in Florenz möglichen Staatsmänner, unvermeidlich. Die Schärfe, mit welcher die „Kreuzzeitung" die Wahrſcheinlichkeit, ja Nothwendigkeit dieſes Bruchs ſchon vor acht Tagen hervorgehoben hat, legt uns Schlüſſe auf die Aufmerkſamkeit nahe, mit welcher man in Berlin der franzöſiſch-italieniſchen Verwickelung folgt. Trotz aller Verſchiedenheit der hüben und drüben angewandten Mittel läßt ſich einmal nicht leugnen, daß die Einigung Italiens mit der Deutſchlands in einem verhängnißvollen Zuſammenhang ſteht. Dem Grafen Cavour wird bekanntlich das ahnungsvolle Wort in den Mund gelegt, die ſchleswig-holſteinſche Frage

werde Venetien frei machen und mit Italien vereinigen. Unter den gegenwärtig gegebenen Umständen und angesichts der Unzuverlässigkeit der französischen Friedensversicherungen (deren neueste Formulirung mit der der kaiserlichen Thronrede keineswegs identisch ist), kann man sich dem Gedanken nur mühsam entziehen, die Zukunft Roms werde mit der der Mainlinie und des neuen deutschen Bundes in engem Zusammenhang stehen. Selbst Beobachter, welche kein direktes Interesse an den deutschen Dingen haben, weisen in englischen und französischen Journalen (z. B. der Independance belge) darauf hin, daß die Strömung, in welche das französische Staatsschiff neuerdings gesteuert ist, keineswegs parallel mit dem Rhein fließe und daß die Elemente, welche sich gegen Italiens Einigung verbunden, im Großen und Ganzen dieselben seien, die vor zehn Monaten die Nothwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem neuen deutschen Staat gepredigt hätten. Damit stimmt, was aus Süddeutschland über die zunehmende Rührigkeit der französischen Diplomaten in Stuttgart und München und über die neuesten Phasen der patriotischen Politik des Freiherrn von Varnbühler gemeldet wird, der das königliche Schlagwort von Erreichung einer äußersten Grenze der Preußen zu machenden Concessionen neu in Cours gesetzt haben soll.

Die Abhängigkeit, in welche Frankreich und die verschiedenen französischen Parteien von den Fragen der auswärtigen Politik gerathen sind, beweist deutlich, daß eine Gesundung dieses Staatskörpers auf anderem wie chirurgischem Wege kaum mehr möglich ist. Das öffentliche Interesse concentrirt sich nicht darum, wie es um Frankreichs innere Zustände bestellt ist, — was Frankreich der übrigen Welt bedeute, ist die Frage, über welche gestritten wird, und auf welche es ankommt. Erwägungen über ein Wachsthum dieser Bedeutung sind es mithin, welche für die Handlungsweise des Kaisers und seiner Regierung maßgebend sein werden, und diesen hat die Opposition nichts entgegen zu setzen, seit ihre Einheit an einer Klippe der auswärtigen Politik gescheitert ist. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Glaube an die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer friedlichen inneren Regeneration für den besseren Theil der Franzosen bei der Entscheidung über Krieg und Frieden bestimmend sei. Nach den neuesten Vorgängen in Paris ist es wahrscheinlicher denn je, daß Volk und Regierung sich in dem Wunsche nach einem gewaltsamen Auswege aus den inneren Schwierigkeiten begegnen werden. Die Verwirrung, welche die römische Frage in beiden Lagern angerichtet hat, muß das Gefühl der Unfähigkeit zu innerer Regeneration über sein gewöhnliches Maß hinaus steigern, und welches die Folgen einer inneren Banquerotterklärung des französischen Volkes sind, wissen wir seit siebenzig Jahren und länger aus eigenster Erfahrung. Allerdings werden die Verhandlungen über Preßgesetz und Militärreorganisation den Favre, Pelletan, Thiers, Berryer und Ollivier noch manchen

Digitized by

Angriffspunkt bieten, jener erste „choc“ aber, in welchem die Hauptstärke französischer Redner wie französischer Soldaten besteht, hat nur die Hälfte seiner Wirkung gethan und der Opposition mindestens ebensoviel geschadet, wie der Regierung. Die Meinungsverschiedenheit der Führer über die Fragen der auswärtigen Politik ist der Haupteindruck, den das französische Volk von der Favreschen Interpellation empfangen hat — die Beziehungen zu Rom und Italien bleiben darum im Vordergrunde der öffentlichen Theilnahme und absorbiren das beste Theil des Interesses, das sonst den Fragen der innern Politik des Staats zu gute gekommen wäre. Während für diese letzteren auch in Frankreich auf ein gewisses Maß gesunden Volksverstandes gerechnet werden kann, müssen wir uns auf eine allgemeine Verwirrung der sittlichen und politischen Begriffe gefaßt machen, wenn die Massen in die Beschäftigung mit Diplomatie hineingezogen und zum Meinungsaustausch über die Beziehungen Frankreichs zu Italien und Deutschland angeregt werden. —

Während die französische Volksvertretung fast ausschließlich mit äußeren Fragen beschäftigt gewesen ist, hat das preußische Abgeordnetenhaus mit dem Budget, der Abfindung der Depossedirten und der twestenschen Angelegenheit, kurz mit Dingen rein häuslicher Natur vollauf zu thun gehabt. Der Rücktritt des Justizministers Grafen zur Lippe ist das „Ereigniß“ des laufenden Monats gewesen und hat zu Deutungen der verschiedensten Art Veranlassung gegeben. Läßt sich ein Zusammenhang zwischen der Verabschiedung dieses Ministers und der Verurtheilung des Abgeordneten Twesten auch nicht leugnen, so fehlt doch aller Grund dazu, dieselbe als parlamentarischen Sieg zu feiern; selbst den günstigsten Fall angenommen, ist es nur der Gegensatz des Justizministers zum Ministerpräsidenten, nicht zu der Majorität des Abgeordnetenhauses gewesen, dem Herr Dr. Leonhardt sein Portefeuille verdankt. Die innere Politik des preußischen Staats wird für die nächste Zukunft bleiben wie sie war, und wir müssen zufrieden sein, wenn Concessionen im Einzelnen gemacht und extreme Parteiübergriffe vermieden werden. Zu einem dauernden Einfluß auf die inneren Fragen kann die nationalliberale Partei nur gelangen, wenn sie unverdrossen an dem Werk fortarbeitet, zu dessen Vollendung sie sich verbunden hat, wenn sie sich im Eifer für dieses von keiner der übrigen Fractionen überflügeln läßt. Das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit wird darum — vielleicht noch lange — der Reichstag bleiben, in welchem ihre Stellung wesentlich günstiger ist, als in dem Hause am Dönhofsplatz. Schon aus diesem Grunde begrüßen wir die vom Grafen Bismarck in Aussicht gestellte Uebertragung des Etats für das Ministerium des Auswärtigen auf das Budget des norddeutschen Bundes mit besonderer Genugthuung. — Wie die Zeitungen wissen wollen, werden sich die preußischen Gesandten zu Wien und London schon im Januar 1868 in Bundesgesandte verwandeln. Die Debatte, welche zu dieser Mittheilung Veran-

Digitized by Google

laſſung gab, war an und für ſich nicht erhebend. Mag die Verhandlung des Budgets im Plenum des Abgeordnetenhauſes immerhin durch Parteirückſichten geboten worden ſein, es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſelbe einen wenig erquicklichen Eindruck macht und für die mißgünſtige Kritik der demokratiſchen Preſſe ergiebiger iſt, als für den Fortſchritt und die Entwickelung unſeres parlamentariſchen Lebens. Ermüdung und Unaufmerkſamkeit des Hauſes ſind die unausbleiblichen Folgen einer Art der Geſchäftbehandlung, die es ſelbſt als ihren Hauptzweck bezeichnet hat, möglichſt raſch zu Ende zu kommen und ihre Arbeiten vor Beginn des neuen Jahres zu beenden, ein Zweck, der — beiläufig bemerkt — nicht ein Mal erreicht worden iſt. Die preußiſchen Parteiverhältniſſe haben ſich ſeit der Vergrößerung dieſes Staats genugſam verändert, um die Gefahren beſeitigt erſcheinen zu laſſen, welche bis zum Jahre 1866 jede Budgetberathung umgaben; ſeit man nicht mehr zu fürchten hat, die doctrinäre Starrheit einer allmächtigen Demokratie werde in ihrer Abneigung gegen die Regierung jeden Budgetpoſten allein unter dem Geſichtspunkt der durch Streichung deſſelben zu ermöglichenden Regierungsverlegenheit betrachten, ſind auch die Gründe, welche die Majorität des Landtags vom Herbſt 1866 bewogen, den Staatshaushalt nicht in einer Commiſſion, ſondern im Plenum zu berathen, unſerer Anſicht nach weggefallen. Will man ſich den Umſchwung der Verhältniſſe, der ſeit dem Sommer vorigen Jahres eingetreten iſt, wahrhaft zu Nutz zu machen, ſo wird man — wie uns ſcheint — zu dem früheren Modus zurückkehren und dadurch den Gegnern den Beweis liefern müſſen, man fürchte ſie bei geſchloſſenen Thüren ebenſo wenig, wie vor offenem Hauſe. Daß das Plenum nicht der geeignete Ort für Behandlung von Detailfragen ſei, hat ſich bei mehr wie einer Gelegenheit gezeigt. Wie viel fruchtbarer hätte z. B. die Debatte über die Bewilligungen für die Verwaltung der neuen Provinzen ſein können, wenn ſie in einer Commiſſion geführt worden wäre. Die wichtige Frage nach der künftigen Organiſation Hannovers, Schleswig-Holſteins u. ſ. w. iſt ungeachtet der Betheiligung einer Reihe von hervorragenden Rednern ſo gut wie unbeantwortet geblieben, und das Interimiſticum, welches Graf Eulenburg gegen die Meinung der gründlichſten Sachkenner für nothwendig hielt, trotz der vom Abg. Lasker bewirkten Abzüge, durchgeſetzt worden. Ueber die „Meinungen des Hauſes" bezüglich der Grundſätze der Organiſation in den neuen Provinzen wäre der Miniſter des Innern in einer Commiſſion ſicher ſehr viel vollſtändiger unterrichtet worden, als in einer Plenarſitzung, deren Intereſſe (nach der zutreffenden Bemerkung des Abg. Windthorſt) durch die Fractionsverhandlungen vorweggenommen worden war. Eine gleich günſtige Gelegenheit zur Erörterung der Schäden der preußiſchen Kreis- und Provinzialverfaſſung wird ſchwerlich ſobald wiederkehren, denn es iſt mehr wie wahrſcheinlich, daß die Organiſation der Verwaltung in den annectirten Provinzen binnen Jahr und Tag eine vollendete

Digitized by Google

Thatsache sein wird, über deren nachträgliche Beeinflussung durch die Meinung der Volksvertretung man sich keine Illusionen zu machen braucht. — Voraussichtlich werden schon die nächsten Tage eine Unterbrechung der Thätigkeit des preußischen Parlaments bringen; von den Vorlagen, welche nach Beginn des neuen Jahres zur Verhandlung kommen sollen, wird das von dem Abg. Glaser beantragte Hypothekengesetz ein besonderes Interesse haben und wir können damit zufrieden sein, daß dasselbe erst nach Beschluß der dringenden und drängenden Budgetarbeiten an die Reihe kommt. —

Für Oestreich steht mit dem Schluß des Jahres auch die Erledigung der Verhandlungen über den Ausgleich mit Ungarn bevor, der trotz der Ausstellungen, welche der Reichstag im Einzelnen gemacht hat, seinem Abschluß nahe ist. Freilich bleibt die Entscheidung über die definitive Uebernahme des vollen Rests der Staatsschuld, welche Ungarn den cisleithanischen Ländern aufbürden will, noch in Suspenso, und ist das Auskunftsmittel, durch welches der Reichstag sich vor der Hand zu helfen versucht hat, mit einem Panique der Börse beantwortet worden. Nichtsdestoweniger ist der Beginn der Delegationsverhandlungen schon für die Mitte des nächsten Monats angesetzt worden und das wiener Publikum erwartet stündlich die Constituirung eines cisleithanischen Ministeriums. Die Aussichten auf Verständigung über die Staatsschuldenfrage sind damit nicht günstiger geworden, vielmehr liegt die Befürchtung nahe, der wachsende Einfluß der magyarischen Honvedpartei werde schon in nächster Zeit seine Wirkungen zu äußern beginnen und sein Aeußerstes thun, um das Maß der von den Déakisten gemachten Concessionen hinabzudrücken. Die blinde Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Anhänger Kossuths auf eine Störung des kaum geschlossenen östreichisch-ungarischen Friedens hinarbeiten und für Trennung der ungarischen von der österreichischen Armee agitiren, ruft gegründete Zweifel an der vielgerühmten politischen Reife und constitutionellen Bildung des Magyarenthums wach. Daß das Programm Déaks die äußerste Grenze war, bis zu welcher Herrn v. Beusts Willfährigkeit gehen konnte, sollte den ungarischen Politikern am wenigsten zweifelhaft sein, denn sie müssen aus der Geschichte ihres Landes wissen, daß ihnen das gleiche Maß von Autonomie bis dahin niemals zugestanden worden und daß es nicht ihr Verdienst, sondern die Macht der inzwischen wenigstens theilweise wieder veränderten Verhältnisse war, was Oestreich hinter die Grenzlinie zurückdrängte, an welcher sämmtliche wiener Staatsmänner bis zum Jahre 1866 festgehalten hatten. Wird an der militärischen Einheit des Staats gerüttelt, so ist der Beweis dafür, daß der Ausgleich ungarischerseits nicht ehrlich gemeint war, so gut wie geliefert; nur ein Ungarn, das die erste Gelegenheit zur Losreißung vom Hause Habsburg benutzen will, bedarf einer selbständigen Armee. Dieselbe Frage, welche heute von den Perczel und Genossen mit frevelhaftem Leichtsinn als Sturmkopf gegen

Digitized by Google

das Miniſterium benutzt wird, iſt für die Geſchichte Ungarns ſchon einmal, im Jahre 1848, verhängnißvoll geweſen: von dem Tage, an welchem Koſſuth gegen den Kriegsminiſter Meszaros für Trennung der (damals in Italien kämpfenden) ungariſch-öſterreichiſchen Armee eintrat, ſchreibt ſich, nach dem Zeugniß Springers, das Uebergewicht der Radicalen und damit der Bruch her, der zu dem blutigen Aufſtande, der Kataſtrophe von Villagos und dem Haynauſchen Blutregiment führte. Es würde von einem verzweifelt kurzen Gedächtniß zeugen, wenn Ungarn die damals empfangene Lehre vergeſſen hätte und zum zweiten Mal in das Fahrwaſſer der Revolution ſteuern wollte. Und doch liegt dieſe Gefahr nicht mehr außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Das außerungariſche Oeſtreich wird früher oder ſpäter auf die Forderung der Uebernahme eines größeren Antheils an den Laſten des Staatshaushalts zurückkommen und die Déakiſten werden kaum wagen dürfen, die Befriedigung dieſer Forderung in ihr Programm aufzunehmen. Gewinnt die Linke an Einfluß, ſo wird ſie ſicher den Perczelſchen Wünſchen Rechnung tragen und dann ſteht der Anfang des Endes vor der Thür. Die cisleithaniſchen Provinzen haben Ungarn ein ſo bedeutendes Maß von gutem Willen entgegen getragen, daß jede neue an ſie geſtellte Forderung als Provocation erſcheint und einen jähen Umſchlag herbeiführen muß. Die Feindſchaft des ſlawiſchen Elements gegen das Magyarenthum iſt bis jetzt durch die entſchiedene Haltung der deutſchen Kronländer paralyſirt worden, — iſt es mit der Geduld und dem guten Willen dieſer zu Ende, ſo tritt Ungarn in einen Kampf ein, den ſämmtliche öſtreichiſche Slawen (die Polen allein ausgenommen) ſehnlich erwarten. Die Aufregung in Kroatien und an der Militärgrenze hat bereits gegenwärtig einen bedrohlichen Grad erreicht und es kann Oeſtreich nicht zugemuthet werden, daß es Ungarn zu Liebe ſeine ſlawiſchen Unterthanen vollends in die Arme des Panſlawismus treibe. Bewegen ſich die Dinge ſchon ſechs Monate nach Abſchluß des Friedens um die äußerſten Grenzen der Conceſſionen, welche man ſich gegenſeitig machen will, ſo iſt eine gedeihliche Weiterentwickelung kaum zu hoffen, wenn anders man nicht rechtzeitig in Ungarn zu einer nüchterneren als der bis jetzt bekundeten Auffaſſung der Situation kommt. Daß Oeſtreich auch nur einen Schritt rückwärts mache, iſt unmöglich. —

Wie eigenthümlich die Anſchauungen ſind, mit denen man ſich trotz aller Schwierigkeiten der gegenwärtigen Situation und trotz des Aergers über die liberalen Anläufe des Freiherrn von Beuſt bezüglich der Zukunft des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates in den ſpecifiſch katholiſchen Kreiſen Süddeutſchlands trägt, — das hat ſich neuerdings in der Rede gezeigt, mit welcher der Abgeordnete Jörg in der zweiten bayriſchen Kammer den Plan einer Reorganiſation der bayriſchen Armee bekämpfte. Die Reorganiſation — ſo führte der Redner aus — wird Preußen zu Liebe und in Hinblick auf die Alliance mit dieſem Staat

Digitized by Google

unternommen; da aber eine Kräftigung Oeſtreichs und mit dieſer eine Wiederaufnahme der öſtreichiſchen Feindſchaft gegen Preußen möglich und wahrſcheinlich iſt und für den Fall eines Conflikts zwiſchen beiden Mächten die bayriſchen Soldaten maſſenweiſe zu Oeſtreich deſertiren würden, ſei es überflüſſig, die Armee nach preußiſcher Art zu reorganiſiren! In der That ein argumentum ad hominem wie es ſchlagender kaum aufgebracht werden konnte! Der Glaube an die Unfehlbarkeit des öſtreichiſchen Glücksſterns entzieht ſich wie jeder Glaube der Kritik: ſtützt er ſich aber — wie im vorliegenden Fall anzunehmen iſt, — auf die Ueberzeugung von der europäiſchen Nothwendigkeit einer Großmacht an der Donau, ſo iſt daran zu erinnern, daß dieſe Nothwendigkeit durchaus keine deutſche iſt. Die wachſende Bedeutung des Panſlawismus macht die Exiſtenz Oeſtreichs in der That unentbehrlich, aber nur eines Oeſtreich, das ſeinen Beruf im Oſten ſucht und das ſich an einen wirklichen deutſchen Staat lehnt.

Wunderbar genug, daß der Partikularismus ſich nur ein Oeſtreich denken kann, wie er es eben braucht, und daß der Glaube an die Möglichkeit der Wiederherſtellung dieſes Horts der kleinen Souverainetäten ſtärker iſt, als die Wirklichkeit, in welcher wir ſeit nunmehr achtzehn Monaten leben! Es werden nicht nur die ſüddeutſchen Staaten ſelbſt durch dieſen Glauben an einer richtigen Beurtheilung der realen Verhältniſſe verhindert, die öſtreichiſchen Staatsmänner ſtehen fortwährend unter dem Einfluß der Gläubigkeit ihrer früheren Bundesgenoſſen und können nicht umhin, derſelben Rechnung zu tragen. Die Spanne Zeit, welche zwiſchen der Annahme der preußiſchen Zoll- und Bündnißverträge und dem Zuſammentritte des Zollparlaments liegt, wird jenſeits des Main gerade ſo benutzt, als ließe ſich an den Verpflichtungen, welche man übernommen hat, nachträglich etwas ändern. Man thut ſein Möglichſtes, um die eiſerne Nothwendigkeit, welche vor kaum vier Wochen zur Fügſamkeit zwang, zu vergeſſen nnd überſieht dabei, daß den luſtigen Träumen, denen man ſich hingegeben, ein deſto peinlicheres Erwachen folgen muß. So groß iſt die Macht der vorgefaßten Meinungen und die Gewohnheit, an liebgewordenen Vorſtellungen feſtzuhalten, daß man Unterſuchungen darüber, ob Preußen während des vorigen Jahres an eine Grenzberichtigung mit Frankreich gedacht hat, für wichtiger hält, als Betrachtungen über die gegenwärtige Annäherung Oeſtreichs an den „welſchen Erbfeind". Was man auf bloße Vermuthungen hin für einen genügenden Grund zur Verläſterung der Bismarckſchen Politik anſieht, heißt, wenn Herr v. Beuſt ins Spiel kommt: traurige Folge unglücklicher Verhältniſſe! — So bringt ſeit Auflöſung des alten Bundes jeder neue Tag neue Zeugniſſe dafür bei, daß die ſüddeutſchen Staaten zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz unfähig ſind. Die anderthalbjährige Periode ihrer Herrenloſigkeit iſt wenig mehr, als eine Kette von Banquerotterklärungen der Politiker geweſen, welche Jahrzehnte lang von der Möglichkeit eines

Digitized by Google

von Preußen und Oestreich unabhängigen Deutschland fabelten und auf Rechnung desselben jeden Versuch Preußens, Klarheit und System in die deutsche Verwirrung zu bringen, vereitelten. Die Lehrzeit, welche seit dem Sommer 1866 hinter ihnen liegt, hat lange genug gedauert, um im allseitigen Interesse und besonders im Interesse Oestreichs einen Abschluß nothwendig zu machen, wie wir ihn vom Jahre 1868 erwarten. Für Preußen ist die Auflösung des Bundestags der Ausgangspunkt einer neuen politischen Aera gewesen, Oestreich wird die Möglichkeit einer solchen erst durch den vollständigen Eintritt der süddeutschen Staaten in den neuen Bund geboten werden. Erst wenn der Kreis geschlossen ist, dessen Mittelpunkt die Schwaben und Baiern langsam aber unaufhaltsam zugedrängt werden, wird sich das Verhältniß zwischen Oestreich und dem neuen Deutschland klären. So lange die Süddeutschen dem Wahne leben, sie hätten immer noch zwischen Wien und Berlin zu wählen, so lange sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, es sei am Ende gar möglich, einen Zweiherrendienst zu organisiren, sind sie es, welche eine Verständigung zwischen den beiden Großmächten Mitteleuropas verhindern. Vor Lösung der deutschen Frage ist eine Ausgleichung des Zwiespaltes zwischen Oestreich und Preußen undenkbar — nach Eintritt der Süddeutschen in den neuen Bund muß dieser Ausgleich sich von selbst erzwingen oder durch die orientalische Frage erzwungen werden. — Die Hemmung, welche diese während der abgelaufenen zwölf Monate erlitten hat, wird sie, wenn nicht alle Anzeigen trügen, während des Jahres 1868 mit raschen Schritten einholen. Der Artikel des russischen Invaliden, dessen Inhalt uns der Telegraph vor wenigen Stunden mitgetheilt hat, zeigt deutlich an, daß die Entscheidung über die Zukunft des Orients vor der Thüre steht. Oestreich wird noch einmal zu wählen haben zwischen der Alternative, entweder an der Seite Frankreichs zweien Gegnern entgegen zu treten, oder durch ehrlichen Verzicht auf eine Einmischung in die deutschen Dinge, einen zweifelhaften Bundesgenossen zu Gunsten der Entwaffnung eines Gegners aufzugeben, von dessen zweifelloser Gefährlichkeit es sich durch eine lange Reihe von Erfahrungen überzeugt haben muß.

Vermischte Literatur.

Schillers sämmtliche Werke. Kritisch-historische Ausgabe von A. Gödeke (Stuttgart bei J. G. Cotta).

Die beiden bis jetzt erschienenen Bände dieser neuen Ausgabe umfassen auf über 800 Seiten die Schillerschen Jugendgedichte, die Räuber und das würtember-

Digitized by

giſche Repertorium; nach ihnen kann man ſich von dem Umfang, den das geſammte Werk haben wird, eine Vorſtellung machen. Daß der von dem Herausgeber hergeſtellte Text ein durchaus korrekter iſt und daß die zahlreichen hiſtoriſchen und kritiſchen Nachweiſe, welche denſelben begleiten, in Bezug auf Gewiſſenhaftigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen, verſteht ſich bei der unbeſtrittenen Kennerſchaft Gödekes von ſelbſt — gegen die Art und Weiſe der Behandlung dürften aber gewichtige Bedenken vorliegen. Vor allem möchten wir dagegen Einrede erheben, daß der Herausgeber Schillers „Jugendverſuche" (als ſolche werden die im erſten Bande abgedruckten Gedichte ausdrücklich bezeichnet), ſoweit dieſelben zugänglich geweſen, ausnahmslos und ohne jede Prüfung ihres Werths und Inhalts den „Werken" des großen Dichters einverleibt und als ſolche der Nation übergeben hat. Von einer nicht unbeträchtlichen, vielleicht der größten Zahl derſelben läßt ſich behaupten, daß ſie für „Entwicklungsmomente" oder „Belege zur Geſchichte von Schillers Geiſt" *nicht* gelten können und darum auch keinen „relativen" Werth beſitzen. Was haben die Ausgeburten einer knabenhaften, ſinnlich entzündeten Phantaſie mit dem unſterblichen Geiſt des Wallenſteindichters zu thun? welche Beziehungen ſind zwiſchen dem „hypochondriſchen Pluto" dem Fragment „an einen Moraliſten" oder dem „Venuswagen" und der wahren dichteriſchen Natur Schillers nachzuweiſen? Die Pietät gegen den Dichter verlangt ebenſowohl, daß wir das unſterbliche Theil von den irdiſchen Schlacken, welche ſeiner Jugend anhafteten, auseinander halten, als daß wir den Spuren ſeiner Thätigkeit folgen, wo wir ſie finden. Es iſt etwas anderes um eine Biographie, welche auch an den Irrwegen nicht vorübergehen darf, welche der *Menſch* zeitweiſe eingeſchlagen, und einer Ausgabe der Werke, welche es nicht mit dieſem, ſondern allein mit dem *Dichter* zu thun hat. Aufgabe einer kritiſchen Schillerausgabe kann es nicht ſein, dem Volk Beweiſe dafür in die Hände zu geben, daß auch der geliebteſte ſeiner Führer der menſchlichen Schwäche ſeinen Zoll gezahlt und in den ſchwülſtigen Verſen ſeiner früheſten Lehrjahre Zeugniſſe davon zurückgelaſſen hat, daß die Wellen der Sinnlichkeit auch über ſeinem Haupte zuſammengeſchlagen! Die Pietät verlangt, daß dem Beiſpiel des Dichters nachgeahmt, die Spreu vom Waizen geſondert, nicht aber, daß neu ausgegraben und vor der Nation ausgebreitet werde, was er ſelbſt verdienter Vergeſſenheit übergeben. — Aehnlich ſteht es mit dem erneuten vollſtändigen Abdruck des würtembergiſchen Repertoriums. Der Herausgeber ſcheint das ſelbſt empfunden zu haben, denn ſeine Vorrede hebt ausdrücklich hervor, „der Herausgeber der Räuber trage keine Verantwortung für dieſelben"; nur drei Stücke aus denſelben ſeien — und auch dieſe erſt nach Schillers Tode — in die „Werke" aufgenommen worden. Nach Gründen für den vorliegenden Abdruck ſehen wir uns vergeblich um, weder werden dieſelben von der Vorrede geltend gemacht, noch ergeben ſie ſich aus der Natur der Sache.

Beſtreiten müſſen wir ferner, daß es nothwendig geweſen, den Text mit einer ausführlichen und minutiöſen Angabe ſämmtlicher Varianten, mögen dieſelben ſich auch auf Worte und Silben beſchränken, zu begleiten. Mit der Herſtellung eines reinen Textes wäre dem Bedürfniß der Nation genügt worden, denn ein Dichter, der im Volke lebt, ſoll geleſen und verſtanden, nicht wie ein Schriftſteller des Alter-

thums in philologischer oder grammatischer Absicht studirt und zur Befestigung in der Form und Satzlehre analysirt werden. Daß es für den Herausgeber einer genauen Vergleichung und Prüfung sämmtlicher älterer und neuerer Ausgaben bedurft hat, weiß das Publikum, auch ohne daß ihm der gesammte Apparat, dessen es zu dieser Arbeit bedarf, vorgelegt wird. Aus dem gleichen Grunde erscheinen die Hinzufügung der Autoren, welche in den Jugendschriften citirt sind, der Bemerkungen über die Orthographie derselben ebenso überflüssig wie die Register über sämmtliche „reife" und „unreife" Reime, und das „Wortverzeichniß" (eine Zusammenstellung ungewöhnlicher oder auffälliger Ausdrücke und solcher Composita, welche Schiller später verwarf). Dankenswerth sind dagegen die biographischen Notizen über alle die Personen, auf welche in den „Jugendversuchen" Bezug genommen wird.

Unsere Bedenken über die Methode der Herausgabe, welche Herr K. Gödeke gewählt hat, werden, wie wir glauben, auch in weiteren Kreisen getheilt werden. Ein Dichter, der zu dem Bewußtsein der Zeit in so lebensvoller und direkter Beziehung steht, wie Schiller, scheint uns wenig geeignet zu sein, das Objekt rein sprachwissenschaftlicher Untersuchungen abzugeben, welche den unmittelbaren Genuß schmälern und den Leser störend daran erinnern, daß die Schätze, welche er als schlechthin der Nation geschenkt anzusehen gewohnt war, mühsam *geworden* und durch die Stadien der Unfertigkeit und Unreife gegangen sind.

Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, herausgegeben von K. Hase. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel). *Zweite Auflage.*

Die literarischen Hinterlassenschaften der trefflichen Frau, welche Schillers vertraute Freundin in den schönsten und reichsten Tagen seiner irdischen Laufbahn gewesen, und an der Neigung, durch die der Dichter ihrer Schwester verbunden wurde, einen fast überreichlichen Antheil gehabt hatte, liegt dem Publikum gegenwärtig in zweiter Auflage vor und zeugt von der Wärme und Intensität der Dankbarkeit, mit welcher die Nation auch an denen hängt, die dem Leben ihres populärsten Heroen etwas bedeutet haben. — Den Eingang dieses zweibändigen Werks bildet ein durch das „Tagebuch" und andere Beilagen vervollständigter Abriß des beinahe vierundachtzig Jahre umfassenden Lebensgangs, den Caroline von Lengefeldt (in erster Ehe mit dem Legationsrath von Beulwitz, in zweiter Ehe mit Wilhelm *von Wolzogen*, dem Jugendfreunde Schillers vermählt), am 11. Januar 1847 beschloß. Sodann folgen (224 Seiten umfassend) Schillers Briefe an beide Schwestern, zum Theil während der Zeit seines Verlöbnisses mit Charlotten, seiner nachmaligen Frau geschrieben. „Man wird in diesen Briefen" — so heißt es in der Vorrede des Herausgebers — „das psychologische Problem finden, im *Reiche der Geister* das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefährlichen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein seiner nicht getheilten aber zweifachen Liebe." In späteren Jahren hatte Frau v. Wolzogen selbst das Eigenthümliche dieses Ver-

Digitized by Google

hältnisses empfunden, und um die Innigkeit des Verhältnisses, durch welches Schwager und Schwester verbunden gewesen waren, völlig außer Zweifel zu setzen, an den Briefen „das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum" vorgenommen, an besonders leidenschaftlichen Stellen, die „Caroline" gestrichen und durch eine „theure Lotte" ersetzt u. s. w. Diese eine durch den Herausgeber natürlich zurechtgestellte Thatsache genügt, um den intimen Charakter dieses Briefwechsels zu bezeichnen, der uns mit Schillers großsinniger und reiner Natur in anziehendster Weise bekannt macht. Der Schiller-Correspondenz folgen zahlreiche und interessante Briefe Göthes, Danneckers, Wilhelm v. Humbolds, des „alten Herrn" (Carl August von Weimar), Körners, Wielands, ein (merkwürdiger Weise in französischer Sprache geschriebener) Brief Steins (vom J. 1805) u. s. w. Ist es doch der eigenthümliche Vorzug des goldenen Zeitalters unserer Literatur gewesen, daß, entsprechend dem aristokratischen Charakter derselben, alle hervorragenden Geister der Nation zu einander in Beziehung standen und durch gleiche Interessen mehr oder minder mit einander verbunden waren. — Eine Bereicherung hat der erste Band dieser Reliquien in seiner neuen Ausgabe durch zwei Briefe der Herzogin Helene von Orleans an Frau von Wolzogen erfahren, die aus den Jahren 1834 und 1837 stammen und in der That als „einfache unschuldige Mädchenbriefe" von der hohen und reinen Seele dieser schwergeprüften Fürsten ein liebenswürdiges Zeugniß ablegen. Die Namen, welche uns im zweiten Bande begegnen, gehören zum größten Theil gleichfalls dem beglückten Kreise an, dem es beschieden gewesen, Lust und Schmerz des Lebens mit den beiden Unsterblichen zu theilen, die Weimar zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland gemacht hatten: Seckendorf, Amalie v. Imhof, Knebel, H. Meyer, Heinrich Voß; in zweiter Reihe sind außerdem Schenkendorf, Kotzebue, Laharpe (der Erzieher Alexander I. von Rußland), Johannes v. Müller, Caroline Pichler, Pfeffel, der russische Historiker Karamsin u. s. w. zu nennen. Den Abschluß bilden zwei Briefe Schillers an Haug und Voigt und ein Brief des Malers Reinhardt. — Die Gunst des Publikums, welche die vorliegende neue Ausgabe dieser liebenswürdigen Sammlung nothwendig gemacht hat, wird derselben sicher treu bleiben.

Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte von Heinrich von Treitschke (Leipzig bei S. Hirzel). Dritte Auflage.

Der früheren Auflage dieses Buchs ist in diesen Blättern so ausführliche und dankbare Erwähnung geschehen, daß wir uns der neuen dritten Ausgabe gegenüber darauf beschränken dürfen, ihr Erscheinen zu bestätigen. Wesentliche Abänderungen hat das treffliche Werk auch in seiner neuen Form nicht erfahren. Bezüglich der „geringfügigen Berichtigungen," zu denen die Vorrede sich ausdrücklich bekennt und die der Verfasser auf Grund eigener und fremder Forschungen vornahm, ist zu constatiren, daß dieselben vorzüglich die bekannte Abhandlung über Karl August von Wangenheim, den Würtembergischen Minister der Restaurationszeit, und den Aufsatz „das deutsche Ordensland Preußen" betreffen; in diesem letzteren hat unser Historiker sein hartes Urtheil über die russischen Ostseeprovinzen modificirt

Digitized by Google

und der Fortschritte, welche dieselben in den letzten Jahren gemacht, wenigstens im Vorübergehen Erwähnung gethan. Wenn diese Modificationen auch den gegenwärtigen Verhältnissen dieser nordischen Colonie nicht vollständig Rechnung tragen, so ist doch zu erkennen, daß dieselben an und für sich nicht unbedeutend sind. Die Richtigkeit der Voraussicht, mit welcher der Verfasser die deutsch-russischen Ostseeländer „die am meisten gefährdete Colonie unseres Volkes" genannt, ist durch die Ereignisse der letzten Monate vollständig bestätigt worden. — Schließlich ist der erfreulichen Thatsache zu gedenken daß gemäß den Andeutungen des Vorworts ein zweiter Band „historisch-politischer Aufsätze" für die nächste Zukunft in Aussicht steht. Bei der, lebhaften Anerkennung, welche Treitschkes frühere Schriften bei dem gesammten in politischen Dingen urtheilsfähigen Theil des deutschen Publikums gefunden haben, und dem bedeutsamen Einfluß, der denselben nachgerühmt werden muß, wird diese Nachricht allenthalben mit lebhafter Befriedigung aufgenommen werden.

Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen. Unter dem Schutz Sr. kgl. Hoh. des Kronprinzen von Preußen bearbeitet von Dr. Heinrich Berghaus. (Anklam, Verlag von Wilhelm Dietze.) 1865.

Der auf dem Gebiet der geographischen Wissenschaft rühmlich bekannte Verfasser des vorliegenden Buchs bietet in demselben eine Arbeit, die an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung jenen topographischen Werken an die Seite gestellt werden kann, an welchen das 18. Jahrhundert so reich war und denen wir es zu danken haben, daß die Statistik, als sie ihre großartige, alle Gebiete des Lebens umfassende Thätigkeit in Angriff zu nehmen begann, eine Art von Fundament fand. Die uns vorliegenden beiden Bände des zweiten Theils (1965 S. in 4°) umfassen die Kreise Demmin, Anklam, Usedom-Wollin, Ukermünde und Randow und unterziehen sämmtliche in denselben befindliche Städte, Dörfer, Flecken, Rittergüter, Forsteien ꝛc. einer ausführlichen Beschreibung, die sich zugleich auf die Zustände der Gegenwart und Vergangenheit erstreckt. Bevölkerungsverhältnisse, Bodenvertheilung, die verschiedenen gewerblichen und industriellen Berufszweige, die kirchlichen, politischen und judiciären Anstalten ꝛc. werden in besonderen Abschnitten genau behandelt und an dem Schluß jedes Abschnittes befinden sich übersichtliche Tabellen der höchstbesteuerten Einwohner, der Staatsdomänen und ihrer Territorien, sowie Gemarkungsverzeichnisse. Für die historischen Excurse wird kein gemeinsamer Ausgangspunkt angenommen, sondern je nach dem Zeitalter, in welches die geschichtlich beglaubigten Zeugnisse reichen, zurückgegriffen. Entsprechend dem Hauptzweck des Werks, die Zustände der Gegenwart in ein anschauliches und detaillirtes Bild zusammenzufassen, wird den Veränderungen und Institutionen der Neuzeit mit besonderer Ausführlichkeit Rechnung getragen und durch die lebendige Beziehung, in welche die Gegenwart zur Vergangenheit gesetzt wird, eine Vorstellung von dem Entwickelungsgange ermöglicht, den die einzelnen Theile Pommerns durch die verschiedenen Phasen ihrer Geschichte bis in die Neuzeit genommen haben. — Werke dieser Art

Digitized by Google

haben der Natur der Sache nach auf kein großes Publikum im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht zu rechnen; desto größer ist die Bedeutung, welche sie für Bibliotheken und wissenschaftliche Anstalten haben müssen. Diese sowie die parlamentarischen Vertreter Pommerns glauben wir auf die gediegene Berghaussche Arbeit, welche sich in jedem einzelnem Abschnitt als Product eines eingehenden, gewissenhaften und sachkundigen Studiums ausweist, angelegentlich aufmerksam machen zu müssen. Seit die wirthschaftlichen Zustände der einzelnen Theile des neuen deutschen Staats ihrer blos lokalen Bedeutung entrückt und zu Gegenständen geworden sind, welche das Interesse einer ganzen Nation in Anspruch nehmen, gewinnen Werke von der Beschaffenheit des vorliegenden eine allgemeine Wichtigkeit, die bis in die weitesten Kreise hinüberwirkt, zumal die Bekanntschaft mit Land und Leuten des Vaterlandes auch in Deutschland eine ziemlich beschränkte ist und sehr häufig an den Schlagbäumen des einzelnen Staats oder der einzelnen Provinz ihre Grenze hatte. Druck und Ausstattung des „Landbuchs des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen" entsprechen allen Anforderungen, welche an Werke so weitschichtiger Art gestellt werden können; seinen Abschluß wird dieses verdienstvolle Unternehmen voraussichtlich erst in einer längeren Reihe von Jahren finden.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben unter Mitwirkung von Hettner, Düntzer, Tittmann, Carriere, Julian Schmidt, K. Gödecke, R. Gottschall, C. Schwarz u. A. (Leipzig bei F. A. Brockhaus.)

Während die Mehrzahl der seit Aufhebung des Privilegiums, das die ursprünglichen Verleger der Heroen unserer Literatur ausübten, erschienenen Classikerbibliotheken Schiller und Göthe an die Spitze ihrer Programme stellen, hat es das vorliegende Unternehmen vorwiegend mit den bekannteren Schriftstellern zweiten Ranges zu thun, welche die Zeit- und Ruhmesgenossen der weimarischen Dioskuren waren. Schleyermachers „Reden über die Religion", Musäus „Volksmährchen", Herders „Cid", Wielands „Oberon", Voß „Louise", ausgewählte „Oden" Klopstocks werden neben Schulzes „bezauberter Reise", Seumes „Spaziergang nach Syrakus", des trefflichen Wilhelm Müller allzuschnell vergessene Dichtungen u. A. dem Publikum in neuem Gewande vorgelegt. Die Namen der mit der Herausgabe und Bearbeitung betrauten Schriftsteller bürgen für die Solidität des Unternehmens, und es kann nur willkommen sein, daß die Nation an den Reichthum ihres Besitzes gemahnt und aufs neue mit der langen Reihe ausgezeichneter Geister bekannt gemacht wird, welche wesentlich zu der Größe des Zeitalters beitrugen, das nach seinen Führern benannt und doch keineswegs durch diese allein bedingt wurde. Namen wie der des Maler Müller, Forsters, ja selbst Herders und Klopstocks sind einem großen Theil des heute lebenden Geschlechts nur noch aus der Literaturgeschichte, nicht aus lebendiger Anschauung ihrer Werke bekannt, und doch muß diese von denen verlangt werden, welche Anspruch erheben, auf der Höhe deutscher Geistesentwicklung zu stehen. Eine richtige Vorstellung von dem geistigen Leben des 18. Jahrh. wird

aus der einseitigen Bekanntschaft mit den größten Dichtern der Nation nimmermehr gewonnen werden können, es wird vielmehr nothwendig sein, auf die Schriftsteller zurückzugehen, welche zunächst aus dem Bewußtsein ihrer Zeit herausschrieben, Licht und Schattenseiten derselben in charakteristischer Weise repräsentirten. In dieser Rücksicht können Seume und Voß wichtiger genannt werden, als manche ihrer gefeiertsten Zeitgenossen, die sie an Talent weit überragten. Für besonders dankenswerth halten wir es, daß neben den genannten Schriften auch Justus Mösers „patriotische Phantasien" neu aufgelegt und der zeitgenossischen Lesewelt zugänglich gemacht worden sind. Von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts war Justus Möser vielleicht der am meisten politische. Die Sicherheit, mit welcher er in der Zeit einer cosmopolitisch heimatlosen Bildung und allgemeiner Entfremdung von den nationalen Traditionen auf den preußischen Staat hinwies, und ahnungsvoll verkündete, „unser historischer Stil werde sich in dem Verhältniß bessern, in welchem der preußische Name sich auszeichne, da große Empfindungen immer nur von großen Ereignissen herrühren könnten", die Unerschrockenheit, mit welcher er aussprach, wir müßten „Nationalinteressen erhalten, bevor wir die Begebenheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken könnten", wir müßten, um eine wirkliche Nation zu werden, „unsere Ehre nicht mehr im Dienst und der Gelehrsamkeit, sondern in der Erreichung der Zwecke beider suchen", — sichert Möser den Anspruch auf einen Ehrenplatz in dem Herzen der Generation, welcher es beschieden gewesen, die Erreichung des Ziels zu erleben, auf welches der alte westphälische Jurist in den Tagen tiefster Erniedrigung aus seiner einsamen Studierstube hinwies. Der Mann, dem „der beste Gesang ein Bardiet, zur Vertheidigung des Vaterlandes in der Schlacht gesungen", der „beste Tanz" der war, „der auf eine feindliche Batterie führte" und der für die deutsche Bühne ein Schauspiel verlangte, „das der Nation einen hohen Muth gibt, nicht aber dem schwachen Ausschuß des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmachten macht", verdient wahrlich in dem Gedächtniß seines Volks länger zu leben als die große Zahl derer, die zu der Schwachherzigkeit ihres Jahrhunderts bewußt oder unbewußt beitrugen und doch gewohnheitsmäßig von einer Generation in die andere hinübergenommen werden.

Von der Fortführung des in Rede stehenden Brockhausschen Unternehmens hoffen und wünschen wir, daß dasselbe sich ganz besonders dem 18. Jahrhundert und zwar den Schriftstellern zuwende, welche dem Bewußtsein unserer Zeit mehr oder minder abhanden gekommen sind; auf diese Weise würde die „Bibliothek" an Planmäßigkeit und Zusammenhang gewinnen, Tugenden von welchen bei der Mehrzahl ähnlicher Unternehmungen abgesehen worden ist. Nach der Anlage des Ganzen steht zu hoffen, von der Aufnahme vereinzelter Werke unserer eigentlichen Klassiker (Göthes Faust, herausgegeben von Moritz Carriere, und Lessings Emilia Galotti, Minna v. Barnhelm und Nathan, herausgegeben von Hermann Hettner), die in die vorliegende Sammlung mit hineingezogen worden, werde in Zukunft abgesehen und auf diese Weise der Brockhausschen Classikerbibliothek ein selbständiger und eigenthümlicher Werth gesichert werden.

Digitized by Google

Populäre Aesthetik von Dr. Carl Lemcke, Docent an der Universität zu Heidelberg. 2. vermehrte und verbesserte Auflage, mit 53 Illustrationen. Leipzig. E. A. Seemann 1867.

Das Interesse an den einzelnen Gattungen der Künste scheint sich bei unserem Volke periodisch abzulösen. Einmal hat die Poesie, einmal die Malerei oder Architektur, dann die dramatische Darstellung die populäre Theilnahme fast ganz in Anspruch genommen. Heute sind wieder die bildenden Künste bevorzugt, aber wir haben schon in der gleichzeitigen Pflege der Musik einen guten Anfang für Fortpflanzung des Verständnisses und Antheils für die Schwestermusen. Da ist nun ein verständiger Führer, der sich ohne Aufdringlichkeit und mit liebevoller Schonung der ungeordneten Triebe und unausgebildeten Organe des Volksgeschmackes bemächtigt, um ihm deutlich zu machen, was in den verschiedenen Künsten die Kunst sei, ein sehr schätzbarer Freund. Und das Verdienst, so wirken wollen, muß bei unserem Buche zunächst anerkannt werden; daß es auch willkommen gewesen und wirklich schon Erfolg gehabt hat, zeigt die zweite, wesentlich vervollständigte Auflage. Ohne die Pedanterie einer stilistisch gemachten Gesprächsform behandelt der Verfasser seine Gegenstände mit dem frischen lebendigen Ton mündlicher Rede, — wofür wir ihm auch manche Ausdrucksweise gern zu gute halten — und gibt, ohne an sein Publikum andere Voraussetzungen zu machen als die, welche jeder empfängliche Sinn von einiger Bildung erfüllt, eine klare Darstellung der Aufgaben und der Entwickelung der Künste.

Wir dürfen hoffen, daß das Buch, unterstützt durch die trefflich ausgewählten Illustrationen, allmählich den Schaden wieder gut macht, den unklare und fehlerhafte Werke wie u. a. die unglückliche Ch. Oeser'sche Aesthetik in der Bearbeitung von Grube besonders in den Köpfen der Frauenzimmer angerichtet haben. Das vorliegende Buch gibt bei aller Knappheit eine vollständige und für Alt und Jung praktische, auf durchaus gesunden Anschauungen beruhende Unterweisung und lockt das eigene Nachdenken dadurch, daß es sich vor absichtlicher Lehrhaftigkeit hütet.

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google